Leokadie.

Leokadie.

Bilder aus der Gesellschaft

von

Gottfried Nessel.

Leipzig.
Justus Naumann's Buchhandlung.
1868.

Die Fehler der Menschen sind die
Schule der Weisen.

Alte Handschrift.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Es war heiliger Dreikönigstag. Es ist manches Jahr hin, aber ich sehe noch in der Sanct Lambertuskirche die Mutter Maria mit der Goldkrone auf dem überschleierten Haupte und das Christkindlein mit der Flachsperücke auch mit einem Krönlein auf ihrem Schooß. Oben über dem Stall ein großer goldener Stern und vorn kniend die heiligen drei Könige, die Repräsentanten der drei Völker von Sem, Ham und Japhet. Es ist bitterkalt, die Jungens stecken ihre Hände in ihre knappen Höschen und die Wichter, — wie die Mädchen dort zu Lande heißen, hüllen sich in ihre Mäntelchen, — und doch fühlen sie nichts von der Kälte; der Mohr Melchior mit seinen dicken Lippen und kreideweißen Augen und der krausköpfige Caspar mit dem Kästlein voll Gold und der Balthasar im langen grauen Bart — und die Kamele und die Pferde und was sonst zum Hofstaat der heiligen drei Könige gehört, läßt sie alle Kälte vergessen, sie frieren wohl, aber sie wissens nicht. Ich war kein katholisch Kind, aber ich habe stundenlang in der Lambertuskirche gestanden und dann ist mir die Geschichte in die Seele hineingewachsen.

Es war heiliger Dreikönigstag und wieder bitterkalt, aber im protestantischen Land giebt es keine Jungfrau Maria mit der Goldkrone und kein Jesuskindlein und keine heiligen drei Könige in der Kirche, vor denen die Kinder das Frieren vergessen. Darum wissen die Leute auch nichts vom heiligen Dreikönigstag. Ein irdener Topf behält davon den Geruch, was zuerst hineingethan wird, sagt eine lutherische Kirchenordnung. Wenn aber nichts hinein kommt als höchstens der fremdklingende Name, Epiphaniasfest — wie solls aus den Kinderherzen durchs Leben duften!

1

Im Schloß des Kammerherrn von Mannhardt war's allerdings etwas anders. In einigen aristokratischen Familien im protestantischen Norden wird das Bohnenfest am heiligen Dreikönigstag gefeiert. In einen Kuchen steckt die Hausmutter eine Bohne. Wer das Stück mit der Bohne bekommt, der ist für das Jahr Bohnenkönig wenn's ein Männlein, Bohnenkönigin wenn's ein Fräulein trifft. Jedes hat dann das Recht, sich eine Königin respektive einen König auszuwählen. Ein Scherz vom Hofe des allerchristlichsten Königs her, als noch das Lilienbanner über den Tuilerien wehte. Daher mag es kommen, daß die Aristokratie diesen Brauch adoptirt hat. Es sind oft Kleinigkeiten die Sprache legitimistischer Sympathien. Und wer ahnte damals, daß nach wenigen Jahren die Weltgeschichte ihr Mene Tekel über die letzten Zweige des Hauses Bourbon sprechen würde.

Leokadie war Bohnenkönigin geworden und hatte von den Geschwistern die Krone bekommen, die zu diesem Feste alle Jahre neu aus einem Bogen Goldpapier geschnitten wurde. „Nun wähle Dir den König!“ sagte die Mutter neckend. Aber wer sollte das sein? Der Vater? Das ging nicht, denn die Bohnenkönigin ist souverain und der Vater ließ sich doch unmöglich zur Stellung eines Gemahls der Königin von England herabdrücken. Die Brüder? Der ältere war fern auf der Schule und der jüngere, Odo — nein, der konnte noch nicht repräsentiren, hätte höchstens als Herr seines Ponys den Oberstallmeister der Königin abgeben können. Die Königin blieb allein auf ihrem Bohnenthrone. „Ach Du kannst gar nicht Königin sein,“ meinte Odo, „Du kannst gar nicht befehlen, tritt Deine Krone nur an Hildegard ab.“ „So“, meinte die lachend, „Du hältst mich wohl für so eine Art Semiramis?“ — „Nein nein!“ unterbrachen die beiden jüngeren Geschwister Clara und Fränzchen, „Leokadie soll Königin bleiben, dann kriegen wir dieses Jahr viel Kuchen.“ — Das war das Recht der Bohnenkönigin, während des Jahres ihrer Herrschaft allerlei Gaben auszutheilen. „Aber einen König muß Leokadie sich doch wählen!“ meinte die Mutter, „was meint ihr zu Vetter Franz, der uns ja

morgen besuchen will?" wandte sie sich scherzend zu den beiden kleinen Mädchen. „Vetter Franz?" sagte Clara, „der spricht ja nur von Pferden, nein den kann Leokadie nicht gebrauchen." „Ich weiß was", sagte Fränzchen und sah dabei sehr wichtig aus, als wenn sie über ihren klugen Einfall selbst staunte, „heute Abend kommt ja der neue Hauslehrer, den kann Leokadie zum König machen." Schallendes Gelächter von allen Seiten hätte dem armen Fränzchen bezeugen können, daß sie eine ungeheuere Dummheit gesagt habe, wenn ihr argloses Herzchen solch einen Gedanken hätte fassen können.

Auf dem rechten Flügel des Schlosses lag das Fräuleinzimmer. Kein besserer Dolmetscher für den Bewohner als das Zimmer. Was für Möbeln, wie sie stehen, wie die Decoration, was für Bilder, — ob Alles sauber abgestäubt, ob kein Handschuh, kein Tuch oder Mantel dort hingeworfen, — das Alles ist Sprache. Dieses Zimmer, was soll ich sagen, machte einen dualistischen Eindruck. Behaglich ja. Man vergaß es, daß draußen das Thermometer funfzehn Grad unter Null zeigte. Daß die Wärme des mächtigen Kachelofens mit seinen grünlichgrauen Fliesen für die Nacht nicht abnahm, dafür hatte Johann noch einmal am Beginn des Abends gesorgt. Die schweren Damastportieren wehrten der kalten Luft von der Thür her und die Winterblumen auf den Fensterscheiben verhüllten braun und gelbgestreifte Vorhänge, die mit ihren gelbseidenen Quasten von der Decke bis zur Erde reichten. Ein elastischer Plüschteppich durch das ganze Zimmer diente nicht wenig dazu, den Eindruck der Behaglichkeit zu vermehren, den das wohlthuende Licht einer Ampel, die an bronzener Kette in der Mitte des nicht gerade großen Gemachs von der Decke herabhing, vollendete. Jedenfalls ohne bestimmte Absicht der Bewohnerinnen, war doch der Raum in zwei Hälften getheilt, deren jede einen andern Charakter trug. Leokadie's zierliches Schreibpult stand nahe dem Fenster unter einer wohlgepflegten Epheulaube, während Hildegard, die ältere Schwester, ihrem Schreibtisch seinen Platz an der Wand gegenüber unter einem großen Kupferstich einer Landschaft von Poussin

gegeben hatte. Ein kleines gußeisernes Crucifix mit zwei Gypsstatuetten Maria und Johannes auf entsprechenden Consolen an der Wand über dem Schreibpult gab der ganzen Laube etwas kirchenartiges, was noch durch eine silberverklammerte Bibel nebst Gesangbuch, die unter dem Crucifix lagen, vermehrt wurde. Zu beiden Seiten der Landschaft an Hildegards Seite standen zwei ritterliche Gestalten von Steinpappe, von denen jede die Wappenschilde der Familie zu Füßen hatten. — Ein Divan mit grünem Damast überzogen, vor ihm ein ovaler mit gleicher Decke bedeckter Tisch bildete mit einer Bücherconsole über dem Divan den neutralen Theil des Gemachs. Eins war etwas besonderes, — vorzüglich für ein Damenzimmer. Es fehlte der Spiegel. Jedenfalls besaß das Schlafgemach der jungen Damen, in das eine kleine Tapetenthür neben Hildegard's Territorium führte, dieses nothwendige Utensil. Daß es aber hier fehlte, ließ mit Recht der Vermuthung Raum, daß der gewöhnlichen Fraueneitelkeit diese beiden Jungfrauen nicht verfallen waren.

„Wie gefällt Dir Herr Dorn?“ — das war der Name des neuen Hauslehrers, — frug Hildegard ihre Schwester, als beide etwas später als sonst zur Nachtruhe aus den unteren Räumen in ihr Zimmer sich zurückgezogen hatten. „Nun,“ meinte diese, „er scheint ganz anderer Natur zu sein als Herr Schlampenbach.“ So hieß der Vorgänger des Herrn Dorn, der wegen einer Liaison mit der Gouvernante mit dieser das Haus hatte verlassen müssen. „Ich meine auch“, erwiderte Hildegard, „er sieht mir nicht darnach aus, als ob er den Kutscher zum Freunde machen, und auf der Stube von Mama's Zofe zur Kaffeevisite gehen könnte.“ „Aber Herr Schlampenbach war doch ein gläubiger Mann,“ meinte Leokadie begütigend. „Ei, was hilft mir alle Gläubigkeit,“ ereiferte sich fast Hildegard, „wenn man seine Stellung so ganz und gar vergißt und sich so wegwirft! Nein nein, wenn sich ein Mensch zum Bedienten hält, kann er sich nicht wundern, wenn man ihn darnach taxirt.“ „Aber Hildegard,“ sagte bittend Leokadie, „bedenke doch, daß uns Herr Schlampenbach die Bibel doch oft schön erklärt hat,

und die sagt doch auch, haltet euch herunter zu den Niedrigen." „Schöne Exegese die," erwiderte spottend Hildegard, „darnach müßtest Du, wenn er Dich haben wollte, einmal unsern Schäferknecht heirathen." Leokadie schwieg und ging zu ihrem Schreibpult, um nach ihrer Gewohnheit vor dem Zubettegehen noch ein Wort aus ihrer Bibel zu lesen. Aber dazu ließ es Hildegard für diesesmal nicht kommen. Sie fühlte, daß sie ihre Schwester verletzt habe und sie hatte sie viel zu lieb, als daß sie das nicht hätte gut machen sollen. „Dienchen!" sagte sie schmeichelnd, indem sie auf den Divan sie zurückzog, „nimm's mir doch nicht übel, aber Du weißt, daß ich's nun einmal nicht leiden kann, wenn man mit Bibelsprüchen ungeschliffenes Benehmen bemänteln will, und das wirst Du mir zugeben, daß Herrn Schlampenbach's Benehmen nicht passend war, sonst würden ihn doch auch nicht Papa und Mama weggeschickt haben." Gegen dieses Argument konnte Leokadie nichts mehr einwenden; was die Eltern thun, ist immer recht, das war ihr so gewiß wie das Bibelwort.

„Aber Du hast mir noch nicht gesagt," meinte Hildegard nach einer Pause, „wie Dir der neue Hauslehrer gefällt; — daß er ein anderer Mensch ist als Herr Schlampenbach, das sieht man auf den ersten Blick." „Gewiß!" erwiderte Leokadie, „aber aufrichtig gesagt, so ganz gefällt er mir nicht, er spricht mir zu viel und hat zu viel Weltförmiges in seinem Benehmen." „Ach Du meinst," erwiderte Hildegard lachend, „ein Theologe müsse ein bischen linkisch sein und über nichts weiter sprechen, als über geistliche Sachen? Nun ich sage Dir, das eben gefällt mir an Herrn Dorn, daß er auch für andere Dinge, als die gerade in der Bibel stehen, ein offenes Auge und Herz zu haben scheint, — und daß er darüber gut zu sprechen versteht, das kommt jedenfalls den Kindern und auch uns beiden zu Gute." „Auch uns?" frug Leokadie. „Weißt Du denn nicht?" erwiderte die Schwester, „ach nein, Du warst ja noch nicht zum Thee gekommen, als Mama ihm sagte, was ihr Wunsch in Bezug auf den Unterricht sei, da äußerte sie, daß er auch uns Abends eine Stunde in Geschichte und Religion geben solle." „Das hätte

Mama lassen können," sagte Leokadie fast erschrocken. „Dienchen, Dienchen," drohte Hildegard neckisch, „das ist das erstemal, daß Du etwas nicht billigst, was Mama beschlossen, sollst sehen, Du wirst noch sehr gerne bei Herrn Dorn Stunde haben — am Ende machst Du ihn wirklich noch zum Bohnenkönig." Das helle Lachen, was dieser Aeußerung von beiden Seiten folgte, zeigte die Unbefangenheit beider. Und doch — es war ja Fränzchens Vorschlag, und Kinder und alte Leute sagt man, sagen oft die Wahrheit.

Jetzt aber ging Leokadie ernstlich zu ihrer Bibel und Hildegard schlüpfte, nachdem sie das Wachslicht, das der Diener auf ihren Tisch gestellt, angezündet, durch die Tapetenthür und Leokadie folgte ihr, als sie ihren Vers gelesen und ein stilles Gebet gesprochen hatte. Es dauerte nicht lange, so vernahm man aus dem Schlafgemach, dessen Thür zum Zimmer offen geblieben, die ruhigen Athemzüge der beiden schlummernden Schwestern.

II.

Es ist ein eigenthümliches Ding um Ahnungen. Sie fliegen plötzlich in die Seele hinein; man weiß nicht woher. Man sucht nach einem vernünftigen Grund, aber da ist keiner. Ist's eine Engelstimme, die der Seele zuflüstert, sie warnt, sie vorbereiten will, damit der Schlag uns nicht so gar plötzlich treffe? Wer weiß es. Oder sind sie die Früchte heimlicher Combination, die, ohne daß sie zum Bewußtsein gelangt, in der Tiefe der Seele aus vorliegenden oft unbedeutenden Thatsachen vor sich gegangen? Wer weiß es. Wie ein plötzlicher Lufthauch über den klaren Wasserspiegel, ziehen sie über die Seele dahin, nur mit dem Unterschiede, daß das Wasser sich wieder ebnet, aber ist die Ahnung einmal gekommen, dann schwindet

sie nicht wieder, sie arbeitet unter äußerer Ruhe, und bohrt sich immer tiefer in das Gemüth hinein. Allerdings muß es ein Gemüth darnach sein, leichter Sinn schlägt's hinweg, nur tiefer angelegte Naturen erfahren das.

Am Abend des heiligen Dreikönigstages waren im Pfarrhause zu Karmzow liebe Gäste. Das Dorf Karmzow lag nahe bei der Kreisstadt. Der Pfarrer und seine Frau, beide noch in der Mitte der Jahre, aber kinderlos, waren die liebenswürdigsten Wirthe, die mit den Einkünften der nicht unbedeutenden Pfarre nicht kargten. So kam es, daß der Pfarrsitz mehr einem Gasthofe glich, als der Wohnung eines Pastors. War der Herr Gerichtsdirector mit Frau Gemahlin in Begleitung des Hausfreundes, des Herrn Assessors nicht dort, so traf man gewiß die Frau Conrectorin, die geschwätzige Wittwe des weiland Conrectors und Nachmittagspredigers Freitag an der wohlbesetzten Tafel bei Kolbings. Und das ingte sich dann hinüber und herüber. Ing ist dort ein Zärtlichkeitsanhängsel, das allen Worten beigefügt wird, die Anspruch darauf haben. Mütting, Väting, Jünging — selbst Pasting — wird der Pastor genannt, wenn man ihm schmeichelnd nahe treten will.

Diesesmal waren es „Superintendentings," die noch am späten Nachmittag über knisternden Schnee mit hellem Schlittengeläut ins gastlich offene Thor des Pfarrhofes hineingefahren waren. So spät pflegten Superintendents selten zu kommen, aber die Frau Superintendentin hatte ihrer Tochter Eleonore ins Auge gesehen. „Döchting," meinte sie gutmüthig, „Du mußt Dir das nicht zu sehr zu Herzen nehmen, daß er fort ist, es sind ja nur ein paar Meilen, und zu Ostern sind Ferien, da kommt er ja wieder. Schnell nur mach Dich fertig," drängte sie, „Väting ist einverstanden, die Schlittenbahn gut, wir fahren nach Karmzow hinaus. Ich habe es Lisettchen auch sagen lassen." Die gute Frau hielt Zerstreuung für den besten Balsam gegen Traurigkeit.

Der Empfang war wie immer herzlich. An Stelle des Kaffee's, zu dem es zu spät war, erwärmte eine schnell impro-

visirte Weinpunschbowle die trotz Fußsack und Pelz doch durchkälteten Gäste, und nachdem unter mancherlei Fragen, wann Dorn abgereist und ob er auch auf dem Schlitten, der ihn abgeholt, gut eingepackt und gegen die Kälte geschützt gewesen sei, den freundlich gebotenen Schätzen der Speisekammer namentlich vom Superintendenten tüchtig zugesprochen war, wandte sich dieser würdige Herr zu seiner Tochter — „nun was meinst Du Döchting, wenn Du uns jetzt das Lied vorsängest, das Du gestern Abend noch zum Abschied gesungen hast?"

Der Superintendent war ein außerordentlicher Freund von Musik. Aber sie war ihm weniger Bedürfniß des Herzens als angenehme Berührung des Ohres. Er fand in ihr nicht den Ausdruck von Gedanken und Empfindungen, die sich nur singen lassen und die ihm überhaupt wohl fehlten, sondern die Töne waren für ihn nur das, was für Kinder die Wiege ist, sie accompagnirten der Behaglichkeit seiner Seele. Der Superintendent war eine jener behaglichen und behäbigen Naturen, die in der, wenn man will, glücklichen Lage sich befinden, immer in gleichmäßiger Verfassung zu sein, weil ihnen jegliche Tiefe fehlt. Er war ein Seelenhirt, der nach dem praktischen Grundsatze verfuhr: leben und leben lassen, ein guter Gesellschafter, ein milder Vater und ein sehr nachgiebiger Gatte. Es ist das letztere ein Glück, wenn die Frau, wie die Superintendentin ihre eigne Meinung hat, die sie um jeden Preis durchzusetzen trachtet. Freilich ein mehr als zweifelhaftes Glück, wenn man von einem anderen Standpunkte aus die Sache ansieht. Die Aufforderung des Superintendenten an seine Tochter paßte zu seinem Naturell; Leute dieser Art meinen es gut und schneiden dabei durch die Seele.

„Väting, bitte laß mich heute nicht singen," bat Eleonore. „Die rauhe Luft ist Dir wohl auf die Stimme gefallen," meinte der Superintendent gutmüthig, wandte sich dann aber, zum Glück für Eleonore, ohne deren Antwort abzuwarten, zu seinem Wirth: „na Pasting, dann langen Sie nur die Karten vor!"

Die Karten waren für den Geist des Superintendenten dasselbe, was die Musik für sein Ohr. Sie gaben ihm eine angenehme Beschäftigung. Natürlich spielte er völlig leidenschaftslos; ich glaube, er würde es auch gethan haben, wenn das Point höher als einen Pfennig gestanden hätte. Daß für einen Seelenhirten, der zudem Oberhirt war, sich das Kartenspiel nicht recht ziemen wollte, fühlte er natürlich nicht. Man darf das dem guten Manne nicht so gar hoch anrechnen. Es ist nicht so gar lange her, daß in einer namhaften Stadt Norddeutschlands ein Candidat, der sich bei dem Consistorialrath zum Examen melden wollte, eilig von der Thür, die zu dessen Zimmer führte, sich zurückzog, weil zu seinem Entsetzen ihm aus diesem für ihn so heiligen Raume die wohlbekannte Stimme des Hochwürdigen entgegentönte: „Pik ist Trumpf!“ und dann eines Anderen, eines noch Hochwürdigeren Herrn: „As ist Trumpf!“

Die Partie war bald arrangirt. Spieltische fehlten zu der Zeit kaum in einem Pfarrhause und die Karten zeigten, daß diese „vier Bücher der Könige,“ wie man sie scherzweise im geistlichen Idiom nannte, öfters von der geistlichen Hand aufgeschlagen wurden, als wahrscheinlich die zwei der Bibel. — „Wissen Sie auch, was heut für ein Tag gewesen?“ wandte sich schmunzelnd der Superintendent an seinen untergebenen Amtsbruder. Der mußte gestehen, daß er es Dank dem Idealismus des Protestantismus nicht wußte. „Heiliger Dreikönigstag!“ erwiderte der Superintendent im Gefühle seiner oberhirtlichen Ueberlegenheit in Bezug auf allerlei Wissen, fügte dann aber hinzu: „Pasting, mit drei sind wir hereingegangen, mit vier gehen wir aus dem Tag heraus;“ und nun folgte jenes Lachen, mit dem der Herr Superintendent gewöhnlich allein seine geistreichen Bemerkungen begleitete. Ob der Amtsbruder doch etwas von der Blasphemie in dieser witzig sein sollenden Bemerkung seines Oberhirten fühlte und darum nicht mitlachte, fast möchten wir dies glauben, denn ob auch Rationalist, wie fast alle seine Herren Amtsbrüder damals, hatte er doch noch eine gewisse Achtung vor geistlichen Dingen sich bewahrt. Es wäre

ihm unmöglich gewesen, in Weise seines Superintendenten die Bibel sein Handwerkszeug zu nennen.

Eleonore war keine Freundin des Kartenspiels, sie mußte zu Hause zwar allabendlich den vierten Mann machen, wenn nicht Lisettchen ihre Stelle übernahm oder sonst Besuch da war; aber sie that es mechanisch, weil's nun einmal so war. Interesse konnte sie den Blättern nicht abgewinnen, an denen so manche Thräne klebt. Eleonore freute sich, diesesmal ihres Amtes überhoben zu sein, da „Hastings" ihren Eltern sich gegenübergesetzt hatten. Sie zog sich in das Fauteuil in der Nähe des wohlverhangenen Fensters zurück, während ihre Freundin Lisette dem Spiele zusah und dann und wann der von ihr begünstigten Partei einen Wink gab.

Eleonore war das älteste von den beiden Kindern von Superintendents. Der Sohn Siegwart hatte an dem Gymnasium einer benachbarten Stadt eine Lehrerstelle übernommen. Eleonore hatte schon die Linie, die den Frühling vom Sommer scheidet, überschritten. Sie zählte sechsundzwanzig Jahre. Aber ihr ganzes Wesen gehörte noch der frischen Jugend. Ihre Züge waren für eine Frau zu stark, aber der frische Teint, das große blaue Auge, dunkeles üppiges Haar, das in starken Flechten in den Nacken herabfiel, dazu eine tadellose Gestalt über Mittelgröße — das Alles ließ sie für schön gelten. Sie war für die Wirthschaft erzogen; ihre Mutter hatte die richtige Einsicht, daß ein nicht geringes Erforderniß einer zukünftigen guten Hausfrau darin besteht, daß sie mit dem Gegebenen haushalten versteht. Das verstand Eleonore. Es war das für sie nicht schwer, weil im elterlichen Hause das Gegebene nicht kärglich zugemessen war. Niemand bereitete einen besseren Braten als sie und eben so sehr war sie in den höheren Graden der edlen Kochkunst, der Bereitung von allerlei Crêmen, Kuchen und Torten erfahren. Daß unter diesen Beschäftigungen die Ausbildung in den Dingen, die heut zu Tage das Thema der höheren Töchterschulen bilden, etwas zurückgeblieben war, schadete nach der Ansicht der Superintendentin einer

künftigen Pfarrersfrau wenig. Sie hatte bei ihrem klaren Verstande bemerkt, daß die Herren Pfarrer meistentheils keine lumina mundi waren, und meinte, es sei gut, wenn eine Frau weniger wisse als der Mann, wenn sie mehr wisse, dann würde sie ihn beherrschen. Sie hatte Erfahrung in dem Punkte. Für Eins hatte der Vater nach seiner Neigung gesorgt. Eleonore besaß durch den Unterricht eines geschickten Cantors nicht geringe musikalische Kenntnisse und wußte dieselben mit Hülfe ihrer seelenvollen Altstimme aufs anmuthigste zu verwerthen.

Ob dieses donum superadditum zu der sonstigen anmuthigen Erscheinung das Netz gewesen, in dem das Herz Dorn's gefangen worden, oder die Auszeichnung, mit der sie den Freund ihres Bruders behandelt, der bei einer gemeinsamen Ferienreise nicht ungern auf Einladung des Superintendenten etliche Wochen in der Superintendentur zugebracht; — ich lasse das dahingestellt sein, es ist nicht selten, daß ältere Mädchen auf jüngere Männer eine besondere Anziehungskraft ausüben; — genug, aus dem anfänglichen freundschaftlichen Verhältniß hatte sich alsbald durch gegenseitige Correspondence und allerlei Aufmerksamkeiten, an denen es Dorn von der Universitätsstadt aus nicht fehlen ließ, ein zärtliches gebildet, und als nach Jahr und Tag Dorn seine erste theologische Prüfung bestanden, fand auch der Superintendent nichts mehr gegen die Verlobung seiner Tochter mit dem Candidaten des Predigtamts, Herrn Dorn, einzuwenden.

Eleonore schien Alles um sich her vergessen zu haben. Ihr Auge ruhte auf dem goldenen Reif mit dem Rubin in der Mitte, den ihr Dorn am Verlobungstage an den Finger gesteckt. Ob sie weinte? Es schien fast so, denn als Lisette zu ihr trat, und ihr neckend sagte: „Sieh da die zärtliche Braut, erst einen halben Tag ist der Bräutigam weg und da sitzt sie schon wie weiland die Nonne auf Nonnenwerth!“ drückte sie erschrocken das Taschentuch, einen Moment sich abwendend, gegen das Auge. „Wirklich geweint,“ meinte Lisette, „mein Schätzchen, da verlobe ich mich mein Lebtag, nicht, wenn's Verloben so

traurige Leute macht." — Ein Schalk würde in dem Augenblick an die Fabel vom Fuchs und den Trauben gedacht haben, denn Actuar's Lisettchen war ihre fünf bis sechs Jährchen älter als Eleonore und ihre körperlichen Reize waren nicht der Art, daß sie einen Freiersmann würden bewogen haben, über das „schier dreißig Jahre bist du alt" hinwegzusehen. Dazu kein Vermögen! Das war eigentlich ihr Glück, denn am Ende hätte auf die Angel doch noch Einer angebissen, und dann wär's, wenn der Ehemann nicht Etwas von der Natur des Superintendenten in dem Punkt gehabt, eine gar unglückliche Ehe geworden, denn Lisettchen, die einzige Tochter, war in der That prononcirt selbstständig, und konnte, wenn ihr der Wille nicht geschah, gar bitterböse werden. Das hatte Eleonore auch zuweilen erfahren müssen. Aber dennoch waren beide, was man so sagt, gute Freundinnen geblieben. Sie waren auf einander angewiesen, die einzigen noch unverheiratheten Mädchen ihres Alters und Standes in dem Städtchen; vielleicht mochte auch die große Verschiedenheit ihres Charakters dafür der Grund sein. Man sagt ja, daß das Entgegengesetzte aufeinander Anziehungskraft ausübt. In der That konnte man keine größere Verschiedenheit sich denken, als diese Beiden in ihrer Persönlichkeit repräsentirten. Lisettchen's Teint erinnerte an Mulattenabkömmlingschaft. Das spärliche schwarze Haar war in Ermangelung der Pomade mittelst Syrup fest an die breite Stirn gelegt. Zwei kleine geschlitzte Augen mit stechendem Blick, eine breite stumpfe Nase, hervorstehende Backenknochen und wulstige Lippen, die sich meistens nur zu beißendem Scherz öffneten, gaben dem Gesicht einen negerartigen Ausdruck. Dazu eine spindeldürre Gestalt und knochige Hände: in der That, sah man sie neben Eleonore, so glaubte man eine Königin mit ihrer Sclavin zu sehen. — Und doch war Lisettchen nicht unempfänglich gewissen Wünschen gegenüber. Sie unterhielt sich mit Eleonore am liebsten über die Geheimnisse des Brautstandes, wußte die Arglose auszufragen und als die Erfahrenere manchen Rath zu geben, den zum Glück Eleonore nicht verstand. Lisettchen hatte viel von der Sorte Bücher gelesen, die in der Leih-

bibliothek darum selten vorräthig sind, weil sie immer coursiren. Vielleicht hatte ihr etwas bitteres, ironisches Wesen darin seinen Grund, daß ihrem verlangendem Herzen keine Befriedigung geworden war. Hätte sie mehr Gemüth gehabt, so würde sie sentimental geworden sein, nun war sie bitter. Da sie nicht ohne Witz war, so ergoß sie ihre oft beißenden Sarkasmen in reichlichem Maße über die junge Männerwelt des Städtchens. Vor allen mußte der unverheirathete Assessor, der Hausfreund der Frau Gerichtsdirectorin, ihre scharfe Zunge erfahren. Der einzige junge Mann, der vor ihren Augen Gnade gefunden, war Dorn. Aber er war auch der Verlobte ihrer Freundin, und sonderbar, alten Mädchen ist ein Verlobter immer eine heimliche Bürgschaft eigener Hoffnungen. Hat sich der verlobt, so kann sich ja auch noch der verloben — natürlich mit mir. Dieses letztere mit mir hätte Lisettchen billig der Spiegel verbieten sollen — aber wenn der Schleier nur nicht wäre, der Selbsttäuschung heißt!

Als Eleonore nicht antwortete, drängte sich die Freundin zur ihr auf's Fauteuil und meinte: „Allerdings, Du mußt nun eine Zeit lang seine Küsse entbehren, aber desto besser schmecken sie, wenn er nun zu Ostern wiederkommt.“ „Lisette!“ war das Einzige, was Eleonore erwidern konnte. Ach, wer auf den Grund ihrer Seele hätte sehen können, der würde das Gewoge jener Ahnung wahrgenommen haben — dessen Inhalt war: Ostern kommt wohl, aber er kommt nicht wieder! Woher diese Gedanken? Klare Rechenschaft konnte sich Eleonore darüber nicht geben; aber sie waren da.

Die Spielpartie war zu Ende, der Superintendent klopfte seine Pfeife aus und meinte zu seiner Ehehälfte, sie habe so viel gewonnen, daß sie nun wohl den Zahnarzt, der ihr das neue Gebiß anfertige, selbst bezahlen könne. Ein gar strenger Blick der Frau Superintendentin belehrte ihn, daß die geistreiche Bemerkung wohl nicht ihren Beifall habe und er freute sich, daß seine Frau seinen faux pas dadurch wieder gut machte, daß sie sich zu ihrer Frau Schwester lachend wandte — „nicht wahr Pasting, die Männer haben allerlei Flausen im Kopf, ich habe

mal von dem neuen Gebiß der Frau Gerichtsdirectorin gesprochen, nun meint er gleich, ich wollte eins haben, das ich, wie Sie wissen, doch gar nicht brauche." Dabei hatte sie's in der That seit vielen Jahren, es sollte nur erneuert werden. Aber die Parade war vortrefflich. „Ei ei, also die schönen Zähne der Frau Gerichtsdirectorin sind falsch?" rief entsetzt die Amtsschwester. Jedenfalls wären noch mancherlei Expositionen nach dem Rubrum: „liebe deinen Nächsten als dich selbst" gefolgt, wenn nicht das Geläut der Glocken gesagt, der Schlitten stehe vor der Thür.

III.

„Hab' ich's euch nicht gesagt, der Junge ist und bleibt ein Don Juan!" — rief entrüstet Fräulein Martha Dorn ihrer Mutter entgegeben, als diese ermüdet durch die Frühlingsluft mit ihrer jüngeren Tochter Marie vom Spaziergange zurückgekehrt, in die Stube trat. „Was ist denn geschehen!" entgegnete erschrocken die Mutter. „Da lies; vor einer halben Stunde bringt der Postbote den längst erwarteten Brief — ich erbreche ihn hastig, denke, nun erzählt er uns, daß er eine Pfarre hat und daß er uns zur Hochzeit einladet — und nun — nein es ist zu arg — das arme Mädchen, aber er hat's ja immer so gemacht." — „Aber ich bitte Dich, mäßige Dich doch," sagte die Mutter mit ihrer sanften Stimme zu ihrer aufgeregten Tochter, „was ist denn nur geschehen." „Nun was soll geschehen sein? Herr Robert hat einmal wieder ein hübscheres Gesicht gesehen, und da gefällt ihm das andere nicht mehr, macht's wie's die ungezogenen Kinder mit ihrem Spielzeug machen, wirft's weg — er hat das Verlöbniß mit Eleonore aufgehoben."

„Aufgehoben, das Verlöbniß mit Eleonore aufgehoben? ich bitte Dich, das ist doch nicht möglich!" — rief die Mutter.

„Nicht allein möglich, sondern leider wahr — da lies nur" — und damit wollte sie Roberts Brief der Mutter reichen. Den aber hatte Marie schon genommen und ihn, während der heftigen Expectorationen ihrer älteren Schwester, durchflogen. „Nun!" sagte Marie, indem sie der zitternden Mutter den Brief reichte, „ganz so, wie Martha gesagt, ist es doch nicht, nicht er, sondern Eleonore hat das Verhältniß aufgelöst." „Ja schön, Eleonore," warf Martha gereizt ein, „das arme Kind wird wohl gemußt haben, chère frère hat ihr solche Briefe geschrieben, so artige Sachen gesagt, daß Eleonore, wenn sie noch etwas von Ehre und Reputation besaß, nicht anders konnte, als dem saubern Herrn Candidaten den Verlobungsring zurückzuschicken. Nein, geht mir," setzte sie heftig hinzu, „sie ist das Lamm, er ist der Schlächter."

„Aber ich bitte Dich," sagte Marie, deren blasses schönes Gesicht sich von innerer Erregung röthete, „bedenke doch was Du sagst, Robert ist doch Dein Bruder; wie kannst Du Deinen Bruder so hart verurtheilen? Hast Du denn schon den ganzen Brief gelesen, er ist ja acht Seiten lang."

„Wozu den ganzen Brief," erwiederte Martha, noch nicht ihrer Erregung Herr, „ich habe die erste Seite gelesen, da kamt ihr, und daran hab' ich genug, — was wird auf den andern Seiten viel noch stehen? Allerlei Gründe, mit denen er nach seiner Weise meisterlich schwarz in weiß zu kehren sucht, und die doch, gebt nur acht, auf nichts anderes herauskommen, als auf die alte Leier, ein ander Städel, ein ander Mädel."

„Aber liebe Martha," wandte jetzt die Mutter ein, die unterdeß Hut und Shwal abgelegt und sich in ihren Lehnsessel am Fenster niedergelassen, „Du bedenkst nicht, daß Robert doch ein anderer Mensch geworden; früher" — setzte sie seufzend hinzu, „nun da will ich ihn nicht für alle Fälle in Schutz nehmen, aber seitdem er sich bekehrt hat, ist's doch auch in dem Stücke mit ihm wohl anders geworden."

„Bekehrt?" lachte Martha hell auf — „ja mit dem Kopf, aber nicht mit dem Herzen. Wär's was Rechts mit seiner

Bekehrung —, nun ich habe die Station freilich noch nicht durchgemacht, — aber so viel sagt mir mein gesunder Menschenverstand, dann hätte er nie das Verlöbniß aufheben dürfen." „Aber Du hast doch selbst gelesen," warf die Mutter ein, daß Eleonore es gewesen, die ihm den Scheidebrief zugesandt." „Ja wohl," erwiderte jene, „und ich bleibe dabei, durch seine Schuld."

„Das beste ist, wir lesen seinen Brief," wollte eben die Mutter sagen, da klopfte es, und auf das „Herein!" der ältesten Tochter trat Consistorialrath Demberg, der langjährige Freund und Seelsorger der Wittwe Dorn und ihrer Familie, grüßend in die Stube.

„Sie haben Briefe von Ihrem Sohne empfangen," wandte er sich, zum Sitzen genöthigt, mit einem Blick auf Marie, die den Brief in der Hand hielt, zu Frau Dorn. „Ich bin von Allem unterrichtet," unterbrach er die Antwort, „er hat auch an mich geschrieben und mich gebeten, wenn ich seinen Schritt nicht mißbillige, zu Ihnen zu gehen, um Ihnen meine Ansicht über das Vorgefallene mitzutheilen."

Consistorialrath Demberg gehörte zu jenen Geistlichen, die dem rationalismus vulgaris ein gläubiges Herz gegenüberstellten, während der Kopf noch nicht den ganzen Glaubensinhalt lutherischer Lehre, der er der Geburt nach angehörte, in sich aufgenommen hatte. Sein Herz ruhte in der Wahrheit des Spruches: „Es ist in keinem anderen Heil," während sein Verstand noch gern darüber disputirte. Aber weil sein Herz in schlichter Einfalt und warmer Glaubensinnigkeit Christo angehörte, darum ging ihm jegliche Noth seiner Gemeindeglieder zu Herzen und eine treue Seelsorge war die Frucht dieser Herzensstellung. Was Wunder, daß er von seiner Gemeinde hochgeehrt wurde. Aber nicht allein von ihr, sondern er hatte sich auch durch sein taktvolles Benehmen und durch die nicht geringe Gabe seiner Kanzelberedtsamkeit die Achtung des katholischen Clerus und der Bewohner der ganz katholischen Stadt, in der die evangelische Gemeinde nur einen geringen Theil ausmachte, in hohem Maße zu erwerben gewußt. In der That ein beredtes Zeugniß,

daß die Liebe Christi in ihm Gestalt gewonnen, und den Zeugenernst, den er in hohem Maße besaß, mit der Weisheit verbunden hatte, die ihn in oft schwierigen Fällen der andern Kirche gegenüber den confessionellen Frieden zu bewahren lehrte.

Wäre es nicht der auch von ihr hochgeachtete Seelsorger gewesen, so würde Martha auf dessen Aeußerung: „wenn ich seinen Schritt nicht mißbillige" jedenfalls bemerkt haben, also doch sein Schritt, also doch nicht Eleonoren's — nun aber schwieg sie und begnügte sich damit, bei dieser Aeußerung Mutter und Schwester eine Art Triumphblick zuzuwerfen, als ob sie sagen wollte, hab' ich nicht recht gehabt?

Der Mutter aber war ein Stein vom Herzen gefallen, als sie von vorn herein aus dem Besuch des Consistorialrathes entnahm, daß er das Vorgefallene nicht mißbillige. Zudem kannte Niemand den inneren Entwickelungsgang ihres Sohnes besser, als der Consistorialrath. Seit den Tagen des Gymnasialcursus, in denen Demberg den Religionsunterricht der Classe geleitet, durch die ganze Universitätszeit bis auf diesen Tag, das wußte sie, hatte Robert in brieflichem Verkehr mit dem Consistorialrath gestanden. Wer konnte also besser und — gerechter über ihn urtheilen, als er?

„Allerdings," ergriff der Consistorialrath das Wort, als er seinen Stuhl näher zum Sessel der Wittwe, gerückt, — „allerdings ist Ihr Sohn nicht ohne Schuld in dieser freilich betrübenden Angelegenheit." „Der trägt jedenfalls die Hauptschuld," warf Martha schnell ein. „Wissen Sie das, Fräulein Martha?" erwiderte der Consistorialrath ernst, „dann wissen Sie mehr als ich." Das Wort war noch mehr Strafe als der strafende Blick der Mutter.

„Ihres Sohnes innerer Entwickelungsgang hat in den letzten Jahren eine für mich gar erfreuliche Wendung genommen," fuhr der Consistorialrath fort. „Sie wissen, er hat lange Zeit außerhalb des Glaubens gestanden. In der Zeit hat er sich mit Fräulein Eleonore verlobt. Ich weiß nicht, ob er Ihnen von dem Abend in dem Hause des Superintendenten etwas geschrieben,

an dem Alles, was ihm das liebste auf Erden geworden — der Glaube an seinen Herrn und Heiland, den wahren Gottes- und Mariensohn, von allen Familiengliedern, theils, wie von dem Vater und dem Bruder, vor allen von der Mutter seiner Braut, auf das Bitterste verhöhnt, von seiner Braut aber wenigstens belächelt wurde." „Er schreibt davon in diesem Briefe," bemerkte Marie auf den Brief hinweisend, der vor ihr lag. „Nun, der Abend," fuhr der Consistorialrath fort, hat einen Stachel in seiner Seele zurückgelassen, an deß Wunde, wie ich fürchte, wenn auch nicht seine Liebe zu Eleonore, doch seine Neigung, mit dieser Familie auf immer verbunden zu werden, sich verblutet hat."

„Aber ich bitte Sie, Herr Consistorialrath," unterbrach ihn Martha, „er sollte doch nicht die Familie, sondern Eleonore heirathen!"

„Gewiß mein Fräulein!" erwiderte der Consistorialrath, „ich spreche ja auch Ihren Herrn Bruder nicht von der Schuld frei, er würde auch nach meiner Ueberzeugung männlicher, eines Christen würdiger gehandelt haben, wenn er das Kreuz, was er durch den Eintritt in solch eine Familie selbst, ob auch in der Zeit seines mangelnden Verständnisses auf sich geladen, auf sich genommen und dem Herrn geduldig nachgetragen hätte. Aber wollen Sie Ihren Bruder darum verurtheilen, daß er schwach gewesen und in dem Gefühl seiner Schwachheit gehandelt hat?"

Martha schwieg. „Und von Leichtfertigkeit," wandte sich der Consistorialrath zur Wittwe, „muß ich Ihren Herrn Sohn in diesem Falle Gott sei Dank freisprechen. Er hat seiner Braut nach langen inneren Kämpfen einen Brief geschrieben, den er mir in Abschrift beigelegt, in dem er ihr sein ganzes Herz — den Weg zeigt, den ihn sein Gott geführt, die vielfache Heftigkeit abbittet, und so manches andere, dessen seit dem Abende er sich schuldig gemacht, es ihr aber auch offen ausspricht, daß es ihm schwer falle, ein Bündniß aufrecht zu erhalten, das ihn in Conflikte führen werde, durch die er an seinem inwendigen Menschen Schaden zu nehmen fürchte. Uebrigens lege er Alles in ihre Hand."

„Und ihr wollt noch nicht zugeben," wandte sich nach dieser Eröffnung Martha an Mutter und Schwester, „daß er allein die Schuld trägt? Ich bitte Sie, Herr Consistorialrath," sagte sie zu diesem, „wie konnte ein ehrliebendes Mädchen hiernach anders, als den Ring zurückschicken?"

„Allerdings!" meinte dieser und bezog sich noch einmal auf seine Aeußerung, daß er Robert keineswegs von Schuld freispreche, „aber ehrlich und gerade hat Ihr Bruder doch gehandelt, das werden Sie zugeben müssen." „Wenn nicht noch aus andern Motiven dieser Brief hervorgegangen ist!" meinte Martha.

Der Consistorialrath schien gespannt. „Herr Consistorialrath," hub Martha mit ruhigem Ernste an, „es ist mein Bruder, aber leider muß ich sagen, daß er schon manchem Mädchen den Kopf verdreht hat." „Oder," bemerkte dieser mit einer gewissen Ironie, „diese ihm." Martha mußte zugeben, daß das auf Gegenseitigkeit beruhe, erinnerte dann aber den Consistorialrath an das neue Hauslehrerverhältniß, in das ihr Bruder getreten und meinte, aus dem überschwänglichen Lob, das er in seinen Briefen dieser Familie gegeben, glaube sie eine heimliche Neigung ihres Bruders zu einer der Töchter jenes Hauses herauszufühlen. „Hat er denn etwa über eine der jungen Damen, die er dort unterrichtet, Etwas geschrieben?" frug der Consistorialrath. „Das nicht!" meinte Martha, „aber Sie kennen meinen Bruder und dessen für Schönheit leicht empfängliches Herz. „Ist denn eine der Damen besonders schön?" frug lächelnd der Consistorialrath. Darüber wußte Martha keine Auskunft zu geben, denn darüber hatte Robert nichts geschrieben.

„Ich fürchte," war die Erwiderung, „Sie unterschätzen doch den Verstand Ihres Herrn Bruders. Wie er mir schreibt, gehört die Familie, in die er getreten, dem hohen Adel des Landes an, und so weit mir die Sachlage dort bekannt ist, trennt eine tiefe Kluft dort den Adel von allen Bürgerlichen. Das wird ihr Bruder wissen und vor einer bloßen Liaison bewahrt ihn, wenn nicht sein jetziger christlicher Charakter, doch wiederum sein Verstand. Er muß sich doch sagen, daß mit dem Augen-

blicke, wo er eine Unbesonnenheit beginge, seine dortige Stellung aufhören müßte. Und doch dürfte etwas Wahres an Ihrem Verdachte sein, Fräulein Martha," fuhr der Consistorialrath fort, „in jener Familie scheint nach seinen Schilderungen der Herr eine Gestalt gewonnen zu haben. Er schreibt mir von den Hausgottesdiensten, die Morgens und Abends dort gehalten werden, von dem stillen Walten wahrhaft christlichen Friedens und gegenseitiger Liebe. Es kann möglich sein, daß der Eindruck, den dieses Haus auf ihn gemacht, ihm die widerwärtige Gestalt des Hauses seiner bisherigen Braut nur um so mehr hat hervortreten lassen — und — ja ja, so etwas kann den Entschluß zu jenem verhängnißvollen Briefe zur Reife gebracht haben."

„Einen bessern Anwalt als Sie, liebster Herr Consistorialrath," meinte die Mutter hocherfreut, „hätte mein Sohn nicht finden können. Ich bin nun ganz beruhigt."

„Sagen Sie mir nur Eins," unterbrach jetzt Marie ihr bisheriges Schweigen, „ist es nicht jedenfalls eine Versündigung, wenn man ein Verlöbniß aufhebt?" Man sah, es ihrer vorgebeugten Gestalt, ihrem bange zuwartenden Antlitz an, dem heimlichen Zittern ihrer auf den Brief gepreßten Hand, wie viel ihr an der Antwort aus dem Munde ihres Seelsorgers gelegen war. Sie war etliche Jahre jünger als Robert und hatte diesen unaussprechlich lieb. Ihr Kindesgemüth fühlte sich zu Robert's sprudelndem leichten Wesen mehr hingezogen, als zu dem klar verständigen und etwas derben der älteren Schwester. Dazu hatte ihre Seele ihr unvermerkt durch den Einfluß der Predigten Demberg's ähnliche Wege eingeschlagen, wie Robert, darum waren ihr seine Briefe auch viel verständlicher als ihrer Mutter und Schwester, die bisher von dem Hauch des neuen Lebens, das damals in jenen Landestheilen die evangelische Kirche zu berühren anfing, noch fern geblieben waren. Sie hätte es nicht ertragen können, wenn ihr Robert in dieser wichtigen Angelegenheit unbedingt eine Sünde begangen hätte.

„Ich will nicht sagen," erwiderte der Consistorialrath, „daß dann der größere Theil der Sünde doch auf Fräulein

Eleonore fiele, Ihre Schwester hat richtig hervorgehoben, daß die eigentliche Veranlassung des Bruches auf Seiten ihres Bruders liegt —; wenn Sie aber von diesem besonderen Falle absehen, und wenn ich so sagen darf, in abstracto fragen, ob die Aufhebung eines Eheverlöbnisses unbedingt Sünde sei, so darf ich darauf mit einem runden „nein" antworten. Selbst die Zerreißung des Ehebandes ist in einem bestimmten vom Herrn ausdrücklich bezeichneten Fall für den unschuldigen Theil nicht Sünde, — wie sollte es denn die Auflösung eines Verlöbnisses sein, das doch gewissermaßen nur zu den Präliminarien zur Ehe gehört."

„Nun weiter wollte ich nichts wissen," erwiderte Marie mit dankbarem Blick, „nun weiß ich doch, daß Robert sich dadurch nicht versündigt hat, daß er das Verlöbniß aufgelöst."

„Das habe ich nicht gesagt," fiel der Consistorialrath schnell ein, „ich habe nur gesagt, daß das Verlöbniß eben so wenig unbedingt die Ehe zur Folge haben muß, als die Friedenspräliminarien den Frieden. Die Präliminarien können wieder abgebrochen werden, ist aber der Friede abgeschlossen, so bleibt es dabei. Aehnlich verhält es sich mit Ehe und Verlöbniß. — Daß Ihr Herr Bruder," fuhr der Consistorialrath fort, „nicht ohne Schuld, ich glaube das schon bemerkt zu haben; liegt doch auch in dem Mangel an christlicher Mannhaftigkeit eine große Schuld beschlossen, denn wollten wir, könnten wir sie besitzen, Gott ist reich und stark genug, sie einem Jeden zu schenken, der nur ernstlich will." — „Ja wohl, der Ihn ernstlich darum bittet!" ergänzte Marie, und man merkte ihr an, daß sie das aus tiefster, innerster Erfahrung sprach. „Amen!" sagte der Consistorialrath.

Es giebt ein letztes Wort im Gespräch, wenn das gesprochen, dann ist's Zeit aufzubrechen. Wird dieser Augenblick versäumt, knüpft man von Neuem den unterbrochenen Unterhaltungsfaden wieder an, so geht's dem Segen, den ein Gespräch gehabt, wie dem Rhein. Der verläuft sich bekanntlich in viele kleine Flüsse, und an keinem von diesen merkt man den majestätischen Strom, von dem sie ausgegangen sind.

Consistorialrath Demberg griff nach diesem Schlußwort nach Hut und Stock und empfahl sich, die Einladung zum Thee ablehnend, die Frau Dorn an ihn richtete, mit einem herzlichen Segenswunsch.

Ob Martha ihre Ansicht über ihren Bruder nach diesem Gespräch wirklich geändert, ob Marie nach den letzten Bemerkungen des Consistorialrathes wirklich beruhigt worden, wage ich nicht zu entscheiden; wenigstens zeigten der Mutter beruhigte Züge, daß bei ihr des Seelsorgers Wort nicht auf unempfänglichen Boden gefallen war. Wer wollte es auch einer Mutter verargen, wenn sie die Hand segnet, die dem Sohne aus den Fluthen der Schuld zuwinkt.

IV.

„Der Onkel ist da!“ stürmten Clara und Fränzchen in die Candidatenstube. Dorn hatte eben die Bücher auf den Schultisch gelegt und die Tafel geordnet, um den Nachmittagunterricht zu beginnen. „Mama läßt Sie bitten, Herr Dorn,“ nahm Clara, die ältere der beiden Schwestern das Wort, „uns heut Nachmittag frei zu geben, Onkel hat uns versprochen, nachher mit uns in den Wald zu fahren, nicht wahr, Herr Dorn, Sie geben uns frei?“ „Wo ist denn Odo?“ frug dieser. „Nun, der hilft Friedrich mit anspannen!“ sagte Fränzchen, und packte schon emsig ihre Bücher und Hefte ein, um sie in ihr Fach des Schulschrankes niederzulegen. „Nun, wenn es Mama wünscht,“ meinte der Hauslehrer, „dann mag es sein — nur vergeßt nicht,“ rief er den hinwegeilenden Kindern nach, „heut Abend zur Arbeitsstunde heraufzukommen.“ „Nein, nein!“ riefen die glücklichen Mädchen. „Sagt es auch Odo!“ Aber hinaus waren schon die Vögelein — hinunter die Treppe — hinaus ins Freie, in den schönen Juninachmittag!

Der Onkel ist da? Dorn konnte sich nicht verhehlen, daß ihn dieser Ruf mit einer gewissen Unruhe erfüllt hatte. Warum das? — Er hatte bisher die Bekanntschaft des Bruders der Dame des Hauses noch nicht gemacht. Sollte er ihn nach dem Maße messen, das die Schwester ihm gab, so durfte er in ihm einen eben so hochgebildeten als wohlwollenden Herrn sich denken. Die Liebe, mit der die Kinder an ihrem Onkel hingen, schien das letztere zu bestätigen. Und doch war er unruhig, daß der Onkel gekommen war. Freiherr von Raben gehörte den ältesten Adelsfamilien des Landes an, er war gewissermassen eins ihrer Häupter. Er war einer der Vertreter des Adelshauses auf dem Landtage. So viel hatte Dorn aus hingeworfenen Aeußerungen herausgehört, daß der Bruder bei allem Wohlwollen, das ihm eigenthümlich sein mochte, darin seiner Schwester nicht glich: während die Baronesse von Mannhardt den Unterschied zwischen Adlichen und Bürgerlichen nur in jener Feinheit und Unbefangenheit im Verkehr bemerken ließ, die dem hohen Adel durch die Bevorzugung seiner Geburt eignet, schien Herr von Raben, so schloß wenigstens Dorn aus mancherlei Aeußerungen, auch in Bezug auf die aristokratische Gesinnung seines Landes, Vertreter desselben zu sein. — Was konnte den Mann gerade jetzt herführen? Die Zeit des Landtages lag noch fern, und sonst pflegte er, das hatte Dorn erfahren, nur auf der Durchreise zu diesem das Schloß seines Schwagers zu berühren.

Klare Rechenschaft wußte sich Dorn über seine Unruhe nicht zu geben. Die Ankunft des Herrn von Raben mit sich und seinem Verbleiben auf Schloß Mannhardt in Verbindung zu bringen, schien ihm deshalb unmöglich, weil nach der von ihm vorausgesetzten Gesinnung des Freiherrn für diesen ein Hauslehrer eine viel zu untergeordnete Persönlichkeit war, als daß der Freiherr auf ihn irgend welche Rücksicht hätte nehmen, ihn gar zum besonderen Reisezweck hätte machen können.

Und doch, was konnte den Freiherrn zu dieser ungewöhnlichen Zeit hierher geführt haben?

Es ist ein eigenthümlich Ding um das Gewissen. Martha

hatte doch nicht so ganz unrichtig ihren Bruder beurtheilt Allerdings hatte die Mißstimmung gegen die Familie seiner Braut sein Verhältniß zu dieser gelockert. Das hatte aber seinen hauptsächlichsten Grund darin, daß seine Neigung zu Eleonore weniger aus dem Herzen als aus der Sinnlichkeit und seiner durch das Entgegenkommen Eleonoren's geschmeichelten Eitelkeit hervorgegangen war. Ihm war das vorher nie zum Bewußtsein gekommen, er glaubte wirklich, daß er Eleonoren liebe. Und doch liebte er nur sich selbst. Seit jenem Abend, den wir aus den Mittheilungen des Consistorialrathes Demberg haben kennen gelernt, war es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen. Ich würde ihm unrecht thun, wenn ich nicht gestände, daß ihn diese Wahrnehmung mit tiefer Angst erfüllt hatte. Du liebst sie nicht, das mußte er sich wider Willen sagen, aber die Möglichkeit einer Auflösung des Verlöbnisses lag ihm damals noch ganz und gar fern. Im Gegentheil, er beschleunigte, so viel er konnte, die zweite theologische Prüfung, und that alles Mögliche, nachdem er diese bestanden, um in's Amt zu kommen Durch die Verbindung mit Eleonoren glaubte er sich selbst entfliehen zu können.

Die Etwas von der Kraft des Gebetes wissen, werden fragen, warum suchte er denn nicht darin Hülfe — er hatte ja die Wahrheit des Wortes Gottes an seinem Herzen erfahren?

Ich muß einer Gefahr gedenken, der Robert nicht entgangen ist. Wenn je zwei Menschen über sich zu wachen haben, so sind es Verlobte. Sie sollten billig das: „Selig sind, die reines Herzens sind!“ sich mit Flammenschrift in die Seele schreiben lassen. Hierzu kam noch, daß der innere Kampf, den Dorn zu bestehen hatte, oft eine Mißstimmung erzeugte, die Eleonore durch verdoppelte Zärtlichkeit zu verscheuchen suchte. Und Robert gab sich dieser zuweilen in einer Weise hin, wie er sie vorher nicht kannte.

Die Folge war von seiner Seite die tiefste Reue, aber auch eine immer größere Lockerung des Verhältnisses zu Eleonore.

Es war ihm lieb, als der Ruf in sein jetziges Haus-

lehreramt an ihn erging. Ob sein Händedruck bei dem Abschiede am Dreikönigstag weniger warm gewesen, ob es ihr aufgefallen war, daß er sich, als ihn der Schlitten aus dem Thorwege der Superintendentur hinausfuhr, nicht noch einmal nach ihr umgesehen hatte, während sie doch trotz der bitteren Kälte im leichten Hauskleide vor der Thüre stand und ihm nachsah — oder ob ihre Seele etwas davon ahnte, daß das Zuviel der Zärtlichkeit von Seiten der Braut das Zuwenig bei dem Bräutigam zur Folge hat — dahin führt, daß Wolken über Gottes Angesicht ziehen: — wenigstens giebt das Alles einen Grund für die trüben Ahnungen Eleonoren's am Abend des Abschiedstages.

Warum Robert nicht gebetet? Er hat gebetet, aber sein Gebet war ohne Frucht; es war noch ein Bann zwischen ihm und seinem Gott, seine Stimme war noch die eines Menschen, der sich selbst die Kraft zuschreibt, sich aufraffen zu können; das: allein aus Gnaden — hatte er noch nicht an seinem Herzen erfahren.

So war Dorn in die Familie des Freiherrn von Mannhardt eingetreten. Auch zugegeben, daß die Phantasie, mit der er, bis er zum nüchternen Nachsinnen kam, die ihn umgebenden Verhältnisse gewöhnlich idealisirte, auch hier ein Gewicht in die Wagschale seines Urtheils legte: das war klar, diese Familie bildete den für sie vortheilhaftesten Gegensatz zu der, aus deren Mitte er gekommen war.

Er hatte nicht unrecht, sich den Bruder der Baronin, wenn er ihn sich ihr ähnlich dachte, als einen feinen, geistvollen, wohlwollenden Mann zu denken. Die Baronin war nicht schön. Dazu war ihre Gestalt, nicht über Mittelgröße, zu schmächtig, ihr Teint zu aschfarben und ihr blondes Haar zu dürftig. Sie machte den Eindruck einer wenn auch nicht kränklichen, doch nicht gerade körperkräftigen Dame. Sie war Mutter von sieben Kindern, von denen das Jüngste heimgegangen war. Daher mochte es kommen, daß sie, obgleich erst in der Mitte der dreißiger, älter schien, als sie war. Was ihr aber an körperlichem Reiz abging, ersetzte der hohe Seelenadel, der ihr Antlitz, namentlich

wenn sie sprach, mit einer unaussprechlichen Anmuth umgab. Ihre Erziehung mußte eine ungemein sorgfältige gewesen sein. Es gab kaum ein Gebiet des Wissens, auf dem sie nicht, so weit Frauen es vergönnt ist, zu Hause gewesen wäre. Und doch verhüllte sie diesen Reichthum ihrer Erkenntniß, und nur im andauernden Gespräche erfuhr man, daß man eine Frau vor sich habe, die tiefere Kenntnisse besaß, als sie die Lektüre der Belletristik zu geben vermag. Ob dieses demüthige Verhüllen ein angeborner Zug ihrer edlen Weiblichkeit oder das Resultat christlicher Bildung war? Vielleicht traf beides zusammen. Wenigstens verbreitete die letztere, ich möchte sagen, über ihr ganzes Wesen eine Art Verklärung, in deren Nähe man sich nur wohl fühlen konnte.

Ihrem Gemahl, einem hohen Funfziger, fehlte zwar die geistige Begabung der Baronin. Er wußte das und überließ seiner Frau gerne die Unterhaltung der Gesellschaft, wogegen diese mit feinem Takt das Gespräch so zu leiten verstand, daß der weniger scharfe Beobachter meinen mußte, die Ansichten des Barons nur von ihr mitgetheilt zu hören. Dagegen trug sein ganzes Wesen das Gepräge jener Biederkeit, die bei einem Manne den Mangel tieferer Kenntnisse und geistvoller Auffassung der Dinge wohl zu ersetzen im Stande ist. Daß dieser Biedersinn dem geistvollen Fräulein von Raben es möglich gemacht, dem früheren Kammerjunker von Mannhardt ihre Hand zu reichen, sprach eben so sehr für sie als für ihn, daß er unter der Blüte der Hoffräulein, die ihn umgab, und von denen manche Schöne nach dem Baron und reichen Kammerjunker von Mannhardt ausgeschaut, gerade die minder schöne zu seiner Gemahlin erkoren.

Die ersten Jahre ihrer Ehe hatten sie an den schönen Ufern des Genfersees verlebt, und erst nach der Geburt der ältesten Tochter Hildegard hatte das Ehepaar Schloß Mannhardt zu seinem bleibenden Wohnsitz gewählt.

Hildegard, Leokadie, Odo, Klara und Fränzchen, sie waren zu Hause, während Richard in der Residenz des Fürstenthums das Gymnasium besuchte.

Wir haben die beiden älteren Schwestern schon in ihrem Sanctuarium kennen gelernt. Wäre der Vergleich nicht zu verbraucht, so möchte ich beide Schwestern mit Edeltanne und Trauerweide, oder mit Moosrose und Königskerze vergleichen. So schon in ihrem Aeußeren. Hildegard, groß, schlank, brünett — durch und durch Aristokratin in Gang und Manieren; Leokadie, kleiner, blond mit feinem Teint, mit seelenvollem blauen Auge, das mit heiliger Kindeseinfalt aus dem kindlichen Rund ihres Angesichtes hervorschaute. Hildegard siebzehn, Leokadie funfzehn Jahr. Sah man beide Schwestern nebeneinander, so wußte man nicht, welcher von beiden man den Vorzug geben sollte. Beide gleich weiblich — und doch mußte man in dieser Beziehung Leokadie den Preis zuerkennen, wenn man es verstand, die stille Macht des keimenden Glaubens an den Herrn zu würdigen, der Leokadie's ganzes Wesen, ohne daß sie es wußte, mit seinem Duft durchdrungen hatte.

Was Wunder, daß sich in einem solchen Hause und in solcher Umgebung, zu deren Anmuth auch der ehrenfeste, dem Vater ähnliche Odo und die der älteren Schwester mehr ähnliche Clara und das neunjährige Fränzchen mit seinem schelmischen Gesichtchen nicht wenig beitrug, Dorn sehr glücklich fühlen mußte. Was Wunder, daß bei seiner Seelenstimmung der Friede dieses Hauses in ihm den Wunsch erweckte, wenigstens seiner Braut Klarheit über seinen Seelenzustand zu geben. Ob in seinem Briefe an sie der Wunsch vorwaltete, das Verhältniß wirklich zu lösen, ob gar ein Blick in Leokadie's Auge, die er ja in den Stunden, die er zu geben, täglich sich als Schülerin gegenübersitzen sah, Antheil an diesem Wunsche gehabt? Das Menschenherz ist wie ein tiefes Meer; dort gehen in der Tiefe auch Wandlungen vor sich, von denen die Oberfläche nichts weiß.

Jedenfalls war seine Stellung nach der Lösung seines bisbisherigen Verhältnisses eine andere geworden. Man hätte denken sollen, er hätte nun mit desto größerer Vorsicht über sich wachen müssen. Er that daß auch, aber daß er das thun mußte, zeigte daß seine Unbefangenheit Leokadie gegenüber, gewichen war. Und

gerade das brachte ihn bei der plötzlichen Ankunft des Freiherrn von Raben in jene heimliche Unruhe. Sein Gewissen sagte ihm, daß sein Herz auf nicht richtigem Wege gehe.

Die Kinder waren nicht zur Arbeitsstunde gekommen, die Fahrt konnte noch nicht beendet sein. Auch das beunruhigte Dorn. Sollte dennoch wohl über ihn gesprochen sein?

Da rasselte der Wagen auf dem Pflaster des Hofes; jetzt fuhren sie die Rampe hinan. Dorn's Herz klopfte hörbar, er warf das Buch, in das er sich vergebens zu vertiefen gesucht hatte, bei Seite, zündete sich seine Cigarre an und maß in großen Schritten die Stube. Da öffnet Johann die Thüre: „Frau Baronin haben zum Thee befohlen!"

„Zum Thee?" sagte Dorn zu sich und es fiel ihm wie ein Stein vom Herzen, „nun da kann's doch nicht so sein, sonst würde sie dich mit ihrem Bruder nicht zusammenführen."

Nachdem er schnell Toilette gemacht, eilte er die Treppe hinunter durch die Vorzimmer. Der Bediente öffnet die Flügelthür zum Boudoir der Baronin, in dem gewöhnlich der Thee eingenommen wurde. Dorn stand vor dem Baron von Raben.

Im Ganzen war das Portrait, das er sich vom Baron entworfen hatte, dem Original ähnlich. Eine hohe gebietende Aristokratengestalt, vielleicht einige Jahre jünger als die Schwester. Wären nicht die Spuren schnellen Lebens aus früherer Zeit an dem entblößten Scheitel sichtbar gewesen, so hätte man den Mann schön nennen können. Was Dorn auf den ersten Blick unangenehm berührte, was ihn erkennen ließ, daß er in der That hier den Repräsentanten aristokratischer Gesinnung sich gegenüber sehe, das war eine gewisse Kälte des Blickes, die mit den sonst wohlwollenden Zügen des Antlitzes unangenehm contrastirte.

„Herr Dorn!" sagte die Baronin zum Baron gewandt, indem sie sich leicht von ihrem Platze hinter dem Theetisch erhob, „mein Bruder!" wandte sie sich zu diesem. Ob das letztere dem Baron nicht gefiel, ob es ihm überflüssig schien, daß er dem Hauslehrer vorgestellt wurde, will ich nicht entscheiden,

wenigstens zeigte ein Zucken seiner Lippe, als er sich frostig vor Herrn Dorn verbeugte, daß ihn einen Moment etwas unangenehm berührt hatte.

Man hatte sich gesetzt. Die älteren Schwestern fehlten. Auf den fragenden Blick des Gatten erwiderte die Baronin, sie seien in der Voraussetzung seiner Erlaubniß mit den jüngeren Geschwistern noch in den Park gegangen, der Abend sei so wunderschön. Das war er in der That, trotz der siebenten Stunde stand die Sonne noch hoch und hatte doch die brennende Gluth des Mittages verloren. Die Fenster waren geöffnet, um dem Rosenduft vom Schloßgarten her Einzug zu gönnen. Alles war schön, aber es herrschte in dem kleinen Kreise jenes peinliche augenblickliche Schweigen, das je länger es währt, desto schwieriger unterbrochen wird.

Die Baronin schien den unangenehmen Eindruck, den ihr Bruder auf Herrn Dorn gemacht, bemerkt zu haben; wohl um ihn durch desto größere Freundlichkeit zu verwischen, wandte sie sich, das Schweigen zuerst unterbrechend, an diesen mit der Bitte, doch entschuldigen zu wollen, daß die Kinder nicht zur Arbeitsstunde gekommen, die Fahrt habe länger gedauert, als beabsichtigt gewesen. Ein Blick des Barons schien seiner Schwester zu sagen, daß diese Entschuldigung nicht nöthig sei. Dorn schien diesen Blick nicht bemerkt zu haben, wenigstens erwiderte er mit einer Verbeugung gegen den Baron, daß es ihm im Gegentheil schmerzlich würde gewesen sein, wenn sie die Freude, mit dem Onkel zusammen zu sein, sich durch die Arbeitsstunde, die bald könne nachgeholt werden, würden haben verkürzen lassen. Der Baron hatte die theilweise an ihn gerichtete artige Erwiderung wohl nicht bemerken wollen, er ließ sich in dem Gespräch nicht stören, das er mit seinem Schwager über den Ausfall der Schafsschur und die Erndteaussichten begonnen hatte. — So bildete sich ein Gespräch deux á deux, was in einem so kleinen Kreise, wie der hier versammelte, immer etwas Peinliches hat, wenn man sich bewußt geworden, daß ein Glied der Gesellschaft wenigstens absichtlich diese Theilung hervorruft.

„Haben Sie denn schon gehört,“ wandte sich die Baronin an Dorn, ihm selbst die Theetasse hinüberreichend, während der Bediente den Herren präsentirte, „daß nun auch die jüngste Tochter des Herrn von der Ossen Baptistin geworden?“ „Sie wissen ja,“ fügte sie ergänzend hinzu, daß bis auf diese die ganze Familie sich den Wünschen des Vaters gefügt hat und die ältest Tochter soll noch fanatischer als ihr Vater der Sekte anhangen.“ „Da nimmt es mich nicht Wunder,“ meinte Dorn, „daß dann auch das letzte Familienglied der Kirche entzogen ist, wie ist es möglich, daß ein Glied sich auf die Dauer dem Geiste entziehen kann, der in einer Familie herrschend ist.“

„Darin muß ich Ihnen recht geben Herr Candidat,“ wandte sich nun plötzlich der Freiherr von Raben an diesen, und zeigte damit, daß er nur scheinbar in das Wollgespräch mit seinem Schwager sich vertieft hatte. „Der Familiengeist,“ setzte er hinzu, „ist wenigstens hier zu Lande eine Festung, die bis jetzt nur in den seltensten Fällen capitulirt hat, und ich,“ betonte er, „würde jede Capitulation für eine Schande ansehen.“

Dorn verstand den Baron, er wußte nun auch, daß seine Vermuthung nicht ohne Grund, daß die Ankunft des Barons irgendwie mit seiner Person in Zusammenhang stehen mußte, aber er hatte Fassung genug, unbefangen zu erwidern, daß es ihn zwar nicht wundere, daß Fräulein von der Ossen auch Baptistin geworden, wohl aber, daß inmitten des ganz lutherischen Landes eine alte Adelsfamilie wie die Ossen'sche dem unter dem Adel herrschenden Familiengeiste habe untreu werden und zum Baptismus habe übertreten können.

„Wundern Sie sich darüber nicht,“ mischte sich Herr von Mannhardt in das Gespräch, „Graf Osten ist, wie ich höre, auf dem Sprunge, mit seinem ganzen Hause katholisch zu werden.“

„Wie, Osten will katholisch werden?“ rief verwundert der Baron von Raben, „hätt' ich doch dem mehr Vernunft zugetraut; daß Ossen Baptist geworden,“ setzte er hinzu, „wundert mich so sehr nicht, der hat allzeit höchst excentrische Ideen gehabt, aber Osten?!“

„Sie sehen Herr Baron," nahm Dorn das Wort, „daß es allerdings Umstände geben kann, durch die der von mir ebenfalls in seiner Macht anerkannte Familiengeist doch seine Macht verliert und die Festung capitulirt."

„Verstandesschwäche, Mangel an Charakter, excentrischer Idealismus!" entgegnete der Baron achselzuckend.

„Aber," meinte Frau von Mannhardt, „sollten nicht auch wohl andere Motive der Conversion zu Grunde liegen können? Du beschuldigst zwar von der Osten excentrischer Ideen, aber Du wirst zugeben, daß Du auf Graf Osten weder die eine noch die andere Deiner Categorien in Anwendung bringen kannst."

„Eben darum wundere ich mich," erwiderte der Baron, „daß Osten katholisch werden will, ist denn Niemand, der ihm das ausreden könnte?"

Frau von Mannhardt meinte, so etwas ließe sich schwerlich ausreden, namentlich bei einem Manne wie Graf Osten müßte ein solcher Schritt gewiß so wohl überdacht sein, daß an ein Ausreden nicht gedacht werden könne.

„Nun," meinte der Baron, „an und für sich lasse ich jeden in dem, was er glauben will, unbehelligt, ich halte es, wie Du weißt, mit der Regel des großen Preußenkönigs, jeder mag nach seiner Façon selig werden, aber es ist gegen die Würde der Gesellschaft, den Glauben zu wechseln."

„Es scheint also doch," wagte Dorn zu bemerken, „das Herzensbedürfniß eine Macht zu sein, die im Stande ist, die Festung zur Capitulation zu nöthigen."

„Herzensbedürfniß!" lachte der Baron hell auf und man merkte diesem Lachen an, daß sich in ihm Bitterkeit und Hohn mit einander mischten, „Herzensbedürfniß!" wiederholte er noch einmal, „ich würde doch jedem rathen, die Bedürfnisse seines Herzens sehr privatissime zu behalten, Sie wissen doch, Herr Candidat, daß, wenn ich nicht irre, irgendwo die Bibel sagt: „„wer sich auf sein Herz verläßt, der ist ein Narr!""

Die Baronin warf ihrem Bruder einen unbeschreiblich traurigen Blick zu — es lag in diesem Blick eine Geschichte, viel-

leicht ihres eignen Lebens. Dann aber nahm sie das Wort: „Du hast recht lieber Bruder, wenn das Herz etwas wünscht, was wider Gottes Ordnung ist.“

„Gottes Ordnung,“ versetzte dieser schnell — und man konnte seinem Ton die Gereiztheit abmerken, „ist die Standesordnung, diese zu verletzen ist ein Widerstreben gegen die Ordnung Gottes.“

Selbst Baron Mannhardt, dem sonst selten etwas seine angeborene Unbefangenheit nehmen konnte, fühlte es, daß das Gespräch eine Wendung genommen, die den Abbruch desselben wünschenswerth erscheinen ließ. „Was meinst Du Schwager,“ wandte er sich an diesen, „wenn wir den schönen Abend noch zu einem Spaziergange im Parke benutzten?“

Die kleine Gesellschaft erhob sich, um dem Vorschlage Folge zu leisten und während Dorn mit einer stummen Verbeugung sich empfahl, um auf seine Stube zu gehen, reichte der Baron seiner Schwester den Arm und führte sie durch den Saal zur Glasthür, die von dem Bedienten geöffnet zur Steintreppe führte, die mit einigen Stufen in den Park leitete.

„Liebe Schwester,“ unterbrach der Baron das Schweigen, als sie in die schattige Ulmenallee des Parkes eingebogen waren, „ich glaube meine Befürchtung, die mich zu Euch geführt, ist in der That nicht ohne Grund. Was ich Dir schon auf unserer Fahrt angedeutet, ist mir heute Abend zur Gewißheit geworden, der Mensch paßt nach Auflösung seines Verlöbnisses nicht mehr in Euer Haus.“

Die Baronin schwieg. Ihr Begleiter fuhr fort: „Was kann alle Begabung, alle Tüchtigkeit zum Unterricht nützen, wenn Gefahr vorhanden, daß die Grenzen überschritten werden, die nun einmal unser Stand gezogen hat. Und diese Gefahr,“ fuhr er fort, „ist vorhanden. Seine Ansichten, das ging doch aus seinen Aeußerungen hervor, neigen sich stark zu einer solchen Grenzüberschreitung. Dazu,‘ betonte der Baron, „scheinst Du liebe Schwester dem jungen Manne es zu erleichtern, den Abstand zu vergessen, dessen er sich bewußt bleiben muß.“

„Und?" frug die Baronin verwundert. „Nun," meinte der Gefragte, „zum Thee en famille den Hauslehrer zu befehlen, erscheint mir eben so überflüssig, als mich ihm vorzustellen, und nun gar Deine Entschuldigung, daß die Kinder wegen der Verlängerung der Fahrt nicht zur Arbeitsstunde gekommen seien!"

„Aber lieber Bruder," warf die Baronin ein, „er ist doch der Lehrer unserer Kinder, dazu, wie Du Dich überzeugt haben wirst, ein sehr anständiger junger Mann, aus guter Familie, den kann man doch nicht wie einen Bedienten behandeln. Zudem beruht nach meiner Ansicht der Erfolg des Unterrichts vielfach auf der Achtung, die von Seiten der Eltern dem Lehrer erwiesen wird."

„Liebe Leokadie," erwiderte der Baron seiner Schwester, diese bei Namen nennend, was er nur selten und nur dann that, wenn er der Schwester recht Dringendes ans Herz legen wollte; „du magst recht haben, aber ich glaube Dich nicht auf die Gefahr aufmerksam machen zu brauchen, die ein solches Hinaufheben des Hauslehrers zu einer Art Familienglied mit sich führt."

Der Baron hielt inne, er fühlte an einem leisen Zittern des Armes der Baronin, daß er eine tief schmerzliche Seite in der Seele der Schwester berührt habe — und fuhr darum ausweichend fort: „dem sei nun wie ihm wolle, ich halte es nach allen Seiten für geboten, daß Ihr Herrn Dorn so bald als möglich entlaßt."

„Aber lieber Bruder," erwiderte die Baronin, und man merkte ihrer Stimme an, daß noch das vorherige Wort des Barons in ihrer Seele nachzitterte, „würde das nicht doch dem Rufe Dorn's sehr schaden, wenn wir ihn gerade jetzt entließen, nachdem sein bisheriges Verhältniß — ich weiß nicht, ob durch seine Schuld, gelöst ist?"

„Du scheinst," antwortete dieser nicht ohne Anflug von Bitterkeit, „auf den Ruf des Hauslehrers mehr Rücksicht zu nehmen als auf den Ruf Deines Hauses."

„Ich meine," sagte diese, „der Ruf unseres Hauses steht zu

hoch, als daß durch das Verbleiben des Lehrers meiner Kinder, auch trotz des Bruches seines bisherigen Verlöbnisses er gefährdet werden könnte. Und dann lieber Bruder," fuhr sie fort, „Herr Dorn ist gläubiger Christ und wird darum keinem thörichten Gedanken Raum geben." Und doch schlug ihr Herz, indem sie dieses sprach.

„Oder sage vielmehr," entgegnete dieser schnell, „Deine beiden Töchter sind Fräulein von Mannhardt's und der Theil des Blutes der männlichen Seite derer von Raben wird sie geschickt machen, sollte die Gläubigkeit bei dem Herrn Candidaten auch nicht im Stande sein, thörichte Gedanken zurückzuhalten, diese vorkommenden Falles in ihre Schranken zurückzuweisen. Nein, nein," fuhr er fort, „laß es mich offen aussprechen, ich fürchte nicht ein zukünftiges Faktum einer Liaison, zu dem ja immer zwei gehören — aber wohl den Klatsch, der wie Du weißt, um so leichter entstehen kann, als Runkels ja neulich das schmachvolle Exempel gegeben haben, daß die Tochter einer alten Familie einen simpeln Pastor geheirathet hat, der ihr früherer Hauslehrer gewesen ist."

Das Gespräch hatte für die Baronin — man konnte es ihr ansehen, eine peinliche Wendung genommen, sie war deshalb froh, als sie die Schritte ihres Mannes hörte, der vorher noch durch den Verwalter aufgehalten, nun eiligst die Allee herabkam.

„Schwager!" wandte sich nun der Baron kurz an diesen, „Du mußt Deinen Hauslehrer entlassen." „Entlassen, warum?" — Aber alle Gründe, die der Baron anführte, schienen Herrn von Mannhardt nicht einleuchtend. Herr von Mannhardt gehörte einestheils zu jenen pflichttreuen Menschen, die es nie fassen mögen, daß ein anderer seiner übernommenen Pflicht untreu werden könne, und er hielt es daher für unmöglich, daß ein Lehrer seinen Schülern gegenüber andere als Lehrergedanken hegen könne. Diese Ansicht wurde ihm anderntheils durch einen hervorstechenden Mangel an aller leidenschaftlichen Erregung der Seele unterstützt, ein Mangel, der seinem männlichen Biedersinn keinen Eintrag that. Zu dem allen trat eine große Gutmüthigkeit, die es ihm fast unmöglich machte, Jemanden zu verletzen oder etwas

Schweres aufzulegen. — Lachend sagte er nach dem Exposée seines Schwagers zu diesem: „Liebster Gottfried, ich danke Dir herzlich für Deine große Liebe, und ich freue mich, daß Deine Sorge um uns, obgleich ich sie nicht theilen kann, uns doch die Freude vergönnt, Dich einmal außer der Zeit bei uns zu sehen, — ich verspreche Dir auch, daß, wenn ich das geringste Ungehörige merken sollte, ich Herrn Dorn sofort entlassen werde, aber für jetzt sehe ich doch noch keine Veranlassung, meinen Kindern einen so begabten und treuen Lehrer wieder zu nehmen. Was den Klatsch anbetrifft, von dem Du sprichst, nun, so möchte der, wenn er überhaupt sich bilden sollte, vielleicht nach der plötzlichen Entlassung Dorn's erst recht aufkommen."

Der Baron mußte innerlich diesem letzteren Grunde beipflichten, aber er meinte, wenn er nur nicht zu spät würde die Abweisung seines guten Rathes zu bereuen haben, die Baronin dankte aber mit einem Blick ihrem Gemahl.

Ein helles Jauchzen ließ sich hören. Aus der Tiefe des Parkes lief Odo hervor und Clara und Fränzchen jagten jubelnd hinter ihrem Bruder her, der den Onkel bemerkt hatte und auf ihn zustürmte. Hinter diesen beeilten die älteren Schwestern ihre Schritte, als sie der Eltern und des Onkels waren ansichtig geworden.

V.

August ist der Monat einer gewissen Species von Mädchen in vorgerückten Jahren, — der alten Jungfern. Die Jugend des Maien ist längst dahin, der Juni hat noch Blüthen, und der Juli bringt die erste saftige Kirsche. Die unbestimmte Sehnsucht des Frühlings hat sich zur ersten lieblichen Frucht gestaltet. Eine erst sich bewußtgewordene Liebe, die Liebe der glücklichen Braut. September ist der mütterliche Monat, alles reif oder reift, klarer Himmel, milde Luft — eine treue Hausfrau, die an der Seite des Gatten mit dem zierlichen

Hausmutterhäubchen in ihrem Hauswesen waltet. Aber August — oft unausstehliche Hitze und dann wieder kühler Regen; ein Bild unbefriedigten Verlangens und jener launenhaften Moroſität, daß dem alternden und doch noch ſo glühenden Herzen keine Befriedigung wird. Der Name August iſt eine Ironie auf ſeine Natur wie der Name Jungfrau auf die dreißig Jahre und darüber, die ſie trägt. Auch darin iſt der August alten Mädchen ähnlich, — die werden bekanntlich nie älter; ſo ſcheint auch der August den Sommer feſthalten zu wollen, aber was hilft's — die Zeit eilt doch dahin, und die bunten Aſtern am Schluſſe des August zeigen nur zu deutlich den kommenden Herbſt.

Wir kennen jene Kreisſtadt mit der Superintendentur, und den lieben Leuten, — den Superintendentings, den Paſtings, den Conrektorings und wie ſie alle heißen.

Es war Sonntagnachmittag. Der Hof vor der Superintendentur war zur Wagenburg geworden. Man hätte aus dem mannichfachen Gefähr, was dort dicht hinter- und ineinander geſchoben ſtand, faſt ſchließen können, man habe ſymboliſch die Wagenburg nachbilden wollen, von der das Evangelium jenes Sonntages, des 10. nach Trinitatis redet. Ein Wagen war beſonders auffallend, — ein langgeſtreckter Korbwagen, deſſen hintere Wand ähnlich wie an ſchwer beladenen Laſtwagen hervorragte, mit einer vom Regen hier und dort mit Moos angefärbten ledernen Kappe bedeckt. Der böſe Leumund nannte ihn Paſting's Schmuggelwagen. Es war gewiß nicht wahr, denn der Beſitzer des Wagens war ein wohlbeſtallter und wohlgeſtellter Pfarrherr aus der Umgegend, aber man ſagte ſich, daß jener eigenthümliche Behälter manchem Brod Zucker, Pfunde Kaffee und auch mancher Flaſche „Rothſpoon“ zum Aufenthaltsort diene, wenn Paſtings von einem Beſuche aus dem benachbarten Fürſtenthume, das ſich nicht dem Zollverbande angeſchloſſen, zurückkehrten. Doch wie geſagt, ich glaube es nicht, ich bin der Meinung der Zollofficianten an der Grenze, die den Wagen des hochehrwürdigen Herrn Paſtors immer unviſitirt paſſiren ließen, weil ſie der Anſicht waren, daß ein geiſtlicher Herr, der das

„gebet Zoll, dem der Zoll gebührt“ lehre, doch unmöglich Contrebande führen könne. Aber allerdings die ehrsamen Frau Pastorinnen wußten genau, daß in der Bibel stehe, das Weib soll schweigen in der Gemeinde, und mit dem Spruch mochten die wohl zuweilen ihr Gewissen von wegen Kaffee's und Zuckers beschwichtigen. Man sagt es, ich weiß es nicht.

Wenn ich verrathe, daß fast all diese Wagen bis auf die Kutsche des Herrn Oberamtmannes von Königshorst, geistlichen Herren angehörten, so wird man fragen, aber ist es denn nicht Sonntag, haben die denn, ob es auch Nachmittag ist, nicht in ihren Gemeinden zu thun? Damals noch nicht. Der Grundsatz ihres Oberhirten, leben und leben lassen war von den meisten Mitgliedern des Synodalkreises mit Freuden adoptirt. Vormittags waren die Geschäfte frühzeitig abgemacht, der alte Hammel zum so und so viel malsten abgeschlachtet — mit andern Worten: die anno 10 oder 20, oder welches Jahr das erste der Amtsführung war, einmal niedergeschriebene Predigt, von Neuem gehalten; da war denn der übrige Theil des Sonntags der Ruhe gewidmet; war der Sonntag doch auch Ruhetag, und dagegen hätte man kaum etwas einwenden können, wenn für die geistlichen Herren die Woche wirklich eine geistliche Arbeitswoche gewesen wäre.

Allerdings war gerade zu der Zeit ein Hecht in den ruhigen Karpfenteich jenes Synodalkreises gerathen. Ein junger eben so begabter als treuer Hirte war von dem Baron von Eberzahn auf die erledigte, von ihm zu vergebende Patronatsstelle berufen worden. Der junge Mann stand durch verwandtschaftliche Beziehungen mit den Spitzen der geistlichen Behörden in Verbindung. Das noch mehr, als die Bewegung, die bald nach seinem Amtsantritt, in der Gemeinde entstand und die sich wie Wasserkreise, wenn ein Stein hineingeworfen, auch den Nachbargemeinden mittheilte, war die Ursache, weshalb die geistlichen Herren doch etwas sich zu scheuen anfingen, dem bisherigen dolce farniente an den Sonntagen zu leben. Daß trotzdem an diesem Sonntage bis auf diesen einen alle Pastoren ihre Ge-

meinden verlassen, hatte allerdings einen Grund, der, wenn auch, wie sie jenen Geistlichen nannten, der Spion nach Oben berichten sollte, sie hinlänglich entschuldigen würde.

Die Thür der Superintendentur war auf das reichste mit Blumenguirlanden geschmückt. Der Weg über den Hof durch die Wagenburg deckten Blätter und Blumen, und selbst über die Straße hin bis zur nahe gelegenen Kirche sah man noch junge Mädchen in weißen Kleidern Blumen streuen. Vor dem Eingange zur Kirche war eine Art Triumphbogen aus Laubwerk angebracht, in dessen Höhe auf rothem Karton mit Schrift aus Goldpapier über zwei flammenden Herzen die Worte standen: Vivat das glückliche Brautpaar!

Vornehmlich der weibliche Theil des Städtchens durchwogte die Straße und fügte sich kaum den Anordnungen des Polizeidieners, der wenigstens den Weg offen halten wollte, den das Brautpaar nehmen mußte. Es war hier wie überall. Die den Frauen angeborene Schaulust steigert sich bei Trauungen. Es ist das so natürlich; Wunsch bei der Einen und Rückerinnerung bei der Andern, auch dann und wann Neid sind die Motive. Und wo ist eine Frau, die nicht gern wissen möchte, was die Braut angehabt, wie sie sich benommen hat, ob sie blaß gewesen oder roth, geweint, beim Ja mit der Stimme gezittert, oder es frisch und fröhlich ausgesprochen hat. Es ist merkwürdig, bei der Trauung bildet nicht mehr wie vorher der Mann, sondern die Braut das Hauptaugenmerk des weiblichen Theils der Zuschauerschaft. Der Mann ist doch nun einmal nicht mehr zu haben, aber die Braut hat den Mann, und sie ist die Repräsentantin der ganzen Frauenwelt; die unverheiratheten Mädchen im August des Lebens übertragen ihre Wünsche auf die Braut; manche Ehefrau wünscht seufzend, daß diese Braut nicht die Täuschung erfahren möge, an der sie leidet. Bei den Einen weckt das Schauspiel einer Trauung eine Art heimlichen Wohlgefallens, bei andern eine bittere und traurige Empfindung, bei Allen bekommt die Zunge für eine Zeit lang wieder Stoff zur Unterhaltung.

Mögen Frauen mir verzeihen, ich weiß, daß es allerdings auch Ausnahmen von der Regel giebt.

Mit dem Schlage zwei Uhr entstand eine Bewegung unter der harrenden Menge; die Einen drängten nach dem Eingange zum Superintendenturhofe, die Andern zur Kirche. Zwei Uhr war die festgesetzte Trauungsstunde. „Hätte," sagte ein alter Mann, der am Pfeiler des Thorwegs stand, für sich hin, „der Superintendent auch einen andern Tag für die Trauung seiner Tochter wählen können, als gerade diesen Sonntag." „Warum," frug sein Nachbar, „soll die denn noch länger warten, daß etwa der sie auch wieder sitzen läßt?" „Nun mich dünkt," meinte der Erstere, „der Sonntag, an dem Jesus über Jerusalem geweint hat, ist ein schlechter Trautag." „Papperlapapp," war des Andern Antwort, „der wird sich viel darum kümmern, ob Superintendents Tochter copulirt wird. Doch paßt auf," setzte er hinzu, „da kommen sie."

Die Glocken ließen ihr Ehrengeläut erschallen und aus der geöffneten Thür der Superintendentur ertönte Hornmusik. Die Rathsmusici des Städtchens hatten sich die Ehre ausgebeten und erhalten, die Braut „zur Kirche blasen" zu dürfen. Auf dem Repertoir dieser Künstler standen leider nur zwei Choralmelodieen — „Jesus meine Zuversicht" und „Nun danket alle Gott." — Die erstere dieser beiden Melodieen genügte, wenn sie, was selten genug vorkam, zu Begräbnissen mitzuwirken hatten; die letztere zur kirchlichen Feier des Geburtstages des Königs. Sonst bestand ihre Hauptfunction darin, bei den Bällen mitzuwirken, die am Sylvester-Abend und am Abend des zweiten Osterfesttages vom Superintendenten dem Vorstand des Cassino's im Rathhaussaal veranstaltet wurden. Tanzmusik schien den ehrsamen Rathsmusicis doch bei dieser feierlichen Gelegenheit nicht passend, und weil sie das „Nun danket alle Gott" für den Schluß der Feier sich aufsparen wollten, so ertönte jetzt richtig die Melodie: „Jesus meine Zuversicht." Aber kaum war dieser Leichenbegleitungschoral aus den ersten Tönen der allerdings sehr mißgestimmten Blechinstrumente erkennbar, so stürzte auch schon ein junger Mann mit

corpulenter Figur und zornrothem Gesicht auf den Virtuosen zu, der seine Backen eben aufgeblasen hatte, um der Posaune kräftigen Ton zu schmettern, „halt, Kerle, Ihr seid ja wohl verrückt — meine Schwester wird ja nicht begraben!“ Wir haben den Namen des jungen Mannes schon erfahren, es war Siegwart, der Gymnasiallehrer. Der Zug stand, — die verblüfften Musici mußten ihre Notenblätter ändern und nun ertönte richtig das „Nun danket alle Gott.“ Ein Witzbold würde bei dieser Melodie zu allerlei schalkhaften Bemerkungen veranlaßt worden sein. Aber was ließ sich machen? Eine zweite Correctur war nicht möglich, ohne den feierlichen Zug noch mehr zu stören, als es schon geschehen war; — Siegwart, einer der Brautführer seiner Schwester, mußte sich murrend über die Tölpel von Musikanten zu seiner Schwester zurückbegeben.

Man kann nicht läugnen, Eleonore machte einen mehr als gewöhnlichen Eindruck. Eine hellblaue Moiree-Antique-Robe erhöhte ihren frischen Teint. Ein reicher Spitzenschleier unter dem üppigen Myrthenkranz in dem dunklen Haar fast bis auf die Erde herabwallend, hob die Gestalt. Vielleicht würde der Ausschnitt des Kleides für die Tochter eines Geistlichen nicht passend gewesen sein, wenn nicht ein Bouquet von frischen Rosen von einer Diamantbrosche, dem Geschenk des Bräutigams gehalten, auch dem decenten Auge es trotzdem gestattet hätte, die Braut mit Wohlgefallen anzusehen. Ein silberbeschlagenes, in blauem Sammt gebundenes Gesangbuch nebst dem saubergestickten Battisttaschentuch — einem Geschenk von Lisettchen, vollendeten den Brautschmuck. Vergeblich suchte man in ihrem Auge oder um dem Mund eine Spur ausgestandenen Grames; — offenen Blickes, freundlich nach beiden Seiten hin sich neigend, fast mit einer Art Triumph in ihren Zügen, ging sie, geführt von ihrem Bruder und umgeben vom Assessor und Doktor und Actuarius, über den Blumenteppich, den ihr weißer Atlasschuh kaum zu berühren schien.

„Na,“ meinte Becker's Liendchen zu ihrer Freundin, „wenn der sie so sähe, der würde sich doch ärgern, daß sie ihm einen

Korb gegeben hat.“ „Mag sein,“ war die Antwort, „aber der Candidat hätte doch besser zu ihr gepaßt, als der da!“

In der That schien der Bräutigam, der von weißgekleideten und blumenbekränzten Jungfräulein geleitet, seiner Braut folgte, schon um des Contrastes der Figur willen mehr zu Lisettchen zu gehören, als zur Braut. Ein corpulenter Mann mittlerer Größe, mit etwas gedunsenem rothen Gesicht und für seine Jugend, er mochte die Dreißig nur wenig überschritten haben, viel zu frühem Mondschein — das war der Bräutigam, der nicht unbemittelte Brauherr Schlemper aus Barnekow. Zum Glück versöhnte eine außerordentliche Gutmüthigkeit, die aus seinen fetten Zügen sprach, mit einer Persönlichkeit, der man es abmerken konnte, daß der Zwang des blauen Leibrocks, der weißen Glacéhandschuhe und der Feierlichkeit der Situation ihr etwas Ungewohntes und Unliebsames waren.

Die Superintendentin schien andrer Ansicht zu sein als die Freundin von Becker's Liendchen. Rechts von der Frau Oberamtmann von Königshorst, links geleitet von der treuen Freundin des Hauses, der Conrektorswittwe, rauschte sie hinter dem künftigen Schwiegersohne in ihrer schwarzen Atlasrobe so stolz dem Zuge der Frau Schwestern voran, als hätte sie Jeden zu dem Ausruf veranlassen wollen: seht die glückliche Frau, nun bald Schwiegermutter des reichen Brauherrn Schlemper zu Barnekow. Wer Gelegenheit und Geschick hatte, das Mienenspiel der glücklichen Frau zu beobachten — der hätte auch wohl Bemerkungen wie die lesen können: „der ist doch ganz etwas anderes, als der arme Schlucker Dorn!“

An der Kirchthür empfing nach alter guter Sitte der Geistliche — diesesmal der Vater, der Superintendent, dem sich die anwesende Geistlichkeit, in Rücksicht auf den Superintendenten, angeschlossen hatte, den Brautzug. Welche Gedanken durch seine Seele zogen, wissen wir nicht, aber sein ganzes Wesen verrieth diesesmal eine weniger gemachte Würde und Feierlichkeit, als er sie sonst bei dem Mangel an innerlicher Salbung bei seiner Amtsverwaltung in der Kirche zur Schau zu tragen pflegte.

Als er die Tochter auf die Stirn geküßt und das Brautpaar mit den Worten begrüßt hatte: „Der Herr, euer Gott, geleite euch zu seinem Altar und sei mit euch!" führte er sie unter dem Brausen der Orgel und unter den Klängen des Liedes: „Jesu, geh' voran auf der Lebensbahn," das die Gemeinde, die Orgel fast übertönend, intonirte, zu den mit Teppichen belegten und mit Blumen bestreuten Stufen des Altars.

Wenn Altarstufen reden könnten! Auf ihnen haben die Katechumenen gekniet und ihren Taufbund bestätigt, und wie Viele sind dem Gelübde treu geblieben? Beichtende haben hier die Absolution empfangen und darnach des Herrn Leib und Blut —: wie Viele zum Gericht?

Ehliche Treue, Ausharren mit einander in guten und bösen Tagen, sich lieben und ehren, wie Christus die Gemeinde liebt und die Gemeinde ihn ehrt, hat so manches Brautpaar hier einander gelobt: — haben die Eheleute ihr Gelübde gehalten?

Die Stufen des Altars sind für manches Brautpaar die Leichensteine ihres irdischen Glücks, für manche die Armesünderbank für das Gewissen, das die Braut wegen ihres Kranzes verklagt.

Wie viele stumme Seufzer haben sie gehört, wenn die Braut, durch elterlichen Zwang genöthigt, dem ungeliebten Manne hat die Hand reichen müssen, wie viel Lügen, die an Meineid grenzen, wenn der Mann bei der reichen, aber ungeliebten Braut das Ja auf der Lippe mit dem Nein im Herzen widerrief.

An die Stufen des Traualtars kann nur der Leichtsinn gedankenlos treten.

Eleonore erbleichte, als sie ihren Platz neben dem Bräutigam eingenommen hatte. Die Erinnerung schien mit ihrem Flügelschlag sie zu berühren. Sie hatte Dorn geliebt, um seinetwillen den Bewerbungen ihres jetzigen Bräutigams, eines Jugendgespielen, gewehrt. Es hatte ihr, trotz des Briefes, den sie von Dorn empfangen, schweren Kampf gekostet, ihm den Ring zurückzusenden. Sie hatte es gethan, weil Lisette sie dazu gestachelt und die Mutter im Bunde mit der Conrektorin ihr er=

klärt, sie würde ihrer Ehre Alles vergeben, wenn sie nach solch' einem Briefe nicht bräche. Nachdem es aber einmal geschehen und der erste Schmerz überwunden war, hatte sie, Dank dem väterlichen Erbtheil, der nicht allzugroßen Tiefe des Gemüths, sich bald wieder zurecht gefunden und der Bewerbung ihres Jugendgespielen, für deren Wiederanknüpfung Frau Conrektorin schleunigst Sorge getragen, um so williger Gehör gegeben, als der Zustand einer verlassenen Braut, auch wenn der Korb, wie hier, formell von ihr ausgegangen, in der That ein höchst peinlicher ist. Eine Wittwe beklagt man aufrichtig, aber das Mitleid, das jener gezollt wird, hat im Hintergrunde allerlei wenn's und aber's. Zudem macht auf mich solch ein armes Wesen immer den Eindruck eines Torso.

Jetzt aber stand Eleonore an dem Altare, an dem sie durch ihr Ja und den priesterlichen Segen für immer mit einem Manne verbunden werden sollte, dessen Herzensgüte sie zwar schätzte, der aber doch in Bezug auf Eigenschaften des Geistes mit Dorn keine Vergleichung aushielt. Darf man sich wundern, daß in diesem Augenblicke ein tiefes Weh ihre Seele durchdrang? – Wiewohl die Verheirathung mit Schlemper ihr freier Entschluß war, so kam sie sich doch in diesem Augenblicke wie ein Lamm vor, das geschmückt zum Altar geführt wurde.

Eleonore dankte es dem Vater, daß er seiner gewöhnlichen Gewohnheit entsagend, statt einer mit allerlei sentimentalen Phrasen durchflochtenen Traurede, sich einfach des dort noch gültigen körnigen, lutherischen Trauformulars bediente. In der That übt auf ein zerrissenes Gemüth kaum irgend etwas einen so beruhigenden Eindruck aus, als die einfache Majestät des Wortes Gottes, das in den genannten Trauformularen allein redet. Wie vor des Herrn Wort der Wogen Sturm auf dem Galiläermeer, so schweigt das Gewoge des Gemüthes vor dem ernsten: „Gott der Herr sprach" — man wird aus der Subjectivität der eigenen Gedanken heraus und in die majestätische Objectivität der Ordnung Gottes hineinversetzt und lernt es, in diese große Ordnung sein kleines Ich hineintragen und an dem

Troste sich aufrichten, den der Schluß dieses Formulars mit den Worten bringt, mit dem es die Herrlichkeit des von Gott eingesetzten Ehestandes gleichsam einläutet: „Und Gott sahe an Alles, was Er gemacht hatte, und siehe da, es war Alles sehr gut.“

Eleonore hatte unter dem Verlesen dieser Schriftworte ihre Fassung wiedergefunden, und mit lautem Ja stimmte sie zu dem Ja ihres Bräutigams, als der Vater auch an sie die bekannte Frage richtete: „Eleonore, meine Tochter, willst Du den hier gegenwärtigen Junggesellen Johann Gottlieb Schlemper zum ehelichen Gemahl und gelobst Du ihm Deine Treue?“

Der Wechsel der Ringe, die Ineinanderfügung der Hände, die priesterliche Einsegnung mit dem ernsten Schlußspruch: „Was Gott zusammengefügt, soll kein Mensch scheiden!“ — damit war der Trauungsakt vollendet.

Es macht einen wunderlichen Eindruck, wenn sofort nach Vollendung der Trauung eine gegenseitige Abküssung in der Kirche noch vor dem Altar vor sich geht. Die arme Braut! Nicht allein die nächsten Verwandten, sondern alles, was noch in entferntester verwandschaftlicher Beziehung steht — sei's Männlein oder Fräulein, glaubt bei dieser Gelegenheit das Recht zu haben, in dieser nur Vater und Mutter, Bruder und Schwester und dem Gatten erlaubten Weise sich ihr zu nahen. Ja selbst Freunde, Freundinnen versteht sich von selbst, werden, wenn die Braut nicht gar zu häßlich, von dieser Küsseepidemie ergriffen.

Dem wurde für diesesmal durch den pastoralen Takt des Superintendenten gewehrt. Als er den Segen gesprochen, stellte er sich mit den versammelten Geistlichen unter dem Exordium der Orgel an die Spitze des Zuges — das neue Ehepaar folgte, hinter ihm weniger geordnet als vorher die Trauungszeugen.

Siegwart schien dafür gesorgt zu haben, daß die Musici nun nicht dennoch Nr. I. spielten. Unglücklich waren sie aber auch diesesmal. „Wenn der Großvater führt die Großmutter ins Haus!“ — mit dieser Kehrausmelodie zog der Zug in die Superintendentur zurück.

Allerdings hatte die Tortur der Braut nur einen Aufschub erlitten, was vorher versäumt, wurde hier nachgeholt, nur mit dem Plus, daß auch die Brautjungfern über den Bräutigam herstürzten; ein eignes Vergnügen beiderseits. Aber der Kuß eines angetrauten Bräutigams soll Glück bringen —; welches Glück sich jede dachte, wage ich nicht zu entscheiden, nur schien der Blick, den Lisettchen dem Assessor zuwarf, als sie Schlemper einen derben Kuß applicirt hatte, den Gedanken zu verrathen, daß es ihr nicht unlieb sein würde, wenn er sie aus dem August in den September überführen würde. Aber, o der Undankbare, er sah diesen Blick nicht einmal, er wandte sich in dem Augenblicke, als ihn, wie Lisettchen meinte, dessen unwiderstehlicher Strahl treffen mußte, zu der lieblichen Tochter der Frau Oberamtmann. Und freilich, das siebzehnjährige Fräulein Emmeline von Königshorst war eine so liebliche Erscheinung, daß man es dem Assessor nicht verargen konnte, wenn er sein Auge an ihr von der Marter zu erholen suchte, die ihm der Anblick Lisetten's, die sich bei dem Ausgange aus der Kirche ihm zur Begleiterin aufgedrungen, verursacht hatte. Zudem hatte sich Fräulein Emmeline aus der Nähe der Küsseschlacht in den entfernteren Raum des Saales zurückgezogen. Solch' sittiges Zurückziehen ist aber für die Männerwelt was der Magnet für das Eisen.

„Ah, Sie kommen spät, doch Sie kommen!“ rief der Superintendent einem jungen Manne in gutmüthiger Laune entgegen, der eben in die reichbekränzte Thür des Saales trat. „Donnerwetter, der Spion!“ sagte halblaut ein dicker Pfarrherr zu seinem Collegen, mit dem er sich auf einen Divan in einer Ecke des Zimmers zurückgezogen und in Behaglichkeit das Glas Madeira schlürfte, das den Introitus zu dem solennen Hochzeitmahl bildete. „Nimm Dich zusammen,“ bat der andere, „Deine Combattantenmedaille entschuldigt vor dem weder Dein Fluchen noch Dein — Bruder nimm's nicht übel — Pokuliren!“ „Daß Dich die Schock“ — wollte der andere eben losplatzen, als die allgemeine Stille im Saal sie aufmerksam machte, daß etwas vor sich gehen mußte.

Es war der Eingetretene allerdings jener junge Geistliche, den wir den Hecht im Karpfenteich nannten. Uebrigens war in seinem ganzen Wesen nichts weniger als etwas Hechtartiges. Eine kleine, etwas zur Beleibtheit neigende Figur, ein rundliches, wohlwollendes Gesicht mit einem feinen, zum Sarkasmus neigendem Zuge um Auge und Mund. Hätte der Name es nicht verrathen, so hätte man nicht gewußt, daß Pastor Levisohn noch vor wenigen Jahren Israel angehört — denn selbst der jüdische Eindruck, den sein lockiges, rabenschwarzes Haar machte, wurde durch das Blau des Auges und den germanischen Schnitt des Profils wieder aufgehoben.

Pastor Levisohn stand vor dem Brautpaar. „Frau von Eberzahn," sagte er zu diesem mit sonorer Stimme, „hat die Güte gehabt, mich zum Boten ihrer Wünsche und Gaben zu erwählen. Sie läßt Ihnen, verehrte Braut, dieses Crucifix überreichen, damit es Ihnen nicht am heiligen Symbol der werthen Christenheit auf Ihrem Hausaltar fehle, und dieser Sonntag, der Gedenktag der Thränen Jesu über Jerusalem, Ihnen immer im Andenken bleibe. Damit aber zum Sinnbild das deutende Wort komme," fuhr er fort, „das Wort von der unaussprechlichen Liebe unseres Heilandes, von der seine Thränen die beredtsten Zeugen sind, erlauben Sie mir, Herr Bräutigam, Ihnen diese Bibel als meine und meiner Frauen Gabe überreichen zu dürfen — es ist ja des Hausvaters Amt, Hauspriesterthum zu pflegen und mit Gottes Wort sein Haus täglich zu speisen."

Der reich gallonirte Diener der Baronin von Eberzahn hatte das Crucifix — ein prächtig Bild von massivem dunklem Silber auf den Tisch neben das Brautpaar gestellt, der Bräutigam legte die eben so reich in schwarzen Sammt mit Silber gebundene Bibel davor —; die alte Dienerin der Superintendentur, eine heimliche Verehrerin des Pastors Levisohn, die bei seinem Eintritt an der Thür gelauscht, brachte von den sechs silbernen Leuchtern, die das Gerichtspersonal am Polterabend dargebracht, zwei herbei und stellte sie mit brennenden Wachskerzen neben das Crucifix.

Der Hausaltar war fertig, aber man wußte nicht recht, was man in diesem Augenblicke mit ihm machen sollte, er stand wie ein Fremdling in dieser Gesellschaft. Man war außer Levisohn der Ansicht, daß ein Altar sich nur für die Kirche gezieme, und die anwesenden geistlichen Herren waren geneigt, das Wort Salomo's: „alles hat seine Zeit," auch so zu deuten — alles hat seinen Ort. Es war schon unter der Anrede des jungen Pfarrers tiefes Schweigen entstanden; — Schlemper sah mit einer gutmüthigen Verblüfftheit auf den Sprecher und auf den Tisch mit Crucifix, Bibel und Lichtern, und auch Eleonore wußte nicht, was sie sagen sollte: — Hausandacht war in der Superintendentur nie gehalten worden. Levisohn war mit seinen Gaben jetzt wirklich zum Hecht geworden, der die Luft verscheucht und wenn auch nicht das Gewissen, doch den Unwillen der geistlichen Herren und Damen in hohem Maaße erregt hatte. Es wiederholte sich die Gellert'sche Fabel vom Petz, der tanzen gelernt und nun unter seine ungeschlachten Brüder zurückkehrt.

Der Ruf zu Tisch machte der peinlichen Scene ein Ende. Man fand seine Stimmung wieder. Jeder suchte sich seine Dame, mit der er dem Brautpaar in den Garten hinter der Superitendentur, wo die Hochzeitstafel gedeckt war, folgte. Der Assessor reichte seinen Arm Fräulein Emmeline von Königshorst, die ihn bei einem Zusageblick von ihrer Mutter, annahm und darum von vier Augen, ohne daß sie es ahnte, die giftigsten Blicke empfing. Das eine Paar gehörte Lisette, das andere der Frau Gerichtsdirektorin, die mit verbissenem Aerger am Arme des Pastors „Donnerwetter" vorüberging.

Den Beschluß des Zuges machten zwei Geistliche — Levisohn, dem sich Kolbing zugesellt hatte. Kolbing, der nicht auf den Witz seines Superintendenten von den vier Königen eingegangen war, war der Einzige unter seinen Amtsgenossen, der sich zu dem ernsten und doch so milden Amtsbruder schon seit lange hingezogen fühlte. Was er heut von ihm gehört, hatte seine Achtung nur gesteigert, darum war es sein Wunsch, mit ihm an der Hochzeitstafel zusammensitzen zu können. Irr' ich

mich nicht, so gestaltete sich hier ein Verhältniß, das Anlaß zu einer Verbindung wurde, die im Glauben auf Erden geschlossen wird und im Himmel sich vollendet. —

VI.

Norddeutschland steht in dem Ruf, landschaftlicher Schönheit völlig baar zu sein. Die es in diesen Ruf gebracht, müssen es entweder gar nicht kennen, oder kein Organ zur Aufnahme der eigenthümlichen Natur norddeutscher Gegenden haben.

Allerdings fehlt ihm die Bergwelt des Südens ebenso sehr wie die oft schauerlich schöne Fjordennatur Scandinaviens. Norddeutschland trägt bekanntlich vorherrschend den Charakter des Flachlandes. Nimmt man den Harz und die nördlichen Ausläufer des Wesergebirges und Teutoburger Waldes aus, so erhebt sich kaum eine Höhe über 3—400 Fuß über das Niveau des Meers. Dennoch hat gerade das langgestreckte Landschaftsgebiet, das unfern des Gestades der Ostsee von Osten nach Westen, — von Kurland her durch Preußen, Pommern und die Mecklenburger Großherzogthümer sich hinzieht, seine ganz eigenthümliche Schönheit. Ein hügelichtes Plateau, in dessen Vertiefungen zahlreiche größere und kleinere fischreiche Landseen sich angesammelt haben, die Seeen bald von üppigem Wiesengrün, dem Zeugniß, daß ihr Umfang ehedem viel größer gewesen sein muß, bald von Hügeln umgeben, die meistentheils mit Kieferwaldungen bedeckt, zuweilen auch dem Auge das üppigste Laubholzgrün bieten; dazwischen eingestreut Städte mit ihren Resten alter aus Backstein aufgeführten Ringmauern und Thürme; Edelsitze mit ihren oft im neuerdings beliebten pitoresken Tudorstyl aufgeführten neuen Schlössern; hier durch die Ebene weite Saatfelder sich hinstreckend, — dort größere oder kleinere Waldpartheien, wie Inseln aus dem wogenden Meere der Getreidefelder auftauchend —:

das ist der Landschaftscharakter jenes Plateau's von Norddeutschland.

Wenn der Sohn der Alpen an andern Orten zufällig die Klänge des Kuhreigens hört, sagt man, soll er vor Heimweh krank werden. Und man kann es ihm nicht verargen, denn was ragt an die Majestät der Alpenwelt mit ihren blendenden Schneehörnern in tiefblauer Luft und ihren grünen Matten — ihrer immer frischen und erfrischenden Luft? Aber wenn Jemand, der die scizzirte Gegend seine Heimath nennt, nach langer Abwesenheit heimkehrend, auf die Stelle gelangt ist, wo die Straße, die durch Wald sanft aufwärts geführt, ins Freie heraustritt, und nun zu seinen Füßen die reiche Gegend in ihrer stillen Schönheit sich ausdehnt, vorne noch Kiefern mit Laubholz durchsprengt, fernhin im Abendgold der Spiegel der Müritz strahlend wie ein golddurchflochtnes Silberband; — und da raschelt's im Holz — ein Reh streckt neugierig seinen Hals in die Höhe, blickt mit seinen großen träumerischen Augen dich an und fliegt nun davon in das Walddickicht hinein: da versteht man's wohl, daß auch der Nordländer nirgends anders sein Grab finden möchte, als an der Kirchenmauer unter den alten Linden, unter denen einst der Knabe mit Schwesterchen und Brüderchen jene Spiele gespielt, die nie vergessen werden, so alt man wird.

Ein langgestrecktes Ziegeldach mit zwei mächtigen Schornsteinen, eine Wetterfahne auf der einen Spitze ragt zur Hälfte über den dunkeln Föhrenwald, den die Abendsonne eines wunderschönen Septembertages mit einem röthlichen Duft überwebt. Ganz in der Nähe aus den Häuptern mächtiger Linden hervor eine kurze schindelbekleidete Spitze mit einst vergoldet gewesenem Hahn und Fahne. Sie muß einem Kirchthum angehören.

Durch den tiefen Sand mahlen trotz des kräftigen herrschaftlichen Viergespanns die Räder eines eleganten aber mit Koffern und Schachteln hochbepackten sechssitzigen Reisewagens. „Da ist Golenau," rief die klare Stimme einer Dame, die sich über den Kutschenschlag vorbeugte, einem jungen Manne zu, der,

um besser die Aussicht genießen zu können, sich zum Diener auf den breiten Bock gesetzt hatte, während der Kutscher die Zügel des Gespanns in der Hand vom Bocke abgestiegen nebenher wanderte. — „Was ist denn das für ein See, des glänzender Streif dort zwischen Haus und Thurm den Horizont des Waldes begrenzt“? frug der Angeredete entgegen. „Das ist der Golenauer See,“ war die Antwort, „in ihn fließt die Golenaue, von dem das Rittergut meines Bruders den Namen hat.“ Und sofort beugten sich zwei liebliche Kinderköpfe aus der andern Seite des geöffneten Wagenfesters, um den wohlbekannten Golenauer See zu sehen, der für die Kleinen im Angedenken an die schönen Kahnfahrten im vergangenen Jahr, eine besondere Anziehungskraft hatte. „Werden Sie denn uns auch Kahnfahren, Herr Torn,“ frug die Eine der beiden. „Gewiß, wenn es Mama erlaubt,“ war die Antwort. Und sofort beugten sich die Köpfchen zurück und an den verschiedenen Stimmen im Wagen und an dem Jubel, der gleich darauf entstand, konnte man merken, daß die Kinder sogleich die Erlaubniß der Mama eingeholt und erhalten hatten.

Frau von Mannhardt, wir haben sie bereits erkannt, war auch für dieses Jahr der Einladung ihres Bruders nach Golenau gefolgt. Gewöhnlich waren es die heißen Monate, die sie mit ihren Kindern dort zubrachte. Daß sich die Reise diesesmal bis zum September verzögert hatte, fand seinen hinreichenden Grund in ihrem Wunsch, daß Lehrer und Schüler sich erst mehr ineinandereinleben möchten, bevor der Unterricht die mannigfachen Störungen erlitt, die das Leben auf dem Lande mit sich bringt.

Das Herrenhaus zu Golenau war das Vaterhaus der Frau von Mannhardt. Außer dem Bruder und dessen Gemahlin erwarteten sie die Mutter, die ihren Wittwensitz dort behalten, und eine wenig Jahre jüngere unverheirathete Schwester.

Die Sonne neigte sich schon dem Untergange entgegen, der Kutscher hatte seinen Sitz auf dem Bock wieder eingenommen, ein kräftiger Schlag mit der Peitsche, da rollte der Wagen in eine Ebereschenallee einbiegend über das Steinpflaster. Jetzt noch

eine Biegung, der Wagen fuhr an einer hier und dort mit einer thönernen Urne gezierten Backsteinmauer vorüber, über die üppiges Epheu wuchernd selbst die Seite nach dem Wege zu überrankte. Dichtes Buschwerk, das die Mauer vom Garten schied, ließ doch an manchen Stellen Raum zu einem Blick in einen parkartigen Garten, durch dessen Mitte sich jene wohlgeschorenen Buchenhecken zogen, die in früherer Zeit mit den schattigen Alleen, die sie bildeten, einen Lieblingsschmuck herrschaftlicher Gärten bildeten.

Als der Wagen in schnellem Lauf über dem allerdings nicht sehr gepflegten Pflaster dahinfuhr, bog sich Leokadie weit aus dem Wagenfenster „Tante Eugenie"! rief sie dann hocherfreut, als eine Dame an einem der Fenster des Herrenhauses aus dem geöffneten Fenster mit weißem Tuche winkte.

Der Wagen war vorgefahren. Baron von Raben an der Seite seiner Gemahlin, einer kleinen lebhaften Dame, empfing die Schwester mit jener liebenswürdigen Herzlichkeit, die ihm, wenn er wollte, in hohem Maße eignete. Hildegard schloß sich der Mutter an, die vom Bruder und der Schwägerin geleitet die breiten bequemen Stufen in das obere Stockwerk hinaufstieg. Leokadie stürzte ihrer Tante Eugenie, die ebenfalls zum Empfange herabgekommen war, in die Arme und Clara und Fränzchen drängten sich die Eine hier, die Andere dort an die Tante, und suchten ihre Hand zu küssen. In der That konnte man die Liebe der Kinder zu ihrer Tante verstehn. Eine etwas, wie es schien, von körperlichem Leid gebeugte Gestalt; aber von einem Adel des blauen Auges, wie man es selten sieht; — dazu umspielte die Lippe eine so schalkhafte Gutmüthigkeit, daß auch der Fremde sich unwillkürlich zu ihr hingezogen fühlte. Dorn, neben dem Odo halb mürrisch stand, daß sich um ihn und seinen Lehrer Niemand kümmerte, vergaß die peinliche Situation, in die ein Gast geräth, wenn ihm im fremden Hause keine Berücksichtigung wird, im Anblick dieser keineswegs schönen und doch so überaus schönen Dame.

Tante Eugenie wollte eben mit Leokadie und den beiden

Kleinen in's Haus treten, da vertrat ihr Odo den Weg „Tante Eugenie, ich bin auch da, wo soll Herr Dorn und ich denn bleiben?" — „Mein lieber prächtiger Junge " war ihre Antwort, „nimm nur nicht übel," und darauf wandte sie sich zu Dorn, und hieß ihn herzlich in dem Hause ihres Bruders willkommen. Ein Wink dem alten Diener gegeben, führte diesen, während Tante Eugenie mit den Kindern, denen sich nun auch Odo angeschlossen, die Treppe hinanging, zu Dorn mit der Bitte, ihm gütigst auf die Candidatenstube folgen zu wollen.

Schon Dorn's Zimmer auf Schloß Mannhardt war der Vorstellung ganz unähnlich, die sich gewöhnlich mit dem Worte Candidatenstube verbindet. Nichts von jenem leeren wüsten Raum mit ausrangirten Stühlen, eichenem rohem Tisch, defektem wurmstichigen Bücherbrett und harter Matratze in gleichgeartetem Holzgestell, die die Eigenschaften eines Sophas und Bettes in sich vereinigt —: Dorn war in der That in diesem Punkte durch die Sorgfalt seiner Prinzipalin, die den Lehrer auch in dieser Beziehung vor Kindern und Dienerschaft mit Achtung situirt wissen wollte, etwas verwöhnt. Aber diese Candidatenstube übertraf seine bisherige, wenn auch weniger durch Eleganz, doch durch ein gewisses Etwas, das Dorn in besonderer Weise anmuthete. Die schöne Sicht auf die von alten Linden umschattete und durch den Fahrweg vom Herrenhause getrennte alte Dorfkirche, und auf den See mit seinen fernen hügelichten Ufern — das war es nicht; auch nicht die Harmonie in den Möbeln, deren Façon an das Ende des vorigen Jahrhunderts erinnerte, als Alles wie die Trachten der Frauen der Revolutionshelden griechisch, das heißt, wie man es sich dachte, sein mußte; auch nicht der mit den besten Werken der classischen neueren Litteratur wohlbesetzte Bücherschrank, auf dem symetrisch geordnet zu beiden Seiten ein Erd- und Himmelsglobus standen, die eine Büste Homers in ihrer Mitte hatten; selbst nicht die in etwas verblaßten Goldrahmen gleichen Styls wie die Möbeln, eingerahmten Oelbilder mit ihren antiken Sujet's — hier Hektors Abschied, dort Priamus, wie er den Achill um den Leichnam

Hektors bittet: — nichts von alle dem besonders, sondern das Ganze machte auf Dorn den Eindruck, als müsse diese Stube einst einem Candidaten zur Wohnung gedient haben, der weit über dem Niveau des gewöhnlichen Candidatenschlages gestanden habe.

Als er eingetreten und er, nach einem Blick in die schöne, im glühenden Abendgold ruhende Landschaft, vor dem Bilde stand, das Hektors Abschied darstellte, meinte der alte Diener des Hauses, der Dorn den kleinen Reisekoffer hinaufgetragen: „Finden Sie nicht, Herr Candidat, eine Aehnlichkeit zwischen der Dame da und Ihrer gnädigen Frau?"

In der That, es trugen die Züge der Andromache ohnstreitig, wenn man sich Frau von Mannhardt in ihrer Jugendfrische dachte, eine große Aehnlichkeit mit dieser. „Sie haben recht," erwiderte Dorn. „Ja, ja," murmelte der alte Mann mehr für sich hin, als daß er antwortete, „der hier einmal gewohnt, der hat's verstanden, ach damals war sie aber auch noch so jung und so schön," setzte er hinzu. Dorn wollte weiter fragen, aber der Diener hatte sich schon wieder aus der Stube entfernt.

Der hier einmal gewohnt? Es muß ein Candidat gewesen sein, denn die Stube heißt ja die Candidatenstube. Die Bilder dort sind von ihm. Sieh dort in der Ecke der Stube, nahe dem dunkeln Kachelofen, steht auch noch eine alte Staffelei und da oben auf dem Kleiderschrank ein Kasten, sieht aus wie ein Malkasten. Dorn konnte nicht umhin, ihn herunter zu heben Richtig, aber die Blasen mit den Farben alle vertrocknet, Pinsel und Palette bestäubt. Er mußte dort manches Jahr unberührt gestanden haben. Es war unverkennbar, die Candidatenstube war eine Reliquie, sie war noch, trotz dem, daß Dorn's Vorgänger im Mannhardt'schen Hause bei den Besuchen der Familie in Golenau ebenfalls dort gewohnt haben mußten, noch ganz so geblieben, wie sie jener Candidat verlassen hatte. Sie trug das Gepräge seines Geistes. Und nun das Bild dort — Hektors Abschied — und Andromache's Aehnlichkeit mit Frau von Mannhardt. Ob Hektor wohl die Züge des Candidaten trug? Ein

männlich schönes Profil — die Rechte in Andromaches Hand, während die Linke auf die ferne Feldschlacht wies, die hinter dem halb gehobenen Vorhang sichtbar war.

Dorn stand trotz dem, daß es schon zu dunkeln begann, noch sinnend vor dem Bilde, als die Thür sich öffnete und der alte Diener zwei Wachskerzen auf silbernen Leuchtern auf den Tisch vor dem antiken Sopha stellte, denselben deckte und dann, nachdem er dem vor der Thüre harrenden Diener das silberne Theeservice abgenommen, auch dieses servirte.

„Das Bild gefällt Ihnen wohl sehr, Herr Candidat,“ hub wieder der alte Mann an. „Allerdings“, meinte Dorn, „aber sagen Sie, wem gleicht denn der Herr da auf dem Bilde?“ „Hm!“ meinte der Alte, — „ich hab' ihn gut gekannt, ich war damals auch noch jung, Sie wissen doch, anno 13 — es war ein scharmanter junger Herr der Candidat, und getroffen hat er sich selbst auf ein Haar.“

„Also wirklich der Candidat,“ sagte Dorn für sich hin, als der Alte das Zimmer verlassen, und er sich anschickte, seinen einsamen Thee zu bereiten.

Merkwürdig, welche scheinbaren Zufälligkeiten oft von dem größten Einfluß auf das Leben der Einzelnen sind!

Ich muß es Dorn nachrühmen, daß er nach der Auflösung seines Verhältnisses mit Eleonore mit der größten Sorgfalt über sich gewacht hatte.

Seine Schwester Martha hatte recht, wenn sie ihrem Bruder eine wenigstens in früherer Zeit zu große Empfänglichkeit für weibliche Schönheit zuschrieb. Leokadie's kindlich rührende Anmuth, die Fülle des Liebreizes des sechszehnjährigen Mädchens hatte einen desto tieferen Eindruck auf ihn gemacht, als gerade ihre Empfänglichkeit für die ewige Wahrheit ihm zugleich eine Art Verehrung gegen sie einflößte. — Aber er blieb sich seiner Stellung bewußt. So weit ging sein Gedenken nicht, daß er Leokadie von Mannhardt und Robert Dorn auf eine Karte hätte zusammengestellt. An den Unterschied des Standes und der Kluft, die namentlich in jenem Lande zwischen Adel und Bürger-

stand sich vertieft, dachte er nicht. Aber er sagte sich, daß es sich für einen Lehrer nicht zieme, der Schülerin gegenüber eine andere Stellung, als der Lehrer sie haben darf, einzunehmen. Dazu erkannte er wohl, daß er seiner Prinzipalität zu großem Dank verpflichtet sei, daß sie ihn nicht nach Auflösung seines Verlöbnisses entlassen, und dieser Dank forderte ihn zum ernsten Wachen über sich selbst auf. Täusche ich mich nicht in seinem Charakter, so waren es auch noch andere Erwägungen, die ihn in seinen Augen unwerth machten, auch nur dem Gedanken an ein näheres Verhältniß zu Leokadie Raum zu geben. — Und Leokadie? — Allerdings, wer ergründet ein Mädchenherz! Sie schien wie ihre Eltern und Geschwister, und wohl eben deshalb, weil diese es thaten, Torn hoch zu schätzen; aber selbst dem feinsten Beobachter wäre es schwerlich möglich gewesen, etwas anders als die Zuneigung bei ihr zu entdecken, die die Schülerin dem treuen Lehrer schuldig ist.

Und treu war Torn in seinem Beruf. Bis spät in die Nacht arbeitete er an den Vorbereitungen, besonders auf die Stunden, die er den beiden ältern Schwestern gab. Selbst seine Freinachmittage benutzte er, um in Begleitung der Baronin die Schwestern im Zeichnen nach der Natur zu unterrichten.

Wie viel an dieser Sorgfalt seine Neigung zu Leokadie Antheil hatte, das wage ich nicht zu entscheiden; wenigstens, wenn etwa, so war ihm das unbewußt und wo es ihm zum Bewußtsein kam, da kämpfte er, wie es sich ziemte, und nicht vergeblich dawider. In der That seine Stellung im Mannhardt'schen Hause, auch Leokadie gegenüber, war der Art, daß der Baron, der nach der Warnung seines Schwagers sich allerdings eine Zeit lang auf's Beobachten seines Hauslehrers gelegt, längst diese ihm nach seinem Naturelle mühsame Arbeit hatte aufgegeben und seinem Schwager geschrieben, er könne ganz unbesorgt sein, der Candidat sei ein ganz trefflicher junger Mann und verdiene das vollste Vertrauen.

Aber nun dieses Bild und der Gedankenkreis, der sich daran anschloß!

Dorn war in eine innerliche Unruhe gerathen. Er wagte es sich kaum zu sagen, und doch drängte sich ihm nach den Aeußerungen des Alten der Gedanke mit Gewalt auf, daß der Candidat, der einst dieses Zimmer bewohnt, in irgend einem Verhältniß zu der Tochter des hochadeligen Hauses mußte gestanden haben, die jetzt seine Prinzipalin war. — Und — so ist der Mensch: vor diesem Gedanken traten, ohne daß er's wollte, die Schranken, die ihn von Leokadie trennten, zurück, ohne daß er doch im entferntesten daran gedacht hätte, sie zu überschreiten. Vor seinem Verstande und Gewissen blieben sie hoch aufgerichtet stehn, während tief im Hintergrunde des Herzens sie wichen.

Leokadie — der Name schlich sich unbemerkt in seine Seele. Er hatte zufällig aus einer Zeitungsannonce die Verheiratung seiner früheren Braut erfahren. Und — das erfüllte ihn jetzt gerade, wo es ihm wieder einfiel, mit plötzlicher Freude!

„Nicht doch, Robert," sagte er plötzlich sich aufrichtend zu sich selbst. „Schäme Dich — sie steht zu hoch für Dich. Für Dich" — er mochte das kaum ausdenken, viel weniger aussprechen. Und doch dachte er's und doch sprach er's aus. Und als er's gesprochen hatte, erschrack er, daß er's gethan. Sonderbar; eine Abwehr, und doch erfüllte sie ihn mit Schrecken, nicht weil's eine Abwehr war, sondern weil er fühlte, daß er's nöthig hatte, abzuwehren.

Wem der Schnee des nahenden Alters anfängt das Haar mit seinen Flocken zu umwehen, kann sich kaum noch eine Vorstellung von dem wonniglichen Geheimniß einer andringenden und um des Gewissens halber abgewehrten Liebe machen.

Ich theile mit, was Robert erfuhr, der damals in seinem sechsundzwanzigsten Jahre stand. Gerade in diesem Alter, in dem der Jüngling dem Manne entgegenreift, ist jenes Andringen und wenn, wie es hier sein muß, der Kampf dawider um so heftiger, weil bei leidenschaftlichen Naturen, wie Robert eine war, die Leidenschaft der Jünglingszeit vertieft ist durch den Ernst des nahen Mannesalters.

Dorn ging in großen Schritten in der Candidatenstube auf und ab und tausenderlei Gedanken, Vermuthungen, Wünsche — und Widerspruch gegen die eben entstandenen Gedanken durchkreuzten seine Seele, da sprang Odo in die Stube, der sein Schlafgenoß in dem kleinen Bett in der Candidatenstube sein sollte, und wußte nicht genug zu erzählen von Onkels Vollbluthengst, der ihm 500 Stück Friedrichsd'or gekostet, und von den Pony's, mit denen er Herrn Dorn bat, sie morgen auf dem kleinen Leiterwagen in den Wald zu fahren, und von der neuen Gondel, die der Onkel angeschafft — auf der sich's prächtig müsse auf dem See fahren lassen; — und so gings fort, bis Dorn, der anfangs nur halb zugehört, dessen Gemüth sich dann aber unter dem Gespräch des Knaben beruhigt hatte, meinte, nun sei es wohl Zeit zu Bett zu geh'n. — „Morgen früh," sagte er zu Odo, der bei dem Gedanken an's zu Bette gehn, nun wirklich an zu gähnen fing, „kannst Du mir all' die Herrlichkeiten zeigen, von denen Du mir erzählt hast." „Aber vor zehn Uhr," antwortete Odo „müssen wir fertig sein, denn dann erwartet Sie Großmama unten im Saal zum Frühstück."

Großmama — die Mutter seiner Prinzipalin und der Tante Eugenie — aber auch des Herrn von Raben! In Dorn's Einbildungskraft gestaltete sich das Bild einer hohen Frau, deren inneres Seelenleben mehr die Töchter als der Sohn wiederspiegelten.

VII.

Die entstellenden Baulichkeiten, die jetzt durch die Fürsorge des kunstliebenden Bischofs vom Dom zu X. hinweggeräumt sind, waren damals noch nicht entfernt. Noch versteckten einem Schuppen ähnliche zwischen den hohen Giebeln der beiden Kreuzbalken eingeklemmte Anbauten die edle Grundform des Baues

und die Steinbildwerke, die der Vandalismus eines früheren Jahrhunderts verstümmelt hatte, waren noch nicht wieder hergestellt.

Aber selbst in dieser Gestalt machte der Dom jenen erhabenen Eindruck, gegen den nur diejenigen unempfindlich sind, die durch den Parteistandpunkt eines gewissen Pseudoprotestantismus den Blick für die gegenseitige Durchdringung des Geistigen und Leiblichen und damit für die Bedeutung der Form und Gestalt für die Blüte alles geistigen Lebens für den Glauben verloren haben.

Der weite, von den Kurien der Domherren und der übrigen Würdenträger des Doms umschlossene Platz auf der Südseite des Doms ist nicht wie in Augsburg ein der Sonne ausgesetzter offener Raum. Prächtige hochstämmige Linden, durch die der gepflasterte Fahrweg vom Markte her nach dem bischöflichen Pallast führt, machen ihn zum Park mitten in der Stadt und gewähren in der Hitze des Sommers die schattigste Promenade.

Wie oft hat der Knabe unter den Bäumen gestanden und den Dom angeseh'n — wie er so riesengroß aus der Waldumgebung hervorragte — dem Knabengemüth wie eine wunderbare Mähr — unverstanden und doch so anziehend! Alles sprach und bewegte die Phantasie. Dort Adam und Eva über der Thür des Paradieses — wie sie neben dem künstlich in Stein ausgehauenen Paradiesesbaum stehen und die Schlange, die sich in einer schönen Frau endigt der Eva den verhängnißvollen Apfel reicht; — daneben auf kapellenartigem Postament ein steinerner Bischof, dem die Rechte abgeschlagen war, die einst den Bischofsstab hielt. Zwischen den beiden Thürmen mit den kurzen zugespitzten Kupferkuppeln, das Hauptportal mit seinem reichen Bildwerk; — zu beiden Seiten der Thür die fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen — schöne Frauenbilder, unter denen ich nur die thörichten beklagte, daß sie so bitterlich weinten; oben im Giebel in Kolossalstatur der Herr auf dem Füllen der Eselin, wie er mit vergoldetem Nimbus die Rechte zum Segen erhoben einreitet nach Jerusalem. Und nun der Kreuzgang auf der andern Seite des Doms mit seinem Bildwerk, — den ich immer nur

beklagte, wenn am „Send" die Buden der Verkäufer damals die heilige Stille raubten, die sonst in ihm herrschte!

Und nun inwendig der Dom mit seinem Weihrauchduft! Vorne im Schiff an einem der kolossalen Pfeiler, die das Rundbogengewölbe trugen, der große Christoffel mit plattem Gesicht, in der Rechten ein Baum statt Stab und auf dem linken Arm das Jesuskind, so groß wie sonst ein ausgewachsener Mann; — drüben der sogenannte Apostelgang, der das Schiff vom Presbyterium schied, wie brüsseler Spitzen fein im gothischen Styl in Sandstein gemeißelt.

Im Umgang um das Presbyterium mit seinen vielen Kapellen und damals noch nach Art der gothischen Kunst bunt bemalten Bischofsstatuen, die alte Uhr, eins jener Wunderwerke alter Zeit, das einst bei jedem Stundenschlag ein Bildwerk soll haben hervortreten lassen. Das war nicht mehr so, denn der Künstler — so ging die Sage, soll, als er nach Anfertigung des Kunstwerks geblendet war, aus Rache in's Räderwerk gegriffen und den Theil zerstört haben, der all' jene sinnigen Spielereien in's Leben rief. —

Wie nüchtern erschien dem Knaben dagegen die protestantische Kirche — die einzige in der Stadt! Eine frühere Klosterkirche aus- und inwendig protestantisirt! — Hellgelb angetüncht — mit dito angestrichenen Emporen und Kanzel; hinter dem Altar auf dem sich das kleine eiserne Cruzifix fast verlor und dessen Aufstellung dennoch bei der aus Reformirten und Lutheranern bestehenden Gemeinde Streit genug hervorgerufen, eine Art Holzbau, der einem Bettschirm ähnlich war. Der ganze Gottesdienst ohne irgend einen Moment, der das Herz nach Oben gezogen hätte. Ein kurzes, von dem Knaben unverstandenes Gebet am sogenannten Altar, dann ein langer schleppender Gemeindegesang und darauf eine Predigt, Aufgebote, Vater unser, Segen und dann wieder Gesang und die Kirche war aus, jeder ging nach Haus und meine Tanten unterhielten sich darüber, ob diese Gesten des Herrn Consistorialraths richtig, jener Ausdruck nicht

zu schroff, ob er gut bei Stimme, Haare und Bart würdevoll coiffirt gewesen sei!

Man hielt mit Recht darauf, daß die Schulkinder bei dem Gottesdienst nicht fehlten, aber daß wir heranwachsende Knaben uns allerlei Lesebücher mitbrachten und so uns hinter der Brüstung der Emporen die Zeit vertrieben; — ob dafür die Gemüth= und Herzlosigkeit des protestantischen Kultus nicht wenigstens theilweise verantwortlich ist? — Ich hätte das im katholischen Dom nicht gewagt. Während mich in „unsrer Kirche“ Alles kalt ließ, heimelte mich der katholische Gottesdienst an und erfüllte, ob auch „unverstanden“ das Gemüth des Knaben mit wunderbarer Ahnung.

Zwei Männer wandelten nach der Frühmesse an einem schönen Septembermorgen unter den Bäumen des „Domhofes“ in tiefem Gespräch. Beide gehörten dem Priesterstande an. Der lange schwarze Rock mit der breiten Seidenschärpe, Strümpfe und Schuhe und der breitgekrämpte Hut verriethen zwei Patres aus dem Jesuitenorden. Beide große Gestalten, der auf der rechten Seite mit einem Ansatz von Beleibtheit in Gestalt und Form des Kinnes schien an Jahren der ältere und an Würde der Vorgesetzte des andern, der fast hager mit blassem aber höchst intelligentem Gesicht mit etwas vorgebeugtem Haupt auf die Fragen des ältern zu horchen und zu antworten schien.

„Wie ist denn Ihre Mission ausgefallen, lieber Kaplan?“ frug der Aeltere. „Es hat die Gräfin trefflich vorgearbeitet,“ war die Erwiderung, „ich glaube, daß der Adel des Fürstenthums wie eine reife Birne nur des Schüttelns bedarf, dann fällt er in den Schooß der heiligen Kirche zurück.“

„Nicht zu sanguinische Hoffnungen, mein lieber Kaplan,“ meinte der Aeltere „ich gebe zu, daß der Uebertritt der Gräfin, ihre jetzigen vortrefflichen Schriften darum großen Einfluß auf den dortigen Adel ausüben mögen, weil sie einer der hervorragendsten Familien angehört, aber ich kenne auch die lutherische Hartnäckigkeit, und,“ setzte er hinzu, „Sie dürfen den

Rest des alten Kultus nicht unterschätzen, der gerade in lutherischen Ländern verblieben ist."

„Auf dem Papier, in ihren alten Agenden, Herr Domdechant," war die Antwort des Kaplans, „aber in praxi nur hier und dort noch Etwas. „Ich habe," fuhr er fort, „in vielen dortigen Kirchen dem sogenannten Gottesdienst beigewohnt, aber etwas öderes und geistloseres läßt sich nicht denken als dieser ist. Hier in X. haben die Akatholiken doch noch einiges Talent auf der Kanzel —; dort aber habe ich bis auf den neuen Generalsuperintendenten, der allerdings ein geistvoller Mann ist, auch das ganz und gar vermißt. Denken Sie sich, Herr Domdechant," fuhr der Kaplan fort, und man konnte seiner Stimme die innerliche Freude abmerken, „es war in einem kleinen Städtchen, einem Sitz des fürstlichen Amts, die fürstlichen Würdenträger mit ihren Familien waren auf der Empore, die Kirche sonst aber wie gewöhnlich ziemlich leer —: rathen Sie, was der geistliche Herr dort den armen Leuten über das Evangelium von der Speisung der Fünftausend vorgepredigt hat?"

„Nun?" „Es sei doch im höchsten Grade nützlich, daß die Menschen, von der Vorsehung geleitet, die Erfindung gemacht hätten, das Getreide zu mahlen und dann zu Brod zu verbacken — das war so ungefähr die Quintessenz seines Themas „von der nützlichen Erfindung des Brodbackens!"

Ein schallendes Gelächter des Domdechanten belohnte den Kaplan für diese Mittheilung. „Nun ja," meinte der Dechant, „bei solchen Brodpredigten muß allerdings das arme Volk verhungern; da ist freilich für unsere Mission gute Aussicht."

„Bei dem Volke," entgegnete der Kaplan, „bis jetzt schwerlich, das ist seit undenklicher Zeit in dieser Weise gefüttert und hat darum eben keinen Hunger mehr, weil es, Dank dem Protestantismus, in jenes Stadium des geistlichen Hungertyphus gerathen, in dem der Appetit geschwunden ist. Ich habe von einem der wenigen begabteren sogenannten Pastoren — einem jener seltenen Exemplare, gehört, die noch nicht die wahre Gottheit

Christi leugnen, daß er trotz aller seiner Bemühungen keine Leute Sonntags in die Kirche bekommen könne."

„Und doch Ihre Hoffnung, die Sie vorhin aussprachen?" — sagte der Domdechant. „Ich sprach nur vom Adel," erwiderte bescheiden der Kaplan. „Der liest, wie Ew. Hochwürden schon bemerkten, die Schriften der Gräfin seiner Standesgenossin, macht Reisen, sieht namentlich in Tyrol und Oberbaiern in den Bädern katholisches Wesen und katholische Sitte; — was ist erklärlicher, als daß bei ihm, wenn er mit dem dortigen kirchlichen Leben den geistlichen Tod im eignen Lande vergleicht, eine Sehnsucht nach der mütterlichen Kirche erwacht!"

„Nun," meinte der Domdechant mit einem Zuge von Ironie um seinen Mund, „wenn sie dann nur nicht jenseits der Alpen kommen, oder in unsern katholischen Ländern in die chronique scandaleuse — Sie wissen doch, daran fehlt's bei uns nicht, — eingeweiht werden."

Der Kaplan schien diesen Einwurf seines geistlichen Vorgesetzten nicht bemerken zu wollen, wenigstens fuhr er ohne ihn zu beachten fort: „Graf Osten giebt den schlagendsten Beweis für die Richtigkeit meiner Anschauung."

„Ja, Graf Osten!" bemerkte der Domdechant, „um deswillen haben Sie ja Ihre Missionsreise unternommen, wie ist's mit dem gegangen?"

„Er wird in einigen Tagen," war die Erwiderung, „hier eintreffen, um in die Hände Sr. Bischöflichen Gnaden seinen Conversionseid abzulegen."

„Und seine Familie?" — „Die Gräfin und die älteste Tochter meinten anfänglich, dem Marien- und Heiligendienst sich schwerlich fügen zu können."

„Sie haben sich doch gefügt?" frug der Domdechant. „Allerdings!" war die Antwort, „ich wies ihnen nach, daß sie die hier und dort waltende verkehrte Praxis nicht mit der richtigen Theorie verwechseln müßten, daß die Kirche keine Anbetung der allerseligsten Jungfrau und der Heiligen, sondern nur eine Verehrung lehre, daß sie ja aus ihrer eigenen Genossenschaft

wissen müßten, daß die Praxis sehr mit der Theorie streite — ich erinnerte sie, wie viele ihrer sogenannten Pastoren die Gottheit des Herrn freventlich verwerfen, die doch ihre Bekenntnißschriften lehrten."

„Vortrefflich!" meinte der Domdechant, „das ist schlagend!" — „Aber sie hatten noch einen Einwand;" entgegnete der Kaplan. „Ah — ich kann mir denken" sagte der Domdechant, „da sind sie mit ihrem sola fide gekommen."

„Das nicht," meinte der Kaplan, „die protestantischen Herren Pfarrer arbeiten uns in diesem Punkte prächtig in die Hände. Das sola fide steht auch nur noch auf dem vergilbten Papier ihrer Concordia; auf den Kanzeln hört man davon eben so wenig, wie im Unterricht der Katechumenen, wie ich aus den Mittheilungen der jungen Comtesse entnehmen konnte, die erst vor kurzer Zeit confirmirt war."

„Nun, was war's denn, womit die Damen Ihnen noch widerstanden?" frug der Domdechant, „die Damen werden doch nicht den Coelebat berührt haben?" „Im Gegentheil schienen sie darin ganz mit uns einverstanden!" war die Antwort. „Hauptsächlich war es die Rücksicht auf die protestantischen Verwandten, die ihnen, namentlich der Gräfin Theodora, einer gar tieffühlenden Dame, den Rücktritt zur Kirche schwer machte."

„Da haben Sie doch wohl die Gnädigste und ihre Töchter daran erinnert, daß es ihre Pflicht vielmehr sei, auf den Gatten und Vater Rücksicht zu nehmen!" „Allerdings, und nicht ohne Erfolg, den Sieg aber sicherte doch eine gewisse Heilsbedürftigkeit," erwiderte der Kaplan, „der der Protestantismus mit seiner kirchlichen Zerfahrenheit, wie Sie wissen, keine Befriedigung gewährt."

„Ah," meinte der Domdechant, „ich merke, Sie haben die Festung mit dem schweren Geschütz der Lehre von der Kirche bombardirt."

„Ein Bombardement," sagte der Kaplan, „war nicht nöthig — einige Schüsse aus leichtem Kaliber und die Festung capitulirte."

„Vortrefflich, aber ich bitte Sie, mischte sich denn nicht der Ortsgeistliche in Ihre Mission?“

„Der?“ erwiderte lachend der Kaplan. „Einmal hat er über Tisch, als Graf Osten ihn mit mir zum Diner geladen, den Versuch gemacht, aber ich glaube gerade der Erfolg, den mir dieser mit der Lehre der Kirche vollständig unbekannte Mensch gewährte, hat nicht wenig dazu beigetragen, den Grafen zu befestigen und seine Familie aufmerksam zu machen. Er wurde schließlich sackgrob und sprach, vielleicht aus Aerger über die Gebühr dem guten Weine des Grafen zu, so daß der Graf nach aufgehobener Tafel dem Diener einen Wink geben mußte, Sr. Hochehrwürden zu seinem Wagen zu führen.“

„Lieber Kaplan,“ meinte der Domdechant, „der Sieg dort ist Ihnen schon durch die Fehler Ihres Gegners und durch die, wie es scheint dort herrschende Unwissenheit in der eigenen Kirchenlehre gar leicht geworden, darum seien Sie nicht stolz auf Ihren Erfolg. Aber — — Graf Osten selbst? Ich habe doch gehört, daß der ein Mann von festem Charakter und tüchtiger Bildung sein soll!“ Ob in dem Augenblicke, als er das aussprach, der hochwürdige Herr nicht fühlte, daß er damit seiner Kirche ein Armuthszeugniß ausstellte?

„Gerade seine Bildung,“ meinte der Kaplan, „machte ihn wohl fähig, die geistige Seite der Kirche von den Zufälligkeiten zu unterscheiden, die sich daran gehängt, und die Festigkeit seines Charakters bürgte ja gerade dafür, daß er ohne weitere Rücksicht auf die Verhältnisse, unter denen er lebt, der erkannten Wahrheit die Ehre gab. — Uebrigens,“ fuhr der Kaplan fort, „ist Graf Osten in Bezug auf seine eigene Kirchenlehre noch viel unwissender als seine Gemahlin; classische Bildung besitzt er in hohem Maaße, aber von seiner Bibel weiß er herzlich wenig.“

„Hm!“ meinte der Domdechant, „dann hat's Graf Strömfeld auch mit dem leicht gehabt.“ „Wenigstens nicht zu schwer,“ meinte der Kaplan, „besonders da er mit dem Grafen gerade zu der Zeit auf Norderney zusammentraf, als das unglückliche Ende seines Sohnes ihn nach einem Troste bedürftig gemacht

hatte, den ihm sein Protestantismus nicht zu bieten vermochte."

„Wenigstens der nicht," erwiderte der Domdechant schnell, „den Sie dort angetroffen haben."

„Ueberhaupt nicht!" erwiderte der Kaplan mit einem Anfluge des Erstaunens über die Aeußerung seines Obern.

„Sie sind, junger Freund," erwiderte der Domdechant ernst, „erst mit solchen Protestanten zusammengetroffen, die wie dort in der Heimath des Grafen aller Erkenntniß in ihrer eigenen Lehre baar, oder wie hier in X. aus dem mixtum compositum, was man Union nennt, hervorgegangen sind; es giebt aber auch eine andere Art; über die würden Sie und selbst Graf Strömfeld, unser begabter Ordensbruder, nicht so leicht wie über Graf Osten einen Sieg erfechten."

„Ah, Sie meinen wohl die Baptisten?" erwiderte der Kaplan, — „mit denen bin ich auch, wenn auch nur oberflächlich in Berührung gekommen; — es giebt dort eine Familie von der Ossen, eine Dame aus dieser Familie machte den Comtessen an einem Nachmittage einen Besuch."

„Nein, nein, die meine ich nicht," erwiderte fast unwillig der Domdechant, „Baptisten zähle ich kaum zu den Christen, sie sind selbst am Protestantismus nur, was im Wolfspelz das Ungeziefer ist; — aber kennen Sie den Oberstlieutnant von Waldbrand?"

Der Kaplan mußte gestehen, daß er dessen Bekanntschaft noch nicht gemacht, meinte aber, daß er allerdings einen Protestanten kenne, der nicht so leicht zum Strecken der Waffen geneigt sein würde, als Graf Osten und seine Familie.

„Und der ist?" frug der Domdechant. „Ew. Hochwürden kennen ihn nicht — ein früherer Schulfreund, er hat hier das Gymnasium besucht, jetzt ist er, wie sie's nennen, Candidat und Hauslehrer bei einer adlichen Familie, die nicht unfern vom Grafen Osten begütert ist — Dorn heißt er."

Der Domdechant schüttelte bejahend, daß er ihn nicht kenne, den Kopf, reichte dann dem Kaplan die Hand und meinte, er gratulire ihm jedenfalls zu seinen Erfolgen. Damit empfahl er sich, um zu dem Palais des Bischofs zu gehen.

Der Kaplan stand noch eine Zeit lang im Anschauen des Domes versunken. Die Erinnerung an Dorn hatte das Andenken an so manche schöne Stunde wach gerufen, die er in früheren Jahren mit diesem verlebt. Wie oft hatten sie Arm in Arm vor diesem Dom gestanden und in knabenhafter Weise sich über den Vorzug der beiden Confessionen gestritten. Das hatte Dorn allerdings immer einräumen müssen, daß der katholische Kirchenbaustil unendlich viel vor dem protestantischen voraus habe, oder vielmehr, daß letzterer gar nicht existire.

Jahre waren seit der Zeit vorübergezogen, da trafen beide Freunde sich in einer Gesellschaft bei Herrn von Raben. Ein etwas peinliches Zusammentreffen, da Dorn die Mission seines Freundes nicht unbekannt war. Aber die frühere Freundschaft siegte über das Trennende, das in der gegenseitigen Stellung des protestantischen Candidaten der Theologie und des katholischen Kaplans und Mitgliedes des Jesuitenordens lag und führte beide nach dem Diner in den schattigen Gängen des Parkes zu einem Gespräch zusammen, dessen Gegenstand und Erfolg der Kaplan so eben dem Domdechanten angedeutet hatte.

„Und dennoch," sagte der Kaplan vor sich hin, als er sich langsamen Schrittes der kleinen Eingangsthür zum Dome näherte, „dennoch hoffe ich gerade ihn der Kirche zu gewinnen, weil er von seinem Standpunkte aus gerecht gegen sie ist."

Der Kaplan Michael hatte noch nicht die Erfahrung gemacht, daß gerade die schwerlich zur Conversion geneigt sind, die der katholischen Kirche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Gerechtigkeit gegen die andere setzt eine feste Position in der eignen Kirche voraus.

VIII.

„Nun ist wirklich Graf Osten mit seiner ganzen Familie katholisch geworden!" — rief Freiherr von Raben den Damen entgegen, die sich mit Ausnahme von Frau von Raben junior, die zu einem benachbarten Besuch ausgefahren war, vor der Schwüle des Septembertages — einer seltenen Erscheinung um diese Jahreszeit — in die schattige Lindenalle, die den Garten durchschnitt, zurückgezogen hatten.

„Woher hast Du die Nachricht mein Sohn?" frug die Großmama, die jenem Bilde, das sich Dorn an dem Abend seiner Ankunft von ihr entworfen, nicht allein entsprach, sondern das sie noch bei weitem übertraf — eine hohe Frau, deren Züge noch die einstige Schönheit verriethen, und deren lebhaftes Auge kaum ahnen ließ, daß man eine Dame vor sich habe, die jetzt den siebzigsten Sommer sah.

„Mein Inspector bringt eben die Nachricht," erwiderte Herr von Raben, „er hat es von Osten's Verwalter erfahren, mit dem er ein Roggengeschäft abzumachen hatte."

„Aber, lieber Bruder," sagte Tante Eugenie, „hast Du daran noch gezweifelt, daß das geschehen würde? Seit seinem letzten Besuch hier ist mir das zur Gewißheit geworden; hast Du," setzte sie hinzu, „denn nicht bemerkt, wie geflissentlich er allen Gesprächen über religiöse Dinge auswich? Wer das bei der Intention des Uebertritts thut, ist seiner Sache gewiß."

„Ich habe das," erwiderte der Bruder, „auf die Anwesenheit des Kaplans geschoben."

„Freilich," meinte die Schwester, „mag es mit dem verabredet gewesen sein, in der größern Gesellschaft das Gespräch nicht auf diesen Cardinalpunkt kommen zu lassen; — die Jesuiten sollen es ja lieben, unter vier Augen, oder nur in kleinen Kreisen, in denen sie der Personen sicher sind, das Netz ihrer Syllogis-

men auszuwerfen, aber eben solche Verabredung würde dafür zeugen, daß die Sache fertig war."

„Fertig war sie damals doch wohl noch nicht," meinte Herr von Raben, „als wir nach dem Thee im Park spazieren gingen, habe ich ihn geradezu gefragt und gewarnt, und da meinte er, er würde sich die Sache doch noch einmal gründlich überlegen."

„Das war wohl nur," meinte Tante Eugenie, „eine Redensart, um den lästigen Frager und unberufenen Rathgeber auf eine höfliche Weise los zu werden, — dasselbe schrieb mir Gräfin Ada auf meinen Warnungsbrief, und acht Tage darauf war sie katholisch."

„Wo hat er denn seinen Uebertritt vollzogen?" frug die Großmama.

„In X. vor dem Bischof, einige Tage nach dem Kaplan ist er mit seiner Familie dorthin abgereist und die ganze Familie hat in feierlichster Weise ihren lutherischen Glauben abgeschworen," war die Antwort des Herrn von Raben

„Im Grunde," meinte Frau von Mannhardt, „kann ich mich darüber nicht so sehr wundern. Bei einem Manne wie Osten — so schweigsam, so innerlich verschlossen, heilen Wunden nicht so leicht wie bei sanguinischen Charakteren; dazu mußte er sich doch sagen, daß er ein groß Theil der Schuld an dem traurigen Schicksal seines Sohnes trage."

„Er?" erwiderte Herr von Raben schnell. „Nun ja, lieber Bruder," sagte Frau von Mannhardt, „darüber wollen wir nicht streiten, ich weiß ja, daß nach Deinen Grundsätzen es nichts unrechtes ist, das Herz auch des geliebtesten Kindes den Standesideen zum Opfer zu bringen."

Frau von Mannhardt hatte bei den letzten Worten ein leises Zittern ihrer Stimme nicht vermeiden können, — um das vor den anwesenden beiden erwachsenen Töchtern zu verdecken, fuhr sie dann mit Gewalt sich zusammenfassend fort: „Und Du magst auch recht haben, daß es sich für den Erben des Osten'schen Namens und Besitzes nicht ziemte, eine Pfarrerstochter zu hei-

rathen, aber die Folge ist doch, — das wirst Du einräumen — eine gar traurige gewesen."

„Sage lieber," warf Herr von Raben bitter ein, „eine Folge, daß man seine Kinder Hauslehrern anvertraut, die in den sogenannten liberalen Ideen, die in der Gegenwart wie ein Krebs um sich fressen, die Herzen ihrer Zöglinge vergiften. Hätte der junge Osten," setzte er hinzu, „das alte Standesgefühl bewahrt, würde er sich, weil der Papa nicht den ernsten Ausgang jener Liaison gestatten wollte, nicht erschossen haben."

„Erschossen hat sich der junge Graf Osten!" rief entsetzt Leokadie, „ich meinte, er wäre am Typhus in Rom gestorben! Der arme, arme Mensch!" jammerte sie, „hätte ihm doch lieber der Vater den Willen gethan!"

Es war das eine so unschuldige, echt weibliche Aeußerung, daß es einen, wenn man nicht Raben's Charakter kannte, hätte Wunder nehmen müssen, daß er seiner Nichte das bittere Wort zuwarf: „Es wundert mich, daß ein Fräulein von Mannhardt einer Mesalliançe das Wort reden kann."

„Du verstehst Leokadie unrecht, lieber Sohn," trat die Großmama würdevoll ins Mittel, „Leokadie meint nur, daß an einem Menschenleben mehr gelegen sei, als an einer unpassenden Verbindung — doch," fuhr sie, als sie sah, daß ihrem Sohne eine bittere Antwort auf der Lippe schwebte, zu ihrer ältesten Tochter gewandt fort: „ich glaube auch, daß bei Osten das Unglück seines Sohnes und die Gewissensbisse, die ihn gepeinigt, als der erste Grund zu seiner Conversion angesehen werden muß."

„Das sehe ich nicht ein!" warf Raben ein, der seiner Erregung noch nicht völlig hatte Herr werden können, wiewohl er sie seiner Mutter gegenüber zu bemeistern suchte, „gesetzt auch, er hätte Gewissensbisse empfunden, so macht man das mit sich selber ab und bereitet der Welt zu dem ersten nicht den zweiten Scandal, katholisch zu werden, — ich halte das für einen Frevel am Geist der Gesellschaft hier zu Lande."

„Solche starke Geister wie Du," erwiderte die Großmama ironisch, „sind nicht Alle — Osten scheint doch ein

Verlangen nach Frieden und Schulderlaß in sich verspürt zu haben."

„Aber liebe Mama," warf Tante Eugenie ein, „darum brauchte er doch nicht katholisch zu werden, das konnte er doch Alles auch in unserer Kirche haben."

„Freilich," nahm Frau von Mannhardt das Wort, „wenn unsere Pastoren darnach wären, daß sie bekümmerten Herzen den Frieden bringen könnten und wenn sie selber an die ihnen verliehene Absolutionskraft glaubten."

„Aber, liebe Mama," warf Leokadie fast ängstlich ein, „alle sind doch nicht so!"

„Nein, mein Kind," tröstete Frau von Mannhardt, „Dein Beichtvater, der Dich confirmirt hat, ist ein trefflicher Mann, aber leider bildet der auch nur eine Ausnahme."

Der Himmel hatte sich unter diesen Gesprächen umdunkelt, ein fernes Donnern zeigte das Herannahen eines Gewitters, das in so später Jahreszeit gewöhnlich einen ernsten Charakter annimmt.

„Wenn doch die Kinder wieder zurück wären!" sagte Frau von Mannhardt nicht ohne Besorgniß.

Am Tage vorher war der ältere Sohn, da der Aufenthalt von Mutter und Geschwistern auf Golenau sich seinem Ende näherte, auf einige Tage aus der benachbarten Stadt, wo er das Gymnasium besuchte, zu dem Rittersitz seines Onkels gekommen. Auf heute hatte er mit Erlaubniß der Mutter und des Onkels nach Tisch mit den kleineren Geschwistern unter Aufsicht Dorn's eine Kahnfahrt nach der etwa eine Stunde weit im See liegenden kleinen Insel unternommen.

„Da kannst Du Dich beruhigen," meinte der Baron, „sie werden doch die neue Gondel und den Fischer mit seinen Knechten genommen haben. Die widersteht dem stärksten Wellenschlage, wenn der Sturm losbrechen sollte und bietet zugleich sicheren Schutz gegen den Regen."

„Eben das fürchte ich, daß das nicht geschehen," entgegnete Frau von Mannhardt. „Du kennst ja Richard, Du weißt, wie

ungern der sich außer Thätigkeit setzen läßt — der muß steuern oder rudern, und das kann er bei der Gondel nicht."

„Dann gebe nur Gott," sagte die Großmama ängstlich, als es bei immer lauteren Donnerschlägen immer stiller und dunkler wurde, — die sicheren Vorzeichen bald losbrechenden Sturmes, „daß sie nicht den Seelenverkäufer mit dem Segel genommen haben."

„Das wäre auch bei ruhigem Wetter unverzeihlich," sagte der Baron, der faßt ja nur vier Erwachsene und ihrer sind außer dem Hauslehrer" —

„Richard," ergänzte Leokadie, „und die drei Kleinen."

„Nun, wir können das gleich erfahren!" und damit erhob sich der Baron, der die eigne Besorgniß unter ruhigem Ton zu verbergen suchte, und ging dem Ausgange des Gartens zu.

„Mich tröstet," bemerkte Hildegard, die sich während des vorangegangenen Gesprächs mit einer Bleistiftzeichnung beschäftigt hatte, „daß Herr Dorn bei ihnen ist. Ich habe schon von Odo gehört, daß der die Ruder kräftig und geschickt zu handhaben weiß, und der wird doch nicht zugeben, daß sie, wenn sie den Seelenverkäufer genommen haben, das Segel aufspannen."

„Vielleicht," meinte Leokadie und schien sich damit trösten zu wollen, „haben sie auch eins der größeren Fischerboote genommen."

„Ich denke mir," bemerkte Tante Eugenie, „sie sind entweder zeitig, als sie das aufsteigende Gewitter bemerkt, aufgebrochen, und dann können sie vor Ausbruch des Gewitters wieder hier sein — oder sie warten auf der Insel in der Mooshütte, bis das Gewitter vorüber ist."

„Nein nein, das thun sie keinesfalls," sagte Frau von Mannhardt mit zunehmender Besorgniß, „da kenne ich Herrn Dorn, der weiß, daß unsere Besorgniß, wenn sie ausblieben" — in dem Augenblicke zuckte ein Blitz wie es schien über das Herrenhaus hernieder — Hildegard zählte „eins, zwei, drei, vier," da rollte ein mächtiger Donner. „Das Gewitter ist sehr nahe," sagte sie erbleichend; im selbigen Moment machte sich auch der Wind auf, der Regen fiel aus dunkelm Gewölk in schweren

Tropfen hernieder und die Damen hatten kaum noch Zeit, ihre Stickereien und Hildegard ihre Mappe zusammenzunehmen, und unter der Allee, die den ersten Regen bei ihrer Dichtigkeit abhielt, dem Hause zuzueilen.

Herr von Raben kam ihnen mit einem Regenschirm entgegen, den er, der Großmama den Arm bietend, über diese hielt. „Nun?“ frug diese. „Sie haben allerdings den Seelenverkäufer und haben auch das Segel mitgenommen; der Fischer sagte, der älteste Herr Junker habe es nicht anders gewollt!“ antwortete Herr von Raben unmuthig. „Ich habe aber sofort dem Fischer befohlen,“ setzte er hinzu, „mit der Gondel ihnen entgegenzufahren, oder wenn sie, was am vernünftigsten wäre, auf der Insel geblieben sind, sie von dort abzuholen.“

Die Großmutter konnte sich trotzdem, daß durch die Vorsorge ihres Sohnes Alles geschehen, was unter diesen Umständen geschehen konnte, einer großen Unruhe nicht erwehren. Der Wind hatte sich gewandt und stürmte mit einer Heftigkeit vom Lande her auf den See hin, wie sie es nur selten erlebt hatte. Dazu prasselte der Regen, als sie kaum ins Haus getreten, wolkenbruchartig hernieder.

Tante Eugenie war mit Hildegard auf die Candidatenstube gegangen, von deren Fenster aus man am besten den See übersehen konnte. Aber die Dunkelheit hatte so zugenommen, daß, wenn auch der strömende Regen die Gegend nicht so dicht verschleiert hätte, doch von dem See nichts zu sehen gewesen wäre. „Die Sache ist doch ernster, als ich mir anfangs dachte!“ bemerkte Hildegard mit einem gewissen Zittern in ihrer Stimme. „Laß uns zur Großmama und zu den Uebrigen herunter gehen,“ sagte Tante Eugenie, nur schwer die Angst, die ihre Seele zusammenschnürte, vor der Nichte verbergend.

In dem Augenblicke rasselte ein Wagen auf den Hof. „Tante Anna!“ bemerkte Hildegard. Sie war es und trat fast zu gleicher Zeit in das Wohnzimmer der Großmama, in dem die übrigen Familienglieder versammelt waren, als Tante Eugenie und Hildegard von der Candidatenstube herabkommend eintraten.

„Ist das ein Wetter," sagte die neu Angekommene; „aber wo sind die Kinder?" rief sie erschrocken sich im Kreise umblickend, „sie sind doch nicht etwa noch auf dem See — ich hörte heute Mittag etwas davon, daß sie's vorhatten." „Beruhige Dich, liebe Anna," wandte sich ihr Gemahl an sie, „ich habe den Fischer mit der neuen Gondel ihnen schon vor einer guten halben Stunde entgegengeschickt."

„Um Gotteswillen!" rief nun Frau Anna in höchster Erregung, „sie haben doch nicht den Seelenverkäufer genommen?" „Leider ja!" erwiderte der Baron — gab dann aber seiner Gemahlin, deren heftige Erregung er kannte, mit einem Blicke auf seine Mutter, die mit bleichem Antlitz in ihren Stuhl zurückgelehnt, mit auf dem Schooß gefalteten Händen dasaß, einen Wink, sich doch zu mäßigen.

„Aber, ich bitte Euch," rief die Baronin trotzdem, „wie könnt Ihr es zugeben, daß sie bei solchem Wetter in solchem kleinen und leichten Kahn fahren?" „Du weißt, liebe Anna," erwiderte der Baron, „daß Du selbst noch vor wenigen Stunden durch das schöne Wetter bewogen wurdest, auszufahren."

Frau von Mannhardt stand an der Seite ihrer Mutter am Fenster und sah, wie es schien, gedankenlos in den strömenden Regen und den brausenden Sturm, der dann und wann von einem Donnerschlag übertönt wurde. Sie hatte die Hände über die Brust zusammengefaltet und ihre erblaßten Lippen bewegten sich leise. Leokadie hatte sich auf einer Kniebank auf der andern Seite zu den Füßen der Großmama niedergelassen und barg von Zeit zu Zeit, wenn der Blitz plötzlich die Stube durchleuchtete, ihr Gesicht in deren Schooß.

„Lieber Bruder," unterbrach Tante Eugenie die eingetretene peinliche Stille, „willst Du nicht einmal hinunterschicken und bei dem Fischer nachfragen lassen, ob etwa die Gondel in Sicht sei?" „Sehr gern!" antwortete dieser und gab Friedrich, der wegen der anhebenden Dunkelheit Licht brachte, seine Befehle.

Die Minuten dehnten sich zu Stunden aus. Hildegard war von Neuem auf die Candidatenstube gegangen, um auf den See

zu spähen, obgleich sie ja wußte, daß es dazu viel zu dunkel war. An ihr machte sich der Spruch wahr: Noth lehrt beten. Als sie die Thür hinter sich geschlossen, warf sie sich auf die Knie und als sie rief: „O Herr hilf!“ machte ein Strom von Thränen ihrem gepreßten Herzen Luft. Sie hörte Tritte die Treppe heraufkommen — sie eilte hinunter, es war Friedrich, der eben mit der trostlosen Nachricht zurückgekehrt war, daß die Gondel eine Stunde lang vergeblich gegen Wind und Wellen gearbeitet habe, sie sei so eben mit abgerissenem Verdeck zurückgekehrt.

„Und sie haben meine Kinder nicht gefunden?“ frug die Baronin in höchster Angst. „Leider nein, gnädige Frau!“ entgegnete Friedrich, „aber der Fischer ist mit all seinen Knechten in beiden Fischerkähnen sofort wieder auf den See hinausgefahren, was sich thun läßt, wird der gewiß thun.“

Die Donnerschläge waren unterdeß seltener und dumpfer geworden, auch Regen und Sturm schienen etwas nachzulassen — der Abend war aber völlig herbeigekommen. — Da fährt ein Wagen vor — fröhliche Kinderstimmen werden laut — sie sind's, ruft Frau von Mannhardt. — Alles fliegt zur Thür, die Treppe hinab, selbst die Großmama scheint ihr Alter vergessen zu haben: zwei allerliebste kleine Bauermädchen stürzen mit dem fröhlichen Ruf „Mama!“ lachend ihrer Mutter in die ausgebreiteten Arme. „Clara — Fränzchen! seid Ihr's wirklich?“ ruft die Baronin und heiße Freudenthränen stürzen ihr aus den Augen. „Wo ist denn Odo, wo Richard?“ rief die Mutter. „Haben die Ehre!“ und damit traten zwei schmucke Bauerbursche der Mutter entgegen, in der Hand den breitgekrämpten Hut.

„Dem Herrn sei Lob und Dank!“ sagte die Großmutter, als sie ihre Enkel unversehrt um sich sah. — „Wo habt Ihr aber Herrn Dorn?“ frug Frau von Mannhardt, als sie erst wußte, daß sie die Kinder wohlbehalten wieder hatte. In dem Augenblicke trat auch der durch die offene Hausthür; aber man merkte es seinem Anzuge an, daß die Fahrt doch nicht so ganz ohne Haverie konnte zugegangen sein. „Schnell, Herr Dorn,

ziehen Sie sich um," drängte Richard diesen, „wäre Herr Dorn nicht gewesen," sagte er dann zur Großmama, „dann wären wir alle ertrunken." „Um Gotteswillen!" riefen die Damen unwillkürlich. — „Ja ja," bestätigte Clara, „Herr Dorn hat uns gerettet, aber Herr Dorn," wandte sie sich zu diesem, „nun gehen Sie doch und ziehen sich um, Sie werden sonst gewiß krank!"

Herr von Raben kannte zwar noch nicht den Zusammenhang, aber so viel hörte er, daß sich der Hauslehrer ein großes Verdienst erworben, er nahm selbst Friedrich eins der Lichter aus der Hand und führte, während er die Damen und Kinder antrieb, hinaufzugehen, Herrn Dorn in die Candidatenstube. Dorn wollte dem Baron Bericht erstatten, der aber reichte ihm die Hand, was er bisher noch nie gethan, und sagte zu ihm: „Nachher, lieber Herr Dorn — vorerst ziehen Sie sich um — mein Gott — es muß doch scharf hergegangen sein!" setzte er hinzu, als er die theils zerrissenen, theils ganz beschmutzten Kleider des Candidaten bei dem Schein des Lichtes, das er auf den Tisch niedergesetzt, näher in Augenschein nahm. „Nun," meinte dieser, „die Kinder sind ja alle wohl." „Friedrich soll Ihnen gleich helfen — fehlt ihnen warme Garderobe, befehlen Sie, ich bitte sie dringend, über die meinige. — Friedrich!" rief er und gab dann dem herbeieilenden Diener den Befehl, ja dafür zu sorgen, daß es dem Herrn Candidaten an nichts fehle.

„Nun erzählt!" rief der Baron den Kindern entgegen, als er in den Saal trat. Aber die waren schon am vollen Erzählen. — „Raben," wandte sich seine Gemahlin an diesen, „der Bauer Jost hat sie selbst hergefahren, nebst Herrn Dorn verdanken wir diesem und seiner Frau, daß wir die Kinder gesund wieder haben — sieh nur wie hübsch die Bäuerin die Kinder in den Sonntagsstaat ihrer eigenen Kinder eingepackt hat — Du müßtest wohl herunter geh'n und dem braven Manne danken."

„Lieber Sohn," meinte die Großmama „ich glaube, es wäre gut, wenn Du ihn bitten ließest, zu uns herauf zu kommen.

ich möchte ihm auch danken und die Kinder werden auch das Bedürfniß fühlen."

„Ja, ja," riefen die Kinder wie aus einem Tone, „o was das für gute Leute sind!" sagte Fränzchen, „und die Bäuerin, was hat sie uns gleich für schönen warmen Kaffee gemacht," meinte Clara. — „Das beste war doch," sagte Richard, „wie sie Alle kamen, und uns schnell die nassen Kleider abzogen und uns in die Betten packten, bis sie uns ihre eigenen Anzüge gebracht hatten."

Frau von Mannhardt traten die Thränen in die Augen, als sie von dieser Güte der braven Bauersleute hörte, und als nun die Thür sich öffnete, und Herr von Raben, der selbst hinabgegangen war, um den Bauer Jost heraufzuholen, mit diesem hereintrat, ging ihm Frau von Raben entgegen, reichte ihm die Hand und dankte ihm so bewegt, daß dem Manne — einer derben markigen Gestalt, mit kräftigen treuherzigen Zügen, die Thränen in die Augen traten.

„Ja, mein lieber Jost," klopfte Herr von Raben den Freibauern, dessen Gehöft am Südende des Sees lag, auf die Schulter, „Ihr habt uns Allen einen großen Dienst erwiesen, ich werde Euch das nie vergessen."

„O, meinte Jost, was es denn Großes wäre, der Herr Baron hätte das doch auch gethan, wenn seine „lütje Jungens und Dörens" hätten im See gelegen.

„Habt ihr denn wirklich im See gelegen?" frug Herr von Raben die Kinder erschrocken. „Ich weiß nichts mehr," sagte Fränzchen, „als daß mit einem Male eine Welle kam und das Boot auf die Seite schlug." — „Ich weiß auch nicht, wie es kam," meinte Clara „aber plötzlich lag ich im Wasser und fühlte nur, wie Jemand mich mit Gewalt an sich riß."

„Ich hielt mich, als der Kahn umschlug, am Vordersteven fest," ergänzte Otto, „bis nach einer Weile Herr Dorn kam und mit mir nach dem Ufer schwamm."

„Aber, um des Himmels willen," rief der Baron, „da seid ihr ja Alle in der höchsten Lebensgefahr gewesen."

„Ja,“ meinte Richard „wenn nicht Herr Dorn mit der größten Geschicklichkeit aber auch mit der furchtbarsten Anstrengung den Kahn immer spitz auf die Wogen gehalten hätte, — wenn das Unglück mitten im See passirt wäre, dann wäre keiner von uns davongekommen — ich kann ja schwimmen, aber gegen den Wellenschlag hätte es mir nichts genützt.“

„Aber da sind wir auch schon tüchtig naß geworden,“ sagte Fränzchen, „Herr Dorn ließ uns, wie es an zu stürmen fing, neben einander glatt auf den Boden im Kahn uns niederlegen.“

„Ha! jetzt können wir ausführlichen Bescheid bekommen,“ rief Herr von Raben. Dorn war eingetreten und mußte für diesen Abend auf ausdrücklichen Wunsch der Großmama dieser zur Linken sitzen, während der Bauer Jost trotz seines Sträubens von Richard und den übrigen Kindern neben Dorn gezogen wurde.

„Nun erzählen Sie!“ bat die Großmutter zu Dorn gewandt.

Bei dem Herannahen des Gewitters, berichtete dieser, hatten anfänglich die beiden Mädchen in der Moshütte auf der Insel bleiben und das Gewitter vorübergehn lassen wollen. Die Knaben aber meinten, es werde so schlimm nicht werden und als Dorn darauf aufmerksam gemacht, daß Alle zu Hause sich sehr ängstigen würden, wenn sie ausblieben, zumal man nicht wissen könne, wie lange das Gewitter währe, hatte man beschlossen, so schnell als möglich zurückzufahren. Kaum aber, daß sie die Mitte des Sees erreicht, sei das Gewitter mit ganzer Heftigkeit losgebrochen.

„Ja, das war fürchterlich, sag' ich Dir Mama!“ schauerte Fränzchen noch zusammen.

„Wirklich, Großmama,“ meinte Odo „wie man's in den Reisebeschreibungen liest, — nichts als Wasser und Nacht — und dann ein Blitz und Donner und die Wellen schlugen immer über Bord!“

„Aber wie haben Sie's nur möglich gemacht, Herr Dorn,

den Seelenverkäufer gegen den Sturm zu halten?" frug der Baron.

„Nun allerdings," meinte dieser „es war keine ganz leichte Arbeit, aber der tapfere Seemann," und damit zeigte er auf Richard, „hat mir wacker geholfen."

Das Auge des Knaben leuchtete auf, als er diese Anerkennung fand und Aller Blicke sich nun auf ihn hinrichteten.

„Aber weiter!" drängte der Baron.

Dorn erzählte nun, wie er bald die Richtung verloren und endlich nach angestrengtem Kampf mit Wind und Wogen etwa nach einer Stunde ein Licht durch den Regenschleier vor sich gesehn. Auf das habe er zugehalten, dann sei der Kahn vom Wind gegen Schilf gedrängt und als er ihn habe umgewandt plötzlich durch eine Sturzwelle, die ihn in der Flanke getroffen, umgeschlagen. Er habe sofort Fränzchen und Clara ergriffen und nach ein paar Schwimmstößen festen Grund unter sich gefunden, nachdem er beide Kinder auf's Ufer hingelegt, sei er theils zurückgewadet, theils geschwommen und habe Odo geholt, der sich am Vordertheil des Kahns habe festgehalten und um Hülfe gerufen.

„Und ich bin, als der Kahn umschlug, weit in's Wasser nach der Schilfseite hinausgeschleudert," ergänzte Richard, „da war's nicht mehr so tief, so daß ich bald an's Land kam."

„Aber wie kamen Sie denn zu meinen Kindern?" frug Frau von Mannhardt den Bauer Jost, indem sie ihm eine Tasse Thee herüberreichte, die ihr Tante Eugenie die abendliche Theebereiterin für diesen zurecht gemacht hatte.

„Siehense, öhre Gnoden" sagte dieser, „wir satten als dat Wedder so herupperkam bi de Luchte uppen Kamer und bedden uns wat, dat de Herregott uns gnödig sin moste, do dügt' mi ein Shriggen von See ut' to hören. Un as ick dat Luchte nam, hörent wir Alle und Heinrich und Cloos und de graute Dörens klabbasterten met mi an den See, da fanden wir die Frölens, — ich verschrack mi erst — ich dachte nich anners, als sie wären dood."

— — „Gnädiger Gott!“ rief Tante Anna. — „Wir waren aber doch nicht todt,“ tröstete sie Clara, ihr Pathkind, „siehst Du, als mich Jost trug, kam ich schon wieder zu mir.“ „Und ich auch,“ sagte Fränzchen, „mich hatte Herr Torn auf dem Arm, bin ich Ihnen auch schwer geworden?“ frug neckisch die Kleine ihren Lehrer.

„Das ist noch einmal gut abgelaufen,“ sagte Tante Clara, „nun aber bitte ich Dich, wandte sie sich zu ihrem Gemahl, „schaff' den Seelenverkäufer ab.“

„Gut, gut,“ meinte dieser, „aber zunächst haben wir doch Herrn Torn, durch dessen Geistesgegenwart und Muth die Kinder gerettet sind, unsern Dank abzustatten, und dann auch Ihm und seiner Familie,“ wandte er sich an den Bauer Jost.

„Und Du,“ mein lieber Richard, sagte er zu diesem, „ich will Dich nicht schelten, Du hast dafür Angst genug ausgestanden, aber ziehe dir daraus die Lehre, daß Du künftig nicht wieder gutem Rath ausweichst, Herr Torn wollte die Gondel und den Fischer mit seinen Knechten mitnehmen.“

„Ich denke,“ begütigte die Großmama, „wir haben heut' Abend alle hohe Ursach Gott für seine gnadenreiche Hülfe zu danken. Wollen Sie uns nicht, Herr Candidat,“ wandte sie sich an diesen, „den 103. Psalm vorlesen, und Du Leokadie,“ sagte sie dann zu dieser, „spielst uns dann wohl die Melodie: Nun danket alle Gott.“

Wir wissen, daß der Baron kein Freund von religiösen Expektorationen war, aber die ausgestandene Angst und die Freude, daß die Kinder aus sichtlicher Todesgefahr errettet waren, bewogen auch ihn, diesmal der Abendandacht beizuwohnen, ohne die in der Wohnung seiner Mutter niemals der Tag beschlossen wurde.

In der That konnte die Großmama keinen passenderen Psalm auswählen. Wer hat nach Erfahrungen, wie die jener Stunden, jemals das: Lobe den Herrn meine Seele und was in mir ist seinen heiligen Namen — ohne die tiefste innerste Bewegung lesen können! Als Torn zu Ende gelesen, oder viel-

mehr gebetet — so war der Ausdruck seines Lesens — und als nun Leokadie die ersten Akkorde des „Nun danket alle Gott' auf dem Flügel anschlug — da wollte erst vor leisem Schluchzen der Gesang nicht recht vorwärts, dann aber tönte er hell und klar durch den Saal und als der letzte Vers das „Lob, Ehr' und Preis sei Gott dem Vater und dem Sohne" brachte, da erhob sich die Großmama mit aufwärts gerichtetem Blick, gefalteten Händen, und Alle erhoben sich, und Allen, auch der Dienerschaft, die sich am Eingange des Saales eingefunden, fühlte man es an, daß auf den Klängen des Liedes die Seele zu dem emporgehoben war, „der dein Leben vom Verderben erlöset," „der barmherzig und gnädig ist, geduldig und von großer Güte."

IX.

Die Folgen des unfreiwilligen Bades waren doch für Torn ernster gewesen, als er selbst an jenem Abend vermuthet hatte.

Er hatte seine durchnäßten Kleider erst nach einigen Stunden wechseln können. Die heftige Erkältung, die er sich dadurch zugezogen — die fast übermenschliche körperliche Anstrengung auf dem See und bei der Rettung seiner Schüler, die geistige Erregung: — das Alles hatte ihm schon am folgenden Tage ein Fieber zugezogen, das der Hausarzt für nervös erklärte.

Es waren das schwere vier Wochen gewesen. Der Kranke wurde aus der Candidatenstube in ein geräumiges Zimmer in den Appartements der Großmutter gebettet. Herr von Raben, der seit jenem Abend unverkennbare Zuneigung zu Torn gewonnen zu haben schien, ließ es an nichts fehlen, was dem Patienten zur Hülfe und zur Erleichterung dienen konnte. Herr

von Mannhardt war selbst auf acht Tage nach Golenau gekommen, und hatte es sich nicht nehmen lassen, als die Krankheit ihren Höhepunkt erreicht hatte, einige Nächte abwechselnd mit dem alten Diener bei Dorn zu wachen.

Daß die Damen des Hauses nicht unthätig waren, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Selbst Hildegard ließ es sich nicht nehmen, als die Krisis einen günstigen Verlauf genommen, die Mutter an das Krankenlager des Lehrers und des Retters ihrer Geschwister zuweilen zu begleiten. Nur Leokadie kam nie, — war das absichtlich?

Ein Nervenfieber ist eine gefährliche Krankheit für den, der ein Geheimniß zu bewahren hat. Was sonst wohlverwahrt in der Seele lebt, das tritt in den Delirien dieser Krankheit über die Lippen und — der Kranke weiß es nicht.

Ob Herr von Mannhardt oder der alte Diener in den Nächten, in denen sie gewacht, Aeußerungen gehört, — die sie keinenfalls hören sollten —: oder was sonst der Grund war — genug Leokadie blieb fern.

Es war einer jener schönen Octobernachmittage, die wie ein Scheidegruß des Sommers den Uebergang in die unwirthlichen Novembertage erleichtern sollen. Die Sonne schien warm in das Zimmer der Großmutter, in der diese und ihre beiden Töchter, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, beisammen saßen. — Dorn hatte an diesem Tage zum erstenmale wieder das Zimmer verlassen und in der Familie erscheinen dürfen. Jetzt hatte er sich wieder zum Ausruhen in sein Zimmer zurückgezogen. — Die Kinder waren mit den ältern Schwestern in den Park hinabgegangen.

Schweigend saßen die Damen sich gegenüber, aber man würde irren, wenn man glaubte, die Arbeit hätte sie so sehr in Anspruch genommen, daß sie auch die Unterhaltung mieden.

Die Großmama hatte ihre Arbeit niedergelegt und sah sinnend auf den See hin, der, ein schmaler Streif, über den Linden der Kirche sichtbar war.

„Wie ruhig er jetzt daliegt," sagte sie, „dessen wildes

Stürmen noch vor einigen Wochen uns in so tiefe Angst versetzt hat!"

„Wenn nur," erwiderte Frau von Mannhardt mit einem tiefen Seufzer, „auf jenes Stürmen sich Alles so ebnen und glätten wollte, wie der See dort!"

„Ist es denn wahr," wandte sich Tante Eugenie an ihre Schwester, „daß er in den Fieberphantasien Leokadie's Namen ausgesprochen hat?"

„Und mit einer Leidenschaftlichkeit — Du kennst Mannhardt," antwortete die Schwester, „er ist sonst so ruhig, aber nach jener Nacht war er ganz erregt und meinte kopfschüttelnd, dem Candidaten steckt etwas in der Seele, das mich auf das Tiefste beunruhigt."

„Wenn nur der alte Friedrich nicht auch so etwas gehört," meinte Tante Eugenie.

„Wie sollte er nicht, er ist ja den ganzen Tag und mehrere Nächte um ihn gewesen," — sagte Frau von Mannhardt, „er hat mir auch schon Andeutungen gemacht, ich habe ihm aber gesagt, solch' Fieberkranken fahre allerlei durch die Seele; das mußte er zugeben, denn bald, meinte er, spräche er vom Kaplan Michael, dann vom gnädigen Fräulein, dann wieder vom Grafen Osten oder Fräulein von der Ossen."

„Ein reicher Geist," meinte die Großmama, — „an Allem nimmt er Interesse, und Alles erregt ihn auf das Tiefste; — es ist mir oft," wandte sie sich zu ihrer ältesten Tochter, „als lebten alte Zeiten wieder auf."

Frau von Mannhardt schwieg, aber es war jenes Schweigen, dem der Andere anfühlt, daß es nur Zustimmung ist. „Derselbe lebhafte Geist," fuhr die Großmama fort, „dieselbe äußerliche Ruhe und innere Leidenschaftlichkeit, dieselbe Ritterlichkeit in feinem Benehmen — dieselben Talente sogar — Poesie, Malerei — und dieselbe" — „bitte Mama," unterbrach Frau von Mannhardt ihre Mutter.

„In Einem nur," warf Tante Eugenie ein, „ist doch zwischen Dorn und Sturm ein großer Unterschied. Dorn ist

Christ, und er war Grieche oder Römer, oder wie man's nennen will, ich glaube nicht," setzte sie hinzu, „daß Dorn zum Symbol seiner Neigung, Hektors Abschied wählen würde."

„Das kannst Du ihm nicht zum Vorwurf machen," meinte Frau von Mannhardt, „damals wußte ja Niemand etwas vom Christenthum; Du weißt, wir schwärmten in jener Zeit Alle für Leonidas und seine Spartaner und Tespier."

„Ob Leokadie eine Ahnung davon hat, unterbrach die Großmutter das Gespräch, „daß ihr Name Gegenstand der Phantasien von Dorn gewesen?"

„Ich glaube nicht," meinte Frau von Mannhardt, „Du kennst sie Mama, „sie ist ein unbefangenes frommes Kind — freilich ist mir das aufgefallen," setzte sie hinzu, „daß sie nie wie Hildegard gegen mich den Wunsch ausgesprochen, mich einmal zu dem Patienten begleiten zu dürfen."

„Hast Du sie heut wohl angesehn," frug Tante Eugenie, „als Dorn zum erstenmale wieder beim Tische erschien? Sie schlug sofort die Augen nieder; ich fürchte," setzte sie hinzu, „sie ist nicht mehr ganz unbefangen."

„Allerdings," corrigirte sich Frau von Mannhardt, „es wäre wunderbar, wenn es nicht so wäre. Dorn wacht zwar mit großem Ernst über sich selbst —: aber eben die Sorgfalt mit der er das thut, ist sein Verräther —: zudem, wenn er sich in den Stunden an Leokadie wendet, ist ein Etwas in seiner Stimme, in der Art und Weise, wie er's thut, — es ist so anders als wenn er mit Hildegard spricht —: er ist schnell in all' seinem Thun, und den Kleinen läßt er keine Zögerung durch; wenn aber Leokadie noch nicht bereit war, wenn's zum Spaziergange hinausgehen sollte, wußte er die ungeduldigen Kinder zur Ruhe zu bringen."

„In der That," sagte hierauf Tante Eugenie, „da mußte Leokadie nicht sechszehn Jahr alt sein, wenn sie nach alle dem ihre Unbefangenheit ihm gegenüber sollte behalten haben. Und, liebe Schwester," setzte sie hinzu, „seine äußere Persönlichkeit unterstützt sein ganzes Wesen —: allerdings fehlt ihm die un-

ponirende Gestalt — auch darin ist er ihm ähnlich — aber dieses strahlende dunkle Auge — diese offene Stirn mit dem Lockenwald, der sie umschattet — dieser feingeformte Mund — bald von geistreicher Ironie umspielt, bald mit dem Ausdruck männlicher Festigkeit!" —

„Ich bitte Dich," rief Frau von Mannhardt lachend, „Du wirst ja ganz Hafis — Du hast wohl kürzlich seine Makamen gelesen — aber Du hast recht Eugenie," setzte sie hinzu, „aber ich glaube, dieses angenehme Aeußere ist es ebenso wenig als die Art und Weise seines Benehmens gegen sie, was auf Leokadie einen Eindruck machen könnte. — Vetter Franz ist doch, was seine äußere Persönlichkeit anbetrifft, auch kein unebner Mensch und an Gunstbezeugungen läßt er's ihr gegenüber doch wahrlich nicht fehlen; dabei bleibt sie aber dem gegenüber immer das unbefangene neckische Kind."

„Sag' ich denn," warf Tante Eugenie ein, „daß Leokadie sein hübsches männliches Gesicht bestimmen könnte — nein, der Geist, der aus jedem Zuge — aus dem Ton seiner Stimme, aus der Weise seines Ausdrucks spricht. Das ist's doch nun einmal, was uns Frauen imponirt, die geistige Ueberlegenheit der Männer."

„Und bei ihm," setzte Frau von Mannhardt hinzu, „ist's die Untergebenheit seines ganzen Wesens unter den lebendigen Gott, was gerade, glaube ich, oder ich will lieber sagen, fürchte ich, auf Leokadie tiefen Eindruck gemacht hat."

„Und der ist nicht durch die Rettung der Geschwister und durch die Krankheit, die er sich dadurch zugezogen, geschwächt worden," ergänzte Tante Eugenie. — „Was mir," setzte sie hinzu, „es fast zur Gewißheit macht, daß Leokadie's Unbefangenheit ihm gegenüber, dahin ist, ist das, daß sie an jenem Abende die einzige war, die ihm nicht ein Dankeswort sagte und auch während dieser ganzen Zeit, ihr werdet das bemerkt haben, hat sie fast geflissentlich es vermieden, von dem Vorfall zu sprechen."

„Das arme Kind — und der arme Dorn," seufzte die Großmama, „ich sehe kommen, daß hier dasselbe Trauerspiel

sich entwickelt, was vor neunzehn Jahren mir das Herz fast gebrochen hat."

Die Sonne sank, eine glühende Kugel, in den See hinab — und bald stellte sich jene Dämmerstunde ein, von der man sagt, daß sie Liebenden und Kindern, wenn schaurige Geschichten erzählt werden, die liebste Tageszeit sei. Hier traf sie tiefbewegte Gemüther, die ihre Anmuth wohl schwerlich zu schätzen wußten.

Darf ich verrathen, was die Seele der drei Frauen bewegte? — Aber da stört uns der Baron.

„Noch im Dunkeln," sagte Herr von Raben, als er eintrat. „Ich habe eben Briefe von Vetter Franz bekommen, er hat sich auf einige Tage zur Jagd angemeldet und bittet Dich liebe Mama um Erlaubniß, die Stille Deiner Häuslichkeit für einige Zeit stören zu dürfen."

„Weiß er denn nicht," meinte die Großmama, „daß wir einen Kranken unter uns haben?"

„Nun Dorn ist doch entschieden auf der Besserung," antwortete Herr von Raben, „vielleicht wird's dem auch angenehm sein, Vetter Franz kennen zu lernen, es ist doch ein prächtiger Mensch der Franz."

„Er kennt ihn schon," sagte Frau von Mannhardt, „gleich am Tage nach Dorn's Eintritt besuchte uns Franz auf einige Tage. Freilich war das nur eine sehr flüchtige Bekanntschaft, aber ich glaube, die beiden passen nicht recht zusammen: — Du weißt, Franz, ich stelle seine guten Eigenschaften nicht in Abrede, — er ist sehr gutmüthig: aber er weiß doch eigentlich von nichts anderm zu sprechen, als von Hunden und Pferden und Jagd und Oper und dann, fürchte ich, — huldigt er auch einigen sogenannten nobeln Passionen."

„Nun, liebe Leokadie," meinte der Bruder, „alle Menschen können nicht geistreich und gelehrt sein — aber er ist ein Cavalier durch und durch — und läßt sich bei aller Gutmüthigkeit die Butter nicht vom Brod nehmen. Hätte auf dem letzten Hofballe nicht die Durchlauchtigste selbst die Sache sofort durch ihre große Liebenswürdigkeit beigelegt, würde er sich unfehlbar mit Baron Stern geschossen haben. — Noble Passionen! — Nun

ich glaube ein paar Augen zu kennen, die bald seine einzige Passion sein dürften."

Frau von Mannhardt zitterte unwillkürlich. Glücklicherweise verbarg das die Dunkelheit. „Er hat mir aufgetragen," fuhr der Baron lachend fort, „seinen schönen Cousinen, insbesondere Leokadie ihn zu empfehlen."

„Leokadie!" rief die Großmama, „ich glaube nicht, daß weder Hildegard noch Leokadie diese Empfehlung besonders erbaulich sein wird; Hildegard meinte wenigstens neulich, als auf Vetter Franz die Rede kam, — ach der riecht immer nach Pferden."

„Das sieht der muthwilligen Hildegard ganz ähnlich," meinte der Baron, „aber Leokadie hat das ganz gewiß nicht gesagt."

„Allerdings nein," antwortete die Großmutter, „aber ich glaube doch, sie würde vor der besondern Empfehlung ihres Vetters wie eine Mimose sich zurückziehn."

„Lieber Bruder," brach Frau von Mannhardt ihr bisheriges Schweigen, „ich kann Mannhardt doch nun nicht länger allein lassen, Dorn ist entschieden Reconvalescent, und Du wirst ja doch wohl die Güte haben, ihm noch eine Zeit lang den Aufenthalt bei Dir zu gönnen; mir aber erlaubst Du es wohl, übermorgen mit den Töchtern und Kindern zurückzukehren."

„Habt ihr das hier in der Dämmerstunde mit einander berathen," sagte halbärgerlich der Baron, „wenigstens paßt das Halbdunkel zu diesem Vorschlage, er kommt mir auch wie ein Zwielicht vor — nein, nein, das geht nicht — ich sag's Dir offen, liebe Schwester, — Vetter Franz hat wirklich Absichten."

„Ich aber," erwiderte die Baronin freundlich aber bestimmt, „habe auch die Absicht abzureisen."

Der Baron wußte, daß wenn seine Schwester in diesem Tone etwas ausgesprochen, ein ferneres Zusiedringen vergeblich gewesen wäre —; aber es war ihm höchst unangenehm. Mit einem kurzen: „wie Du willst," verließ er die Stube.

„Du willst also wirklich reisen?" sagte die Großmama,

als der Baron das Zimmer verlassen hatte. „Wie kann ich anders,“ erwiderte Frau von Mannhardt, — „ich kann doch nicht Leokadie den aufdringerischen, abgeschmackten Zuvorkommenheiten des Vetters Franz aussetzen, — und dann denkt Euch, wenn Dorn davon etwas merkte — ich glaube, er bekäme einen Rückfall.“

„Nein, nein, Du hast recht,“ erwiderte die Großmama, — „so leid es mir thut, — Dich, liebes Kind und Deine Kinder nun wieder für lange Zeit missen zu müssen — aber es ist gut so — Gott gebe nur, daß meine Ahnungen mich diesesmal täuschen.“

X.

Graf Osten war bald nach seinem Uebertritt in seine Heimath zurückgekehrt. Vorläufig hatte er in einem Flügel seines Schlosses eine Hauskapelle einrichten lassen, für die er sich vom Bischof von X. einen Kaplan erbeten und erhalten hatte. Aber es war seine Absicht, im folgenden Jahre eine größere Kirche in der Nähe seines Schlosses zu erbauen. Er ging von dem nicht unrichtigen Grundsatze aus, daß der Anblick einer großen schönen Kirche und ihres Cultus der Mission, die der Convertit für sein Vaterland zu haben glaubte, außerordentlich förderlich sein müsse.

Seine gesellschaftlichen Beziehungen zu seinen Standesgenossen hatten sich mit seinem Uebertritt außerordentlich gelockert. Huldigten auch die meisten derselben dem religiösen Indifferentismus des Herrn von Raben, so war ihnen doch der Uebertritt des Grafen im höchsten Grade unangenehm. Sie sahen darin, wie Herr von Raben, eine Verletzung des aristokratischen Geistes. Das Land war nun einmal lutherisch. Und — ein Wechsel der Confession ist, wenn ihm nicht Motive äußern Vortheils zu Grunde gelegt werden können — und das

war hier ja nicht der Fall, ein Schlag gegen den Indifferentismus. So kam es, daß bis auf eine Familie sich der Adel vom gräflichen Hause völlig zurückzog. Und diese eine Familie war merkwürdiger Weise die des Herrn von der Offen, des Baptisten.

In jeder andern Lage würde es dem Convertiten peinlich gewesen sein, mit einem Manne verkehren zu sollen, der einer Sekte angehörte, die ja der Dombechant das Ungeziefer im Wolfspelz des Protestantismus genannt hatte — jetzt mußte er es als ein glückliches Geschick ansehen, daß seiner Familie doch nicht völlig die Adern standesgemäßen Umgangs unterbunden waren.

Zudem gab es, abgesehen von ihrer Ketzerei, kaum eine liebenswürdigere Familie als die von der Offen'sche. Eine nicht gewöhnliche Bildung zeichnete den Baron vor seinen Standesgenossen auf das vortheilhafteste aus. Man mußte sich bei dem Anblicke dieses Mannes mit der hohen offenen Stirn, mit dem klaren blauen Auge, mit jener Unterhaltungsgabe, bei der die Gediegenheit der Kenntnisse mit der Feinheit des Ausdruckes um den Vorrang wetteiferten, allen Ernstes fragen, wie es möglich gewesen, daß er einer religiösen Richtung verfallen war, die gewöhnlich nur auf dem Boden geistiger Bornirtheit gedeihen kann. — Allerdings, wer Herrn von der Offen schärfer beobachtete, der wurde zuweilen von einem Blicke überrascht, der fast an Schwärmerei grenzte, wenigstens ein religiöses Verlangen der Seele verrieth, das unmöglich bei dem geistlichen Tode, in dem die Kirche des Landes damals darniederlag, von dieser befriedigt werden konnte. Giebt man das zu, dann ist's erklärlich, daß ein Mann wie er, besonders, wenn er Predigten wie die Spurgeon's gehört, dem Baptismus anheim gefallen war. Die heilige Schrift allein ausgelegt durch die heilige Schrift — dieser protestantische Grundsatz, den sich der Baptismus in seiner äußersten Consequenz angeeignet hat, mußte einem nach Wahrheit dürstenden und im Protestantismus erzogenen Gemüth so trostreich, so objectiv erscheinen. Es liegt ja in diesem Ausspruch allerdings eine tiefe Wahrheit, aber losgelöst von dem in der Kirche waltenden heiligen Geiste und der durch ihn festgestellten Erklärung

der heiligen Schrift macht er diese zur „wächsernen Nase,“ zum Spielball subjektiven Beliebens, zum Mutterschooß aller Arten von Schismen und Sekten.

Ich will nicht sagen, daß Herr von der Osten auf diese Weise zum Baptismus gekommen, ich suche nur nach einem Grunde, der mir den Uebertritt gerade dieses Mannes zu einer Sekte erklärlich macht, die abgesehen von der der Quäker die geistloseste ist, die auf dem Boden protestantischen Lebens sich gebildet hat. Ob bei Herrn von der Osten auch etwas von der Eitelkeit mit untergelaufen, das Amt eines Predigers verwalten zu dürfen? Der Baptismus liebt es bekanntlich, nur „Bekehrten,“ ohne Rücksicht auf theologisches Studium, seine amtlichen Funktionen zu übertragen — ein Belieben, was vielen „bekehrten“ Schustern, Schneidern und Bauern der Köder des Uebertritts geworden. Natürlich trug Herr von der Osten für sein Haus und den erwarteten Zuwachs „der Gemeinde der Taufgesinnten“ dieses Amt.

Frau von der Osten, einer süddeutschen Adelsfamilie angehörig, an Bildung ihrem Gemahl ebenbürtig, war zwar ein Jahr nach dessen Uebertritt ebenfalls Baptistin geworden, aber es war ihr schwer gefallen, die Taufe ihrer ältesten Kinder für nichts ansehen und die Taufe ihrer jüngsten Tochter so weit hinausgeschoben sehen zu müssen. Wir wissen aus der Mittheilung der Frau von Mannhardt an Dora, daß Angelika von der Osten nun auch durch die so genannte Taufe in die Baptistengemeinde eingetreten war.

Angelika, die zuletzt bekehrte, war eine gar liebliche Erscheinung, nicht so schön als ihre ältere Schwester Louise mit ihrer reizenden Gestalt, ihrem dunkeln Gluthauge und ihrer fast an den Orient erinnernden tiefbraunen Lockenfülle; Angelika war blond, mittlerer Größe, aber von einer Anmuth in ihrem ganzen Wesen, daß man es tief beklagen mußte, daß sie nun einer Sekte angehörte, die das gerade Gegentheil aller heiligen Poesie ist.

Die beiden Söhne des Herrn von der Osten waren vom elterlichen Hause fern. Sie gehörten auch zur Gemeinde, aber

nur nominell; der ältere war auf einer weiten Reise zu seiner Ausbildung für die Landwirthschaft begriffen, der jüngere auf der Universität.

Eine besonders einflußreiche Persönlichkeit in der von der Ossen'schen Familie war Miß James, eine Engländerin, die Angelika's Erzieherin gewesen und sich nun als Freundin der Familie bei ihr aufhielt. Eine ältliche Dame von minderer Schönheit als eminentem Verstande und feiner Herzensbildung. Daß der Baptismus auf die von der Ossen'schen Familie nicht seinen mehlthauartigen Einfluß in gewöhnlicher Weise hatte ausüben können, daß die Herzen noch den feineren Einflüssen des Lebens offen standen und der Geist noch nicht in den Schnürleib dieser Richtung eingepreßt war, das verdankte sie dem stillen Walten der Miß James, die bei aller Achtung, die sie dem Baptismus wegen des Ernstes zollte, mit dem er auf seine Weise der Heiligung nachjagte, doch seiner geistlosen Einseitigkeit wenigstens für die Praxis des Lebens die Spitze abzubrechen wußte.

Es ist der Bekehrungseifer eine Eigenthümlichkeit aller Sekten. Merkwürdig, wie diese darin mit dem Katholicismus übereinstimmen. Herr von der Ossen, in dem sich das baptistische Princip in seiner Familie, wenn ich seine älteste Tochter ausnehme, am meisten darstellte, war nicht frei von dieser Eigenthümlichkeit. Wußte er als gebildeter Mann ihn auch zu verbergen, so hatte doch nach einer Aeußerung, die er seiner Frau vor ihrem ersten Besuche gethan, gerade der Wunsch, den Grafen Osten zu retten, großen Antheil an seinen häufigen Besuchen bei diesem. Und merkwürdig — Graf Osten hatte, nachdem er Ossen und dessen liebenswürdige Familie kennen gelernt, dieselbe Absicht. — Ossen wollte den Grafen zum Baptismus, dieser jenen zum Katholicismus herüberziehen — jedenfalls ein Wunsch, der dem Verkehr beider Familien eine ernstere sittliche Basis unterbreitete und dem gegenseitigen Umgange, wenn auch in eigenthümlicher Färbung, doch eine höhere Weihe verlieh. Ich darf wohl nicht erst bemerken, daß dieser Absichtlichkeit nur die beiden Männer sich bewußt waren, und daß die übrigen Familienglieder allmälig

ganz unbewußt in den Kreis dieser Intention hineingezogen wurden.

„Beabsichtigen Sie denn wirklich eine Kirche zu bauen?" frug Herr von der Ossen den Grafen Osten, als sich beide Herren nach einem Diner en famille in das Bibliothekzimmer des Grafen zu einer Cigarre zurückgezogen hatten und der Erstere die Zeichnungen ansah, die auf dem geschnitzten eichenen Tisch in der Mitte des Zimmers ausgebreitet lagen.

„Und warum nicht?" frug der Graf, indem er seinem Gaste eine Havanah bot. „Wie gefallen Ihnen die Zeichnungen?" frug er, der Antwort auf von der Ossen's Frage ausweichend. — „Ich habe sie von verschiedenen Baumeistern entwerfen lassen."

„Es fragt sich," war die Antwort, „wo die Kirche zu stehen kommen soll. Nur keine Disharmonie! — Zu Ihrem Schloß im Tudorstyl paßt nur diese hier im gothischen Backsteinstyl; — dort auf der Höhe am See in der Nähe des Schlosses, umgeben vom Wald, wirklich eine hübsche Landschaft."

„Sie sehen nur die Landschaft," sagte der Graf, „ich sehe die Kirche."

„Sie werden es doch, lieber Graf, dem Baptisten nicht zumuthen," erwiderte Ossen, „daß, wenn von dem Bau einer Kirche, sogar einer katholischen, die Rede ist, er etwas anders als nur die landschaftliche Schönheit in's Auge fasse."

„O, ich muthe Ihnen viel mehr zu, lieber Ossen," sagte der Graf verbindlich, — „ich muthe dem geistvollen Baron von der Ossen zu, daß er trotz seines Baptismus wie den Blick für die Schönheit der Landschaft auch den für die Schönheit der Kirche noch bewahrt hat."

„So ganz unrecht mögen Sie nicht haben!" erwiderte von der Ossen, und setzte sich, die Zeichnungen niederlegend, auf einen der ledergepolsterten Sessel, deren Lehnen das gräfliche Wappen in derselben Eichenholzschnitzart zeigte, „nur daß ich die Schönheit der Kirche, wenn Sie's so nennen wollen, nicht im äußeren

Gebäude und Cultus, sondern in der Schönheit der zum Herrn bekehrten Herzen sehe."

„Aber liebster Offen," warf der Graf ein, „wie wollen Sie die denn sehen, sind Sie denn Herzenskündiger?"

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" sagte Offen mit jener Feierlichkeit, die zeigte, daß für ihn das Gespräch eine ernste Wendung genommen hatte.

„Gut," sagte der Graf, „aber machen Sie Ihrem Namen Ehre, seien Sie offen, kann denn nicht auch unter dem Schein äußerlicher Demuth, Liebe, Glaubens, wie Sie's nennen wollen, die tiefste Heuchelei sich verbergen?"

„Gebe ich zu!" sagte Offen, „aber doch keine so sehr, als, nehmen Sie's mir nicht übel, unter der Aeußerlichkeit Ihres Gottesdienstes."

„Ha," sagte der Graf, „wir machen auch keinen Anspruch darauf, solche perfekte Heilige zu sein; wir haben eine heilige Kirche, aber der Laienstand maßt sich nicht an, gleich ihr heilig zu sein, der erbittet die Gaben der Kirche, um heilig zu werden."

„Allerdings," sagte Offen, „hier scheiden sich unsere Wege, das, was Sie Kirche nennen, haben wir nicht, wir haben keinen besonderen Priesterstand, alle Getauften tragen das Priesterthum. Das verwerfen Sie und vertiefen eine unausfüllbare Kluft zwischen Clerus und Laien."

Es ist ohnstreitig die Lehre vom allgemeinen Priesterthum, wie sie gewöhnlich in protestantischen Kreisen dargestellt wird, eine der schwächsten Positionen des Protestantismus. Der Graf rüstete sich eben, sie niederzuwerfen, als sich die Thür öffnete und Angelika, am Arm die jüngste ihr gleich alterige Gräfin Mathilde, unter der Thür stehen bleibend zu ihrem Vater sich wandte und ihn bat, doch Louise zum Succurs zu kommen, die sei so gewaltig vom Herrn Kaplan attakirt, daß sie sich kaum mehr vertheidigen könne.

„Nun, wird doch wohl so schlimm nicht sein!" meinte Herr von der Offen, als er mit dem Grafen aufstand, den jungen Damen zu folgen, „Louise pflegt ja sonst Siegerin zu

bleiben.“ „Sieger zu bleiben,“ meinte der Graf, „theilt wenigstens dann der Kaplan mit Fräulein Louise.“

Der Kaplan hatte das Gespräch, das Angelika zu diesem Hülfsgesuch veranlaßte, nicht gesucht. Er hatte es im Gegentheil bisher geflissentlich vermieden, in Gegenwart der von der Ossen'schen Familie das Gespräch auf religiöse Gegenstände hinüberspielen zu lassen. Vielleicht, daß Verabredung mit der gräflichen Familie, vielleicht auch, daß der eigne Takt ihm diese Regel an die Hand gegeben. — Die katholischen Würdenträger wissen ihre Leute auszuwählen. Sie befehlen die Außenposten gewöhnlich nur solchen Männern, deren Bildung im Stande ist, wenn es sein muß, vertheidigend anzugreifen, und deren sonstige Persönlichkeit eben so anziehend als Vertrauen erweckend ist. Zu dieser Classe gehörte der Kaplan. Einer alten Adelsfamilie seiner Heimath angehörend, verband er mit der Feinheit, die der Aristokratie nun einmal eignet, eine wissenschaftliche und allgemeine Bildung, wie sie der gewöhnlichen katholischen niederen Geistlichkeit sonst selten eigen. Kaplan von Stapel war nicht allein ein feiner Gesellschafter, sondern den Angriffen gewachsen, die etwa im protestantischen Lande auf die erobernde Kirche gemacht werden konnten.

Merkwürdig, wie sich im Großen oft an verschiedenen Orten ohne irgend eine Verabredung zu gleicher Zeit ähnliche geistige Bewegungen entwickeln, so hatte sich auch in diesem kleinen Kreise zur selben Stunde hier und dort ein Gespräch gleichen Inhalts gebildet.

Die Frauen saßen mit dem Kaplan auf der Veranda des Schlosses, die zwischen den Säulen mit dem schon vom October roth gefärbten wilden Weinlaub einen prächtigen Blick auf den weiten See gewährte, aus dem links vom Schlosse ein mäßiger Hügel emporstieg, auf dessen Scheitel gerade etliche Holzhauer beschäftigt waren, Bäume zu fällen.

„Aber liebe Gräfin,“ frug Frau von der Ossen, „warum lassen Sie denn gerade dort jene schönen Bäume wegräumen, wird dadurch die Landschaft nicht sehr an Schönheit verlieren?“

„Im Gegentheil," meinte diese, „mein Mann beabsichtigt dort im Frühjahr mit dem Bau einer Kirche zu beginnen und läßt deshalb den Platz klären."

„Wie, eine Kirche?" rief Fräulein Louise erstaunt, „wo ist denn die Gemeinde, die sie besuchen soll? — Für Ihre Familie, gnädigste Gräfin, reicht doch Ihre Hauskapelle vollkommen aus."

„Mit demselben Rechte, mein gnädigstes Fräulein," nahm der Kaplan das Wort, „hätten Sie auch Gott den Herrn fragen können, als erst Adam und Eva da war, . warum hast du die große und schöne Erde gegründet?"

„Ah!" meinte Fräulein Louise, „das ist doch ganz etwas anderes — die war für das Menschengeschlecht eingerichtet, das kommen sollte."

„Und wenn der Graf nun auch," entgegnete der Kaplan, „eine Kirche für die zukünftige Gemeinde erbaute?"

„Glauben Sie also wirklich," antwortete Fräulein Louise erregt und schüttelte unwillig ihre dunkeln Locken, „daß der Katholicismus in diesem protestantischen Lande Boden gewinnen wird?"

„Gewiß, mein gnädigstes Fräulein," erwiderte der Kaplan ruhig, „mit demselben Rechte, mit dem Sie in diesem Lande für die Ausbreitung des Baptismus Hoffnung hegen."

Der Kaplan hatte damit die geheimen Wünsche seiner schönen Gegnerin getroffen. Etwas unsicher antwortete sie: „Woher wissen Sie, daß wir das hoffen?"

„Ich müßte an Ihrer Ueberzeugungstreue zweifeln," erwiderte der Kaplan schnell, „wenn ich Ihnen diese Hoffnung nicht zutrauen sollte. Wie kann jemand, wenn er einer Religion huldigt, nicht hoffen, daß sie den Sieg davon tragen werde?"

„Und wenn wir das hofften," meinte Louise, , so werden Sie mir zugeben, daß wir wenigstens mit größerer Aussicht auf Erfolg hoffen dürfen, als Sie."

„Das kann ich," erwiderte der Kaplan, „schon darum nicht zugeben, weil ich überzeugt bin, daß das lutherische Bekenntniß

und die lutherische Cultusweise uns näher steht, als dem Baptismus — und — verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, aber wer die Wahrheit auf seiner Seite hat, bei dem verbindet sich nun einmal Hoffnung und Aussicht auf Erfolg."

„Sie sprechen ein großes Wort gelassen aus, Herr Kaplan," antwortete Louise gereizt, „ich will zugeben, daß die Lutheraner uns sehr fern stehen, — aber ihr letzter Ausspruch, scheint mir, schließt doch eine sehr große Ueberhebung in sich."

„Dann aber doch keine größere," antwortete der Kaplan, „als deren sich der heilige Paulus theilhaftig machte, wenn er sagte: aus Gottes Gnade bin ich, das ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen."

„Aber Sie werden doch Ihre Kirche nicht mit Paulus identificiren wollen!" erwiderte Louise, und man sah ihrer hohen Röthe die innere Erregung an.

„Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein," sagte der Kaplan schnell, „wie sollte ich das, da der Apostel selbst sie ja des Herrn Leib und nicht seinen Leib nennt."

„Sie stellen sie also noch über Paulus?"

„Ich halte mich nur an den Ausspruch des Apostels und indem ich das thue, gebe ich ja dem heiligen Apostel alle Ehre, nehme aber auch die Ehre, die er ihr selbst giebt, für die Kirche in Anspruch."

„Ach, immer die Kirche, was ist die Kirche?" frug Louise, „ich halte die Kirche für Babel."

„Damit werden aber selbst die Lutheraner dieses Landes nicht einverstanden sein," erwiderte der Kaplan scherzend.

„Mag sein," sagte Louise, „ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß die Lutheraner uns sehr fern stehen, — aber sicherlich werden auch diese Ihre Kirche für Babel ansehen."

In dem Augenblicke trat der Graf mit seinem Gaste in Begleitung der beiden jungen Damen zu den Frauen und der streitenden Partei.

„Das gnädige Fräulein," rief der Kaplan den Ankommenden lachend entgegen, „hat sich so eben zu Luther bekannt, wie

der einst von der babilonischen Gefangenschaft der Kirche geschrieben, so nennt auch sie die heilige Kirche kurzweg Babel."

Herr von der Osten befand sich in einer peinlichen Lage. Innerlich stimmte er seiner Tochter ja von ganzem Herzen zu — und doch verbot es die Rücksicht auf seinen Wirth — auf den Plan, zu dem ihn, wie er meinte, die Liebe Christi dränge, den Grafen und seine Familie zu bekehren, in die heißspornige Weise seiner Tochter einzugehen.

„Etwas von Babels Art," meinte er einlenkend, „wird sich ja wohl in mancher religiö[illegible] Gemeinschaft finden."

„Auch in der Ihrigen?" frug der Kaplan spitz.

Herr von der Osten fühlte, wie Alles auf seine Antwort gespannt war. Durfte er die Frage bejahen? Dann würde er Louise auf das Tiefste verletzt, und was schlimmer, seiner Frau und Angelika einen Zweifel an seine Wahrhaftigkeit in's Herz geworfen haben; er hatte ja immer behauptet, daß in der Gemeinde der Taufgesinnten die Quintessenz der Wahrheit sei. Verneinen? Abgesehen davon, daß dem sein Gewissen widersprach, würde er damit zum mindesten zur Beantwortung der Frage verlockt worden sein, welche „religiöse Gemeinschaft" er denn mit dieser Titulatur bezeichne.

„Wenn man unter diesem Worte die zur Abgöttereisünde neigende Natur des Menschen versteht," wand sich Herr von der Osten aus der Verlegenheit, „wer wird dann in Abrede stellen können, daß von Babels Art sich überall Etwas findet."

Gräfin Theodora, die ältere der beiden Töchter des Grafen Osten hatte in ihrer stillen Weise dem Gespräch zugehört. Sie gehörte zu den sanften Naturen, denen nichts peinlicher ist als Streit; wenn sie den befürchten mußte, mischte sie sich gewöhnlich begütigend in das Gespräch.

„Lassen wir," meinte sie, „die Frage doch lieber unerörtert, ob hier oder dort ein Zustand sich finde, den Sie, liebe Louise, ich glaube zuerst Babel nannten — mich bedünkt, es kommt doch nur darauf an, daß man in der Liebe ausharrt. — Nicht wahr Herr Kaplan," wandte sie sich an diesen, „der Herr

sagt ja wohl: daran will ich erkennen, ob ihr meine rechten Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt."

„Und das schönste Exempel dieser Liebe," fügte der Kaplan hinzu, „giebt uns ja die allerseligste Jungfrau, die uns alle mit ihrer mütterlichen Liebe umfaßt."

„Wie die Mutter Jesu?" brauste Louise auf, „die soll uns mit Liebe umfassen? Ich bin überzeugt, die weiß, weder etwas von Ihnen, Herr Kaplan, noch daß Eine von uns existirt."

„Ich bin zwar derselben Ansicht wie meine Tochter," sagte Herr von der Ossen, indem er sich zum Kaplan wandte, — „aber lassen wir das —: es giebt doch, Gott sei Dank, auch manches Gebiet, auf dem wir übereinstimmen."

„Ja, ja," sagte Graf Osten, dem die Wendung, die das Gespräch genommen, peinlich war, „Ihnen verdanke ich ja den Blick in die landschaftliche Schönheit, die meiner Kirche so sehr zu Gute kommen wird — sehen Sie, dort kommt sie zu stehn, wo eben das Holz abgefahren wird."

„Ein prächtiges point de vue von hier aus," meinte Ossen.

„Nicht allein für das Auge," sagte der Kaplan.

„Doch nicht auch für das Herz," warf Louise ein, „ich wüßte nicht, was so ein steinernes Haus mit dem Herzen sollte zu thun haben."

„Wir sind nun einmal solche Leute," erwiderte der Kaplan mit einem Anflug von Ironie, „die noch der Vermittlung der fünf Sinne für ihr geistiges Leben bedürfen; und sollten wir denn in der That Aug' und Ohr nur zu Brücken für das irdische Leben haben?"

In dem Augenblicke tönte vom Thurme der lutherischen Dorfkirche das Vespergeläut herüber. Es ist das noch ein Rest guter Sitte aus alter Zeit, der sich in den lutherischen Kirchen Norddeutschlands erhalten hat. Aber Niemand pflegt sich an dieses Geläut zu kehren. Die Glocken laden zum Gebet, aber keine Hand faltet sich und kein Herz erhebt sich, „die Botschaft

hör' ich wohl, doch fehlt der Glaube." — Seitdem Graf Osten zur katholischen Kirche übergetreten war, erklang für ihn und seine Familie die Vesperglocke selbst dann nicht vergebens, wenn er zu der Stunde im gesellschaftlichen Kreise sich befand. Die ganze Familie, der Kaplan an der Spitze, erhob sich, schlug das übliche Zeichen des Kreuzes und sprach allerdings leise für sich ein ave maria.

Von der Ossen sah verlegen vor sich nieder. Seine Gemahlin hatte die kleine Stickerei, an der sie eben arbeitete, niedergelegt. Angelika faltete unwillkürlich ebenfalls ihre Hände — ob sie betete, weiß ich nicht, aber dieser stille Augenblick machte auf ihr frommes Gemüth den tiefsten Eindruck — nur Louise stand auf; that einige Schritte vorwärts nach dem Ausgange der Veranda — blieb dann aber stehen; sie war offenbar mit sich im Kampf, ob sie gehn oder bleiben solle. Bei einem katholischen Gebet auch nur durch Stille Theil zu nehmen, schien ihr eine Art Verläugnung ihres Glaubens; — und doch wäre ihre Entfernung verletzend für die gräfliche Familie gewesen. Zu ihrem Glück dauerte das Gebet nur so lange, bis die Glockenschläge verhallt waren. Aber die Unbefangenheit der Unterhaltung wollte sich nicht wieder einstellen. Nach wenigen Aeußerungen, die aber in ihrer Ungewißheit eben die gegenseitige Befangenheit kennzeichneten, befahl Herr von der Ossen seinen Wagen.

„Ach Angelika," sagte die jüngste Gräfin, als sie ihre Freundin umarmte, — „es ist mir so, als kämet ihr nicht wieder."

„Warum nicht?" erwiderte Angelika, — „ich komme recht gerne wieder — es ist gar zu erbaulich bei euch."

„Aber Deine älteste Schwester und unser Kaplan, — die können sich nicht miteinander vertragen," meinte die Gräfin.

Ob sie wohl recht hatte?

Der Kaplan stand lange noch an die Säule der Veranda gelehnt und blickte dem dahinrollenden Wagen nach, bis daß er sich im Gehölz des Parks verlor.

XI.

„Was zum Teufel, um einer Schürze willen den Kopf hängen lassen, — ich kenne euch nicht mehr Bohm.“ — Diese brüderliche Expektoration gehörte dem Dragonerrittmeister von Rotzen, als er seinen Säbel abgelegt, vor dem Spiegel mit der feinen Taschenbürste einen Moment Haar und Bart zurechtgestrichen, und sich dann mit officierlicher Nonchalançe auf das Fauteuille niedergeworfen hatte und jetzt eben im Begriff war, die Upmann in rauchlichen Zustand zu setzen, die er aus dem reichen Vorrath des zierlich mit Perlmutter ausgelegten Polysanderkastens entnommen hatte.

„Bitte, lieber Rotzen,“ erwiderte der also Angeredete, „der Ausdruck paßt auf sie nicht, ihr wißt, sie ist meine Cousine und“ — — der Baron stockte.

„Also wirklich verliebt,“ lachte der Rittmeister hellauf, „der Baron Franz Bohm — Inhaber der elegantesten Taille — Schreck aller Ehemänner und hervorragendster Geschäftsfreund des weiland Rattenfängers von Hameln, was die Fräuleinsherzen anbetrifft — jetzt selbst gefangen?“ und ein neues Lachen folgte diesem mit komischem Pathos gesprochenen Exposé.

„Kenntet Ihr sie Rotzen,“ sagte der Baron halb unwillig, „würdet selbst Ihr anders sprechen.“

„Allerdings,“ meinte dieser, „sie muß das achte Wunder der Welt sein, — daß der lustige Kammerjunker Baron Bohm sich nun schon seit länger als acht Tagen freiwilligen Hausarrest auferlegt hat, — weil seine liebenswürdige Cousine ihm hat kund und zu wissen gethan, daß sie nur cousinenhafte Gefühle für ihn hege. — Uebrigens,“ setzte er hinzu, „wie soll ich sie kennen, zu Hofe kommt ja Baron Mannhardt trotz seines Kammerherrnschlüssels niemals und bei seinen Jagddiner's solls so verteufelt fromm zugehn, daß unser Eins dahin nicht paßt.“

„A propos,“ fuhr der Rittmeister fort, als der Kammerjunker nicht antwortete, „die Geschwister Eurer Angebeteten sollen ja vor etlichen Wochen nur mit genauer Noth aus großer Lebensgefahr entronnen sein!“

„Ja wohl,“ war die kurze Antwort.

„Der Hauslehrer soll sie gerettet haben.“ — Der Kammerjunker stand am Fenster und sah, die Scheiben trommelnd, gedankenlos auf die Straße herab, durch die der Herbstwind die gelben Blätter jagte, die er den Linden vor dem Hause abgerissen hatte. — „Der soll ja ein ganz besonderes Exemplar dieser Menschensorte sein,“ fuhr der Rittmeister fort, „Schwimmen, Reiten, Fahren, Fechten, Malen, Verse machen — und, was weiß ich, was er nicht alles können soll!“

„Rotzen,“ sagte nun der Kammerjunker, indem er sich kurz umdrehte, „wollt' Ihr mir einen Gefallen thun, dann schweigt davon.“

Der Rittmeister schwieg wirklich einige Augenblicke, blies einige Ringe der Havannah in die Luft und klirrte mit den Sporen zusammen, wie er zu thun pflegte, wenn ihm irgend ein neuer Gedanke durch den Sinn fuhr, — dann sagte er laut auflachend, „Bohm, ich glaube gar, Ihr seid auf den Hauslehrer eifersüchtig.“

„Ich bitte Euch, laßt das,“ erwiderte der Kammerjunker fast ärgerlich.

„Zum Teufel, so seid doch vernünftig Bohm,“ sagte nun der Rittmeister, indem er aufstand, und seine Rechte auf die Schulter des Kammerjunker legte, „Ihr werdet doch nicht im Ernst glauben, daß so eine Hauslehrerseele, und wäre sie auch wie ein halber Gott, dem Baron Bohm gefährlich sein könnte?“

„Und wenn er's nun doch geworden wäre?“ frug der Kammerjunker mürrisch.

„Dann nehmt mir's nicht übel, Bohm,“ sagte der Rittmeister, „ist's noch närrischer von Euch, Euch darüber auch nur einige Augenblicke zu ägriren, daß sie Euern Werth nicht erkannt hat —: mag sie nun Euere Cousine oder Base oder Nichte sein,

— die Euch, dem Baron Bohm, Kammerjunker Sr. Durchlaucht, einen Hauslehrer — einen Bürgerlichen — vorziehen kann, die ist Eurer nicht werth."

Der Kammerjunker seufzte: „Ihr kennt ihn nicht," sagte er dann nach einer Pause zum Rittmeister, der mit großen Schritten klirrend die Stube durchschritt.

„Habe auch kein tendre, Hofmeisterbekanntschaften zu machen," sagte der Rittmeister mit wegwerfendem Tone.

„Wenn Ihr ihn kenntet," sagte weiter der Kammerjunker, ohne diese Bemerkung zu beachten, „dann würdet Ihrs begreiflich finden, daß Leokadie —"

„Was würde ich begreiflich finden?" brauste der Rittmeister auf, ohne seinen Freund aussprechen zu lassen, — „ich würde nur begreiflich finden, daß Ihr Euch die Sache aus dem Kopf schlügt; — schämt Euch, Bohm, Ihr werdet doch nicht der Rival eines Menschen sein wollen, der höchstens den Platz eines ersten Bedienten einnimmt?"

„So wird er aber im Mannhardt'schen Hause nicht angesehen," warf der Kammerjunker ein.

„Das ist eben der Teufel," war die Antwort, „daß man selbst hier zu Lande so wenig auf Ehre zu halten anfängt; — da wird so ein Mensch per Sie angeredet, bekommt bei Tisch seinen Platz über den Zöglingen, wird gar zum Thee befohlen, — ganz wie ein Mitglied der Gesellschaft behandelt, — kann man sich da wundern, wenn ma tille es vergißt, daß ein Hauslehrer nur zur Dienerschaft gehört?"

„Er hat ihren Geschwistern das Leben gerettet!"

„Das würde euer Neufundländer auch gethan haben," sagte der Rittmeister schnell, — „nein, mein Freund, entschuldigt nur nicht, — ich bleibe dabei, der Kammerjunker von Bohm würde seiner Ehre zu nahe treten, wenn er noch einen Augenblick seine Gedanken auf eine Dame richtete, die mit so einem Menschen eine Liaison unterhält."

„Halt Rotzen," fiel jetzt der Kammerjunker ein, „das habe ich nicht gesagt."

„Also wohl nur Vermuthungen," antwortete dieser.

„Ehrlich gestanden, ja!"

„Und worauf stützt Ihr die?"

„Ich weiß keinen andern Grund für die abschlägige Antwort, die ich auf meinen Antrag bekommen."

„Sonderbare Logik," meinte der Rittmeister, „eine Dame giebt einen Korb — und dafür kann nur der Grund sein, daß sie ihr Herz dem Hauslehrer geschenkt hat! Liebster Bohm, — ich bewundere Euere Bescheidenheit, aber nehmt mir's nicht übel, ich beneide Euch nicht darum. Uebrigens," setzte er hinzu, „ist es mir doch lieb, daß die ganze Geschichte nur in Euerm Hirn existirt."

„Ob?" fragte der Kammerjunker zweifelhaft.

„Nun, so gebt mir doch den Brief," sagte der Rittmeister, „da will ich schon herauslesen, ob Euere Vermuthung richtig ist oder nicht."

Während der Kammerjunker in das Nebenzimmer ging, um den Wunsch seines Freundes zu erfüllen, warf der Diener, nachdem er den Thee servirt hatte, einen Arm Holz in das verglimmende Kaminfeuer und stellte die beiden doppelarmigen Silberleuchter auf den Tisch.

„So nun ist's hier gemüthlich," rief der Rittmeister seinem Freunde durch die halboffene Portiere nach, „laßt aber statt des Weibergetränkes Wein kommen, — dabei verhandelt sich so etwas besser."

Ein Wink vom Kammerjunker, der mit dem Briefe zurückkam, brachte den Wunsch des Rittmeisters schnell zur Ausführung.

„Was Teufel," sagte der Rittmeister, als er den Brief entfaltet, „der ist ja vom Baron Mannhardt!"

„Nun freilich," erwiderte Bohm, „ich habe natürlich bei dem Vater um sie angehalten."

„Und ihr am Ende noch nichts gesagt?"

„Sie war ja gerade abgereist, als ich zu ihrem Onkel kam."

„Da galt's nachsetzen, — ich begreife Euch nicht Bohm, — Ihr müßt Eurer Sache sehr sicher gewesen sein."

„Wer konnte denn das denken," antwortete der Kammerjunker, indem er einen Blick in den Spiegel warf und sich das Haar strich.

„Allerdings, — wohl die erste Festung, die nicht vor dem galanten Kammerjunker capitulirt hat, — doch laßt sehn, was der Alte schreibt."

Nachdem der Rittmeister ein Glas Xeres hinabgestürzt — las er:

„„Liebster Vetter Franz!"" „Ein verteufelter Name, Franz — ich muß immer an „Franz, gleich Herr — Franz, gleich Herr, denken," ich wollt Euere Alten hätten Euch lieber Gottlieb genannt, — nur nicht Franz."

— „„Dein Antrag ist für Leokadie höchst ehrenvoll,"" — „das wollt' ich meinen," — war des Rittmeisters Randglosse, — „der beste Cavalier — mit der ausgezeichnetsten Taille — den prallsten Waden." — „Lest doch nur weiter," unterbrach der Kammerjunker, der sich trotz dem durch diese Anerkenntniß seiner körperlichen Vorzüge geschmeichelt fand. „„Ich habe darum sofort denselben mit meiner Frau in Berathung genommen.""

„Zum Donnerwetter, Ihr wollt ja nicht die Frau, sondern die Tochter heirathen," rief der Rittmeister fast ärgerlich.

„„Wir fanden Beide, obgleich meine Frau meinte, Leokadie sei noch zu jung."" —

„Wie alt ist sie denn?" frug der Rittmeister. „Sechzehn," war die Antwort. „Allerdings in dem Alter hat das Weibervolk noch nicht völlig ausgelegt," — meinte dieser. — „O!" warf der Kammerjunker ein, „das ist bei ihr anders." — Ein langes „so" des Rittmeisters, — ein kurzer und doch vielsagender Blick auf den Kammerjunker — ein gewisses Schnalzen mit der Zunge waren die charakteristischen Pantomimen, als der Rittmeister sagte: — „Nun Bohm, ich freue mich, Ihr seid doch der Alte, — ich denke von der Liebe werdet Ihr bald kurirt sein; doch laßt weiter seh'n."

„„es doch für gut, Leokadie's Meinung zu erforschen."" „Schön, da kann ich mir denken, wie Deine Mutter wie die Katz um den Brei herumgegangen ist."

„Aber so les't doch endlich zu Ende," drängte der Kammerjunker.

„„Lieber Franz, nun werde nur nicht böse."" — „nein, gar nicht, es giebt noch andere Damen, die dieses edlen Junkers würdig sind," fügte der Rittmeister hinzu.

„„Von welcher vortheilhaften Seite ich namentlich ihr eine Verbindung mit Dir darzustellen suchte, — so schien sie uns doch keine andere, als geschwisterliche Neigung zu Dir zu hegen:"" — „aber ich bitte Euch, wie könnt Ihr daraus schließen, daß der Hauslehrer Euch im Wege stehe?"

„Allerdings," antwortete der Kammerjunker, „steht im Briefe nichts davon."

„Aber woher denn diese Grille?" frug lachend der Rittmeister.

„Was weiß ich's, — ich habe sie nun einmal." „Um Euch von heut' ab ihrer zu schämen und sie gründlich fahren zu lassen, — hier ersäuft sie in diesem trefflichen Xeres," sagte der Rittmeister und schob damit dem Kammerjunker das Glas näher, das der Diener längst eingeschenkt hatte.

„Glaubt Ihr denn wirklich," frug der Kammerjunker, als er dem Rittmeister Bescheid gethan, „daß ich mich irre?"

Die Antwort verhinderte der Diener des Kammerjunkers, der eintrat und den Kammerassessor von Wüstenfeld meldete.

„Soll willkommen sein, — der brave Junge," rief der Rittmeister lustig, — „der führt seinen Namen mit der That, der wird Euch gründlich kuriren, Bohm!"

Ein junger Mann trat ein — elegant gekleidet, groß und schlank — mit feinem, gekräuseltem, blondem Bart, um Lippe und Kinn — wenn man will, ein schöner Kopf, aber auch mit jenem Ausdruck, der den roués eigenthümlich ist, — etwas eingesunkener Schläfe, beginnendem Mondschein und für gewöhnlich etwas mattem Ausdruck des sonst schönen blauen Auges.

„Wüstenfeld, Herzensmensch," rief der Rittmeister dem Eintretenden lachend entgegen, „Ihr kommt gerade wie gerufen, — ihr sollt Bohm kuriren."

„Ich?" sagte Wüstenfeld langgedehnt, — „und Ihr trinkt Wein?" —

„Schämt Euch, Wüstenfeld," sagte der Rittmeister lachend, „so ist's nicht gemeint, — er hat sich einen Korb geholt, und meint nun, den hätte ihm ein Anderer geflochten."

„So schieße er sich," war die lakonische Antwort, und damit füllte sich der Assessor das Glas, das der Bediente sofort herbeigebracht hatte.

„Aber Ihr würdet Euch doch nicht mit Euerm Bedienten schießen," erwiderte der Rittmeister, — „er meint, der Hauslehrer von Mannhardts hätte ihm das Herz seiner Dame gestohlen."

„Unsinn," meinte der Assessor wegwerfend, „nein, da hört einen bessern Spaß! — Ihr wißt," sagte er, indem er sich die Cigarre zündete und sich in den Sessel geworfen, von dem er seine Glanzstiefel behaglich dem Kamin entgegenstreckte, — „daß ich seit der letzten Soirée bei der Durchlauchtigsten eine kleine Liaison mit der Törenfeld unterhalten habe."

„Ein charmantes Weib," warf der Rittmeister ein, „ich bedaure nur jeden armen Ehemann, auf dessen bessere Hälfte der Assessor von Wüstenfeld seinen Geierblick gerichtet hat."

„Nun das ist es eben," sagte Wüstenfeld, — „weiß der Kuckuk, wie der Törenfeld mag dahinter gekommen sein, — genug, mein Täubchen schickt mir heut' Morgen durch ihre Zofe — die übrigens sehr traktabel ist, ein Billet mit lauter Ach's und Weh's und Klagen über verlorene Ehre und daß ihr Mann Alles wisse — und eine Stunde darauf kam ein Brief von Törenfeld, in dem er mir in optima forma seine Forderung zuschickt."

„Törenfeld," sagte der Kammerjunker ernst, „ist ein braver Mann und Ihr habt unrecht gethan, Wüstenfeld, daß Ihr mit dessen Frau angebunden habt."

„Ei, ei," meinte der Assessor, „wie kommt der Kammer-

junker von Bohm zu solchen moralischen Expectorationen, mich däucht in dem Punkt nähmen wir uns nichts, lieber Bohm."

„Mit einer Ehefrau habe ich noch niemals eine Liaison gehabt!" antwortete der Kammerjunker mit einem gewissen Selbstgefühl.

„Aber mit Hofbäckermeisters'Töchterlein, — und," wollte Wüstenfeld spottend die Reihe weiter aufrollen wie weiland Leporello.

„Laßt das," unterbrach der Rittmeister, — „also Ihr seid gefordert und wünscht einen Secundanten."

„Ich bin schon in Eurer Wohnung gewesen, Rittmeister," sagte Wüstenfeld, „und erfuhr von Euerm Jäger, daß Ihr hier seid, — Ihr thut mir den Liebesdienst."

„Ich steh' Euch jederzeit zu Diensten," antwortete der Rittmeister, — „wann, wo, wie?"

„Morgen Vormittag, etliche Meilen von hier, am See, wo Graf Ostens Waldrevier zu Ende geht — natürlich auf Pistolen," war die Antwort.

„Habt Ihr schon einen Wagen bestellt, Ihr wollt doch schwerlich in Eurem eignen hinfahren — auch den Doktor — und wie ist das Abkommen?" frug der Rittmeister.

„Alles in Ordnung," sagte Wüstenfeld, der „Dörenfeld ist übrigens entsetzlich blutgierig, — drei Schritt Barriere."

„Nun, das kann ich ihm nicht verdenken," warf der Kammerjunker ein, „wenn mir das passirt wäre, forderte ich Euch nicht erst, sondern schösse Euch, wo ich Euch fände, wie einen tollen Hund über den Haufen!"

„Gott bewahre dann unsereins, daß Ihr je heirathet," sagte Wüstenfeld lachend, „Ihr müßtet denn eine Betschwester zur Frau nehmen oder so eine, die allenfalls in's Erbsenfeld gestellt werden kann."

„Er hat's ja auch bei einer Betschwester versucht," spottete der Rittmeister, — „aber die will den Don Juan von Vetter nicht."

„Ist es denn wirklich wahr," rief Wüstenfeld, „daß Ihr um Eure Cousine angehalten und einen Korb bekommen habt?"

Der Kammerjunker schwieg und warf einige Stücke Holz

in die verglimmende Gluth des Kamins, daß die Flamme wieder hoch aufschlug.

Ein ironischer Blick des Rittmeisters beantwortete Wüstenfeld seine Frage, dann aber, sagte dieser lachend: „Nun Bohm — Ihr könnt versichert sein, komme ich morgen mit dem Leben davon, dann räche ich Euch."

„Hat der Geheimrath Törenfeld schon einen Secundanten," frug scheinbar ruhig der Kammerjunker.

„Ihr wollt ihm wohl Euere Dienste anbieten?" frug fast höhnisch Wüstenfeld.

„Und wenn ich das wollte," sagte der Kammerjunker kalt, „was ginge das Euch an?"

„Na," sagte der Rittmeister und strich sich den Bart, „recht habe ich gehabt, Ihr habt Bohm gründlich kurirt," — dabei schnallte er sich seinen Säbel um, bot dem Kammerjunker eine gute Nacht und entfernte sich mit dem Assessor, ohne daß dieser Abschied nahm.

Der Kammerjunker saß noch eine Zeit lang vor dem Kamin und sah in die allmälig verglimmende Gluth, dann sprang er auf und befahl seinen Wagen — zum Geheimrath Törenfeld! hieß die Ordre.

XII.

Dorn war völlig genesen nach Schloß Mannhardt zurückgekehrt.

Der Wunsch, den die Großmutter an jenem Abende ihrer Tochter gegenüber ausgesprochen, schien sich zu erfüllen.

Dorn hatte während der Zeit, die er nach der Abreise seiner Prinzipalin und ihrer Familie noch zu seiner völligen Wiederherstellung in Golenau zubrachte, nicht vergeblich Muße gehabt, sich selbst in die Schule zu nehmen.

Er war nun zweimal der Todesgefahr entronnen. Es würde diese Erfahrung auch auf ein weniger zu Gott gestelltes Gemüth, als das seinige war, den heilsamsten Eindruck gemacht haben.

Es waren schwere Stunden, die er durchzumachen hatte. Wußte er auch, daß Eleonore verheirathet war, so fiel ihm doch sein früheres Verhältniß zu ihr schwer auf das Gewissen. Jetzt zum ersten Male sagte er sich klar heraus — nicht sie, sondern du trägst die Schuld an dem Bruche; es ist nur ein Versteckspiel mit dir selbst gewesen, daß du auf sie die Schuld geladen — sie mußte dir auf diesen Brief den Ring zurückschicken, du hast das gewollt — darum hast du geschrieben.

Und warum hast du das gewollt? — frug er sich weiter. Wenn das Gewissen einmal sich Bahn gebrochen, dann ruht es nicht eher, als bis es Alles hat an's Licht gebracht. Es hat das mit Gottes Wort gemein, es ist schärfer denn kein zweischneidig Schwert.

Er sträubte sich lange, aber er mußte den Namen, der ihm von allen Namen der theuerste war, mit diesem Briefe in Verbindung bringen. Leokadie hatte ihm, so viel er sich besinnen mochte, auch nicht im entferntesten Veranlassung gegeben, irgend eine verkehrte Hoffnung zu hegen. Aber sonderbar, gerade ihre jungfräuliche Unbefangenheit, mit der sie dem Lehrer gegenübergetreten, entflammte seine Neigung, und gerade weil diese himmelweit von der verschieden war, die ihn zu Eleonore hingezogen, weil sie eben der Blüthe glich, von der noch keine Sonnengluth den Thau hinweggeküßt, — gerade darum senkte sie sich um so tiefer in seine Seele, und wenn er auch nicht zu hoffen wagte, so hoffte er dennoch. Was dieser heimlichen Hoffnung entgegenstand, das war eben sein Verhältniß zu Eleonore. Diese Seelenstellung diktirte ihm jenen Brief, das gestand er sich jetzt. Der Brief war ein Treubruch.

Allerdings hatte er nach der Auflösung seines Verhältnisses zu Eleonore auf das ernsteste über sich gewacht, und wissentlich nicht allein mit keinem Blicke es gezeigt, daß seine Schülerin

ihm mehr als das war, sondern auch, wie schon bemerkt, theils aus Dankbarkeit gegen Mannhardts, die ihn nicht entlassen, theils aus Ehrfurcht gegen diese dem Evangelio so offene und doch so kindliche Magd — wie er sie hochehrend in seinem Herzen nannte, jeden Gedanken zu vermeiden getrachtet, der die Grenze, wie Herr von Raben gesagt haben würde, überschritten hätte.

Und dennoch, Frauen haben dafür ein scharfes Auge — war es ihm nicht ganz gelungen. Frau von Mannhardt hatte es bemerkt, wie ihre Aeußerung an ihre Mutter an jenem Abend bezeugte – und Leokadie sollte es entgangen sein? — Wenigstens schien seit den Tagen in Golenau, in denen durch so manche gemeinsame Waldparthie und sonstiges häufiges Zusammensein begünstigt, ein öfterer Verkehr zwischen Dorn und auch seinen erwachsenen Schülerinnen stattgefunden, ihre bisherige Unbefangenheit dem Lehrer gegenüber gewichen zu sein. Sie wußte das aber mit jenem Takt zu verbergen, der edlen Frauen eigen ist. Ein Glück für Dorn; sonst wäre ihm der Kampf noch erschwert worden, den ihm gelegentliche Aeußerungen des alten Dieners in jenen Tagen gerade nicht erleichterten.

Dieser, der ihm am Tage des Eintritts in die Candidatenstube auf Golenau so viel Vertrauen geschenkt, hatte ihm in den Stunden, in denen er dem Genesenden Dienstleistungen that, nach und nach das Bild vervollständigt, das er sich aus jenen Mittheilungen und den Bildern auf der Candidatenstube componirt hatte. Der Ritter des eisernen Kreuzes ruht längst in kühler Gruft. Er war jener Candidat, der die Candidatenstube zu Golenau einst bewohnte und dem allerdings ohne Vorwissen des Vaters, aber mit Zustimmung der Mutter, Leokadie von Raben die Hand zum Verlöbniß reichte, als er auf den Ruf seines Königs im glorreichen Jahre 1813 zu den Fahnen eilte. Der Hauptmann Sturm hatte vergeblich gehofft, daß das eiserne Kreuz, das er bei Möckern, und der Wladimir, den er bei Laon sich erobert, dem aristokratischen Vater statt des Adelsbriefes gelten würde. Leokadie mußte entsagen und auf Befehl des Vaters dem geachteten aber ungeliebten Manne die Hand reichen. Sie

that es im Gehorsam gegen das vierte Gebot, aber ihr Herz war gebrochen und erst die Jahre, Gottes Huld und die schonende Weise, mit der ihr Gemahl, dem sie ihr früheres Verhältniß offen gestanden, sie in ihrem Schmerze trug, hatten das Weh ihrer Seele zu mildern und zu jener innern Ruhe sie zu führen vermocht, die sich über die Seele hinbreitet, wenn der Schmerz sie zu dem hat führen können, der allein solche Wunden heilen kann.

Das Alles hatte Dorn aus den Aeußerungen des alten Dieners erfahren. — Mit innerlichem Erbeben überraschte er sich bei dem Gedanken: sollte nicht auch wie jenem die Mutter, dir die Tochter ihre Neigung schenken? Nein, unmöglich — sie und du? Sie wird dich nie lieben, sie kann dich nicht lieben. Das Bewußtsein seiner Schuld sagte ihm das noch mehr als die Hohheit, mit der sie ihm vor seiner Seele stand. Und dennoch hoffte er und sagte sich, du darfst nie, nie hoffen.

Dorn's Kampf mit sich selbst war schwer. Es fehlte ihm die Hülfe, durch die Kämpfe dieser Art erleichtert werden.

Er hatte keinen Freund, dem er sich hätte entdecken können. Ihn hielt eine eigenthümliche Scheu zurück, seinem väterlichen Freunde, dem Consistorialrath Temberg, über seinen Seelenzustand zu schreiben. Und kein Freund hätte die Vergebung seiner schweren Schuld ihm haben zusprechen und so den einzigen Trost geben können, nach dem ein Gemüth verlangt, das zur brennenden Erkenntniß seiner Sünde gekommen ist.

Es war zwar in dem lutherischen Lande das heilsame Institut der Privatbeichte noch zu Recht bestehend, aber theils war auch hier wie anderwärts an die Stelle der Privatbeichte und Privatabsolution die sogenannte allgemeine Beichte und Absolution getreten, die schwerlich einem bekümmerten Gewissen genügen kann; theils scheute sich Dorn, dem verheiratheten Pfarrer des Ortes sich zu entdecken. Wer bürgte ihm dafür, daß nicht zu guter Stunde die Frau Pastorin Alles erfuhr, was er dem Herrn Pastor gebeichtet hatte?

Dazu kamen noch andere Gedanken, die ihn davon zurück-

hielten, von dem Rechte der Privatbeichte Gebrauch zu machen. Hat denn auch der protestantische Geistliche die Macht, Sünden zu vergeben. Er war Theolog genug, um die schwankenden Ansichten zu kennen, die über dem Amtsbegriff innerhalb des Protestantismus herrschen. Nur dann konnte er diese Macht zugeben, wenn er sich das Amt als Ausfluß der Einsetzung des Herrn dachte, die durch das Geheimniß der Ordination sich mittheile. Sollte er aber das Amt nur als eine Uebertragung der Gemeinde, also den Amtsträger nur als einen Delegirten von dieser ansehen, so entschwand ihm die zur Beichte nothwendige Ueberzeugung von der die Sünde vergebenden Macht des Amtes, einmal, weil es ihm mehr als zweifelhaft war, daß außer den Aposteln selbst die erste Gemeinde jemals vom Herrn diese Macht empfangen, anderntheils, weil nach seiner Anschauung, dieses Amt mit seiner Absolutionsgewalt an die Ordination gebunden war, und die Gemeinde als solche diese ja niemals empfangen hat, also auch nicht mittheilen kann.

Man muß sich in die Lage eines in diesen Zweifeln sich bewegenden Gemüths versetzen, um es verstehen zu können, daß Dorn, der in seiner theologischen Entwickelung noch keineswegs zum Abschluß gekommen war, sich nicht dazu entschließen konnte, den Kampf und die Angst seines Herzens dem Diener der Kirche bloszulegen. — So blieb er denn mit Allem, was seine Seele auf das tiefste bewegte, allein, und mußte sich damit begnügen, daß er sich selbst eine Art Vergebung ersann, indem er aus den dahin zielenden Stellen der heiligen Schrift sich ein Bild der Gemüthsstellung bildete, die auf Vergebung Anspruch machen darf. Daß das aber nur ein falsches Spiel war, das er mit sich selbst trieb, und daß er sich damit eigentlich von den Gnadenmitteln der Kirche und so in weiterer Folge von dieser selbst emancipirte, das wurde ihm damals noch eben so wenig klar, als es den meisten Protestanten, die in ähnlicher Lage sich befinden und ähnliche Wege gehen, zum Bewußtsein kommt.

Dorn war mit den Segenswünschen der alten Frau von Raben und dem Dank der übrigen Hausgenossen einige Tage

nachdem Herr von Mannhardt den Antrag des Vetters Franz beantwortet hatte, in seine Stellung zurückgekehrt.

Er hatte den Kammerjunker von Bohm, den er, wie wir wissen, am Tage nach seiner Ankunft auf Schloß Mannhardt schon gesehen, bei dessen Anwesenheit zur Jagd in Golenau zwar näher kennen gelernt, aber zu dem zwar gutmüthigen aber oberflächlichen Lebemann keine Sympathie gewinnen können. Freundlich hatte er, wenn dieser dem Reconvalescenten die Ehre seines Besuches geschenkt, seinen Jagd-, Pferde- und Hofgeschichten zugehört, an denselben aber keinen Geschmack gefunden. Das einzige Resultat dieses Zusammenseins war der Verdacht des Kammerjunkers, dem die geistige Ueberlegenheit Dorn's nicht entgangen war. Von einer Absicht des Vetters auf die Hand seiner Cousine hatte Dorn eben so wenig eine Ahnung, als von dessen Antrag und dem Ausgang, den derselbe genommen.

„Sie werden schon Einer Ihrer Schülerinnen für einige Zeit Ferien geben müssen!“ sagte Frau von Mannhardt zu Dorn, als dieser in dem Kreise, der am Abend des Tages seiner Rückkehr um den Theetisch versammelt war, wie fragend umherblickte. „Leokadie,“ fügte sie hinzu, „hat die Einladung ihrer Freundin, Marie Eberzahn, nicht länger ablehnen können, — übrigens,“ setzte sie, als Dorn schwieg — als wenn sie beschwichtigen wollte hinzu, „können Sie, was den religiösen Theil des Unterrichts betrifft, ganz ohne Sorge sein, wie ich höre ist der Geistliche, den der selige Baron Eberzahn vor noch nicht gar langer Zeit berufen, ein ganz tüchtiger Mann, — gläubig und von ausgezeichneter Begabung.“

„Schön, schön!“ sagte Dorn, aber es waren das jene unbestimmten Worte, die es verbergen sollen, daß die Seele mit Anderem beschäftigt ist, und die es einer so fein fühlenden Frau, wie Frau von Mannhardt war, doch nicht verbargen, daß es ihm schmerzlich war, Leokadie nicht unter seinen Schülerinnen zu wissen.

In der That, sie hatte recht; was ihm nach dem Entschluß, den er sich erkämpft, hätte willkommen sein sollen, das war ihm

doch nun sehr weh, und wie die Gedanken oft blitzartig durch die Seele ziehen, und ganze Geschichten des Seelenlebens sich oft, wie es bei Träumen der Fall sein soll, in einen Moment zusammen drängen, so frug sich jetzt Torn, ob es ihm denn auch wirklich wahrhaftiger Ernst mit seinem Entschluß gewesen, und er mußte an der unangenehmen Empfindung, die ihm Leokadie's Abwesenheit erweckte, zu seiner tiefen Beschämung erkennen, daß der Wille des Festhaltens eines Entschlusses keineswegs immer mit diesem selber parallel läuft.

„Herr Torn, Ihr Thee wird ganz kalt," erinnerte Fränzchen Ihren Lehrer; — in der That stand die Tasse noch unberührt vor ihm. „Nun Fränzchen," sagte er, um die peinliche Pause, die sein Schweigen verursacht hatte, zu unterbrechen, „morgen habt Ihr wieder Stunde."

„Morgen schon?" frug Frau von Mannhardt, „fühlen Sie sich denn wirklich schon so gestärkt, daß sie die Last des Unterrichts wieder übernehmen können?"

„Keine Last, wie Sie wissen, im Gegentheil dürstet meine Seele nach der langen Unterbrechung wieder in der gewohnten und mir so lieben Thätigkeit sich stärken zu können."

„Das ist sehr freundlich von Ihnen," meinte Hildegard, „daß Sie die Plage, die Sie mit uns haben eine Stärkung nennen, aber mich müssen Sie nun auch noch für eine Zeit lang die Freude entbehren lassen, etwas zu Ihrer Stärkung beizutragen; — die jüngste Comtesse Osten, die Katholikin, und ihre Freundin, die Baptistin Angelika von der Ossen," fügte sie hinzu, „wollen mich auf vierzehn Tage besuchen."

„Jedenfalls wird das ein interessantes Zusammensein," meinte Torn, — „im lutherischen Hause Baptisten und Katholiken!"

„Ha, ich sehe schon eine wahre Räubersynode!" rief Hildegard lachend — „denn denken Sie sich, die Comtesse schreibt mir, daß ihr Hauskaplan Ihre Bekanntschaft zu machen wünsche, er habe brieflich von seinem Freunde Michael erfahren, daß Sie in unserem Hause seien."

„Das ist mir nicht angenehm," nahm Herr von Mannhardt das Wort, — „die Damen mögen angehen, aber wenn der katholische Kaplan zu uns kommt — Osten's Uebertritt hat böses Blut genug gemacht — dann denkt man gleich, mit uns stände es auch nicht ganz richtig."

„Aber, lieber Mannhardt," frug die Baronin verwundert, „seit wann fragst Du denn nach dem Urtheil der Leute?"

„Nun," meinte der Angeredete, „in dem Punkte muß man doch sein Renommé besonders in Acht nehmen."

In dem Augenblicke sprengte ein Reiter eilig über den Kies des Hofes und hielt vor der Rampe des Schlosses. Gleich darauf brachte der Diener Herrn von Mannhardt einen schwarz versiegelten Brief.

„Was ist das!" rief der Baron sichtbar erschrocken, als er das Siegel erbrochen und das schwarz berandete Papier durchflogen hatte — seine Hand zitterte, als er schweigend den Brief seiner Gemahlin bot.

„Um Gottes Willen!" rief diese erblassend, als sie die ersten Zeilen des Briefes gelesen hatte.

„Was ist denn geschehen?" riefen die Kinder wie aus einem Munde, und Hildegard drängte sich an die Mutter, um einen Blick in den verhängnißvollen Brief zu werfen.

„O Gott!" sagte nun auch diese, — „der arme Vetter Franz!"

Der Brief war vom Grafen Osten und meldete dem Baron, daß am Morgen dieses Tages der Kammerjunker von Bohm in der Nähe seines Gutes im Duell von dem Assessor von Wüstenfeld erschossen sei, nachdem dieser in einem unmittelbar vorhergehenden Rencontre den Geheimrath von Törenfeld lebensgefährlich verwundet habe. Beide, der Verwundete und die Leiche befänden sich auf dem Schlosse des Grafen Osten.

Es hat etwas unendlich Schauerliches, wenn der Tod so urplötzlich in's frische Leben greift, — hier um so mehr, als Herr und Frau von Mannhardt und auch Hildegard sich der Ahnung nicht enthalten konnten, daß dieser Tod in irgend welchem

Zusammenhange mit der Ablehnung stehe, die seinem Antrage zu Theil geworden. War die Ablehnung auch wohl erwogen und bei Leokadie's Abneigung dem Vetter gegenüber vollkommen gerechtfertigt, so stellt sich doch wenigstens momentan die Sache anders, wenn befürchtet werden muß, daß eine so schauerliche That die Folge gewesen.

„Ach, Vetter Franz ist todt!" schrieen die Kleinen hell auf, als der Vater ihnen kurz den Inhalt des Briefes mitgetheilt, — „der gute Vetter Franz?" sagte Clara weinend — und Fränzchen und selbst Odo liefen die heißen Thränen die Wangen herab.

Herr von Mannhardt entfernte sich, um den Reitknecht abzufertigen und wo möglich noch Näheres von ihm zu erfahren. Frau von Mannhardt legte die bleiche feuchte Hand vor das Auge, — Hildegard nahm den Brief, um ihn noch einmal zu durchlesen.

Dorn entfernte sich tief erschüttert auf seine Stube. Es zog wie ein Ahnen tiefen Wehes nach diesem Wiedereintritt in das Mannhardt'sche Haus durch seine Seele.

XIII.

Der andere Morgen sah Herrn von Mannhardt und Dorn auf dem Wege nach Schloß Osten.

Der Letztere war gerne dem Wunsche seines Principals, ihn zu begleiten, gefolgt. Herr von Mannhardt hatte gemeint, daß der Zuspruch des Candidaten dem verwundeten Geheimrath Törenfeld wohl thun werde, da der Ortsgeistliche im Dorfe Osten nach seiner rationalistischen Richtung schwerlich im Stande sein werde, dem Verwundeten den rechten Trost zu bringen, und er dem katholischen Kaplan ungern das Feld am Krankenbette überlassen mochte.

Es war Allerheiligentag — ein rauher erster November. Herr von Mannhardt freute sich, daß er von seiner Absicht, den offenen Jagdwagen zu nehmen, abgestanden hatte. Vor dem Winde, der durch den Tannenwald brauste, durch den der Weg führte, und vor den Schneeflocken, die dann und wann herniederfielen, boten die heraufgezogenen Fenster der Kutsche wenigstens Schutz.

Anfangs saßen die Reisenden schweigend neben einander — der Ernst dieser Reise schien auf ihrem Gemüth zu lasten. Herr von Mannhardt hatte vom Reitknecht kaum mehr erfahren, als der Brief ihm mitgetheilt hatte. Der Förster hatte zwei Schüsse fallen hören, und war dann, als er in der Vermuthung, es seien Wilddiebe in der Nähe, dem Orte zugeeilt, von wo der Schall hergekommen, aus der Entfernung noch Zeuge gewesen, wie auf zwei Schüsse à tempo von zwei Herren, die sich in geringer Entfernung gegenüber gestanden, Einer lautlos niedergestürzt war. Das war der Kammerjunker von Bohm, den Wüstenfeld's Kugel mitten durchs Herz getroffen hatte. Die eine Kutsche sei dann mit zwei Herren — von denen Einer der, der den Herrn erschossen, eilends davon gefahren, in der andern habe ein verwundeter Herr gelegen, mit dem ein anderer sich angelegentlich beschäftigt habe, jedenfalls der Arzt. Der Förster habe diesem dann den Weg nach Schloß Osten gezeigt und habe dann die Leiche auf seinem Jagdwagen eben dorthin geschafft. Das der Bericht des Reitknechtes — weiter wußte er nichts von der traurigen Angelegenheit.

„Haben Sie denn, Herr Baron, keine Ahnung," unterbrach Dorn endlich das Schweigen, „was die Veranlassung zu diesem traurigen Doppelmord gewesen sein kann?"

„Was dem Duell zwischen Dörenfeld und Wüstenfeld zu Grunde gelegen — keine — ich weiß nur, daß Wüstenfeld in sittlicher Beziehung das schlechteste Renommé hat — und der Geheimrath hat allerdings eine sehr schöne Frau — vielleicht! Was der Grund zu dem unglücklichen Ende meines Neffen ist — ich weiß es auch nicht — und was ich dunkel ahne —

lassen Sie mich darüber schweigen, lieber Candidat!" sagte Herr von Mannhardt düster.

„Entsetzlich," sagte nach einer Pause dieser mehr für sich hin, als daß er sich an den Baron gewandt hätte, „entsetzlich, daß noch immer diese unchristliche Weise, die sogenannte Ehre zu repariren, ihre Opfer fordert!"

„Ich beklage auch," sagte Herr von Mannhardt, das Wort Dorn's aufgreifend, „die traurigen Folgen, insbesondere in diesem Falle, der mich und meine Familie so nahe berührt, — aber wissen Sie eine andere Weise, wenn etwa die Ehre eines Ehemanns auf das tiefste verletzt ist?"

„Die zuständigen Gerichte," meinte Dorn, „und dann spricht doch der Herr: „„die Rache ist mein, Ich will vergelten:"" — in der That, es scheint mir — ich will nicht sagen christlicher, das versteht sich von selbst, — sondern auch edler gehandelt, wenn man dem Beleidiger, statt sein Leben zu fordern, Raum zur Buße giebt — überdem," setzte er hinzu, „ist das Duell nicht allein gegen die Landesgesetze, und so eine Versündigung gegen das vierte, sondern vor allen Dingen auch gegen das fünfte Gebot."

„Darum nennen Sie auch," sagte Herr von Mannhardt, „das Duell einen Mord, aber ich kann Ihnen das doch nicht so ganz zugeben. Sie wissen, ich unterwerfe mich, wie Sie, willig den Aussprüchen des Wortes Gottes, aber ich glaube nicht, daß ein ehrliches Duell in ihm verboten ist. Räumen Sie ein, daß der Krieg zwar ein Uebel ist, das mit dem größten aller Uebel mit der Sünde in der Welt zusammenhängt, aber doch, wie nun einmal die Menschen sind, keine Versündigung gegen das vierte und fünfte Gebot in sich schließt; — nun, dann müssen Sie dasselbe Recht dem Duell widerfahren lassen, denn im Grunde ist es doch nichts anderes, als ein Krieg im Kleinen, ein Krieg zwischen zwei Personen, die nun einmal ihren Streit nicht anders als mit den Waffen in der Hand gegenseitig ausmachen können — und setze ich hinzu, ein Krieg, der durch die Sitte, wenn ich so sagen soll, geheiligt ist; — das Duell, wissen Sie,

ist nicht allein bei allen gebildeten Nationen eingebürgert, sondern stammt aus einer Zeit, in der das Christenthum mehr denn jetzt zur Lebensnorm geworden war, denken Sie an das Mittelalter!"

„Aber das gegenwärtige Verbot der Obrigkeit!" erwiderte Dorn, „da müssen Sie doch einräumen, daß das Duell eine Versündigung gegen das vierte Gebot ist."

„Und wenn ein Cavalier oder ein Offizier sich nicht schlägt," erwiderte der Baron, „so kann der Letztere nur ruhig seinen Abschied nehmen und der Erstere ist als ehrlos aus der Gesellschaft ausgestoßen."

„Das beweist mir," warf Dorn schnell ein, „daß die allgemeine Sitte — der auch, ich räume es ein, der Landesfürst sich beugt, in Auflehnung gegen das vierte Gebot sich befindet, und dann," fuhr Dorn fort, „kann ich Ihnen auch nicht zugeben, daß das Duell mit dem Kriege verglichen werden darf. Der Krieg wird von der Obrigkeit geführt, ob mit Recht oder Unrecht, das ist ihre Sache, aber von der Obrigkeit sagt nun einmal Gottes Wort, daß sie Gottes Dienerin sei und das Schwert nicht umsonst trage — wo aber wird in der heiligen Schrift — dieser Norm unseres Glaubens und Lebens, dieses obrigkeitliche Recht auf jeden beliebigen Menschen übertragen? Nein, nein," fuhr Dorn mit Wärme fort, — „für uns gilt außerhalb des Krieges in jeder Lebensstellung und bei jeder Veranlassung das „„Du sollst nicht tödten."" Ist ein des Todes würdiges Verbrechen geschehen, so mag es die Obrigkeit richten und schlichten, Duellanten überschreiten diese Ordnung Gottes und tödten sich gegenseitig ohne Urtheil und Recht — ohne Urtheil, ob auch die Sache, um die es sich handelt, des Todes werth ist, ohne Recht, weil das Recht über Tod und Leben nur der geordneten Obrigkeit gebührt. Das Duell ist und bleibt nicht allein Mord, sondern ist Selbstmord, weil der Duellant gleich dem Selbstmörder sich dem gewissen, ungesetzlichen Tode aussetzt."

„In diesem Falle," erwiderte Herr von Mannhardt, der sich dem Gewicht der Gründe Dorn's nicht entziehen konnte,

„hat allerdings die Sache jenen thränenwerthen Ausgang gehabt, — gewöhnlich aber endet ein Duell doch nur mit einer mehr oder minder leichten Verwundung."

„Das ist doch nur das Zufällige oder vielmehr die Gnade Gottes, die noch Zeit zur Buße läßt, das Duell selbst hat damit nichts zu thun, es ist, wenn's nicht eine vollends unwürdige Spielerei sein soll, auf den Tod des Gegners berechnet und darum trifft einen jeden Duellanten das gewichtige Gotteswort: „„Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen."" Duellanten begehen nach göttlichem Gericht einen Frevel, deß Strafe nur der Tod von Seiten der geordneten Obrigkeit sein kann; wenn das nicht so ist," fuhr Dorn fort, „so bleibt Gottes Spruch doch über sie wahr und wenn der Duellant nicht Buße thut, so verfällt er dem ewigen Gericht — und das ist," setzte Dorn schaudernd hinzu, „das Furchtbarste, daß ein Mensch, der im Duell fällt, ohne Buße aus diesem Leben gegangen ist."

„Aber, liebster Candidat," sagte Herr von Mannhardt traurig, „da verurtheilen Sie ja meinen armen Neffen!"

„Das Urtheil über die Person und für den bestimmten Fall," entgegnete dieser, „steht allein Gott zu, ich führe nur die Consequenz des Ausspruches der heiligen Schrift über das Duell Ihnen an."

„Aber sollte Gott," bemerkte der Baron, und man fühlte es ihm an, daß seine Seele tief bewegt war, „nicht auf die Macht der Sitte in seinem heiligen Urtheil Rücksicht nehmen?"

„Oder vielleicht der Unsitte," entgegnete Dorn, „ich wage darüber kein Urtheil, inwiefern Gott, der ja allerdings die Liebe ist, aber die heilige, die mit seiner Gerechtigkeit eins ist, bei seinem Gericht über den Einzelnen die allgemein herrschende sündliche Anschauung einer Zeit berücksichtigen wird: aber ich glaube, daß die Hoffnung darauf, unser Urtheil über die Sünde solcher allgemeinen Anschauung um so weniger bestimmen darf, als Gott uns ja sein theures Wort gegeben, uns die Kirche und deren Gnadenmittel geschenkt hat und uns so die hierzu innere

Lebenskraft anbietet, daß wir dem Einfluß solcher Unsitte widerstehen können."

„Die Kirche," seufzte der Baron, „ach Sie wissen es ja selbst, Herr Candidat, wie wenig Lebenskräfte von der in unserm Lande ausströmen können, — die meisten Pastoren sind ja Rationalisten und die wenigen Orthodoxen predigen ja auch meistentheils in einer solchen Weise, daß schwerlich Herz und Geist gefangen werden kann."

„Leider," mußte Dorn zugeben, „aber die Bibel und der gute Katechismus ist doch da."

„Allerdings," erwiderte der Baron, „aber ich weiß ja aus eigener Erfahrung, daß das Alles erst nutzbar wird, wenn das Herz durch die lebensvolle Verkündigung des Wortes gläubig an den Herrn geworden ist. Mein armer Neffe hat nun das Unglück gehabt, von einem Manne den Confirmandenunterricht zu empfangen, der ein vortrefflicher Bienenzüchter und Pomologe war, aber den Gott in seinem Zorn, muß ich sagen, zum Pastor gemacht hatte. Sein seliger Vater, mein verstorbener Schwager, hätte ihn gerne zum benachbarten Geistlichen gegeben; der aber, obgleich ein wissenschaftlich sehr tüchtiger Mann, — er war früher Rector auf dem G'schen Gymnasium — war so durch und durch im Hegelthum gefangen, daß man von ihm keine Anregung für das innere Leben erwarten konnte."

Dorn schwieg, was sollte er darauf sagen? „Und nun denken Sie sich," fuhr Herr von Mannhardt fort, „die jungen Leute so ohne einen innern sittlichen Halt in die Welt eintretend! Nachdem mein Neffe noch einige Jahre durch einen Hauslehrer — einen zwar tüchtigen aber völlig glaubenslosen Mann, wissenschaftlich zugestutzt war, ging er nach Heidelberg, und Sie wissen ja wohl, — er trat in's Chor der Borussen, — selbst reich unter lauter reichen lebenslustigen jungen Leuten, deren Aufgabe weniger die Studien als Lebensgenuß, was man so nennt, — wie soll da jener Ernst entstehen, dem es darum zu thun ist, nach Gottes Wort das Leben einzurichten!"

„Als er von der Universität zurückkam," fuhr Herr von

Mannhardt fort, — als ob es ihm wohlthäte von seinem unglücklichen Neffen reden zu können, „kam er bald zu Hofe und der Fürst ernannte den hübschen jungen Mann zum Kammerjunker. — Der Strudel des gesellschaftlichen Lebens, in den er nun hineingezogen wurde, — die laxe Anschauung in Bezug — Sie wissen wohl, was ich meine, — die leider unter meinen Standesgenossen so weit verbreitet ist, — das Alles war für ihn mächtiger als meine Ermahnungen, an denen ich es nicht habe fehlen lassen."

„Er war," fuhr der Baron wie im Selbstgespräch fort, „von gutem Herzen, wie man zu sagen pflegt, auch nicht ohne ein lebhaftes Gefühl für Recht und Unrecht — ja," sagte er seufzend und dachte dabei wohl an den Antrag des Verstorbenen, „nicht ohne Fähigkeit, edlen Eindrücken in sich Raum zu geben, — glauben Sie, Herr Dorn, hätte die Kirche ihre Schuldigkeit an ihm gethan, wer weiß, ob wir jetzt seinen Tod zu beklagen hätten, er würde jedenfalls dann vor dem Verkehr mit einem Wüstenfeld bewahrt geblieben sein."

„Wer ist dieser Wüstenfeld?" frug Dorn.

„Ein Roué durch und durch," — war die Antwort, „Assessor bei der Kammer in der Residenz, sonst von guter Familie und darum bei Hofe eingeführt."

„Aber das dennoch, bei dem Urtheil, das Sie über ihn fällen?" erwiderte Dorn.

„Ach, das ist ja das Traurige," klagte der Baron, „deshalb halte ich mich, so weit es möglich mit meiner Familie vom Hofe fern, — gute Familie, elegantes Aeußere, Esprit, — das vergoldet dort oft das faulste Holz. Die jetzige fürstliche Familie," fuhr der Kammerherr fort, „steht zwar tadellos da, der Einfluß unseres verehrten Oberhofpredigers ist unverkennbar."

„Ah!" warf Dorn ein, „so ist doch ein Geistlicher, der nicht Ihrem allerdings, so weit ich die Zustände kenne, gerechten Urtheil verfällt. Konnte aber denn der nicht," frug er weiter, „Einfluß auf den Kammerjunker gewinnen?"

„Ich hatte allerdings einmal die Hoffnung," erwiderte der

Baron, „eine Bußtagspredigt, bei der der ganze Hof gegenwärtig war, hatte auf ihn einen entschieden wohlthätigen Eindruck hervorgebracht, — aber ach das Parquet ist ein gar schlüpfriger Boden, besonders, wenn Jemand es betritt, der nicht in der Schule des heiligen Geistes gelernt hat, feste Tritte zu thun. Die leichtfertige Umgebung seiner Standesgenossen, — der er sich bei seinem schwachen Charakter und seiner Gutmüthigkeit nicht zu entziehen wußte, verwischte sehr bald den Eindruck, den jene Predigt auf ihn gemacht hatte. Sie haben ihn ja wohl selbst kennen gelernt.“

„Allerdings,“ war Dorn's Antwort, „am Tage nach meinem Eintritt in ihr Haus und später in Golenau.“

„Nun, da werden Sie ja selbst gefunden haben,“ sagte der Baron, „daß er eigentlich über nichts sprach als über Pferde, Jagd und Hofgeschichten, — das ist das Hofleben, ein Feuer, das alle bessern Eindrücke in Dunst verflüchtigt.“

Gegen Mittag hatte der Wind sich gelegt und auch die Schneeflocken hatten aufgehört, den Reisenden ihren winterlichen Gruß zu bringen. Den Wagen zog sein Viergespann edler Race hurtigen Laufs über den Kiesweg am Ufer des Sees, über den dann und wann ein matter Strahl der Novembersonne dahinleuchtete.

Herr von Mannhardt ließ das Fenster des Wagens nieder und sagte dann hinausblickend, „nun sind wir bald an Ort und Stelle, — dort ragt der Schloßthurm über dem Fichtenwald am Ufer des Sees hervor.“

Bald zeigte die alleeartige Ordnung verschiedener Baumarten, — hier eine deutsche Pappel, in deren obern Zweigen noch einige Blätter sich bewegten, dort wieder eine Fichtengruppe, — daß man sich dem Schloßrevier nähere. Jetzt war man im Park, der in weiter Ausdehnung das Schloß umgab. Es mußte hier stärker geschneit haben; hier und da, wo die Rasenflächen durch vorspringende Tannenanpflanzungen vor dem Winde geschützt waren, breiteten sich schon weite Schneeflächen aus.

„Wie Leichentücher über das entschwundene Leben," sagte Herr von Mannhardt mit gedämpfter Stimme!

Eine Biegung des vielgewundenen Weges brachte sie in die Nähe des Schlosses — eines stattlichen Backsteinbaues — wir kennen ihn schon, im Tudorstyl, der erst seit etlichen Jahren von dem jetzigen Besitzer an der Stelle des früheren Herrenhauses nach einem Plan von Klenze war aufgeführt worden.

Ein Rollen des Wagens über eine Zugbrücke, die den breiten Schloßgraben überbrückte, durch ein burgartiges Thor im Styl des Schlosses, über das mosaikartige Pflaster des Hofes — die breite Rampe hinan — man war zur Stelle.

„Wie schwer ist das!" rief Herr von Mannhardt dem Grafen Osten entgegen, der mit ernstem Blick seinem Gast im Vestibule entgegentrat.

„Allerdings sehr schwer," sagte dieser, als er nach stummer Verbeugung vor Torn, den ihm Herr von Mannhardt flüchtig vorgestellt, seine Gäste in das uns bekannte Bibliothekzimmer führte.

„Ich muß Ihnen, theuerster Graf, sehr dankbar sein," sagte der Baron, „daß Sie den irdischen Ueberresten meines armen Neffen einen Platz in Ihrem Schlosse gegönnt haben."

„Nichts mehr als Christenpflicht," bemerkte der Graf.

„Wissen Sie denn etwas Näheres?" frug der Baron dringend.

Nachdem der Graf wiederholt, was der Baron schon durch den Reitknecht erfahren, sagte er: „So viel ich vom Arzt gehört, der den verwundeten Törenfeld hieher geleitet" —

„Ach ja," unterbrach der Baron, „der ist ja auch hier" —

„war Ihr verstorbener Neffe Sekundant des Geheimraths. Als der unglückliche Schuß diesen kampfunfähig gemacht, soll dann der Kammerjunker dem Baron Wüstenfeld geäußert haben, daß er jetzt für die Ehre des beleidigten Gatten eintrete."

Es fiel bei dieser Mittheilung dem Baron wie ein Stein vom Herzen, — so war doch nicht Leokadie die Veranlassung gewesen.

„Wüstenfeld," fuhr der Graf fort, „habe die Ausforderung angenommen, — und als trotz des Protestes des Rittmeisters von Noven, die Sache zu verschieben, nicht so formlos abzumachen, der Kammerjunker auf sofortige Austragung bestanden, hien nach der Bestimmung auf drei Schritte avance zu schießen, die Schüsse gefallen, — des Kammerjunkers Kugel habe den Arm des Gegners ohne ihn zu verletzen, gestreift, Wüstenfelds Kugel hingegen sei dem Kammerjunker gerade in's Herz gegangen."

„Ha, da erkenn' ich meinen Neffen!" rief der Baron, „ja er hatte bei allem Leichtsinn ein tiefes Gefühl für Recht und Unrecht — jedenfalls hat der Wüstenfeld des Geheimraths Ehre auf das schnödeste gekränkt, — ich kenne den Geheimrath, dieser sonst so besonnene Mann würde ohne das die Sache nicht so bis auf's äußerste getrieben haben."

„Klar sehe ich darin noch nicht," erwiderte der Graf, „der Arzt hat strenge Schonung des Verwundeten geboten, die Kugel ist zwar entfernt, scheint aber den rechten Lungenflügel verletzt zu haben, — zudem hat der Geheimerath selbst noch kein Wort über den Vorfall geäußert, — seine Seele scheint fast mehr noch zu leiden, als sein Körper."

„Da ist Ihr Feld, Herr Candidat," wandte sich bei diesen Worten der Baron an Dorn.

„Mein Kaplan," bemerkte der Graf mit einem Anfluge von Mißstimmung, „hat es schon versucht, dem Patienten Trostworte zuzusprechen, aber natürlich," wandte sich der Graf an Dorn, „wird der Geheimerath den Zuspruch eines Geistlichen der eigenen Kirche lieber haben."

„Ist nicht der Pastor hier am Ort bei ihm gewesen?" frug Herr von Mannhardt. Ein Zucken mit der Achsel war die stumme und doch so beredte Antwort des Grafen. „Ich verstehe," sagte der Baron, „er wird wohl einer von denen sein, die am Krankenbette das fünfte Rad am Wagen sind."

„Wollen Sie nicht die Güte haben," bat der Baron, „mich zur Leiche meines armen Neffen zu führen?"

„Gewiß," war die Antwort, „aber in diesem Augenblicke

wird meine Frau aus der Messe kommen, — Sie wissen, wir feiern heute das Allerheiligenfest, — die möchte doch sicher dem nächsten Verwandten des Verstorbenen gleich die Hand reichen."

Allerheiligentag! — daran hatte freilich selbst Dorn nicht gedacht. — Es liegt für den Protestanten etwas Eigenthümliches in dem Klange solchen Namens. Je nachdem die innere Stellung zur katholischen Kirche ist, irritirt er oder erfüllt das Gemüth mit Wehmuth. Bei dem Baron war das Erstere der Fall, ihm war es unangenehm, daß er gerade an einem katholischen Festtage im Hause des Convertiten war. Dorn theilte dieses Gefühl nicht, er mußte dabei an die Kirchenspaltung denken, die ja in ihrer äußeren Veranlassung so enge mit dem Allerheiligentage zusammenhängt. — Und im Hause, worin der Allerheiligentag gefeiert wird, finden Protestanten Pflege und Aufnahme. Die Barmherzigkeit Christi triumphirt über die kirchliche Spaltung. Es würde nicht anders im lutherischen Hause dem Katholiken gegenüber geworden sein.

„Was für eine traurige Veranlassung," sagte die Gräfin, die in Begleitung ihrer Töchter im schwarzen Kleide, — den Todten betrauernd und den Allerheiligentag zu ehren, gleich darauf eintrat, „gewährt uns die Freude Ihres Besuchs — ach" setzte sie hinzu, „wie traurig, daß noch immer der Verkehrtheit des Duells Opfer fallen müssen."

Der Baron sah bei dieser Aeußerung Dorn mit einem Blicke an, der ihm sagte, ganz deine Ansicht.

„Sind Sie andrer Meinung?" frug die Gräfin. „O nein, wie sollte ich," antwortete Herr von Mannhardt, „da ich und meine Familie ja unter diesem Duell so viel zu leiden haben."

„Und wie unchristlich," sagte die Gräfin, „die Kirche verdammt darum auch das Duell auf das entschiedenste. Ach verzeihen Sie" fuhr sie fort, als sie bemerkte, daß der Baron vor sich niedersah, „nicht die armen Opfer, die demselben verfallen sind, sondern die Sitte, die That."

„Dann ist mein Candidat," erwiderte der Baron, „wenigstens in diesem Punkte ganz mit Ihrer Kirche einverstanden."

„Sie also verurtheilen auch das Duell?" wandte sich die Gräfin an diesen.

„Wie sollte ein Christ anders" erwiderte dieser.

In dem Augenblicke meldete der Bediente dem Grafen, daß draußen eine Frauensperson mit einem Kinde auf dem Arme stehe, die in großer Angst sich nach dem Herrn Kammerjunker von Bohm erkundige.

XIV.

In den Räumen eines Polizeipräsidiums einer großen Stadt kann der Psychologe die interessantesten aber auch schmerzlichsten Studien machen.

Auf den Corridoren hier eine Gruppe von Gensdarmen und Polizeidienern, — das Schutzmannsinstitut war damals noch nicht in's Leben gerufen, — die auf Instructionen wartend sich über Erlebnisse unterhalten, die ein eigenthümliches Licht auf die Moralität dieser Vollstrecker polizeilicher Vorschriften werfen.

Ein verdecktes Lachen zeigt die Zustimmung zu der Geschichte, die Einer der Collegen in der letzten Nacht erlebt hat.

Ueber die langen Räume hin eilen Diener der Behörde mit Actenbündeln, bleiben einen Augenblick durch das Lachen angezogen, bei jener Gruppe stehn, aber der Dienst ruft, die Schelle ertönt, sie verschwinden in Nr. 20 oder 8 oder 11. Keinesfalls Zeugen für die Sittlichkeit der Stadt.

Hier schleicht ein zerlumptes hohläugiges Weib, das mit den Fetzen ihres farblosen Umschlagtuchs vergeblich das Kind auf ihrem Arm vor der Novemberkälte zu schützen sucht.

Dort strampelt ein salopper Kerl die Steintreppen hinan. Die Galgenphysiognomie läßt mehr noch als der begleitende Gensdarm in ihm einen jener Strolche erkennen, die trotz der Gasbeleuchtung und Nachtwächter die abgelegenen Straßen der Residenz unsicher machen.

Ein armer Handwerksbursche mit magerem Tornister, aus dem sehr defecte Stiefel hervorsehen, wird von einem vierschrötigen Gensdarmen etwas unsanft die Treppe hinaufgeschoben. „Was habe ich denn gethan?“ fragt der arme Schelm in oberdeutscher Mundart. „Gebettelt,“ ist die kurze Antwort.

„Na man nich anfassen,“ lallt ein echtes Kind der Residenz mit eingedrücktem Hut und beschmutzten Kleidern, deren Schnitt aber auf bessere Stände schließen ließ. Der Mann noch nicht von dem Rausch der Nacht völlig ernüchtert, war vom Nachtwächter wegen Straßentumults verhaftet. „Sie fallen ja fast,“ antwortete der Diener des Gesetzes und richtig, ohne daß dieser zugegriffen, hätte sich der Herr auf den Steinstufen das Gesicht zerschlagen.

Was ist denn das für eine feingeputzte Dame in kostbarer Seidenrobe, mit einem Mantel von echtem Sammt und einem modigen Hut von gleichem Stoff mit reicher Straußenfeder? Sie hat im Arm einen niedlichen blonden Pinscher, den sie mit ihrem Nerzmuff vor der Kälte zu schützen sucht. Ich weiß es nicht, warum die, von einem Polizeidiener geleitet, jenen Corridor einschlägt, der zu den Lokalen der Sittenpolizei führt.

Unfern des Eingangs zum Gebäude steht eine Anzahl von Herren, elegant gekleidet, die dann und wann in lautes Lachen ausbrechen. Ihre Unterhaltung verräth, daß sie zu der Zunft jenes giftigen Gewürms der Residenz gehören, deren usueller Name den einstigen Königen von Frankreich entlehnt ist.

Eine Dame geht dem Eingange zum Gebäude zu. Allerdings ist der Anzug damenhaft. In Bezug auf Toilette begann schon damals der Unterschied der Stände sich völlig zu verwischen. Aber das volle Gesicht mit gesunder Farbe und der etwas breite und wuchtige Schritt verräth die Schlächtersfrau. Sie will eine

Klage gegen ihr Dienstmädchen anbringen, das sie nun schon zum Drittenmal bestohlen hat. Es ist der ehrlichen Frau unangenehm an jener Gruppe von „Herren" vorüber zu müssen, die kein Frauenzimmer passiren lassen kann, ohne ihre widerlichen Bemerkungen zu machen. Aber die Frau wäre kein Stadtkind und keine Schlächterfrau gewesen, wenn sie nicht mit einigen kräftigen, allerdings eben nicht feinen Bemerkungen in der Mundart der Residenz diese Sorte zur Ruhe gebracht hätte.

„Rufen Sie mir sofort den Herrn Polizeicommissar Lorenbach," sagte der Polizeirath Tödenstädt, als er seinen Mantel abgelegt und eine Depesche erbrochen hatte, die versiegelt für ihn auf seinem Arbeitstische lag, zu dem dienstthuenden Beamten.

Nach wenigen Minuten erschien der Befohlene. „Lesen Sie," sagte der Polizeirath, indem er ihm die Depesche überreichte, und vertiefte sich dann in die Actenfascikel, die seinen Platz wie Barrikaden umgaben. „Recherchiren Sie die Sache, aber geheim, bis morgen früh muß er gefunden sein," sagte der Polizeirath, als er glaubte, daß die Depesche durchlesen sei, ohne von seinen Acten aufzusehn.

„Verlassen Sie sich darauf," erwiderte der Angeredete und verließ Nr. 10.

Auf den Frost am Morgen dieses Tages war gegen Abend ein unangenehmer Schlackenregen mit Schnee untermischt eingetreten. Das nasse Pflaster glitzerte von dem Schein der Gaslaternen und von dem Licht der Läden, die Ende November schon beginnen, sich auf Weihnachten zu rüsten.

Aber das Wetter schien keinen besondern Einfluß auf die Residenzbewohner auszuüben. Daß die kleinen Inhaber jenes abscheulichen Schnurrinstruments, Waldteufel genannt, sich an die Unbilde des Wetters nicht störten, wird den nicht wundern, der mit den Verhältnissen jener Hauptstadt nicht unbekannt ist. Der Waldteufel ist der Herold des Weihnachtsfestes. Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß der Feier der heiligen Nacht der Wald-

teufel vorangeht. Mit dem Feste ist sein widerliches Geheul verklungen.

Equipagen rollten hin und wieder. Dazwischen jenes Gefährt, das noch heute trotz der Polizeiaufsicht die Marter des Publikums ist, das nicht mehr als fünf Groschen zu einer Fahrgelegenheit aufzuwenden hat, die langsam hintrottende Droschke, in der man bei einem Wetter wie an jenem Abende dann und wann, wenn sie in irgend eine Vertiefung des ausgefahrenen Pflasters stürzt, mit einem Guß schmutzigen Regenwassers durch die schlecht schließenden Fenster eingeweicht wird. — Auf dem vom Regen glatten Granittrottoir die hin- und herwogende Menge derjenigen, die selbst jenes martervolle Fahrinstrument nicht erschwingen können, jedesmal in Gefahr, durch einen Gamin, der in jener Residenz die eigenthümliche Gewohnheit hat, nie auszuweichen, in den tiefen kotigen, nicht überbrückten Rinnstein gestoßen zu werden.

An diesem Abende fuhren fast alle Equipagen und auch die meisten der Droschken nach ein und derselben Richtung. Folgen wir ihnen! Aha, es geht dem Opernhause zu.

Richtig, die Anschlagzettel an den Straßenecken haben uns damit bekannt gemacht, daß heute Abend im Don Juan eine berühmte auswärtige Sängerin die Zerline geben wird.

Wir haben am Sonntag verschiedene Kirchen der Stadt besucht. Die meisten leer bis auf einige, in denen Brod statt eines Steins und ein Fisch statt des Scorpions geboten wurde.

Leere Kirchen, volle Theater, wie kommt das?

Sollte das allein in der Gottentfremdung der Bewohner der Stadt seinen Grund haben? Unmöglich. Jene Kirchen waren doch gefüllt, in denen das Brod des Lebens ausgetheilt wurde. Freilich wir geben zu, das war die Summe des nach Gott fragenden „Publikums" die sich dort versammelte. Und die war damals nicht groß.

In dem Dom der Stadt sollte es, wie wir in unserm Hotel erfuhren, sonntäglich über die Maßen voll sein. Ein

Sängerchor bot hier dem feingebildetsten Ohr einen musikalischen Genuß.

Sollte die Leere der Kirchen und der zahlreiche Besuch der Theater nicht auf einen Mangel im protestantischen Gottesdienst hinweisen, auf ein Bedürfniß, dem in den gottesdienstlichen Formen des Protestantismus nur selten Rechnung getragen wird? Jene Bemerkung über den Dom schien uns das zu bebestätigen.

Der Mensch ist nun einmal Mensch, er will sehen und hören. — Lernte die Kirche Etwas vom Theater, man wolle das nicht mißverstehn, — so würde sie diesem Bedürfnisse mehr entsprechen. Auch das Auge ist Organ der Erbauung, und in den Klängen heiliger Melodien zieht das Gemüth himmelwärts. Schlechte Predigten fänden dann ihr Aequivalent in den schönen sinnvollen Gottesdienstformen.

Meistentheils wird in den katholischen Kirchen schlechter gepredigt als in den protestantischen, und doch sind sie voll. Woher das? Blos aus der Angewöhnung? Aber woher die?

Es gehört zum protestantischen Idealismus, wenn man meint, der sich Erbauende müsse von dem Allen abstrahiren; gerade dann, wenn er diesen geistigen Destillationsprozeß in sich vollbracht habe, könne er sich nur recht erbauen.

Wie viele sind denn dessen fähig? Warum hat Gott, zu dem doch die Seele in der Kirche gezogen werden soll, bei Gründung der Welt nicht ebenso gedacht?

Der Protestantismus wird es nie zu jener echten Katholicität, Allen Alles zu sein, bringen können, wenn er nicht auf diesem Gebiet seine verkehrten Prinzipien verläßt. Mit seinem bloßen oft erbärmlichen Predigtgottesdienst löst er sich immer mehr von den Bedürfnissen des Volks, wird zum Conventikel statt zu einer das ganze Leben durchdringenden und beherrschenden Gottesmacht.

Eine Karosse nach der andern entlud ihren Inhalt von eleganten Damentoiletten und modigen Herrenfracks an dem Haupteingange des Opernhauses, während die Inhaber eines

Billets zum Amphitheater sich hastig durch eine kleine Seitenpforte zu drängen suchten, um womöglich noch einen Platz in der vorderen Reihe zu erobern.

Zwei Herren hatten sich im Vestibule des Gebäudes nahe dem Eingange postirt und schienen jeden neuen Ankömmling scharf zu beobachten. Aber bei dem großen Andrange war es schwer, den Einzelnen ins Auge zu fassen. Eben wälzte sich ein dichter Menschenstrom — Uniformen jeden Ranges mit Civil und Damen untermischt, die breiten Treppen zu den Logen des ersten Ranges heran, als die beiden Herren, die mit einem Augenwinken sich verständigt hatten, ihren Platz verließen und ihre Stellung auf dem Corridor, der zu den Logen dieses Ranges führt, in der Nähe der Treppen einnahmen.

Verschiedene Herrengruppen, ihrer Plätze durch die gelösten Billets sicher, standen auf den mit Teppichen belegten und angenehm erwärmten Corridoren umher, oder wandelten im Gespräch vertieft, auf denselben auf und ab. Die Vorstellung hatte noch nicht begonnen.

„Aber was würde Ihr Pastor Fürchtegott sagen," frug ein Gardelieutenant einen jungen Mann in Civil, der eben die Treppe herauf kam, „wenn er Sie hier sähe, lieber Graf?"

„Nun, ich weiß wohl," sagte der Angeredete, „er ist ein abgesagter Feind des Theaters."

„Können Sie denn das mit Ihrem Gewissen vereinigen," frug der Gardeofficier spöttisch, „Beichtkind des Pastors Fürchtegott zu sein und doch ins Theater zu gehen?"

Der junge Graf fühlte die Wahrheit in dieser spöttischen Frage. „Meinen Pastor halte ich für einen der treuesten Seelsorger," erwiderte er, „aber, was seine Abneigung gegen das Theater betrifft, glaube ich, geht er zu weit — zudem, ich bin nun einmal Freund der Musik." —

„Auch solcher profanen, wie Sie heute hören werden?" warf in demselben Tone fortfahrend der Gardelieutenant ein. „Ei ei, Ihr Herr Pastor scheint doch noch nicht ganz den Gott sei bei uns aus Ihnen ausgetrieben zu haben."

Der junge Graf war wirklich durch die Predigten des Pastor Fürchtegott, eines damals erst kürzlich in die Hauptstadt gerufenen Geistlichen erweckt worden. Er fühlte um desto tiefer unter der spitzen Zunge seines Bekannten die Disharmonie seines jetzigen Vorhabens mit seiner sonstigen Hingabe an den bezeichneten Mann. Er schwankte innerlich, ob er nicht von seinem Vorhaben abstehen und wieder zurückgehen sollte.

In diesem Augenblicke näherte sich den beiden ein Herr im damals modernem blauen Frack mit vergoldeten Knöpfen, um den Hals das bekannte weiß und orange moirirte Band mit Ordenskreuz, — er mochte nahe den vierziger Jahren sein, eine hohe Gestalt mit schönem Kopf in seiner dunkeln Lockenfülle mit lebhaftem Auge und intelligenter Stirn. Aber der Ausdruck des schönen Gesichts war fatal, etwas, das unwillkürlich an Mephisto erinnerte, sprach sich in ihm aus.

„Ah Graf, charmant," rief er mit sonorer Stimme, „so haben Sie der schnöden Welt doch noch nicht völlig entsagt, nicht wahr, es ist doch gar zu hübsch, daß Zerlinchen mit ihrer himmlischen Stimme den Pilgerweg durch dieses Jammerthal versüßt!"

Der Graf schwieg, aber es war ihm zu Muthe, als hätte der Teufel hohnlachend ihn begrüßt.

Ein corpulenter Herr in langem, dunkeln Ueberrock mit dickem Gesicht, auf dem ein pfiffiger Ausdruck lag, ging in Begleitung eines andern Herrn, einer langen Gestalt mit gescheiteltem Haar, der ebenfalls dem geistlichen Stande anzugehören schien, tief grüßend vorüber.

„Was wollen Sie mehr," sagte der Herr mit dem Mephistoausdruck, als die Beiden vorüber waren, „es muß die Musik hier doch recht himmlisch sein, da Herr Superintendent Möller und Herr Dr. Fleidow ihre heiligen Ohren ihr öffnen werden."

„Was sagen Sie da vom Superintendenten Möller und Dr. Fleidow?" frug eine schmächtige Gestalt mit einem faunenartigen Gesicht, der eben die andere Treppe heraufgekommen war, um nachher seine Rangloge aufzusuchen.

„Ah, Herr Prediger Diebel!“ wandte sich der Herr mit dem blauen Frack nach dem Fragenden um.

„Sehen Sie,“ sagte er lachend zu dem jungen Grafen, der noch immer schweigend dastand, „ein neuer Führer zum. Himmelreich! Hier gilt kein Widerstreben, komm in mein Schloß mit mir!“ intonirte er leise nach der Melodie dieser abscheulichen Arie.

„Warum sollte ich mich an der köstlichen Musik nicht erfreuen?“ sagte Herr Diebel, dem doch unter dem Ton und Inhalt dieser Worte etwas sein pastorales Gewissen schlagen mochte.

„Nun, Ihr Herr Amtsbruder Fürchtegott würde zu solcher Frage ein sehr saures Gesicht machen!“ erwiderte der Gardelieutenant.

„Der Mucker!“ meinte wegwerfend Herr Prediger Diebel.

„Wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtiglich bei einander wohnen,“ sagte auf diese Aeußerung der Herr mit dem blauen Leibrock mit beißendem Sarkasmus zu dem Gardelieutenant. „Doch lassen Sie uns unsere Plätze einnehmen,“ setzte er hinzu, „die Ouverture beginnt.“

In der That tönte aus den dann und wann von den Logenschließern geöffneten Logen das Stimmen der Instrumente, der unumgängliche Introitus zum Beginn.

„Nun?“ frug der Gardeofficier den jungen Grafen, als dieser statt zur Loge sich zur Treppe wandte.

„Ich werde nicht die Oper hören!“ sagte dieser bestimmt. Die letzte Aeußerung des Predigers Diebel über seinen verehrten Pastor hatte seinem innerlichen Schwanken ein Ende gemacht.

„Seien Sie doch kein Kind, Graf!“ rief der Gardelieutenant. Aber der Graf war wirklich ein Kind, ein Kind Gottes, und eilte die Treppe hinab.

Die Corridore wurden leerer, nur jene beiden Herren, die ihre Plätze in der Nähe der Treppe eingenommen hatten, blieben zurück. Die rauschenden Töne der Ouverture, die jetzt das Haus durchtönten, schienen auf sie keinen Einfluß auszuüben.

Den Einen von ihnen haben wir schon heute früh im

Bureauzimmer des Polizeirathes Tödenstedt gesehen. Es ist der Polizeicommissar Lorenbach. Daß wir ihn nicht gleich erkannt, macht der elegante Civilanzug, den er gegen die Uniform von heute früh eingetauscht hatte. In dem Andern, einem Manne von hohem kräftigen Wuchs mit martialischem Schnurbart, glauben wir einen verkleideten Gensdarmen zu erkennen. Wenigstens verrathen seine gröberen Züge einen Mann von geringerer Distinktion und das Herabziehen des linken Armes, wenn der Erstere mit ihm spricht, erinnert an die Gewohnheit, an den Säbel die Hand bei der Anrede eines Vorgesetzten herunterzustrecken.

„Ich glaube mich nicht getäuscht zu haben," sagte der Polizeicommissar, „er war unter der Menge, die vorhin die Treppe heraufzog, er muß in einer Loge des ersten Ranges mit ihr sein."

„Wie haben Sie das nur ausfindig gemacht," frug der Andere mit etwas schnarrender Stimme, indem er den linken Arm herunterstreckte, „daß der Delinquent in jenem Hause ist und heute Abend die Oper besuchen wird?"

„Sprechen Sie leiser," ermahnte der Erstere. „Ausfindig? Ich will Ihnen sagen, die Polizei ist unter dem jetzigen Präsidenten allwissend."

„Sollte er," setzte der Polizeicommissar hinzu, „was ich vermuthe, im Zwischenact die Loge verlassen, so halten Sie sich, um Aufsehen zu vermeiden, zurück. Erst wenn er sich seiner Verhaftung widersetzen sollte, thun Sie, was Ihres Amtes ist."

Der Angeredete nickte schweigend.

„Ist der Wagen auch unten in der Nähe?" frug Lorenbach.

„Zu Befehlen!" war die militärische Antwort des ehemaligen Gardeunterofficiers.

Die Pause war eingetreten. Aus einer der Logen in der Nähe der königlichen Hauptloge trat ein Herr, der sich mit einer Dame, die er am Arm führte, auf das angelegentlichste zu unterhalten schien.

„Vortrefflich hat sie gesungen," sagte der Herr zu der Dame,

„und welche Grazie in allen Bewegungen, welche Füße — sie ist in der That sehr schön.“

Die letzten beiden Bemerkungen schienen der Dame nicht zu gefallen. Die kleine Stumpfnase rümpfend, antwortete sie in schnippischem Ausdruck und dem Stadtdialekt, der mit ihrer kostbaren Toilette sehr contrastirte: — „Na nu scheen? i wo, was wollte die scheen sind.“

In diesem Augenblicke trat der Polizeicommissar dem Paare entgegen, während der andere sich zurückzog, und sagte:

„Ich habe die Ehre den Herrn Baron Wüstenfeld vor mir zu sehen!“

Er war es in der That. Frappirt sah er den Fremden an, er hatte den Herrn, so viel er sich erinnerte, nie gesehen — und doch sein Name! Vielleicht geheime Polizei? Schnell gefaßt erwiderte er, als ihn dieser Gedanke wie ein Blitz durchzuckte: „Sie irren sich, mein Herr, Sie werden vielleicht durch eine Aehnlichkeit getäuscht, mein Name ist Meusebach.“

Lorenbach war aber noch mehr als durch das genaue Signalement, das der Polizei vorlag, durch den Schreck, der einen Moment sich in Wüstenfeld's Zügen abspiegelte, überzeugt, daß er den richtigen Mann vor sich habe.

„Bitte, Herr Baron Wüstenfeld, lassen wir das, es würde Ihnen nicht lieb sein, hier Aufsehen zu erregen,“ und damit zeigte er auf den Diener des Gesetzes, der sich langsam näherte. „Ich verhafte Sie und diese Dame im Namen des Königs, folgen Sie mir zu dem Wagen, der unten bereit steht.“

Das Frauenzimmer wollte Einwendungen machen, wurde aber von Wüstenfeld mit der Bemerkung beruhigt, daß es so schlimm nicht werden würde, er werde nach Aufklärung des Irrthums sie noch zum Schlußakt der Oper zurückführen.

„Die Hoffnung,“ sagte Lorenbach bei dem Herabgehen leise zu Wüstenfeld, „dürfte schwerlich in Erfüllung gehen, danken Sie Gott, daß wir Sie gefunden, Ihre Brieftasche nebst Inhalt ist in unsern Händen — Ihre Begleiterin ist eine Diebin.“

Am folgenden Morgen las man in einem der Tagesblätter der Residenz, das die Polizeiberichte enthielt:

„Am gestrigen Abend ist es der Wachsamkeit der Polizei gelungen, eine Diebin zu entlarven und festzunehmen, die seit längerer Zeit sich die Thorheit reicher Leute zu Nutze zu machen gewußt hat.“

XV.

In einem kleinen Lande verbreitet sich die chronique scandaleuse, insbesondere, wenn hochstehende Personen darin verwickelt sind, mit außerordentlicher Schnelligkeit. Daß natürlich die Sache vergrößert, die Scandalosa noch scandalöser gemacht werden, dafür sorgt die Neigung der Menschen, vom Nächsten immer das Schlechte zu denken und zu reden.

Die Duellgeschichte mit Allem, was mit ihr im Zusammenhang stand, war bald der beliebteste Unterhaltungsgegenstand in Stadt und Land geworden — natürlich in der Residenz des Fürstenthums am meisten.

Es regte sich schon damals jener Geist der Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen, der auch in diesem Fürstenthum im Jahre 1848 eine Zeit lang Siege errungen hat. Es wurde dieser Geist besonders durch die exclusive Stellung genährt, die der Adel des Landes den Bürgerlichen gegenüber einnahm. Ein nicht geringer Theil des Grundbesitzes war schon in bürgerliche Hände übergegangen, — aber auch diese Gutsbesitzer mußten es empfinden, daß sie nicht von Adel waren. Ein eigentlicher Verkehr mit ihnen fand nicht statt, die „Gesellschaft,“ ein Ausdruck, den der Adel für sich allein in Anspruch nahm, hielt sich für sich.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß der zurückgesetzte Theil sich für diese Zurücksetzung zu rächen sucht. So kam es, daß die traurige Geschichte in bürgerlichen Kreisen gerade darum, weil die Persönlichkeiten, die darin verflochten waren, der Aristokratie des Landes angehörten, mit einer Lust besprochen wurde, die den tiefen Haß bezeugte, mit der jene Kreise gegen den Adel erfüllt waren. Daß auch Bürgerliche nicht frei von jenen Sünden sind, die jenem Duell zur Veranlassung gedient hatten, daran dachten natürlich die geflissentlichen Verbreiter und Splitterrichter nicht.

„Das sind die Junker — so treiben sie's," hörte man hier. „Wissen Sie schon, daß die arme Bäckerstochter wahnsinnig geworden ist?" sagte der Andere. „Ja," wußte ein Dritter, „wie man sie nicht zu seiner Leiche lassen wollte, legte sie ihr Kind dem Grafen vor die Füße, nun ist sie verrückt." „O, wenn Alle verrückt werden wollten," meinte ein Vierter, „die diese edlen Herren auf der Seele haben, dann müßten die Landstände ein neues Irrenhaus bauen."

Die Besten äußerten, „es ist gut, daß es einmal an den Tag kommt, nun werden doch endlich dem braven Fürsten die Augen aufgehen."

Sie waren ihm aufgegangen. Der Fürst war im höchsten Grade erzürnt. Der Rittmeister von Rotzen ward sofort drei Monate auf die Festung geschickt. Nicht allein, weil er sekundirt, sondern darum, weil er dem Baron Wüstenfeld zur Flucht war behulflich gewesen. Zur Auffindung des Flüchtigen waren eine Zeit lang vergeblich von dem fürstlichen Gericht verschiedene Schritte gethan. Als man ihm endlich auf die Spur gekommen, hatte ein besonderer Courier die Aufforderung durch den Gesandten an das Polizeipräsidium jener Hauptstadt bringen müssen, den Baron Wüstenfeld um jeden Preis ausfindig zu machen und an das fürstliche Amt abzuliefern.

Hatte hierdurch auch der Fürst seinen allerhöchsten Unwillen über die That und ihre Motive an den Tag gelegt, so war damit die Sache selbst doch noch lange nicht zum Schweigen ge-

bracht. Der Ehescheidungsproceß, den der Geheimrath Dörenfeld von seinem Krankenlager auf Schloß Osten durch seinen Advokaten gegen seine Frau angestrengt hatte, und von dem so Manches, gewiß ohne Wissen der Richter, ins Publikum drang, hielt die Gemüther in Spannung. Frau von Dörenfeld war noch vor dem Duell nach einer heftigen Scene mit ihrem Gemahl, mit ihren beiden Kindern zu ihren Verwandten nach Süddeutschland gereist. So entging sie der allgemeinen und gewiß gerechten Erbitterung, die sich nach dem Duell gegen sie aussprach.

„Was bringen Sie denn, mein lieber Arning?“ frug der Oberlandesgerichtsrath Stier den eintretenden Assessor, indem er ihn mit jener Bonhommie, die älteren corpulenten Herren eigen zu sein pflegt, ohne sich von seinem lederbeschlagenen Lehnstuhl zu erheben, zunickte.

„Es ist mir, Herr Oberlandesgerichtsrath,“ antwortete dieser, „in der Dörenfeld'schen Sache die Vertheidigung der Frau von Dörenfeld zugegangen, ich erlaube mir, sie Ihnen hier vorzulegen!“ — und damit überreichte er ein Aktenstück mit der Aufschrift: marita Dörenfeld contra maritum.

„Gelesen?“ frug der alte Herr, indem er die Akten zu den übrigen legte, die hier den Arbeitstisch bedeckten, dort auf dem bestäubten Sopha aufgestapelt lagen.

„Allerdings!“ war die Antwort, aber bevor der Assessor fortfahren konnte, — sagte der Oberlandsgerichtsrath, „bitte, lieber Assessor, ziehen Sie einmal die Glocke.“ „Johann,“ befahl der gemüthliche Herr, „für den Herrn Assessor eine Tasse Kaffee und Cigarren — nehmen Sie's nicht übel,“ wandte er sich dann zum Assessor, „daß Sie allein trinken müssen, ich bin das so gewohnt, gleich nach Tisch meinen schwarzen Trank zu mir zu nehmen, und statt der Cigarre, sehen Sie, wir alten Junggesellen können nun einmal nicht von der alten Gewohnheit lassen, die Cigarre ist eine neumodige Erfindung, ich halte es mit dem alten guten Canaster im Meerschaumkopf,“ — damit klopfte der alte Herr den mächtigen, silberbeschlagenen Kopf

in das nebenstehende Gefäß — schob sich dann den großen, blechernen, lackirten Tabakskasten herbei, der, wie vor alten Zeiten üblich, die Form eines Tabakspakets mit der Aufschrift Canaster hatte, stopfte sich in aller Gemüthlichkeit die Pfeife, setzte sie mit dem ihm vom Assessor dargebotenen Fidibus in Brand und frug dann, als er langsam einige Züge gethan und er sich überzeugt hatte, daß alles in Ordnung war, zum Assessor gewandt, „nun?"

„Ich muß doch," sagte der Assessor, dieser Aufforderung entsprechend, „die Frau von Dörenfeld, wiewohl ich ihr Vergehen nicht entschuldige, tief beklagen."

Der Oberlandsgerichtsrath schob langsam seine goldene Brille aufwärts, ein Zeichen, daß er einer Angelegenheit seine besondere Aufmerksamkeit widme.

„Wie doch so manche Menschen," fuhr der Assessor fort, „einen zwiefachen Charakter ihres Lebens haben, einen öffentlichen, amtlichen — und der ist in diesem Falle, wie Sie wissen, bei dem Geheimrath Dörenfeld unantastbar, und einen im Hause, in der Familie."

„Ah, Sie wollen doch wohl nicht sagen," unterbrach der Oberlandsgerichtsrath den Assessor, „daß der Dörenfeld, was man so sagt, ein Haustyrann gewesen ist?"

„Ich sage nichts," erwiderte der Assessor, „ich referire nur aus jenem Aktenstück."

„Audiatur et altera pars!" sagte der alte Herr gewichtig, „doch fahren Sie fort!"

„Allerdings," fuhr der Assessor fort, „hat wohl der eheliche Unfriede seinen ersten Grund in dem zu großen Unterschied der Jahre beider Eheleute gehabt."

„Freilich — freilich," sprach der Oberlandsgerichtsrath, indem er dicke Rauchwolken entließ, „ich habe es damals dem Dörenfeld genug gesagt — er sei zum Heirathen zu alt; — bedenken Sie doch," wandte er sich zum Assessor, „er ist ja nur ein paar Jahre jünger als ich, und ich bin jetzt einundsechzig — er mochte damals als er heirathete siebenundvierzig sein und sie achtzehn, — nein, nein, das geht nicht — ha! ha!" lachte der dicke alte

Herr laut auf — „da bin ich klüger gewesen, mich krönt keine Frau. Doch weiter,“ setzte er wieder ernster geworden hinzu.

„Die Geheimräthin ist schön,“ fuhr der Assessor fort, „und so mag wohl weniger das Verlangen, in der Ehe einen Seelenaustausch, als“ —

„Ich verstehe,“ warf der Oberlandsgerichtsrath ein, — „ja, wie sollen auch die reiferen Männer bei solchen jungen Dingern, wie Sie's nennen, Seelenaustausch finden? Was sollte ich zum Exempel meiner achtzehnjährigen Nichte sagen, und die mir? — Unser eins kann doch nicht mehr an Werther's Leiden oder wie all' das Zeugs heißt, Gefallen finden — und so was steckt diesen jungen Damen im Kopf; — nein, sehen Sie, Erholung, Sie wissen wohl, die kann man höchstens bei einer jungen Frau suchen.“

„Aber sie haben doch nun einmal eine Seele,“ meinte der Assessor mit Recht, „und die verlangt in solchem Verhältniß um so mehr nach Befriedigung, als das Mißverhältniß der Jahre —“

„Verstehe, mein Lieber,“ warf der alte Herr ein, „und ich kann Ihnen nicht unrecht geben, so eine junge Frau ist lebhaften Temperaments, hat eine starke Einbildungskraft, wünscht über dies und das, was ihr inneres Leben bewegt, mit ihrem Herrn Gemahl zu sprechen, erwartet, wenn sie „„himmelhoch jauchzend oder zum Tode betrübt ist,““ so sagt ja wohl der Goethe, daß es mit ihrem Eheliebsten eben so sein soll — und siehe da, da kommt der alte Knasterbart von seinem Bureau, hat lauter Akten im Kopf — sieht in seiner Frau nur eine Köchin, Haushälterin, die ihm Wäsche und dergleichen in Ordnung hält, und — Kindermutter — ja ja, das kann keine zufriedene Ehe geben.“

„Es ist so, als hätten Sie das Aktenstück schon gelesen,“ sagte der Assessor verbindlich.

„Nun nun,“ schmunzelte der alte Herr, „alte Junggesellen bekommen auch Erfahrung in dem Stücke, wenn sie so einige dreißig Jahre treulich der edlen Jungfrau Themis gedient haben.“

Der Assessor fuhr sich verneigend fort: „Schon im ersten Jahre ihrer Ehe, als die Courtoisie des siebenundvierzig jährigen Bräutigams dem Schlafrock und Pantoffeln gewichen war, gab

es allerlei Reibungen. Gnädige Frau erinnerte ihren Herrn Gemahl, daß sie für ihn doch etwas anderes sein müsse, als was Sie, Herr Oberlandsgerichtsrath, eben so drastisch als wahr bezeichneten, und dieser war mit diesen Ansprüchen keineswegs einverstanden, las schweigend die Zeitung bei Tisch und war sogar unzufrieden mit dem Kindergeschrei, als die Ehe gesegnet wurde."

„Dem Himmel sei Dank, daß ich keine Frau habe," sagte der Oberlandsgerichtsrath lachend, „mir würde es gerade so gegangen sein."

„Dazu," fuhr der Assessor fort, „ist Herr von Törenfeld die peinlichste Ordnung selbst, und in dem Stücke scheint die gnädige Frau eben kein Muster gewesen zu sein. Bald war eine werthvolle Tasse zerbrochen, bald Bücher in der Bibliothek nicht wieder an die richtige Stelle eingefügt, bald die Brosche oder das Armband nicht zu finden, wenn der Wagen schon vor der Thüre stand, um die Herrschaften zum Hofball zu fahren." —

„Und da hat der Alte geknurrt," meinte der Oberlandsgerichtsrath.

„Wohl mehr als das," ergänzte der Assessor, „was Wunder, daß nun die jugendliche Geheimräthin, während der Gemahl in den Seitenzimmern sich zum Spiel niedersetzte, ein Vergessen im Tanz suchte und fand."

„Und dann die jungen Cavaliere, die Herren Officiere in ihrer blitzenden Uniform," setzte der alte Herr hinzu, „ja ja, ich kann's der jungen Frau nicht verdenken, daß die ihr besser gefielen, als ihr brummiger alter Eheherr."

„Sie werden selbst aus der Vertheidigungsschrift der Geheimräthin sehen — ein Aktenstück, das sie selbst aufgesetzt, und das, beiläufig gesagt, in Inhalt und Form keinen gewöhnlichen Geist verräth — welche inneren Seelenkämpfe die arme Frau durchgemacht hat. Sie hat um ihre Treue mit allem Ernst, und man kann sagen, eine lange Zeit mit Erfolg gerungen; bis auf den Eintritt Wüstenfeld's in ihr Haus ist sie sich keiner Verschuldung gegen ihren Gemahl bewußt, als daß allerdings ihr Herz sich immer mehr von ihm abwandte."

„Gefährliche Sache," sagte der Oberlandesgerichtsrath ernst, „wenn dann ein Mensch seine Fäden anzuspinnen fängt, wie dieser Wüstenfeld."

„Und man muß sagen," fuhr der Assessor fort, „daß hier der Geheimrath blind gewesen. Als nach einem Ballabend bei der Fürstin, an dem Wüstenfeld fast ausschließlich mit der Geheimräthin getanzt, dieser im Törenfeld'schen Hause seine Aufwartung gemacht, bezauberte er selbst den Geheimrath so sehr mit seiner geistreichen Unterhaltung, daß er schon am folgenden Tage eine Einladung zum Diner erhielt und vom Geheimrath selbst gebeten wurde, sein Haus als das seinige ansehen zu wollen."

„Liebster Assessor," sagte der Oberlandesgerichtsrath, „der Geheimrath mag nun so viel Schwächen haben, als er will, er ist doch ein Ehrenmann — ich kenne ihn von Jugend auf — auf seine früheren Jahre fällt kein Makel, — und dazu ist er ein Aktenmensch. Solche Leute wissen nicht, was um sie her vorgeht, und darum kannte er sicherlich nicht den Leumund des Wüstenfeld — und sie trauen Andern nichts Schlechtes dieser Art zu; — darum müssen Sie ihm diese allerdings große Unklugheit nicht so hoch anrechnen."

„Wenigstens," antwortete der Assessor, „hat er seine Unklugheit jetzt bitter genug zu bereuen."

„Ja ja," sagte der alte Herr, indem er seine Pfeife niedersetzte und seine Brille wieder an ihren Ort schob, „was ist die Moral von der traurigen Geschichte? Daß alte Männer keine jungen Frauen heirathen sollen. Na," meinte er scherzend, „Sie, mein Lieber, werden nicht in die Lage kommen — — wann ist denn Ihre Hochzeit?"

„Der Tag ist noch nicht bestimmt," antwortete der Assessor leicht erröthend, „vor Ende Mai nächsten Jahres wird wohl nichts daraus werden."

„Das ist noch lange hin," meinte kopfschüttelnd der alte Herr, „da werde ich noch oft das fatale Vergnügen haben, dem Oberlandesgerichtsassessor von Arning Urlaub vom Präsidenten auswirken zu müssen."

„Möchte gleich," erwiderte der Assessor mit einer Verbeugung, „Ihre Güte in Anspruch nehmen. Am 6. December ist der Geburtstag meiner Braut."

„Und dann zu Weihnachten wieder Urlaub?" meinte der Oberlandesgerichtsrath mit komischer Entrüstung.

„Nur vierzehn Tage!" erwiderte der Assessor.

„Nur vierzehn Tage? bis zum halben Januar? Nein, das geht nicht."

Der Assessor wußte, daß es doch ging, wenn der alte Herr nur wollte, in dessen Ressort er arbeitete und war von der Gutmüthigkeit desselben überzeugt, daß er auch diese vierzehn Tage bekommen würde. Er sagte darum mit komischer Betrübniß:

„Nun, wenn's nicht geht." —

„Na, wollen sehen!" war die Erwiderung.

Als der Assessor seine Tasse geleert, die Cigarre in den Aschenbecher gelegt und aufstehend seinen Hut ergriffen hatte, sagte der alte Herr: „Halt! haben Sie nichts gehört, wie es mit der Wüstenfeld'schen Sache steht?" —

„Wenn ich nicht irre," erwiderte der Assessor, „wird das Urtheil nicht unter einem Jahre Festungsstrafe ausfallen."

„Viel zu gnädig," ereiferte sich der alte Herr, „wäre ich Richter, ich würde ihm wenigstens zwölf Jahre zudictirt haben. An solch' einem Menschen, der eine Familie unglücklich gemacht, einen Menschen, ob auch im Duell — wo das Tödten leider Gottes legitimirt ist, getödtet und wer weiß, was noch sonst Alles peccirt hat, an einem Menschen, der diesen Scandal ins Land gebracht und den Hof doch gewissermaßen compromittirt hat, an dem müßte einmal ein ordentliches Exempel statuirt werden. Wissen Sie was," eiferte er fort, „ich würde ihn nicht auf die Festung — das ist für diesen Lumpen viel zu ehrenvoll, ich würde ihn ins Zuchthaus schicken, glauben Sie mir, das würde einmal einen panischen Schrecken den Junkern durch die Glieder jagen. Verzeihen Sie," fügte er hinzu, „Sie gehören ja auch zu dieser Art Abraham's Saamen, aber dem Himmel sei Dank, nur dem Fleische nach, nicht nach dem Geist."

„Nun, entschieden ist die Sache ja noch nicht," meinte der Assessor, „zudem sind noch allerlei Klagen gar delicater Art gegen ihn eingelaufen — auch von der Residenz aus, in der man ihn in höchst unsauberer Gesellschaft abgefaßt hat."

„Kann mir denken, was für Klagen," sagte der Oberlandesgerichtsrath, „der Himmel wolle die Welt von solchem Gewürm, wie dieser Wüstenfeld eins ist, befreien — nun Adieu. Nur nicht zu lange am Geburtstagskuchen gezehrt!" rief er lachend dem Assessor nach, der mit einer tiefen Verbeugung vor dem alten Herrn das Zimmer verließ.

XVI.

Das Herrenhaus zu Zülgen, dem Rittergut der verwittweten Baronin von Eberzahn, war eins jener langgestreckten, einstöckigen Häuser, wie man sie in jenem Theile Norddeutschlands zu der Zeit noch häufig fand. Jetzt haben sie meistentheils Neubauten in dem beliebten Tudorstyl weichen müssen.

Ohnstreitig paßten jene alten Häuser in ihrer Anspruchslosigkeit unendlich viel besser zur Landschaft als die jetzigen Schlösser. Zu diesen vielberühmten Bauwerken gehört landschaftliche Schönheit — See, Hügel, Wald, ein Ensemble, wie es Graf Osten's Besitz darbot. Wo das fehlt, wo die Gegend flach, wasser- und waldlos, erwecken diese Bauten mit ihren anspruchsvollen Façaden, Erkern und Thürmen ein Gefühl, wie wenn man in ärmlicher Stube von der niedrigen Decke einen prächtigen funkelnden Kronleuchter herabhängen sieht. Die Disharmonie zwischen Schloß und Gegend schadet beiden; man bedauert das schöne Schloß, das sich hierher verirrt hat und die Gegend, deren Reizlosigkeit durch jenen Prachtbau nur um so mehr in die Augen springt.

Außerdem erfordert ein solches Schloß unendlich Vieles, was ein einfaches Herrenhaus wie das Zülger nicht in Anspruch nimmt. Alle Wirthschaftsgebäude müssen entfernt vom Schlosse liegen und dürfen doch in ihrem Styl mit diesem nicht disharmoniren. Ist eine Kirche in der Nähe, so darf sie nicht jenen dürftigen Charakter der gewöhnlichen Dorfkirchen tragen. Nichts Beleidigenderes für ein christliches Gemüth, als ein glänzendes Schloß und unfern eine Art Stall von dicken Mauern mit einem elenden Dachreiter, — das soll die Kirche sein!

In jenem anspruchslosen Hause kann die Dienerschaft spärlicher und in einfacher Livree umhergehen; ein solches Schloß erfordert eine große Schaar reichgallonirter Diener. — Ja, es erstreckt sich dieser Anspruch bis auf das Diner und Souper!

Wie gesagt, das Zülger Herrenhaus trug noch im Bau jenen patriarchalischen Charakter, wie er dem Landadel aus älterer Zeit eigen war. Eine Reihe hoher Fenster zu beiden Seiten der Thür mit der Steintreppe, die von mächtigen verschnörkeltem Eisengeländer mit starken Messingknöpfen geschützt war. Die Fenster noch mit kleinen Scheiben in Holzfassung, die nur in den Zimmern der Baronin Doppelfenstern mit großen Spiegelscheiben hatten weichen müssen. — Ein hohes Ziegeldach — schwarzgrünlich von Alter und Moos, mit oval bedeckten Dachfenstern und mächtigen vier Schornsteinen, auf den äußersten Spitzen des Daches zu beiden Seiten das glückbringende Storchnest, das regelmäßig zwei Storchpaare im Frühjahr zu ihrer Wohnung wählten. — Im Vorderhause ein großer weißgetünchter Corridor, in dessen Mitte die Erndtekrone des Jahres mit ihrem reichen Bänderschmuck, Flittergold und Blumen von der Decke herabhing — die letzteren welk und vertrocknet, bis die Krone durch eine neue am künftigen Erndtefest ersetzt wurde. Vom Corridor aus nur zum Saal eine weiß in Oelfarbe gestrichene Flügelthür der Eingangsthür gegenüber, zu beiden Seiten zu den übrigen Zimmern einfache Thüren — und eine mächtige Holztreppe mit niedrigen, breiten Stufen und dickgebauchtem Geländer.

Vor dem Hause zu beiden Seiten des geräumigen, ge-

pflasterten Hofes mit Düngergelaß, die weithingestreckten Wirthschaftsgebäude; — etwas fern vom Hause, aber auf dem Hofraum, ein kleiner Teich für Enten und Gänse. So konnte der Gutsherr von seinem Zimmer aus die ganze Wirthschaft übersehen, kein Düngerwagen fuhr vom Hof, kein Erndtewagen fuhr hinauf, ohne daß er es wußte, Alles, bis auf das Volk der Hühner und Enten herab, die den Hof bevölkerten, war unter den Augen des Herrn. Jedenfalls eine Einrichtung, die den Söhnen und Enkeln die Mittel zu den jetzigen Prachtschlössern erworben hat. Es gehörte zu dieser Beaufsichtigung allerdings auch, daß der Gutsherr nicht die Hälfte des Jahres in der Stadt zubringt, oder gar in den Sommermonaten in Bädern den gesunden Leib krank macht.

Ganz und gar schienen die Vorfahren des seligen Herrn von Eberzahn nicht in Wirthschaftsgedanken aufgegangen zu sein, das bewies der Park mit seinen mächtigen Linden, Pappeln und Tannen, die theils unmittelbar hinter dem Hause in heißen Sommertagen den prächtigsten Schatten boten, theils einen großen Rasenplatz umgaben. In dieser Jahreszeit allerdings eine weite Schneefläche, die in dem matten Licht der Decembersonne wunderbar glitzerte. Aber auch hier schien das wirthschaftliche Interesse vorgewaltet zu haben, denn unmittelbar an den Park stieß ein Gemüsegarten von gewaltigem Umfang. Das Treibhaus und Ananashaus, das sich an die schmale Seite des Herrenhauses anschließend, dieses noch verlängerte, war wohl ein Luxusartikel, den der verstorbene Besitzer hinzugefügt hatte; man sah, wenn auch nicht am Styl, doch an dem frischen Roth der Dächer, daß sie neueren Ursprungs waren.

Fügt man hierzu das Dorf mit Kirche, Pfarrhaus und den reich mit Obstbäumen besetzten Pfarrgarten — von der Kirche etwas abwärts gelegen, die Kathen der Gutsinsassen mit ihren kleinen Gärtchen, und sieht man dann ringsum die fast völlig baumlose Ebene — deren Decemberschneedecke aber den reichsten Weizboden barg und über deren Horizont der Thurm der eine Meile entfernten Kreisstadt, der Stadt, in der Eleonoren's

Vater Superintendent war, und hier und dort eine dunklere Masse, die den Park eines andern Guts ahnen ließ, hervorragte, so wird man sich bei etwas reger Phantasie ein ungefähres Bild des Herrenhauses zu Zülgen und seiner Umgebung entwerfen können.

Einfach und doch aristokratisch wie seine äußere Erscheinung, ging es auch in seinem Innern zu.

Ein alter Diener in meergrünem Livreerock mit rothem übergeschlagenem Kragen, schwarzen plüschenen Kniehosen und bei festlichen Gelegenheiten weißseidenen, für gewöhnlich graugestreiften Strümpfen und Schnallenschuhen, war noch ein Erbstück des Vaters des verstorbenen Herrn von Eberzahn. — Es ist ein übles Zeichen der Zeit, daß solche würdige Erbstücke immer seltener werden.

Dem alten Jakob war zwar ein jüngerer Genosse beigesellt, — aber er ließ das Amt, der Herrschaft bei Tisch aufzuwarten nur dann von Johann sich nehmen, wenn er zur heiligen Communion gewesen war. Er communicirte viermal des Jahrs und regelmäßig immer auf denselben Tag. An dem Tage blieb er dann auf seiner Stube, die dem siebzigjährigen, aber doch noch für sein Alter sehr rüstigen Manne in einer der Mansarden des Hauses eingeräumt war. Dann durfte ihn Niemand bei seiner Bibel und Gesangbuch stören, als höchstens der Herr Junker, wie er den siebenjährigen Hans, den Sohn und Erben des Hauses nannte. Kam der auch an dem Tage auf seine Stube, dann stand der alte Mann auf, frug, wie sich der Herr Junker befinden und fing dann, nachdem Hans eine Rose angesehen, die der alte Mann in seiner warmen Stube sorgsam pflegte, von alten Zeiten an zu erzählen. Er wußte, darum eben kam Hans, um nun zum so und so vielsten Mal zu hören, wie der Jakob bei Möckern den Herrn Großvater selig aus dem Kugelregen getragen, wie er ihn dann verbunden und mit Mühe hinter die Schlachtlinie gebracht habe und dann wieder zurückgegangen und die Schlacht mit habe gewinnen helfen. Wäre Jakob nicht so alt gewesen, so hätte der Herr Junker auch nie ohne ihn

auf seinem Ponny ausreiten dürfen, nun mußte er aber, wie schmerzlich ihm das auch war, dieses Amt dem Reitknecht überlassen, den Frau von Eberzahn zu diesem Dienst besonders angenommen hatte.

Zu Tafel ging man regelmäßig um ein Uhr Mittags. Ihr seliger Gemahl hatte diese alte gute Sitte beibehalten und Frau von Eberzahn hatte, wie in allen Einrichtungen, die derselbe getroffen, nichts geändert. Die Theestunde war Sommer und Winter 6 Uhr Abends und um 9 Uhr fanden sich die ältern Familienglieder noch einmal zu einem frugalen Abendbrod zusammen.

Der Tag begann mit einem Hausgottesdienste. Es war diese Einrichtung eine der segensreichen Folgen der Wirksamkeit des Pastors Levisohn.

Pastor Levisohn war der Ansicht, daß der Hausgottesdienst unbedingt zum christlichen Charakter der Familie gehöre. Er sprach der Familie den christlichen Charakter ab, in der nicht des Hausgottesdienstes gepflegt wurde. Er meinte, die Familie sei eine Gemeinde im Kleinen, darum könne auch sie, so wenig wie die große Gemeinde des Gottesdienstes entbehren. Wie bei dem Einzelnen die täglich erneuerte Verbindung mit Christus den christlichen Charakter bezeuge, eben so sei es bei der Familie. Wie sollte, hatte er sich in einer der ersten Predigten ausgesprochen, die er in Zülgen gehalten, die Seele ohne Gebet und Gottes Wort leben können? Was für den Leib das Athmen und das tägliche Brod, das sei für die Seele das Gebet, diese Unterredung mit Gott, und dessen heiliges Wort. Zudem fordere die einfache Dankbarkeit, daß an jedem Morgen die Familie ihr Lob und Dankopfer dem Herrn für den Schirm und Schutz in der Nacht darbringe und Gnade und Hülfe vor allem Argen von ihm für den kommenden Tag erflehe. Er meinte, darin erweise sich gerade die Wahrheit der oft sehr mißverstandenen protestantischen Lehre von dem allgemeinen Priesterthum aller Gläubigen. Der Priester Amt sei zu opfern. So sei der Hausgottesdienst, in dem auf dem Altare der Herzen Lob-, Dank-

und Bittopfer von der Hausgemeinde dargebracht würden, nicht allein das heilige Recht, sondern auch die unabweisbare Pflicht einer christlichen Familie, und das offenkundige Zeugniß, daß sie ihren Christenberuf erfülle.

Und wie, hatte er dann in einer andern Predigt ausgeführt, könne man wohl ohne Hausgottesdienst sicher in den Tag hinein gehn? Es fehle der Herr mit seiner Hut, denn Christus habe nun einmal gesagt: „Wo zwei oder drei in Meinem Namen versammelt sind, so will Ich mitten unter ihnen sein," und „bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird Euch aufgethan." Ohne vorhergegangenen Hausgottesdienst sei jedes Ungemach, das während des Tages Einen treffe, wirklich ein Unglück, weil man sich sagen müsse, daß man es selbst verschuldet, weil man den Herrn nicht um seinen Schutz angerufen; mit dem Hausgottesdienst könne aber die Seele sich in allem Leid auf das vortrefflichste trösten, weil sie nun sich sagen dürfe, daß dieser Weg zu den heilsamen Führungen des Herrn gehöre, den man in der Frühe des Tages um seine Führung habe angerufen.

Es hatten diese Auseinandersetzungen auf den seligen Herrn von Eberzahn und seine Gemahlin den tiefsten Eindruck gemacht. Sie gehörten beide zu jenen Naturen, die einen tiefen Zug nach der Wahrheit, und die den Willen haben, sich ihr nie, wo sie bezeugt wird, zu verschließen. So kamen sie denn, durch vorhergehende Zeugnisse ihres neuen Pastors schon für das Reich Gottes gewonnen, zu dem Entschluß, jeden Tag, im Sommer um 6 Uhr, im Winter um 7 Uhr mit Hausgottesdienst zu beginnen.

Der gefaßte Entschluß wurde schnell ausgeführt. Herr von Eberzahn gehörte nicht zu den Leuten, die eine Sache auf die lange Bahn verschieben; brachte auch die Festhaltung der festgesetzten Stunde manche Unbequemlichkeit mit sich, so übernahm er dieselbe mit seiner Gemahlin willig. Als man sich erst eingewöhnt, schwand auch diese, und der Segen dieser Ordnung zeigte sich auch für das übrige Tagesleben in mannichfacher Weise.

Die Stunde des gemeinsamen Frühstücks war von der Zeit an pünktlich und jedes Glied des Hauses konnte hiernach seine Zeit zur Arbeit regeln.

Herr von Eberzahn huldigte auch nicht der vielfach in protestantischen Kreisen vertretenen Ansicht, als dürfe er die Theilnahme an den Hausgottesdiensten dem Belieben der Einzelnen überlassen. Er war ein abgesagter Feind alles Subjektivismus. Er verlangte, daß zur Stunde des Hausgottesdienstes, wie seine Familie, so die gesammte Dienerschaft sich im Saal pünktlich versammle.

So hatte er, nachdem er sich noch mit seinem Pastor über die Form des Gottesdienstes besprochen, und in Uebereinstimmung mit diesem die Mettenordnung der alten Kirche für denselben festgesetzt hatte, am Geburtstage seiner Tochter Marie begonnen. Der sechste December fiel gerade in die Zeit, in der er zu jener Ueberzeugung gelangt war. Es war ihm zugleich angenehm, daß er an einem Familienfeste mit demselben beginnen konnte. Es trug so der Anfang eine besondere Weihe und er liebte es, wichtige Ereignisse mit an sich selbst schon wichtigen Tagen in Verbindung zu setzen.

Der Baron war in den ersten Tagen des Mai dieses Jahres selig heimgegangen. Eine typhöse kurze Krankheit, die er sich bei dem Besuch eines seiner Insassen, der an dem Typhus darniederlag, zugezogen, hatte ihm die Thür zur Heimath eröffnet. Er dankte noch kurz vor seinem Heimgange seinem Pastor insbesondere dafür, daß er durch seinen Dienst die Gnade des Hausgottesdienstes habe kennen gelernt.

Frau von Eberzahn hielt natürlich nach dem Heimgange ihres Gemahls namentlich diese Ordnung aufrecht, nur daß sie selbst jetzt das hauspriesterliche Amt verwaltete und ihre Tochter Marie den Dienst am Pianino verrichtete.

Es war der sechste December. Am Abend vorher war der Assessor von Arning, — wir haben ihn schon kennen gelernt, — der Verlobte Marien's von Eberzahn angekommen. Die beiden jungen Leute hatten sich in einem norddeutschen Seebade

kennen gelernt, daß Frau von Eberzahn nach dem Heimgange ihres Gemahls auf ausdrücklichen Wunsch ihres Arztes mit ihren Kindern besucht hatte.

Marie, ihrer Mutter sprechend ähnlich, war eine liebliche Blondine. Ob es die allerdings sehr entfernte Verwandtschaft that, in Haar und Gesichtsform glich sie ihrer Freundin Leokadie von Mannhardt, die, wie wir wissen, zu einem längeren Besuch bei ihr sich aufhielt. Dasselbe üppige hellblonde Haar, das trotz der siebzehn Sommer, die Marie von Eberzahn, ein Jahr älter als Leokadie, zählte, kindliche Rund des Gesichts, — selbst dasselbe blaue Auge, dieselben frischen, vollen, kirschrothen Lippen, — nur, während Leokadie eine mehr gerade Nase hatte, gab Mariens Gesicht ein gar zierliches Stumpfnäschen den Eindruck des besonders Naiven. Leokadie war vielleicht einige Linien kleiner, Marie eine imponirende volle Gestalt.

Die hervortretende äußere Schönheit, die noch ganz besonders durch das Schwarz der tiefen Trauer hervorgehoben wurde, hatte die Aufmerksamkeit des Assessors von Arning auf Marie von Eberzahn gelenkt. Die Vorzüge des Geistes und Herzens, die er bei der im Badeort leicht vermittelten nähern Bekanntschaft verehren lernte, reiften in dem ernsten jungen Manne den Entschluß, als er glauben durfte, Marie nicht mehr gleichgültig zu sein, bei der Mutter um die Hand der Tochter anzuhalten. Frau von Eberzahn konnte bei der Neigung Marie's zu dem ernsten jungen Manne, gegen eine Verbindung ihrer Tochter mit ihm um so weniger haben, als er den Mangel an eignem Vermögen durch eine geehrte Lebensstellung ersetzte. Dazu gehörte er einer Familie an, deren Wappen an Alter dem der Eberzahn nur wenig nachgab.

Man wird es vielleicht überraschend finden, daß Frau von Eberzahn bei ihrer christlichen Gesinnung bei der Verlobung ihrer Tochter noch neben dem persönlichen Werth des Bräutigams auch die Familie desselben nicht unberücksichtigt ließ. Ich muß bemerken, daß Frau von Eberzahn bei der ganzen Wahrheit und Innigkeit ihres Bekenntnisses doch keineswegs jener Ansicht hul-

digte, die der Pietismus mit der demokratischen Zeitrichtung trotz seines sonstigen tiefen Unterschiedes von ihr gemein hat; sie ehrte die gegebenen irdischen Verhältnisse und Lebensordnungen als von Gott gegeben, und glaubte nicht das Recht zu haben, in frommer Gefühlsseligkeit sich darüber wegsetzen zu dürfen. Sie würde ihrer Tochter nie einem Manne von Adel anvertraut haben, und wenn er Crösus Schätze besessen hätte, der nicht zu dem Adel der Geburt den Adel eines zum Evangelio geneigten Herzens und eines ernsten Charakters gefügt hätte, aber eben so sehr glaubte sie es berücksichtigen zu müssen, daß nicht durch eine etwaige Verwandtschaft mit Vetter Schuster oder Schneider Inconvenienzen im Familienleben entständen.

Der sechste December, wissen wir, war zugleich für das Herrenhaus eine Art Kirchweihtag. Pastor Levisohn hatte für diesen Tag auf den Wunsch der Herrin selbst die Leitung des Hausgottesdienstes übernommen, Leokadie hatte sich die Freude ausgebeten, am Geburtstage ihrer Freundin an deren Stelle die Organistenstelle am Pianino übernehmen zu dürfen.

Es war eine ernste und doch so selige Feier, die mit dem Glockenschlage Sieben ihren Anfang nahm.

Die Erinnerung an den heimgegangenen Vater des Hauses und der Gemeinde, der vor einem Jahre an der Stelle gesessen, die nun der Pastor einnahm, weckte von Neuem Thränen in dem Auge der Baronin und ihrer Tochter. Als Hans seine Mutter und Schwester weinen sah, liefen auch ihm die hellen Thränen über die frischen Wangen, und der alte Jakob, der heute in weißseidenen Strümpfen mit den Silberschnallen an den Knieriemen und auf seinen Schuhen stramm hinter dem Stuhl seiner Herrin stand, kämpfte vergebens gegen seine tiefe innere Bewegung.

Erst als nach dem Introitus der Hymnus folgte, zu dem diesesmal der Pastor Samuel Rodigast's unübertreffliches: „Was Gott thut, das ist wohlgethan," ausgesucht hatte, da trockneten sich allmählich die Thränen, und der letzte Vers des Liedes, das mit zitternder Stimme begonnen hatte, tönte hell und fest:

„Was Gott thut, das ist wohlgethan,
Dabei will ich verbleiben;
Es mag mich auf die rauhe Bahn
Noth, Tod und Elend treiben,
So wird Gott mich
Ganz väterlich
In seinen Armen halten,
Drum laß' ich Ihn nur walten."

Der Pastor las dann als Lektion den 84. Psalm und wußte in kurzer Homilie auf passende Weise bei der Auslegung der einzelnen Verse die Gedanken zu verklären, die das Gemüth der Hörer bewegten und der Bedeutung des Tages zu ihrem Rechte zu verhelfen. Auch dem Kalenderheiligen des Tages, dem heiligen Nikolaus, wurde sein Recht. Er hatte im eignen Hause bei den Hausgottesdiensten immer die Weise in kurzen Zügen das Leben des Kalenderheiligen mitzutheilen. Er hielt es für bedeutungsreich, daß auf diese Weise die Christenheit der Gegenwart in steter Verbindung mit der der Vergangenheit bleibe. Er meinte, daß nicht umsonst im Ebräerbriefe auf die Wolke von Zeugen aufmerksam gemacht werde, die uns umgebe. — Der heilige Nikolaus, der vor anderthalb Jahrtausenden Kirchen und Ortsarme beschenkte, immer als der erste in den täglichen Gottesdiensten der Kirche seiner Vaterstadt erschien, und dann als Bischof von Myra in Cylicien auf dem Nicäischen Concil die grundstürzende Irrlehre des Arius niederwerfen half, bildete keinen unpassenden Vorwurf am Feste der Kirchweih des Hausgottesdienstes und mußte auch dem Geburtstagskinde und deren Bräutigam zum freundlichen Vorgänger dienen.

Nachdem dann das Benediktus: „Gelobet sei der Herr, der Gott Israels," gesungen, und Alle auf den Knieen nach dem Hausaltar gewendet, das Kyrie gesprochen, ward mit dem Vaterunser, dem ein freies Gebet des Pastors voranging, einem Schlußverse, dem Benedicamus und der Benediktion geschlossen.

Es war dieser kurze Gottesdienst die würdige Einleitung in die Feier des Tages. Alle fühlten sich erhoben und besonders der Assessor reichte dem Pastor die Hand und meinte, wenn in

allen Familien der Tag in solcher Weise geheiligt würde, dann würde sicherlich des Familienelendes weniger sein. Er gedachte wohl des traurigen Ehescheidungsprocesses, dessen Führung ihm übertragen war.

Jetzt erst fand Marie Muse, die Gaben in Augenschein zu nehmen, die ihr die Liebe von allen Seiten geboten.

Der Tisch, auf dem sie in der am Saal grenzenden Stube ausgebreitet lagen, war durch eine Decke von violettem Sammt, die mit einem in Gold gestickten Kreuz von der Hand Leokadie's bis auf die Erde herabhing, zu einem Altar umgestaltet. Die Mutter hatte für ein Crucifix mit Elfenbeincorpus auf Ebenholzkreuz, und silbernen Leuchtern gesorgt.

„Siehe unser künftiger Hausaltar," sagte Arning tief bewegt, indem er seiner Braut die Hand drückte.

Seine eigne Gabe war ein schwarz emaillirtes goldenes Kreuz mit einer Perle in der Mitte am schwarzen Sammtbande.

„Das mußt Du mir gleich umbinden," sagte Marie zu ihrer Freundin.

Als die Mutter Hans gefragt, was er der Schwester denn schenken wolle, hatte er gemeint, der alte Jakob habe so ein schönes Gesangbuch, da singe er immer daraus, wenn er zum Abendmahl gewesen, so eins wolle er der Schwester schenken. Es war das alte vortreffliche Vollhagen'sche. Das lag nun mit silberner Klammer und Ecken auf dem Geburtstagstisch vor dem Crucifix und Hans hatte selbst, obgleich mit etwas unbehülflichen großen Buchstaben den Namen seiner Schwester hineingeschrieben.

Auch Demoiselle Rose, eine Schweizerin, aus der Gegend von Vevay, die bisher den Unterricht des Kleinen besorgt, war nicht zurückgeblieben. Ein feines Battisttaschentuch mit Marie's Namenszug und Krone in weiß gestickt, war ihre Gabe.

Als Marie glücklich am Arm ihres Bräutigams Alles in Augenschein genommen, und nicht wußte, wie sie mit Danken fertig werden sollte, kam noch der alte Jakob, der nach der Haus-

andacht einen Augenblick auf sein Zimmer zurückgekehrt war. Kerzengerade stand der alte Mann vor seinem gnädigen Fräulein, er hatte einen Blumentopf mit einer wunderbar schönen eben aufgeblühten Rose in der Hand. Er versuchte zu sprechen, aber nach den ersten Worten: „Halten das gnädige Fräulein zu Gnaden,“ — brachen ihm die hellen Thränen aus den alten Augen. Marie mußte selbst mitweinen, als sie ihm die Rose aus der vorgestreckten Hand nahm. Endlich sagte der alte Jakob: „Das gnädige Fräulein verlassen nun bald unsre Herrschaft, — denken das gnädige Fräulein doch auch an den alten Jakob, es wird der alte Jakob wohl nicht mehr den Geburtstag des gnädigen Fräuleins erleben.“

„Nein,“ sagte Arning, seine Rührung unter Lachen unterdrückend, „da habt Ihr Recht, aber ich denke, so Gott will, wird der alte brave Jakob noch recht oft den Geburtstag der gnädigen Frau erleben, den sechsten December feiern wir immer in Zülgen.“

„Ja, so Gott will, und wie Gott will, Amen,“ sagte der alte Jakob.

XVII.

Der Nachmittag des Tages führte mancherlei Gäste in die Räume des Zülger Herrenhauses, geladene und ungeladene. Man verstehe aber das letztere Wort nicht so, als ob sie unangenehm gewesen wären. Die Familie hatte nur den Wunsch, diesen Tag in engem Kreise nur mit einigen Freunden zu verleben, deren innerer Harmonie man gewiß war.

Zu den letzteren gehörte der Oberamtmann von Königshorst mit Frau Gemahlin und seiner Tochter Emmeline, die wir vor fünf Monaten am Arm des Assessors auf dem Gange zur Hochzeitstafel Eleonorens flüchtig gesehn haben. Auf Emmelinens Wunsch, die der Freundin zu ihrem letzten Geburtstage vor

ihrer Vermählung, gerne noch ihren Glückwunsch mit einem herrlichen Blumenbouquett aus dem Könighorst'schen Treibhause darbringen wollte, hatte sich, da auch Wetter und Schlittenbahn günstig, der Oberamtmann zu diesem Besuch entschlossen. Er hatte in frühern Tagen das Zülger Haus gerne besucht, seitdem aber der verstorbene Besitzer, wie er sich ausdrückte, „fromm geworden," hatten er und seine Gemahlin den Verkehr abgebrochen. Gespielt wurde nicht mehr, auch nicht mehr getanzt, und an den Unterhaltungen, wie sie von da an gepflogen wurden, fand er kein Gefallen. Als er das letzte Mal dort gewesen, war er vom Abendsegen überrascht worden. Auf der Heimfahrt hatte er zu seiner Frau gemeint, „dahin ziehen mich keine zehn Pferde wieder." Heute hattens vier gethan, das machte, weil er seiner Tochter nicht gut etwas abschlagen konnte. Sie war sein einziges Kind.

Zu den ungeladenen Gästen gehörte auch der frühere Pastor, der, auf eine besser dotirte Stelle versetzt, zur Freude der Herrschaft dem Pastor Levisohn Platz gemacht hatte. Er war einer jener Geistlichen, die — eine im geistlichen Stande weit verbreitete Ansicht — die Güte der Stelle nicht nach der Gemeinde, sondern nach dem Einkommen taxiren. Ein gutmüthiger Mann bis daß er gereizt wurde. Dann konnte er, wie man zu sagen pflegt, sackgrob werden. Er hatte die Feldzüge von Anno 13 mitgemacht. Das mochte ihm die Beförderung eingetragen haben, denn an Kanzelgaben fehlte es ihm in hohem Maße. Und doch — ach über die widerwärtige Pastoreneitelkeit! — war es ihm unangenehm, wenn er von Levisohns Erfolgen in seiner früheren Gemeinde hörte. — Er hatte Marie Eberzahn, nachdem sie von dem Oberhofprediger jenes Fürstenthums, das wir kennen, war unterrichtet worden, confirmirt. Er glaubte, es gezieme sich, daß er der Braut, die er confirmirt, zu ihrem letzten Geburtstage in ihrer „Jungfernschaft," wie er sich ausdrückte, seinen Glückwunsch darbringe. Deshalb bewegte sich gegen drei Uhr Nachmittags der große Familienschlitten, ein Korbwagengestell auf Schlittenbäume gelegt, mit Strohsäcken zum Sitzen und allerlei

Arten von Decken und Fußsäcken auf den Hof des Herrenhauses und entlud sich — man kann nicht läugnen, zum geheimen Schrecken der Baronin und zum lauten der Braut und Leokadie's allmählich seines Inhalts, nämlich: erstens des Herrn Pastors, eines wohlbeleibten Fünfzigers mit dickem Gesicht, groben Zügen und impertinent blonder Perücke; sodann der Frau Pastorin, an Alter und Corpulenz ihrem Eheherrn ziemlich gleich, nur noch trivialer aussehend als dieser; drittens zweier Fräulein Töchter, von denen die Aelteste die Linie bereits einige Jahre passirt hatte, die jüngere etwa in Marie's Alter sein mochte; wären sie uns nicht als die Töchter des ehrenwerthen Paares bezeichnet worden, würden wir sie schwerlich, was Statur betraf, dafür gehalten haben, sie bildeten in ihrer spindelartigen Hagerkeit einen komischen Contrast zu ihren Eltern. Endlich entpuppte sich noch aus der Tiefe des Schlittens ein rothhäriger, etwa zehnjähriger Junge, das Nestküchlein der Familie, und allerdings Pathkind der Frau Baronin und damit berechtigt, ebenfalls die „Reise" mitzumachen.

„Um Gottes willen," sagte Marie, am Arm ihres Bräutigams gelehnt, als sie an einem der Doppelfenster, die von der Stubenwärme und dem Sonnenschein des Mittags aufgethaut waren, der Klärung zusah, „was sollen wir mit denen heute anfangen?" — „Sei zufrieden," tröstete Leokadie, „den jüngern weiblichen Theil nehme ich auf mich, und der Knabe da kann ja mit Hans spielen."

„So," antwortete Marie schmollend, „daß wir von Dir gar nichts haben!"

„Gehört das nicht auch zu den Führungen, von denen heut Morgen der Pastor sprach, liebe Marie?" ermahnte mit freundlichem Ernst Arning seine Braut, — „wenn wir in solchen Kleinigkeiten nicht lernen, uns zu verleugnen, wie werden wir's können, wenn größere Prüfungen kommen?"

„Du hast wie immer recht," sagte Marie und bot ihm im Versteck der Fenstervorhänge ihre rosigen Lippen zum Kuß, dann

ging sie vergnügt am Arme ihres Bräutigams den neuen Ankömmlingen zur Begrüßung entgegen.

Zu den geladenen Gästen gehörten außer dem Pastor Levisohn und seiner Frau — die selbstverständlich nicht fehlen durften, der Pastor Kolbing aus Karmzow.

Unsere Hoffnung hat uns nicht betrogen. Seit Eleonoren's Hochzeit hatte Kolbing den engeren Verkehr mit Levisohn fortgesetzt. Es war von da an bei der Nähe ihrer beiderseitigen Dörfer — sie waren nur etwa eine halbe Meile von einander entfernt — kaum eine Woche vergangen, in der sich nicht beide Männer gegenseitig besucht hätten. Der Kolbing'sche Pfarrsitz hatte seitdem seinen früheren Wirthshauscharakter verloren. Stadtgerichtsdirektors nebst Anhang ließen sich, seitdem sie mit Levisohn dort zusammengetroffen waren, eben so wenig mehr sehen, als Superintendents, die Conrektorin und Lisettchen. Die Karten waren verbrannt, und der Pastor hatte es dem Superintendenten in aller gebührlichen Ehrfurcht, aber auch mit aller Entschiedenheit ausgesprochen, daß er sein Instrument fortan nur noch für Choralmelodien öffnen werde. — Es war das allerdings eine etwas pietistische Anschauung, aber der Pietismus mit seiner Flucht vor allem an sich auch Erlaubten, in dem aber der Mensch früher sein Leben gefunden, das er nun als Tod erkannt, ist die Kinderkrankheit aller wahren Kinder Gottes.

Anfangs hatte Kolbing allerlei Nachreden erfahren müssen; — der beliebte Titel „Heuchler," „Frömmler" war ihm, nachdem das mitleidige Bedauern, das man ihm gezollt, keine Aenderung bei ihm hervorgerufen, nicht ausgeblieben. Ja etliche seiner werthen Amtsbrüder echauffirten sich bis zur Aeußerung „Muckerei." Als aber Alles nichts fruchten wollte, als auch der letzte Angriff der Frau Conrektorin auf die Pastorin trotz aller „ing's" fehlgeschlagen war, — ließ man den verlorenen Mann gehen und das Pfarrhaus von Karmzow lag in seiner von Kolbing so gewünschten Einsamkeit, die zu den ernsten Studien Muse gewährte, denen sich nun beide Männer allwöchentlich zweimal, bald hier bald im Pfarrhause zu Zülgen hingaben.

Da haben sie manchen schönen Nachmittag in der letzten Hälfte des August und den folgenden Monaten in gemeinsamer Betrachtung der heiligen Schrift mit einander durchlebt. Kolbing fiel es wie Schuppen von den Augen. Weil das Herz für den Herrn gewonnen war, darum öffnete sich nun auch das Auge zum Verständniß der heiligen Schrift. Oft war er sehr traurig; er mußte sein bisheriges Amtsleben als ein verlorenes ansehen. Die Verstorbenen aus seiner Gemeinde fielen ihm schwer auf das Gewissen, weil er ihnen ja den Weg zum Leben nicht gezeigt hatte. Aber dann empfand er auch wieder reiche Tröstungen; er konnte sich ja nun der Vergebung rühmen, die er im Glauben ergriffen hatte. An seinem Geburtstage, dem ersten October hatte er den Spruch in seine Bibel geschrieben: quod vixi tege, quod vivam rege! und die Bitte am Schlusse wurde ihm erfüllt. Das zeigte der Ernst, mit dem er sich auf die Predigt vorbereitete, und die Treue, mit der er seiner Gemeinde auch unter der Kanzel das ihm widerfahrene Heil anpries und die Kranken und Sterbenden besuchte und tröstete.

Kolbing, den einige Tage zuvor Frau von Eberzahn bei ihrem Pastor getroffen, war von dieser besonders freundlich zu diesem Tage sammt seiner Frau eingeladen worden. Die Pastorin war zwar eine Inspektorstochter von einem einige Meilen entfernten Gute, in dessen Nähe Kolbing seine Hauslehrerzeit verlebt hatte, aber sie war ihrem Manne auf dem Wege, den dieser jetzt eingeschlagen, gefolgt, und darum war sie der Baronin von Herzen willkommen.

Es ist sehr schwer, in einer aus so sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzten Gesellschaft das rechte Wort zu finden, das etwa das Thema zu einer Unterhaltung bilden könnte, an der Alle theilnehmen. Merkwürdigerweise war es diesesmal der dicke Pastor, dem es gelang, diese Aufgabe zu lösen, freilich auf eine Weise, die der Unterhaltung bald einen höchst unerquicklichen Charakter gab.

„Haben Sie denn schon gelesen, Herr Amtsbruder,“ wandte er sich mit heimlicher Schadenfreude an seinen Nachfolger, „daß

trotz der bekannten Gesinnung unseres jetzt regierenden Herrn eine Verletzung der Union nicht geduldet werden soll?"

Levisohn, der eben die von der Braut ihm gebotene Tasse Kaffe genommen, mußte die Frage verneinen.

„Nun, ich kenne den Mann auch nicht," sagte der Dicke mit Wegwerfung, „aber da wollte irgend ein Geistlicher — so ein junger, der eben ins Amt gekommen und so allerlei neue Ideen mitgebracht hatte, sich Aenderungen bei der Liturgie erlauben, zum Beispiel die Predigt mitten hineinschieben, sich bei den Gebeten mit dem Gesicht nach dem Altar zukehren und die altlutherische Spendeformel gebrauchen — er," setzte er, widerlich lachend, hinzu, „dem hat das dortige Consistorium etlich auf die Finger geklopft."

Pastor Haberstroh — das war der ominöse Name des Sprechers — wußte recht gut, daß Alles das sein Nachfolger in Zulgen auch eingeführt hatte, darum war seine Mittheilung ein hämischer Angriff auf diesen.

„Mich dünkt," war die ruhige aber ernste Antwort, „das Consistorium würde vielleicht eben so gut daran thun, wenn es noch mehr als auf die agendarische Formel sein Augenmerk auf diejenigen Pastoren richtete, die in so vieler Beziehung die Lehre der Kirche theils fälschen, theils beseitigen — und deren," fügte er hinzu, „giebt es leider genug."

Der Dicke nahm aus seiner Schildpattdose eine mächtige Priese und sagte dann:

„Sie scheinen also, Herr Amtsbruder, von der Union und ihrer Aufrechthaltung sehr gering zu halten?"

„Wenigstens," war die Antwort, „glaube ich, daß es wichtiger ist, daß wieder die reine Lehre in der Kirche zur Geltung kommt."

„I wo reine Lehre" polterte der Alte heraus, „was ist reine Lehre, wohl das, was Ihr jungen Herren so zu nennen beliebt, die Ihr den himmlischen Vater absetzt und unsern Meister zum Gott machen wollt, und was weiß ich, was Ihr sonst noch Alles für Neuerungen aufbringen wollt."

„Sie vergessen, Herr Pastor," mischte sich nun Frau von Eberzahn in das Gespräch, „daß das, was Sie Neuerungen nennen, die Schriftwahrheit ist, die von der Kirche von Anfang an bekannt worden ist."

Beinahe hätte der Pastor mit dem fast einzigen lateinischen Brocken, den er wußte, losgeplatzt — taceat mulier in ecclesia, er besann sich aber noch und erwiderte allerdings nicht minder unfein: „Ich glaube, Frau Baronin, daß ich doch wissen muß, was in der Bibel steht und was Kirchenlehre ist."

„Und doch," nahm jetzt der Assessor statt seiner zukünftigen Schwiegermutter das Wort, „hat die gnädige Frau, Herr Pastor, vollkommen recht, die Wahrheit, daß Jesus Christus unser Heiland wahrer Gott und wahrer Mensch ist, steht ebenso gewiß in der Bibel, als sie die Lehre und zwar die summa und Hauptlehre der Kirche ist."

„Ja — Ihrer Kirche," sagte der Dicke gereizt, „in Ihrem Lande giebt es ja noch keine Union, nein, da lobe ich mir die Union, da kann man doch lehren, was man will, und braucht doch seinen gesunden Menschenverstand nicht mit allerlei sinnlosen Formeln zu kreuzigen."

„Ihnen gegenüber," meinte nun Pastor Levisohn, „muß ich doch die Union in Schutz nehmen. Sie soll bekanntlich nach der einen Version in einem Consensus des lutherischen und reformirten Bekenntnisses, nach der andern in einem freundlichen und brüderlichen Nebeneinander dieser Bekenntnisse bestehen. In beiden Fällen steht aber auch nach der Union die Lehre von der wahren Gottheit des Herrn felsenfest, denn die bekennen bekanntlich beide Kirchen."

Pastor Haberstroh war in großer Verlegenheit. Er wußte, daß Levisohn nichts sagte, was er nicht beweisen konnte, und von den reformirten Bekenntnißschriften wußte er eben so wenig als von den lutherischen.

Es war überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung, daß die meisten Geistlichen damaliger Zeit von den Bekenntnissen ihrer Kirche so viel wie gar nichts wußten. Sie hatten sie nie ge-

lesen. Die Einen, die auf den Namen der wissenschaftlichen Anspruch machten, glaubten dadurch auf der Höhe theologischer Bildung zu stehen, daß sie ihren armen Geist in das Schnürleib noch dazu unverstandener hegelischer Lehrsätze einzupressen suchten. Die Andern saßen an dem Troge der Röhr'schen Predigerbibliothek, die ihnen allmonatlich in ihren Heften den Abgang dieses geistlosen Schwägers vorwarf. Die Meisten aber, namentlich die Landpastoren, lebten ganz wie ihre Bauern: wenn sie am Sonntage ihrer Gemeinde mit dem so und so viel mal aufgewärmten Kohl ihrer früheren homiletischen Elaborate abgefüttert hatten, kümmerte sie während der Wochentage im Frühjahr, Sommer und Herbst nichts weiter, als ihr Acker, und im Winter lasen sie, wenn sie nicht eine Partie nach der Stadt machten, je nach Geschmack die Uebersetzungen von Eugen Sue's Geheimnissen von Paris oder studirten landwirthschaftliche Bücher, was jedenfalls ihrem inwendigen Menschen weniger schadete. Vielleicht verdankt die Union ihre meistentheils widerspruchslose Einführung vorzüglich dieser Imbecillität der damaligen Geistlichkeit.

Der Oberamtmann von Königshorst, der bisher ein stiller Zuhörer gewesen, bemerkte die Verlegenheit, in der sich Pastor Haberstroh befand, dem er innerlich von ganzem Herzen beistimmte. „Mag nun in der Bibel stehen was da will," wandte er sich zu Levisohn, „und mögen Sie in Bezug auf die Kirchenlehre ganz recht haben, das will ich Ihnen nicht bestreiten, aber das werden Sie mir zugeben müssen, daß überall doch die Vernunft der Maßstab sein muß, nach dem wir Alles bemessen müssen, ich halte es mit Goethe's Spruch: Prüfet Alles und das Beste behaltet."

Der unglückliche Oberamtmann! Plötzlich ein schallendes Gelächter! Als er sich ganz verblüfft umsah, was das zu bedeuten habe, sagte Pastor Haberstroh, seinem Vertheidiger nun seinerseits zu Hülfe kommend: „In der Bibel steht der Spruch, Herr Baron."

„Ja, wer kann auch so bibelfest sein, wie Sie, Herr

Pastor,“ dankte der Oberamtmann, und es war nahe daran, daß zum zweitenmale ein Gelächter ihm gedankt hätte, daß er so sehr viel zu Erheiterung der Gesellschaft beitrug. Wenigstens mußte Marie schnell die Tasse zur Hand nehmen, um dem Blick, den ihr die Mutter zuwarf, zu genügen und ihr Lachen zu unterdrücken.

Frau von Königshorst empfand es tief, daß ihr Gemahl sich lächerlich gemacht hatte, sie wandte sich deshalb etwas gereizt an Levisohn und meinte: „Das werden Sie mir zugeben, Herr Pastor, daß die neue Mode, wie sie jetzt hier und dort bei den Gottesdiensten beliebt wird, höchst lächerlich ist. Wir kamen in diesem Sommer auf der Reise nach Karlsbad durch Z. und fanden dort, denken Sie sich, einen Geistlichen, der nicht allein vor dem Altar bald sich nach der Gemeinde, bald nach dem Altar zuwandte, sondern sogar in der Sacristei seine Toilette wechselte; vor dem Altar hatte er ein weißes Kleid, auf der Kanzel den gewöhnlichen schwarzen Chorrock, wie ihn unsere Pastoren alle haben, es sah gar zu komisch aus!“

„Sollte nicht die Komik des Eindrucks,“ erwiderte Levisohn, „hauptsächlich darin ihren Grund haben, gnädige Frau, daß diese Weise allerdings in protestantischen Kirchen etwas ungewöhnlich ist?“

„Nicht allein das,“ antwortete Frau von Königshorst, „sondern es kam mir auch so sehr katholisch vor; dieser Toilettenwechsel, der in der katholischen Kirche allerdings vor Aller Augen geschieht, hat auf mich immer einen komischen Eindruck gemacht.“

„Ich gebe zu,“ meinte Levisohn, „daß der Toilettenwechsel, wie Sie es zu nennen belieben, aus der alten Kirche entlehnt ist, fast möchte ich aber bedauern, daß er nicht in unserer Kirche allgemein geworden. Sie werden einräumen müssen, daß der Sache ein tiefer Sinn zu Grunde liegt. Der Dienst des Geistlichen am Altar ist ein anderer als der auf der Kanzel. Am Altar verwaltet er priesterliche Geschäfte. Für die bildet das weiße Gewand den passendsten Ausdruck. Auf der Kanzel dagegen ist er Prediger, Prophet, er muß die Sünder zur Buße rufen, da-

mit sie die vom Altar aus ihnen gebotene Gnade annehmen. Nicht wahr, für diesen Beruf geziemt sich das schwarze Gewand?"

„Aber dieses ewige Umdrehen, das billigen Sie doch nicht, Herr Pastor," meinte Frau von Königshorst.

„Ich würde es nicht selbst eingeführt haben," erwiderte Levisohn, „wenn ich es nicht billigte. Der ganze Gottesdienst soll einen symbolischen Charakter tragen, er hat das mit der Schöpfung gemein, in der, wie Luther sich einmal so schön ausdrückt, Alles Buchstaben sind, die Gott an die Tafel der Welt geschrieben hat, damit die Menschen daran die selige Wahrheit buchstabiren lernen: Gott ist die Liebe."

„O wie schön!" sagte Leokadie zustimmend.

„Berücksichtigen Sie nun, gnädige Frau," fuhr Levisohn zur Frau Oberamtmännin gerichtet fort, „daß von Alters her Osten, der Ort des Sonnenaufgangs, als Sinnbild der immer von Neuem aufgehenden Gnade Gottes angesehen wird, so werden Sie's erklärlich finden, daß der Geistliche, da aus gleichem Grunde die Altäre nach Osten in der Kirche gebaut sind, sein Angesicht, wenn er betet, zum Altare hinrichtet, dagegen, wenn er das Wort Gottes der Gemeinde mittheilt, oder sie mit dem „der Herr sei mit Euch!" begrüßt, oder wenn er sie segnet, sich nach dieser umwendet. Ja," fügte er hinzu, „diese Sitte, bei dem Gebet das Angesicht nach Osten zu wenden, ist von den ältesten Zeiten her so gebräuchlich in der Kirche, daß zum Beispiel in solchen Kirchen, deren Altäre nach Westen gebaut sind, der Geistliche hinter dem Altare steht und so allerdings in diesem Falle sein Gesicht der Gemeinde zuwendet, das aber nur darum, weil Osten ihm in diesem Falle gegenüber liegt."

„Sie werden uns, Herr Amtsbruder, nächstens auch wieder mit dem Weihrauchfaß und Weihwasserwedel beglücken," meinte spöttisch der Dicke, dem jedes Organ für die sinnigere Auffassung der Kultusformen abging.

Levisohn antwortete ruhig: „Gegen den Weihrauch, als Symbol des Gebets, hätte ich in der That nicht so viel zu erinnern, im lutherischen Braunschweig wird er bekanntlich in der

Hofkirche noch bis auf den heutigen Tag angewandt. Gegen das Weihwasser dagegen müßte ich mich schon um deswillen erklären, weil in seiner Anwendung eine Abschwächung der heiligen Taufe liegt, in der das Wasser ein für allemal seine Bedeutung gefunden hat."

„Aber warum führen Sie denn den Weihrauch in unserer Kirche nicht ein?" frug Frau von Eberzahn ihren Pastor.

„Weil ich glaube," war die Antwort, „daß man sich in Acht nehmen muß, den Gemeinden gleich zu viel zu bieten."

„Also doch künftig einmal," meinte der Dicke hämisch, „wenn die Schafe schon gut katholisch geworden sind."

„Sie scheinen in der That, Herr Pastor," nahm nun der Assessor das Wort, „den Katholicismus auf einem Gebiete zu suchen, auf dem er gar nicht liegt. Nach meiner unmaßgeblichen Auffassung liegt er in der Lehre und in den Sitten und Gebräuchen, die mit der katholischen Lehre im Zusammenhang stehen, wie zum Beispiel in der Verehrung der Bilder und dergleichen mehr."

„Aber Sie werden mich doch nicht lehren wollen," platzte nun Haberstroh heraus, „was katholisch ist oder nicht?"

„Das würde ich mir nicht erlauben," erwiderte der Assessor nicht ohne Ironie, „ich habe mir nur gestattet, meine Ansicht auszusprechen, und die stimmt allerdings völlig mit der des Herrn Pastor Levisohn."

Kolbing war bisher ruhiger Zuhörer gewesen. Jetzt nahm er das Wort und meinte, ihm sei allerdings der symbolische Charakter des Kultus von geringerer Wichtigkeit, als seinem lieben Bruder Levisohn, in der Sache aber stimme er ihm darum von ganzem Herzen zu, weil er der Ansicht sei, daß gerade die Hinwendung der Herzen zu Gott durch diese Art und Weise des Cultus erleichtert werde.

„Wie kommt es doch," frug er, „daß man innerlich auf das tiefste bewegt, das Gemüth unwillkürlich erhoben wird, ja möcht' ich sagen, die Gedanken wie die Hände sich anbetend falten, wenn man in den Kölner Dom tritt, während Kirchengebäude, wie unsere protestantischen Kirchen gewöhnlich sind, uns

ganz kalt lassen? Ich glaube nicht fehlzugreifen," fuhr er fort, „wenn ich den Grund hierfür in unserer Anlage finde. Das Auge ist eben so sehr Organ für die Erbauung, wie das Ohr. Der Unterschied ist nur der, daß das Ohr durch Ton und Wort mehr unvermittelt die geistigen Eindrücke der Seele zuführt, das Auge dagegen Farbe, Form und Gestaltung verlangt und durch diese Mittel dann Organ der Erbauung wird, wenn sie den passenden Ausdruck für den Gedanken bilden, der ihnen zu Grunde liegt." —

„Sie sprechen aus, lieber Herr Pastor," sagte Frau von Eberzahn, „was ich stets gefühlt, wenn ich in dem Magdeburger Dom gewesen, er macht auf mich immer den Eindruck des in die Steine gebildeten Glaubens an den heiligen dreieinigen Gott, — nur," setzte sie hinzu, „erleidet dieser Eindruck dann eine Störung, wenn ich den dürftigen Cultus in diesem herrlichen Kirchenbau mit angesehen habe; — der einzelne Pastor mit dem schwarzen Talar, auch wenn er die blumentopfartige unschöne Mütze, die man Barett nennt, abgelegt, vor dem Altar dieser Kirche; — es drückt mich das Gefühl einer gewissen Disharmonie, wenn ich das mit ansehen muß."

„Ich theile dieses Gefühl mit Ihnen, Frau Baronin," sagte Levisohn, „ein Kirchbau wie der Magdeburger oder gar wie der Kölner Dom fordert in seinem Cultus die Zusammenwirkung der verschiedenen Abstufungen im geistlichen Amt, wie sie in der alten Kirche sich geschichtlich gestaltet hatte, sammt dem damaligen Reichthum der Gewänder und der künstlerisch dramatischen Handlung der Ministranten, wie sie die alte Kirche hatte."

„Läßt sich denn das bei uns nicht wieder herstellen?" frug Marie.

„Gott bewahre uns," meinte Haberstroh, „dann sind wir ja ganz und gar katholisch!"

Ohne auf diese Bemerkung seines Amtsbruders zu achten, antwortete Levisohn: „In der schwedischen und selbst in der englischen Hochkirche sind noch reiche Reste dieses altkirchlichen Cultus übrig geblieben: aber wieder einführen läßt sich das schwerlich,

so lange die Gemeinden nicht zu dem Bewußtsein gekommen sind, daß statt der Predigt das Sacrament des Altars die Höhe des Gottesdienstes ist. Sie wissen, gnädiges Fräulein, daß bei uns die Predigt den eigentlichen alleinigen Inhalt des Gottesdienstes ausmacht."

„Und die darf doch auch nicht fehlen," meinte Kolbing, „der Glaube kommt doch nun einmal aus der Predigt!"

„Gewiß nicht," erwiderte Levisohn, „ich stimme ganz mit dem theuern Löhe überein, der in der Ueberschätzung der äußerlichen Dinge, der Organisation und Liturgie die Gefahr des Weges nach Rom sieht; — das Wort hat in jedem Gottesdienste sein Recht, aber eben so sehr das Sacrament, ja man kann sagen, die Verkündigung des Wortes ist die Vorbereitung auf die Empfangnahme des Sacraments, die Bedürftigkeit der Seelen nach dem Sacrament wird durch die Verkündigung des Wortes Gottes erzeugt. Darum scheint mir der Gottesdienst der vollkommene zu sein, in dem die Verkündigung des Wortes und die Verwaltung des Altarsacraments die beiden Berge bilden, von denen nur der letztere den ersteren an Höhe überragt, als auf dem letzteren der Herr sich uns mehr unmittelbar in seinem Leib und Blut mittheilt, während auf dem ersteren doch der Geist des Herrn durch die menschliche Fähigkeit in seiner Mittheilung bedingt wird."

„Sie meinen also wohl," meinte Haberstroh, „daß an jedem Sonntag solle das Abendmahl ausgetheilt werden?"

„Allerdings!" erwiderte Levisohn.

„Nun da wüßte ich nicht, woher die Communicanten in meiner Gemeinde kommen sollten, bei mir gehen die Leute nur vier Mal im Jahr zum Abendmahl," — entgegnete Haberstroh.

„Das kommt nur auf den Versuch an," sagte Levisohn, „ich habe jeden Sonntag einige Communicanten und die Zahl wächst von Sonntag zu Sonntag."

Der Oberamtmann konnte bei diesen Gesprächen ein Gähnen kaum unterdrücken, er fühlte sich entsetzlich gelangweilt und wandte sich deshalb, als eine kleine Pause entstanden war, an den Assessor:

„Bei Ihnen kommen ja ganz ungeheuerliche Dinge vor, Duell, Todtschießen, Ehescheidung!“

„Leider!“ sagte dieser kurz; er sah, wie Leokadie zusammenzuckte, als der Oberamtmann diese Dinge, die sie so nahe berührten, auf das Tapet des Gespräches brachte.

„Und das in einem ganz lutherischen Lande,“ bemerkte Haberstroh hämisch, „das ist doch der beste Beweis gegen Sie, Herr Bruder Kolbing, daß es mit dem fromm werden durch solche Fixfaxereien nichts ist.“

Kolbing überging die Rohheit dieser Aeußerung und bemerkte nur: „Mit demselben Rechte können Sie auch sagen, daß es mit dem Blumenschmuck, mit dem Gott im Frühjahr die Erde kleidet, nichts ist, weil Tausende von Menschen, ohne darauf zu achten, daran vorübergehen, oder weil eine Kuh kommt, und sie gemüthlich abweidet.“

„Zudem muß ich bemerken,“ warf der Assessor ein, „daß von alledem, was wir hier besprochen haben, die Geistlichkeit unseres Fürstenthums im Großen und Ganzen sehr fern ist, ich glaube,“ fügte er nicht ohne Sarkasmus hinzu, „Sie, Herr Pastor Haberstroh, würden sich in unserem Fürstenthum sehr glücklich fühlen.“

Pastor Hab·rstroh's rothes Gesicht wurde fast kirschbraun. Frau von Eberzahn fürchtete eine höchst peinliche Explosion und sagte daher schnell zu ihrer Tochter: „Liebe Marie, Du singst uns wohl einmal das schöne stabat mater von Pergolese — Leokadie wird gewiß die Güte haben, Dich zu begleiten.“

Marie nickte ihrer Mutter zustimmend zu, und nach einem seelenvollen Präludium auf dem trefflichen Wiener Flügel, klang jetzt die herrliche Melodie so schmerzensreich und doch so glaubensvoll durch den weiten Saal, daß selbst ein Gemüth, wie das Haberstroh's nicht unberührt blieb, — der kirschrothe Teint machte allmählich der Naturfarbe wieder Platz und seine Hände falteten sich unwillkürlich über dem Polster, der ihm über den runden Schenkeln hervorragte.

In der That, beide Freundinnen hatten, ohne es zu wissen,

in seelenvollem und künstlerisch-vollendetem Vortrag mit einander gewetteifert, und man wußte kaum, welcher von beiden, der Sängerin oder der Begleiterin, man die Palme zuerkennen sollte. Ob der Hauch der Andacht aus den vorangegangenen Gesprächen ihre Seele durchzogen? Es war ein Vortrag, würdig des unübertrefflichen Liedes.

Man pflegt sonst nach gelungenem Vortrage zu klatschen, — Niemand dachte daran, — der Saal war zur Kirche geworden. Frau von Eberzahn küßte ihre Tochter auf die Stirn, als sie geendet und ihr Bräutigam drückte ihr die Hand. Emmeline von Königshorst saß in tiefes Nachsinnen versunken da, und ging dann auf die beiden Freundinnen zu, und eine Thräne stand in ihrem schönen Auge. Sie reichte beiden die Hand, aber sie sagte kein Wort, — ein Schweigen, was beredter war, als jedes Wort.

„Sehr schön, außerordentlich schön," — meinten die beiden Fräulein Haberstroh, — und die Aelteste bat Marie auf einige Tage um die Composition, sie wolle sich dieselbe durch den Cantor abschreiben lassen.

„Vater, Johann hat angespannt," kam nun der rothhärige, zehnjährige jüngste Sprößling der Haberstroh'schen Eheleute in den Saal gestürmt. Die Stille war nun unterbrochen. Der Oberamtmann gab ebenfalls Befehl, den Schlitten zu rüsten.

Als Kolbing Levisohn noch nach dessen Pfarrhaus begleitete, meinte er: „Es ist doch ein wunderbares Leben, das Einem aus den Klängen der alten Kirche anhaucht."

„Ja wohl," sagte dieser, „dieses Leben fluthet aus dem Quell, der in unserer lutherischen Kirche wieder aufgegraben ist, wir müssen ihn nur wieder in die ursprünglichen Marmorbecken sprudeln lassen."

„Wie wird das möglich sein," seufzte Kolbing.

„Was bei Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott doch möglich," antwortete feierlich Levisohn.

XVIII.

Unter den Bogen gab es Hauptvergnügen. Es war Sünter-Klas — Sanct Nicolaus-Abend in unser Deutsch übersetzt, derselbe Abend, an dem wir eben der Unterhaltung im Herrenhause zu Zülgen zugehört haben.

Die Bogen sind Vorhallen, deren mächtige kurze Säulen mit den Capitälen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert Spitzbögen tragen, über die sich die hohe gothische Giebelfront mit ihren großen und kleinen Fenstern erhebt. Zu beiden Seiten der geräumigen Hauptstraße in einer alten Stadt des westlichen Deutschlands bilden diese Hallen, in der dortigen Sprache schlechthin „die Bogen" genannt, nicht allein für die Spaziergänger Sommer und Winter bald eine schattige, bald vor Schnee und Regen schützende Promenade, sondern auch für die Obst- und Kuchenverkäuferinen, die unter ihnen, nach der Straße zu, ihren kleinen Kram aufgeschlagen haben, eine zwar zugige aber doch einträgliche Stätte.

Leider müssen jetzt die alten prächtigen Giebelfronten mit ihren theils geschnörkelten, theils mit gothischen Ausläufern der Streben versehenen Absätzen der niedrigen Stockwerke immer mehr modernen Bauten weichen und wenn auch die Bogen erhalten bleiben, so werden doch die schmalen Giebelfronten, ob auch verschiedenen Häusern angehörend, zu einer breiten modernen Häuserfront zusammengezogen. Es ist ein Jammer! — Das individuelle Leben mit seinen oft bizarren aber immer originellen Sonderbarkeiten muß immer mehr der Geschmacklosigkeit und Monotonie allgemeiner Nützlichkeit weichen. Dasselbe Princip wie in der Politeia. Man schätzt nicht mehr die Häuser nach der Eigenthümlichkeit ihres malerischen Werths, sondern nur nach der Summe ihres Miethsertrages.

Damals war es noch anders, die Giebel erzählten noch von

alten Zeiten, und die Wetterfahnen auf ihrer Spitze sangen noch knarrend ihre Lieder von mancher Freud und manchem Leid, dem sie von oben her zugeschaut hatten.

In der That, wenn ich meinen Wohnort mir wählen könnte, zög ich schon um der Kinder willen in eine alte Stadt. Die Poesie, die aus jedem Hause herausblickt, erzieht unendlich reicher als die moderne Schulmeistereloquenz.

Es war Sanct Nikolaus-Abend. Aus jeder Spitzbogenhalle der Bogen strömte ein Lichtmeer auf die dunkle Breite der Straße, auf die ganz still und sacht Frau Holle ihre Bettfedern niederschüttete, so daß bald der Fahrdamm mit weißem Flaum bedeckt war.

Unter den Bogen dränge sich eine fröhliche Menge zwischen den erleuchteten Ladenfenstern, vor denen hier allerlei Galanteriegegenstände — dort Seidenstoffe, Tücher und billige Garderobengegenstände, — dann wieder bunte Bilder — katholische Kirchenheilige — und reich mit Goldschnitt verzierte Gebetbücher ausgestellt waren, und zwischen den Buden der Apfel- und Kuchenverkäuferinnen, die diesmal zu ihrem reichen Vorrath hohe Säcke mit Hasel- und Wallnüssen gefügt und neben dem großen in feinerem Kuchenteig gebackenen Nikolaus mit der vergoldeten Bischofsmütze, eine zahllose Schaar von allerlei Männlein und Fräulein sammt allen Thieren, die mit Vater Noah in den Kasten gingen, in gröberem Teig gefügt hatten. Zwischen ein ragte auch hier und dort eine Ruthe mit Goldflittern, womit Knecht Rupprecht, der unzertrennliche Gefährte des heiligen Nicolaus die unartigen Kinder züchtigt.

Hier steht eine Zahl pausbackiger „Wichter" und feilscht um einen Sunter-Klas, dort kauft eine Mutter für ihre Kinderlein daheim Aepfel und Nüsse ein und schleppt sich an dem schweren Korbe, ohne daß sie seine Last fühlt, — es ist ja für die Kinder. Wiederum hier ein paar gar niedliche Gesichterchen, — es ist Brüderchen und Schwesterchen, — sie fühlen nicht die Kälte, von denen ihre Hände und Wangen hochgeröthet sind, sie sehen nur verlangend, aber auch traurig, nach all' den Herrlich-

keiten, denn sie haben keinen guten Groschen, um sich einen Kuchenmann zu kaufen. Da drängt sich ein Herr im Offiziersmantel, die Mütze tief ins Auge gedrückt, durch die Menge und sucht die Kinder, und kauft dem Buben einen gebackenen Reiter zu Pferd und dem Wicht einen schönen Sanct Nikolaus mit goldener Bischofsmütze, — und drängte dann weiter, wohl innerlich vergnügt, über die fröhlichen Gesichter, die ihn erstaunt anblickten.

Im dichtesten Gedränge ein Haufen von Knaben, — Gymnasiasten, die sich, ich weiß nicht was, da wo eine Anzahl Bauermädchen in ihren dicken, faltigen, rothen Röcken standen, zu schaffen machten. — Auf einmal ein Ruf: „Jüs Mariosep!“ „Marikterin büß'te ook angenaiht!“ — „O dat Jungenstüg!“ Die muthwilligen Jungen hatten sich den Scherz gemacht, und eine ganze Anzahl von rothen Röcken, während ihre drallen Inhaberinnen bei den Höckerinnen feilschten, aneinanderzunähen.

Das gab natürlich einen Mordscandal, als sich nun die Zusammengenähten losmachen wollten, und sich immer mehr knäuelartig ineinander verfitzten und nun das Gedränge an dieser Stelle immer ärger wurde. Aber, wie man auch schalt, die kleinen Attentäter hatten sich längst aus dem Staube gemacht, und standen kichernd und lachend draußen auf dem beschneiten Fahrdamm und freuten sich königlich über ihren St. Nikolausspaß.

Da, wo die Giebelhäuser auseinandertreten und dem Eingange zum Domhofe Platz machen, stand ein Eckhaus, — ob es nicht auch schon einem modernen hat Platz machen müssen, weiß ich nicht, — damals war es eins der am besten erhaltenen aus alter Zeit. Es stand unmittelbar der Front des Rathhauses gegenüber, das in reichster gothischer Zierath in jenen Tagen eine Hauptzier der Stadt war, als die spätere gelbe Tünche, mit der der damalige Geschmack es glaubte verschönern zu müssen, noch nicht die riesengroßen Fresken auf seiner Front, Karl den Großen und seine Paladine verdeckt hatte. Liebhaber alter deutscher Kunst suchten sich gerne dieses Haus zur Wohnung.

An jenem Abende waren die großen Fenster der Belletage dieses Hauses hell erleuchtet. Man sah zwischen den dichten Vorhängen eine Krone reich mit Kerzen besetzt.

In einem saalartigen Zimmer mit einer Balkenlage, die reich mit Stuck verziert war, und dessen Wände mit Bildern aus der deutschen und niederländischen Schule bedeckt waren, saßen schweigend auf den gepolsterten Stühlen mit gothischen Lehnen einige Kinder, — drei Knaben und vier Mädchen. Man sah es ihren blassen Gesichtern und ihrer ärmlichen Kleidung an, daß sie in diese Räume eigentlich nicht hineingehörten. Ihre Augen blickten erwartungsvoll nach einer Thür mit Damastvorhängen, während drei Frauen in ähnlichem Costüm, von denen eine ein kleineres Kind noch auf dem Arm hatte, — offenbar die Mütter dieser Kleinen — in halblautem Gespräch in der Nähe des Eingangs standen.

„Paßt auf," sagte die Eine, als eins der Kinder unruhig werden wollte, „gleich kommt der heilige Nikolaus!"

Und in der That, in diesem Augenblicke rauschten die Vorhänge auseinander, — aber was war das? Ein gräuliches Ungethüm mit wildem schwarzem Bart, im schwarzen Talar und mächtigem Knotenstock und einer Ruthe in der Hand, über die Schulter einen schweren Sack geworfen, kam in die Stube. Die Kinder hätten beinahe laut aufgeschrieen, wenn nicht hinter dem Knecht Rupprecht der heilige Nikolaus selbst gestanden hätte, ein prächtiger alter Mann mit schneeweißem Bart, die Mitra auf dem Haupt und den vergoldeten Bischofsstab in der Hand.

„Sind auch alle Kinder artig gewesen?" schnarrte der Knecht Rupprecht zu den Müttern gewandt. Den Kleinen schlug das Herz höebar, — ihr Gewissen sagte ihnen, daß das wohl nicht immer der Fall gewesen. Aber es fiel ihnen wie eine Last vom Herzen als nun die Mütter mit „ja" geantwortet und nun der heilige Nikolaus vortrat und dem Rupprecht befahl seinen Sack zu öffnen. — Da rollten Aepfel und Nüsse auf den Boden und der Inhalt des Sackes wollte, wie einst das Oelkrüglein der Wittwe von Zarpath kein Ende nehmen. Röck-

chen und Höschen und Mieder und Kleider und auch hübsche Bücher und ich weiß nicht, was Alles langte Knecht Rupprecht aus dem Sack und übergab es den Müttern, die vor Staunen darüber kaum wußten, was sie sagen sollten.

Als die Bescheerung beendet, ermahnte der heilige Nikolaus die Kinder noch ja recht artig zu sein, denn sonst kämen sie im nächsten Jahre in den Sack und kriegten Schläge mit der Ruthe — und dann gingen die Kinder glücklich mit ihren Schätzen beladen aus dem erleuchteten Zimmer, gewiß, daß sie den heiligen Nikolaus selbst gesehn und daß er sie selbst beschenkt habe. Die Mütter aber blieben noch einen Augenblick zurück und bedankten sich vielmal bei dem Herrn Major, daß er an sie und ihre Kleinen gedacht habe, sie wollten auch fleißig zu der Mutter Gottes beten, daß die dem Herrn Major vergelten möge, was er an der Armuth thue.

„Ich danke Ihnen, lieber Lilienström," sagte der Major Sturm, als die Frauen sich entfernt hatten, zu seinem Adjutanten, „Sie haben mir eine große Freude bereitet. Haben Sie wohl die Augen der Kleinen gesehn? Ach, wer doch Weib und Kinder an's Herz drücken könnte, — nun ist so ein Abend mein geringer Ersatz."

„Wenigstens einer," meinte der Adjutant, als er seine Rupprechtsuniform von sich warf, „der Ihrem Herzen alle Ehre macht; — aber wo bekommen Sie nur immer diese neue Garnitur von armen Leuten her?"

„Sie wissen, mein Joseph ist ein frommer Mensch, der geht dann bald zu diesem, bald zu jenem katholischen Geistlichen, und läßt sich die Aermsten in der Gemeinde nennen. Und nun Adieu, mein lieber Knecht Rupprecht, Sie gehen wohl noch heute Abend zur Soiree bei'm General? — Nur nicht zu tief in gewisse schöne Augen geblickt!" drohte der Major mit dem Finger, als sich sein Adjutant empfahl.

„Joseph lösche die Lichter und bringe den Kram an die Seite," befahl der Major dem eintretenden Diener, indem er auf seine Bischofsmaske hinwies.

„Der Herr Obristwachtmeister haben die Leute sehr glücklich gemacht," erlaubte sich dieser zu bemerken.

Joseph hörte den Seufzer nicht, mit dem der Major antwortete, als er in seine Arbeitsstube ging.

Auf dem Arbeitstisch, über dem ein verschleiertes Bild hing, lag ein unerbrochener Brief. Der Major hatte ihn in dem Augenblicke empfangen, als er die Rolle des Bischofs spielen mußte. — Jetzt besah er noch einmal die Aufschrift, — ach, es waren die wohlbekannten Schriftzüge, — jetzt erbrach er das schwarze Siegel, — diese Schriftzüge und das schwarze Siegel, was konnte es sein.

Wir kennen den Major Sturm, den einstigen Bewohner der Candidatenstube zu Golenau. Wie viel Jahre, und wie viel Schmerzen lagen zwischen dem damals und dem heute!

Er gehörte zu den seltenen Männern, die ihre Treue halten bis in den Tod. Alle Schlachten der Freiheitskriege hatte er ruhmvoll mitgeschlagen. Bei Möckern hatte er sich das Kreuz von Eisen erstritten. Von dem Vater seiner Braut zurückgewiesen, hatte er den Beschluß gefaßt, sich nie zu vermählen. Und er hat ihn gehalten bis an seinen Tod. Er konnte nur einmal lieben und dann nicht wieder. Das heutige Geschlecht mag diese Treue phantastisch nennen; es war nun bei ihm einmal so, und daß es so war, wer kann den Adel solchen Charakters leugnen?

Dem Generalstabsmajor Sturm war seit Jahren X. als Garnison angewiesen. Er hatte nach seiner Neigung sich mit jenen Meisterwerken umgeben, die wir an den Wänden seines Gesellschaftszimmers gesehen haben. Ein Bild war ihm besonders werth, — es gehörte der italienischen Schule an und stellte eine Mutter vor, deren Züge ihn an Leokadie von Raben erinnerten, und deren Umgebung ein Bild seiner zertrümmerten Hoffnungen war.

Der Theologie hatte er für immer den Rücken gekehrt. Seine theologische Bildung gehörte noch der Blüthezeit des Rationalismus an, und weil der selbstverständlich einem so tief angelegten Gemüth, wie das Seinige war, nicht zusagte, so war er

der Theologie und wie das bei Theologen, die Schiffbruch erlitten, so oft der Fall ist, auch dem kirchlich-religiösen Leben überhaupt entfremdet. Er ging nie zur Kirche, aber er war bekannt als Wohlthäter der Armen. Dieser Neigung verdankte eine Anzahl von armen Kindern alljährlich am Sanct Nikolausfeste eine Bescherung, wie wir sie so eben miterlebt haben.

Seit dem Tage, daß Leokadie von Raben unter heißen Thränen, ein Opfer der Aristokratie ihres Landes, ihm hatte den Verlobungsring zurückschicken und er dem vorsichtigen Vater einen Revers hatte ausstellen müssen, daß er der Hand seiner Tochter entsage, hatte er allen brieflichen Verkehr mit der jetzigen Frau von Mannhardt abgebrochen. Er hatte es nicht gethan, weil er ihr etwa gezürnt hätte. Ihr Abschiedsbrief war ja fast unleserlich von ihren Thränen. Um ihretwillen, um ihr den Schmerz nicht zu erneuern, um der Gattin eines Andern nicht den Kampf zu erschweren, den sie an der Seite des ungeliebten Mannes mit ihrer Pflicht zu kämpfen hatte, deshalb hatte er ihr nie wieder geschrieben. Er wußte nichts von ihrem spätern Leben. Beurtheile ich ihn recht, so hätte es in ihm eine bittere Empfindung erweckt, wenn er erfahren hätte, daß Leokadie von Raben zum Glauben gekommen und im Glauben allmählich den Schmerz ihrer Jugend hatte überwinden gelernt. — In seinem Herzen war seine Liebe zu seiner früheren Braut noch dieselbe. Es würde ihm weh gethan haben, wenn er gewußt, daß Frau von Mannhardt ihren Gemahl achten gelernt und in dem Bewußtsein des Gehorsams gegen das Gebot des Vaters Frieden gefunden hatte. Nur der lebendige Glaube, der Sturm ja fehlte, verleiht jene heilige Selbstlosigkeit, die sich selbst vergessend über das Glück der Andern freuen kann.

Allerdings gehörte Leokadie's Liebe ebenfalls nach wie vor dem Major. Aber ihre Liebe war die Stille heiliger Entsagung. Ihr Gewissen sagte ihr, daß sie mit dieser Liebe ohne Vorwurf ihrem Gatten in's treue Auge blicken konnte. So war ihr anfangs so schweres und mit unendlichen inneren Seelenkämpfen verbundenes Loos nicht allein erträglich geworden, sondern sie

führte in der That eine glückliche Ehe. Das Glück der Ehe beruht im lebendigen Glauben. Der läßt überwinden, tragen und dankbar anerkennen, wenn das andere Theil mit solch zarter Achtung den Gatten behandelt, wie Herr von Mannhardt es that.

Bei der innern Stellung des Majors verstehen wir's, daß allerlei Gedanken durch seine Seele stürmten, als er die Schriftzüge Leokadie's auf der Adresse erkannte und das schwarze Siegel betrachtete.

„Sollte er todt sein!" sagte er zu sich selbst, „sollte doch noch der schöne Traum deiner Jugend sich erfüllen? — Nein, nein unmöglich," setzte er hinzu, „und wenn das wäre, wenn er todt, — sie könnte nie dein eigen werden, — sie ist die Frau eines Andern gewesen, — nein, unmöglich!"

Es lag in dem Wesen des Majors, daß er keine Rose aufheben mochte, die ein Andrer gepflückt hatte, am allerwenigsten eine, die bei ihrem ersten Entfalten sein gewesen war. Er liebte Frau von Mannhardt, aber er liebte sie, wie man eine Verstorbene liebt. Die blitzartige Empfindung, die ihm soeben durch die Seele gefahren, war nur dafür Zeugniß, wie tief sein innerstes Leben die zwanzig Jahre hindurch mit der Erinnung an seine Liebe verflochten geblieben war.

Er erbrach den Brief, — er las die Ueberschrift: „Theurer Herr Major," — die Unterschrift: „Ihre Leokadie von Mannhardt." — Er warf den Brief wie enttäuscht auf sein Schreibpult. Der letzte Brief hatte gelautet: „Mein Theodor," und die Unterschrift: — „Auf ewig Deine Leokadie."

Bedenkt man, daß in den Empfindungen des Majors, seiner einstigen Braut gegenüber, keine Aenderung stattgefunden, so faßt man es, daß es ihm sein mußte, als ob nun wirklich erst die Scheidung zwischen ihm und ihr eingetreten war, die doch schon so viele Jahre bestanden hatte.

Er ging in großen Schritten die Stube auf und ab, er nahm wieder den Brief zur Hand, las wieder Auf- und Unterschrift, — warf ihn wieder hin, — ballte die Faust und rief

in grimmem Schmerz: — „Frau von Mannhardt, — warum noch den Namen davor, — der mir das Herz zerreißt!“

Er ging zu dem Bilde über dem Schreibtisch, — hob den Schleier, — sie war es in ihrer Jugendschöne, — die aufgeblühte Rose, — von ihm selbst einst gemalt, — sein bestes Bild, er hatte seine Liebe hineingemalt. Lange stand er vor dem Bilde, dann verhüllte er es wieder mit dem Schleier, — als wenn er ihn nie wieder hätte lüften wollen, warf sich in die Ecke seines Sophas nieder und bedeckte sein Auge mit seiner Hand.

An dem innern Auge der Seele zogen die Bilder schöner früherer Tage vorüber. Er war in Golenau auf der Candidatenstube, — sah auf den See, auf dem er so manchesmal im Kahn mit der Braut zu der kleinen Insel hinübergefahren. Er sah den schattigen Buchengang im Garten, in dem er mit ihr Arm in Arm gewandelt, und von seligen künftigen Tagen geträumt hatte. Das liebliche, dort im Park versteckte Plätzchen sah er, an dem er zum ersten Male gewagt, Leokadie zu sagen, was seine Seele bewegte, und sie tieferglühend auf seine stammelnde Frage, ob sie sein sein wolle für Zeit und Ewigkeit, mit ihrem Ja ihm an's klopfende Herz gesunken war — —!

Hinweg, ein anderes Bild! Der König rief, und Alle — Alle kamen. Die weinende Braut beugte sich früh am Morgen, als er an ihrem Zimmer vorüberfuhr, aus dem Fenster und warf ihm eine Rose, die sie gepflegt, in den Schooß und die Rose, obgleich welk geworden, hat er in allen Schlachten in den ersten Brief, den sie ihm geschrieben, gehüllt, auf der Brust getragen, und er hatte sie noch.

Und dann, wie er heimgekehrt, der Hauptmann Sturm mit dem eisernen Kreuz auf der Heldenbrust, — aber sie war nicht da, — sie hatte auf Befehl des Vaters an den Fürstenhof ziehen müssen. — — —

Genug! Solche Erinnerungen sind wie der Bohr des Brunnenmachers. Sie bohren und bohren und endlich kommt Wasser, — aber es ist das schmerzensreiche Wasser heißer Thränen. Wollen wir es dem Manne verargen, daß bei solchen

Erinnerungen Thränen unter der Hand, die das Auge bedeckte hervordrangen?

Thränen, sagt man, lindern Schmerzen. Ruhiger stand sie auf, und nahm noch einmal den Brief und durchlas ihn.

Wir wissen, warum der Brief schwarz versiegelt war. Es brachte das unglückliche Ende des nahen Verwandten des Kammerjunkers von Bohm das schwarze Siegel mit sich.

Es war ein langer Brief. Frau von Mannhardt theilte dem fernen Freunde, wie sie den Major nannte, die Ereignisse ihres bisherigen Lebens mit. Es war das aber gewissermaßen nur die Einleitung, aus dem Verlangen entstanden, jetzt wo das eigne Herz zur Ruhe gekommen war, wieder mit dem in geistigen Verkehr zu treten, der ihr doch noch theurer war, als sie selbst es ahnte. — Woher aber dieses Verlangen? Sie hatte sich nicht länger verhehlen können, daß nicht allein Dorn's Herz ihrer Tochter gehöre, wie ernstlich er auch gegen seine Neigung zu kämpfen suchte, — der scharfblickenden Mutter war es ja auch nicht entgangen, daß Leokadie anders gestimmt war als früher und daß auch in ihrer Seele, ihr selbst wohl noch unbewußt, jenes geheimnißvolle Etwas keime, das man Liebe nennt. — Das Alles hatte die Erinnerung an die früheren Tage in ihr wach gerufen, und da sie sich selbst nach der erkämpften Ruhe für stark genug hielt, so entstand in ihr das Verlangen, mit dem Manne, den sie so heiß geliebt, nunmehr in ruhigen freundschaftlichen Verkehr zu treten. Dabei leitete sie die ostensibele Absicht, sich bei ihm Rath's zu erholen, was sie zu thun habe, sie wollte um jeden Preis ihrer geliebten Leokadie die Schmerzen ersparen, die sie selbst erfahren — und wollte doch auch Dorn nicht wehe thun. Sie hatte ihn wirklich, namentlich seit dem Tage, an dem er ihren Kindern das Leben gerettet, wie einen Sohn lieb gewonnen.

Hätte Frau von Mannhardt sich gesagt, daß doch möglicherweise „ihr Freund" den Weg ihrer Entwickelung nicht gegangen, daß er noch der frühere, dem Evangelio ferne Mann war, in dessen Herzen die volle Gluth früherer Liebe unter der

rische äußerlicher Ruhe lag, — sie würde schwerlich diesen Brief geschrieben und sich gerade von ihm diesen Rath erbeten haben. Aber so ist es oft. Man stellt sich, weil die eigene Umgestaltung allmählich vor sich gegangen, den Andern in dem Bilde vor, wie es jetzt gerade die eigne Seele widerspiegelt und findet sich dann, wenn man es anders findet, bitter getäuscht, oder begiebt sich bei Wiederaufsuchung des Andern, in große Gefahr, wenn dieser Andere der Seele so theuer war, wie Sturm der Schreiberin jenes Briefes.

Das Fliehen der Gefahr gehört zur Weisheit eines Christenmenschen. — Aber, daß Frau von Mannhardt sie nicht übte, wer will ihr das bei dem Siege verargen, den sie in der That durch die Kraft des Evangeliums über sich gewonnen hatte!

Der Major hatte zu Ende gelesen. Ich weiß nicht, glaubte er hier und dort ein Aufleuchten früherer Liebe in dem Briefe bemerkt zu haben: als er zu Ende war, lag es wie Triumph auf seinen Zügen, er drückte den Brief an seine Lippen, — nahm dann noch einmal den Schleier vom Bilde und sah es lange — lange an. Dann nahm er aus einem verborgenen Fach seines Schreibtisches ein Paquet vergilbter Briefe, die mit dem Bande des eisernen Kreuzes umwunden waren. Er nahm den obersten Brief aus der Umschlagung heraus, las auch den noch einmal durch — und fügte dann den neuen Brief zu den alten.

„Leokadie!" rief er wie voll Schmerz und doch voll Freude — damit schloß er das Pult.

XIX.

Das Leben ist ein Kaleidoskop; eine kleine Aenderung des Glases bringt ein neues Bild. Nur möchte man es in den meisten Fällen ein Kakeidoskop nennen. Meistentheils sind die Figuren dunkel. Die Sünde hat sie so dunkel gemacht.

In der Wohnstube eines stattlichen Bürgerhauses in der fürstlichen Residenz saß am Nachmittage des dritten Advents-sonntages der ehrsame Hofbäckermeister Brachvogel in seinem leder-überzogenen Sorgenstuhl am mächtigen Kachelofen, der eine behagliche Wärme durch die Stube verbreitete.

Der Sorgenstuhl schien diesesmal seinen Namen in der That zu führen, denn von Zeit zu Zeit stieß der alte Mann einen tiefen Seufzer aus, der, das weiße Haupt mit dem schwarzen Sammtkäppchen in die Hand gestützt, in der großen vor ihm aufgeschlagenen Postille von Valerius Herberger wohl mehr zu lesen schien als wirklich las.

Ihm gegenüber an der anderen Seite des schweren, blank gescheuerten Eichenholztisches mit den wuchtigen gedrehten Füßen, saß seine Ehefrau im einfachen Hauskleide. Das Gesangbuch, in dem sie gelesen, lag aufgeschlagen auf ihrem Schooß und ihre Hände waren darüber ineinandergefaltet. Die nicht unschönen Züge der Frau, die viel jünger als ihr Eheherr, eine tiefe Dreißigerin zu sein schien, trugen die Spuren eines tiefen Grames und mit Thränen in den Augen sah sie mit einer gewissen Aengstlichkeit auf den alten Mann, der über der Postille seufzte.

„Väterchen," unterbrach endlich Frau Margareth die peinliche Stille, die nur durch den Pendelschlag der Wanduhr und durch das Schnurren der Hauskatze am warmen Ofen Leben behalten hatte, „so tröste Dich doch mit der schönen Predigt, die Du heute vom Herrn Oberhofprediger gehört hast; siehst Du, er predigte doch so gar schön davon, wie der selig sei, der sich nicht am Herrn Jesus ärgere, und zeigte uns doch, daß man

sein geduldig sein solle, wenn der Herr mit Trübsal heimsuche."

„Ja, Frau," sagte der Hofbäckermeister, indem er von der Postille aufblickend seine Frau ansah, „wenn man nur nicht selbst an der Trübsal Schuld wäre. Aber siehst Du, das ist es eben, was mich wurmt, daß wir selbst am Unglück unseres Kindes Schuld sind — und dann die Schande — o die Schande!" rief der alte Mann, daß es der Frau durchs Herz schnitt.

„Aber Väterchen," sagte die Frau begütigend und mußte sich doch selbst sagen, daß ihr Mann recht habe, „wer konnte auch voraussehen, daß er so schlecht sein würde; er schien doch die ehrlichsten Absichten zu haben."

„Ja wohl," sagte der alte Mann, „Du dachtest, Deine Liesbeth könne eine gnädige Frau werden und ich war schwach genug, den Verkehr nicht abzubrechen, als es noch Zeit war, ich hätte ihn zum Hause hinauswerfen sollen, — nun ist das Unglück geschehen, — o die Schande! Ich habe mein Lebtag auf meinen guten Namen Alles gegeben, und hab' ihn auch bis auf diese Unglückszeit unbefleckt erhalten, und nun, wo ich alt geworden bin, muß ich das erleben, — o, das frißt mir das Herz ab, — das bringt meine grauen Haare vor der Zeit in die Grube!"

„Ach Mann," sagte die Frau, „meinst Du, mir bliebe das auch nur so in den Kleidern sitzen, — mein einzig Kind, — meine Liesbeth, — die schönste von allen Mädchen ihres Standes — nun so — und kennt uns nicht einmal mehr!" Und dabei fing das arme Weib bitterlich an zu weinen.

So saßen sich die beiden Eheleute eine Zeit lang, sie weinend, er wieder in seine Postille versenkt, einander gegenüber, dann frug der alte Mann: „Bist Du denn schon heut bei ihr oben gewesen?"

„Gewiß," sagte sie, ihre Thränen an der Hausschürze trocknend, „aber es ist immer das alte Lied, sie sitzt und wiegt den Kleinen, und dann stellt sie sich vor den Spiegel und kämmt ihr Haar, und wenn ich herein komme, frägt sie immer, ob er denn noch nicht da sei, um sie zur Hochzeit abzuholen und dann setzt sie

sich wieder hin und weint ihre bitteren Thränen. O, es ist ein Jammer!"

„Wenn der Fritz nur käme," fuhr die Frau fort, „dann wird sie doch immer still, wenn der zu ihr kommt, — ich hoffe noch immer zu Gott, daß die treue Liebe des braven Jungen sie heilen soll, und dann kann ja noch einmal Alles gut werden."

Ja, der Fritz ist ein braver Junge," sagte der alte Mann, „aber er ist braver Leute Kind und er thut seinem Vater und seiner Mutter in der Erde nicht die Schande an, daß ihr Sohn so eine —"

„Still, Väterchen," unterbrach die Frau ihren Mann, „sie ist ja doch Dein Kind."

„Ja wohl," jammerte der Alte von Neuem, „sie ist mein Kind, — o, was war sie für ein braves, sittiges Kind, — bis der — hole ihn" — —

„Still Mann," unterbrach von Neuem die Ehefrau, — „er ist ja todt und steht vor seinem Richter, — wer weiß auch, wenn er nicht todtgeschossen wäre, ob er Liesbeth, die ihn doch so unsäglich lieb hatte, nicht wieder ehrlich gemacht hätte."

„Der alte Mann schüttelte mit dem Kopfe und sagte dann: „Ich bitte Dich, woran denkst Du, — der Kammerjunker von Bohm sollte jemals eine Bäckerstochter, — auch wenn ihr Vater Hofbäckermeister ist, geheirathet haben? Daß Du das jemals hast glauben können und daß ich die Augen nicht habe offen gehabt, das ist ja unser namenloses Unglück."

In dem Augenblicke öffnete sich auf leises Pochen die Thür und ein junger Mann trat in die Stube, der mit dem freudigen Rufe: „Fritz bist Du da!" von der Meisterin empfangen wurde.

Fritz war einige zwanzig Jahre alt, war kürzlich von der Wanderschaft in seine Vaterstadt zurückgekehrt und hatte sich als Schmiedemeister etablirt.

Als der Hofbäckermeister noch nicht diese Stellung erlangt, und noch nicht das schöne große Haus am Markt gekauft hatte, wohnte er neben den Eltern des braven Schmieds Scharfen. Dessen Sohn war Fritz. Fritz und Liesbeth waren so als Nach

barskinder mit einander groß geworden. Fritz war einige Jahre älter. Als Liesbeth sechszehn Jahre alt war, war Fritz in die Fremde gezogen. Er hatte Liesbeth sehr lieb, aber er hatte ihr das nie gesagt. Sie waren wie Geschwister von einander geschieden. Fritz wollte nicht eher um sie anhalten, als bis er ein eignes Wesen würde gegründet haben. So war er nun einmal ehrlich und fest, und fest und ehrlich hatte er auf seiner Wanderschaft allen Reizungen zur Verführung widerstanden. Wenn auch nicht sein Gelübde, das er am Tage seiner Confirmation abgelegt und das Wort, das er seinem Vater gegeben, ihm immer schützend vor Augen gestanden hätte, so würde es Liesbeth gethan haben, an die er immer denken mußte, wenn seine Mitgesellen ihn in allerlei Herbergsunzucht hineinziehen wollten. Dabei hatte er tüchtig auf seiner Wanderschaft gelernt und kam gerade mit trefflichen Zeugnissen seiner Gewerbsmeister zurück, nur noch den Segen seines sterbenden Vaters zu empfangen und mit ihm als der einzige Sohn und Erbe, — seine Mutter war schon vor Jahren heimgegangen — als er sein Meisterstück abgelegt und Meister geworden war, dessen Geschäft und reiche Kundschaft zu übernehmen.

Welch' ein glückliches Familienleben hätte sich hier gestalten können. Fritz wäre für Liesbeth ein Freiersmann gewesen, den sie unter anderer Lage nicht würde abgewiesen haben. Seine Treue und Ehrenhaftigkeit kennen wir, und seine imposante Gestalt und sein tiefes blaues Auge ließ es vergessen, daß er etwas pockennarbig war. In der That, Scharf's Fritz und Bäckers Liesbeth hatten schon in früheren Jahren die damaligen Nachbarinnen als ein Paar angesehen, wenn so Abends Liesbeth vor der Thür saß und Fritz von einer Arbeit zu Hause kommend, einen Augenblick plaudernd bei ihr stehen geblieben war.

Das war nun Alles so ganz anders gekommen. Als Fritz in die Vaterstadt zurückgekehrt, von Liesbeth erfahren, wollte er anfänglich sofort weiter ziehen. Aber der Vater lag auf dem Krankenlager — des Sohnes Treue überwand des Jünglings Schmerz. Er blieb, — aber er kam mit keinem Fuß in das

Haus des Hofbäckermeisters. Erst als er gehört, wovon die ganze Stadt sprach, daß nach jenem unglücklichen Duell Bäckers Liesbeth von Schloß Osten, wohin sie mit ihrem Kinde auf einem Bauernwagen ohne Wissen der Eltern gefahren, wahnsinnig zurückgekommen, beschloß er, die unglücklichen Eltern aufzusuchen und so viel er vermochte zu trösten.

Was für ein Schmerz seine Seele durchschnitt, als er zum erstenmale Liesbeth auf ihrer Kammer oben im Hause wieder sah, — er sprach kein Wort, — aber er wandte sich ab, daß Niemand die Thränen sehen sollte, die ihm aus den Augen brachen.

Man würde Unrecht thun, wollte man ein Elend dieser Art den sogenannten „Junkern" in die Schuhe schieben. Ich habe bürgerliche Gutsbesitzer kennen gelernt, die ihre Stellung, die ihnen das vierte Gebot auferlegt, nicht minder vergaßen, als hier und dort ein Junker. „Ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird," sagt St. Jacobus, „darnach, wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde." — Natürlich wird in einem Lande, in der die Kirche ihre Aufgabe vergessen hatte, der Stand am meisten der Hingabe an die Lust ausgesetzt sein, den sein Besitz, seine Lebensstellung und die bisherige Sitte geneigt macht, die Rücksichten aus den Augen zu setzen, die er seiner Stellung und den übrigen Ständen gegenüber schuldig ist.

Nachdem der junge Schmiedemeister den alten Hofbäckermeister ehrerbietig begrüßt und der Mutter der armen Liesbeth freundlich die Hand geboten, erkundigte er sich angelegentlich, wie es Liesbeth gehe.

„Wollt Ihr nicht zu ihr heraufgehen?" meinte die Mutter, „es scheint mir, als übte Eure Anwesenheit immer einen beruhigenden Einfluß auf ihren Gemüthszustand aus."

Als der junge Mann bejahend zugenickt, gingen die Drei die schmale Stiege zu dem oberen Stockwerk hinan. Als sie vor der Thür ihres Zimmers angelangt waren, standen sie einen Augenblick lauschend stille. Es tönte ihnen ein leiser Gesang entgegen:

Mir ist so weh, mir ist so bang, —
Er kommt noch nicht, er bleibt so lang, —
O komm doch, Franz, zu Deiner Braut,
O komm, o komm, sonst mir ja graut!

Dann wurde es still und man hörte nur noch das Geräusch der Wiege.

„Liesbeth!“ sagte Fritz, als er leise eingetreten war. Das arme Weib saß mit dem Rücken nach der Thür zugewandt, den Kopf in die Hand gestützt, mit dem Fuß die Wiege bewegend, in der ein wunderlieblıches Kind sanft schlummerte. Als sie ihren Namen nennen hörte, sprang sie mit dem Rufe auf: „O, bist Du da, Franz — gut daß Du kommst, ich wäre sonst gestorben,“ — und damit stand sie vor dem jungen Manne, eine hohe Gestalt — das reiche blonde Haar war aus dem schönen Gesicht gestrichen und verhüllte die Schultern, die kaum durch das locker geheftete Mieder bedeckt wurden. — „Warte nur, Franz,“ sagte sie mit wirrem starrem Blick, „ich muß noch eben das Kränzlein aufsetzen, hat es schon geläutet, ist der Pastor schon in der Kirche?“

„Ich bin es, Liesbeth, — Dein alter Fritz, — besinne Dich!“ sagte der Schmiedemeister tief erschüttert.

„Ja, Fritz ist es,“ sagte die Mutter, die nun hinter dem jungen Mann vortrat, „sieh Liesbeth, Fritz will Dir guten Tag sagen.“

„Fritz?“ frug die Irre und legte die Hand vor das Auge, als wollte sie sich auf den Namen besinnen. „Ach ja, Fritz,“ sagte sie dann mit dem Lachen des Wahnsinns, „das ist gut, daß Du gekommen bist, Du sollst mein Brautführer sein, warte nur, gleich kommt Franz, dann gehen wir in die Kirche. Mutter,“ wandte sie sich zu dieser, „Du wiegst ja wohl so lange den kleinen Schelm da, daß er nicht wach wird.“

„Aber liebes Kind, der Kammerjunker ist ja todt!“ sagte nun der Vater, der hinter dem Schmiedemeister stand, mit zitternder Stimme.

„Franz todt!“ kreischte nun die Wahnsinnige auf und

wollte zur Thür hinstürzen, wurde aber von dem starken Arm des jungen Schmiedemeisters aufgehalten. Dann sagte sie zu diesem in Hast: „nein, er ist nicht todt — der Alte da sagt das nur immer so, er will nicht, daß ich seine Frau werden soll, aber ich werde doch seine Frau — still — hörst Du, jetzt kommt er die Stiege herauf!“

Es näherten sich in der That Tritte, es war der Hausarzt, der sich nach der armen Patientin umsehen wollte.

„Ah Pfui, Franz,“ sagte diese, als sie des Arztes ansichtig wurde, „das ist recht garstig von Dir, daß Du nicht selbst kommst,“ und dann wandte sie sich an diesen: „nicht wahr, sein Wagen steht vor der Thür — Ihr wollt mich abholen, wartet nur einen Augenblick, bis ich mir den Kranz aufgesetzt habe, — Frau, Ihr könnt mir helfen,“ sagte sie dann zu ihrer Mutter und ging dann zu ihrer Komode, aus der sie einen alten, welken Kranz nahm.

„Was ist zu machen?“ frug die Mutter unter Thränen leise den Hausarzt. Der zuckte mit den Achseln und meinte, sie sollte mit Allen hinuntergehen, ihre Anwesenheit rege die Kranke auf, er wolle sehen, was sich thun lasse.

„O Jammer über Jammer!“ rief der Vater, als sie in die Wohnstube angekommen waren, und der alte Mann warf sich laut weinend in seinen Sorgenstuhl.

„Beruhigt Euch doch, Herr Hofbäckermeister,“ sagte sanft der junge Schmiedemeister, indem er die Hand des Alten ergriff und in der seinen drückte, „es kann noch Alles gut werden, der Doktor wird gewiß das Seine thun, daß ihr Verstand zurück kehrt.“

Die Mutter seufzte, als hätte sie sagen wollen, hier ist keine Hülfe mehr.

„Nun, sie ist noch so jung,“ meinte der Schmiedemeister, „die Jugend kann Vieles überwinden — und wenn Euch das zur Beruhigung dienen kann, dann erkläre ich Euch hiermit feierlich vor Gott, heute am dritten Adventssonntage, daß ich, wenn sie wieder besser ist und Ihr nichts dagegen habt, mir die Lies

beth als meine Hausfrau in mein Haus führen werde, natürlich, wenn auch sie will."

„Das wolltet Ihr thun?" sagte die Mutter, und man konnte ihrem Ton es anhören, daß bei allem Schmerz es wie Freude durch ihre Seele zitterte. — Der Hofbäckermeister aber sah den jungen Mann einen Moment groß an, dann schüttelte er leise mit dem Kopfe und sagte: „Ich hätte mir vordem keinen lieberen Schwiegersohn als Euch gewünscht, lieber Fritz — aber nun? Nein, daraus kann nichts werden, wenn sie auch wieder ihren Verstand bekommt, — es soll nicht heißen, daß der Hofbäckermeister Brachvogel dem einzigen und so braven Sohn seines seligen Freundes Scharf schmutzige Wäsche ins Haus gegeben habe; nein nein, ich will meine Schande allein tragen," — und damit beugte er sein Haupt hernieder und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, damit man seine Thränen nicht sehen sollte.

„Nun, Herr Doktor?" frug die Mutter, als nach einer Weile der Arzt in das Zimmer trat.

Der Herr Hofmedicus gehörte glücklicherweise nicht zu der Sorte von Aerzten, die noch Hoffnung geben, wenn der Tod schon auf den Lippen steht. „Vielleicht," sagte er, „entwickelt sich noch ein Nervenfieber — der Puls ist darnach, und das ist der beste Fall, wenn sie nämlich durchkommt; wo nicht — nun dann, liebe Frau Hofbäckermeisterin," fügte er mit mitleidigem Achselzucken hinzu, „schicken Sie sie so bald als möglich in die Irrenanstalt."

„In die Irrenanstalt, meine Tochter, meine Liesbeth!" rief entsetzt die Hofbäckermeisterin.

„Erschrecken Sie nur nicht so," sagte der Arzt, „ich stellte das ja nur bedingungsweise in Aussicht, — das Kind aber muß jedenfalls noch heute von ihr entfernt werden," setzte er hinzu.

„Für das laßt Ihr mich sorgen," sagte der junge Schmiedemeister zu Liesbeth's Mutter, „die Schwester meiner Wirthschafterin, die auf dem Lande verheirathet ist, thut mir schon den Gefallen, den armen Wurm zu dem eigenen zu nehmen, — die

Beiden werden ziemlich gleich alt sein —; es ist doch Liesbeth's Fleisch und Blut," sagte er stille für sich hin.

„Gut," sagte der Arzt und verließ die Stube.

Da saßen die Drei einander schweigend gegenüber; der alte Brachvogel noch wie er vorhin gesessen, das Haupt in die Hand gestützt — seine Ehefrau, die Hände im Schooß zusammengelegt, — Fritz das Auge nach oben gewandt und die Hände gefaltet, als ob er bete. Endlich sagte er:

„Warum sollt ich mich denn grämen?
Hab' ich doch
Christum noch, —
Wer will den mir nehmen?
Wer will mir den Himmel rauben,
Den mir schon
Gottes Sohn,
Beigelegt im Glauben?"

Und damit nahm er seinen Hut und befahl das trauernde Elternpaar der treuen Hut seines Gottes.

XX.

Ein gar gemüthliches Zimmer dort oben im zweiten Stockwerk des neuen Convikts für junge Leute vom Adel, das unter dem Einfluß des Jesuitenordens einige reiche adlige Familien im gothischen Styl hatten erbauen lassen. Ein stiller Aufenthaltsort zum beschaulichen Leben und zum Studium, und doch mit jenem Comfort eingerichtet, dem der Orden neben seinen ernsteren Zwecken nie abhold gewesen ist.

Natürlich trägt das Zimmer durch und durch einen katholischen Charakter. Zwischen zwei wohlbesetzten Bücherrepositorien, den Zeugen für die wissenschaftliche Richtung seines Bewohners, erhebt sich ein Betpult mit Kniebank und einem silbernen Cru=

cifix. Daneben ein kleiner Weihkessel. Auf dem Pult das Brevir mit der Tageslektion im bekannten rothen und schwarzen Druck aufgeschlagen. Auf den Wänden ringsum vortreffliche Kupferstiche, — aber ihr Gegenstand ist weniger dem Leben des Herrn, als dem der Heiligen und der Jungfrau Maria nach den katholischen Legenden entnommen.

Die behagliche Wärme, die von dem großen, viereckigen, antiken, eisernen Ofen mit den dicken, blank geputzten Messingknäufen auf den vier Ecken, ausströmt, wird durch die langherabhängenden braunen Plüschvorhänge vor den Fenstern und einem dito Teppich zusammengehalten. Ein bequemes, weichgepolstertes Sopha, vor demselben ein mit reicher Decke bedeckter ovaler Tisch, ein Arbeitstisch mit einem mit Büchern angefüllten Aufsatz, ein ledergepolsterter Sessel und die nöthige Anzahl von Stühlen vollenden das Mobilar der gemüthlichen Amtswohnung des Convikivorstehers.

Es war ein sehr trüber Decembernachmittag, darum hatte der Convictsdiener schon bald nach drei Uhr dem Herrn Domvikar und Convictsvorsteher Michael die Studirlampe auf dem Arbeitstisch angezündet. Diese hervorragende und für sein Alter ungewöhnliche Stellung hatte dem früheren Kaplan der Eifer und das Geschick eingetragen, mit dem er den Grafen Osten und dessen Familie, wie man sich in katholischen Kreisen ausdrückte, der Kirche zurückgeführt hatte.

Er war in eine schwierige Arbeit vertieft, die dem begabten jungen Manne vom Ordensgeneral übertragen worden war.

Die später erfolgte Dogmatisirung der Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria war schon lange vorher eine Intention des Ordens, dem Michael angehörte. Wie immer, so suchte auch hierin der Orden durch Accomodation an den herrschenden Zeitgeist sein Machtgebiet zu erweitern. Den Zug der Zeit nach Vergötterung des Menschen, der sich auf dem Gebiete protestantischen Lebens im Cultus des Genius immer weiter von der Kirche abwandte, wußte er zum Besten der katholischen Kirche auszubeuten. Die Tradition hatte freilich schon seit länger

denn einem Jahrtausend allmählich der heiligen Jungfrau eine Stellung eingeräumt, die sie weit über alle übrigen Menschenkinder erhob, und die frommen Dichtungen über das Leben der Mutter des Herrn waren schon längst im Bewußtsein des katholischen Volkes um so mehr zur Geschichte geworden, als die Kirche und ihre Marienfeste von Mariä Geburt bis zu Mariä Himmelfahrt die Marienlegenden mit reicher, gottesdienstlicher Feier umgeben hatte. Was Wunder, daß die katholische Welt in ihrer Fremdheit gegen die Aussprüche der heiligen Schrift und vermöge ihres tiefen Zuges nach Vergötterung des Menschen die heilige Jungfrau schon seit lange als eine Art Göttin neben dem lebendigen Gott hatte ansehen gelernt. Der Bilderschmuck in katholischen Kirchen und Häusern in Gemälden und Sculpturen gab eben so sehr dafür schon seit Jahrhunderten Zeugniß, als die in jener Kirche herrschenden Gebete, in denen Maria als Fürbitterin und Gnadenspenderin gepriesen wird.

Aber die katholische Kirche hatte es bis dahin doch noch nicht gewagt, die letzte Consequenz aus dem Allen zu ziehen. Hatte auch das fromme Gefühl im Mariencultus bereits längst das Maaß der Verehrung überschritten, so hatte sich doch die Kirche, oder vielmehr ihr höchstes Amt bisher mit Recht gescheut, diesem Gefühl den dogmatischen Ausdruck zu verleihen, die unbefleckte Empfängniß Mariä auszusprechen und so die Mutter des Herrn dem Sohne Gottes gleich, oder sie vielmehr über ihn stellend, als die eigentliche Erlöserin des Menschengeschlechts durch das nach katholischen Begriffen widerspruchslose Dogma hinzustellen.

Der Orden, dem Michael angehörte, sah bald, wie sehr es dem Ansehn der Kirche nützen würde, die gerade er insbesondere vertrat, wenn er jenem Zuge der Zeit nachgebend, bis zu dieser letzten Consequenz vorwärts schreiten würde. — Ist Maria ohne Sünde empfangen, so steht sie außerhalb der gewöhnlichen Entwickelung des Menschengeschlechts, ist erhaben über dasselbe, ohne Irrthum, des heiligen Geistes voll, fast parallel dem heiligen Dreieinigen Gott. Maria aber ist nach der Anschauung der katholischen Kirche Typus und Anfängerin der Kirche. Ihr Glanz und ihre

Majestät fällt also auf die Kirche zurück und giebt dem eben so anfechtungsreichen Dogma von der Unfehlbarkeit derselben einen sicheren dogmatischen Halt. Außerdem fesselt dieser Cultus der Erhabensten unter den Weibern in ganz besonderer Weise. Es liegt namentlich für den germanischen Geist durch die Poesie, die sich mit ihm verbindet, in ihm eine ungemeine Anziehungskraft und der Orden konnte gewiß sein, daß dieses Dogma bei den Stürmen wider das Papstthum, die er bei der sich bahnbrechenden Richtung der Geister voraus sah, diesem und der Kirche einen wenigstens scheinbar festen Halt in den Herzen der Laien, vorzüglich ihres weiblichen Theiles, geben werde. Und sind die Frauen erst gewonnen, das wußte dieser Orden aus langjähriger Praxis, dann hat man die Männer gewiß.

Aber allerdings, der Orden war viel zu klug, als daß er sich nicht gesagt hätte, daß die Dogmatisirung jener Lehre ohne vorhergegangene wissenschaftliche Begründung und populäre Darlegung auf entschiedenen Widerstand stoßen würde. Den Auftrag zu diesem Versuch hatte eben Michael vom Ordensgeneral erhalten, und wir sehen ihn an jenem Nachmittage in Studien vertieft, die zur Lösung dieser zwiefachen Aufgabe ihm erforderlich schienen.

Michael war wirklich ein wissenschaftlich gebildeter und was mehr sagen will, ein offener, ehrlicher Charakter mit klarem Verstande. — Seine Liebe zur Kirche hatte ihn in den Jesuitenorden getrieben, den er, wohl nicht mit Unrecht, für eine Hauptstütze der katholischen Kirche ansah.

Jetzt wurde es ihm aber zum erstenmale blutsauer, den Gehorsam gegen den Befehl seines Generals mit seinem Gewissen und seiner wissenschaftlichen Bildung zu vereinigen. — Er erkannte es klar, daß die heilige Schrift jener Lehranschauung auf das entschiedenste widerspricht, und er mußte sich sagen, daß sie nur in einer poetischen Fiktion ihren Grund habe, die vor den feststehenden Thatsachen der Geschichte sich in ein Nichts auflöse.

Es ist ein eigenthümlich Ding um solchen Zwiespalt. Man kann nicht wie der Soldat, dem ein grausamer, ungerechter Be-

fehl geworden, sich allein in seinen Gehorsam hüllen. Man soll eben mit seiner wissenschaftlichen Forschung ein schon feststehendes Resultat begründen, und nun kommt man unter dieser Forschung zu der Einsicht, daß dasjenige, was man begründen will, durch und durch unhaltbar, ja wider das Wort Gottes geht, dem doch die Tradition nicht widersprechen darf!

Wie viele hochbegabte und begnadigte Männer innerhalb der katholischen Kirche sind an diesem Dilemma zu Grunde gegangen! Sie haben sich dem Ausspruche de cathedra zwar gefügt, aber ihr in der Wahrheit gebundenes Gewissen hat darüber ein Brandmal empfangen, an dessen Schmerzen sie langsam sind dahingesiecht —: oder, das ist die schauerliche Kehrseite, sie sind selbst innerlich der Macht verfallen, die eine fraus pia, einen sogenannten frommen Betrug für erlaubt ansieht, wenn nur der Kirchenbegriff, wie er sich innerhalb dieser Kirche nun einmal gebildet hat, gerettet wird.

Michael fühlte diese Doppelgefahr, und weil er sie fühlte, darum wurde ihm trotz ihrer Behaglichkeit seine Stube enge, und die weichen Polster seines Sophas, auf das er sich, als er die Feder bei Seite gelegt, niedergeworfen hatte, wurden ihm zu einer Art Prokrustusbett. — Schweißtropfen traten ihm vor die Stirne, und eine große Beklemmung hub an, seine Seele einzuschnüren.

In diesem Augenblick trat der Conviktsdiener leise in das Zimmer und überreichte dem Domvikar eine elegante Karte mit Freiherrnkrone und der Aufschrift: „Freiherr von Dörenfeld, Fürstlich Xscher Geheimrath a. D." „Der Herr lassen den Herrn Domvikar bitten, doch heut Abend sechs Uhr in den König von England Zimmer Nr. 11 zu kommen, er selbst sei zu einem Besuch zu angegriffen und wünsche den Herrn Domvikar dringend zu sprechen." Nach der Ausrichtung dieser Botschaft und als Michael mit dem Kopfe Bejahung genickt, entfernte sich der Diener eben so leise, als er gekommen war. Es ist diese lautlose, fast schleichende Weise des Ganges die Sitte in den Ordensgebäuden. Vielleicht hängt sie mit dem in ihm herrschenden Geist zusammen.

„Von Dörenfeld," — las Michael. Der Name war ihm unbekannt, aber der Name des Fürstenthums ließ ihn combiniren, daß der Freiherr von Dörenfeld in irgendwelcher Beziehung zu der gräflich Osten'schen Familie und vielleicht auch zu seinem Freunde, dem Kaplan von Stapel, stehen müsse.

Als er noch seinen Combinationen hierüber nachhing, öffnete sich von Neuem die Thür und Meister Leisetritt, der Convikts-diener, überreichte dem Domvikar ein mit dem bischöflichen Siegel versehenes Schreiben. Der Geheimsekretär des Bischofs forderte ihn in demselben auf, um acht Uhr Abends bei Seiner Bischöflichen Gnaden in Hochdesselben Kabinet sich einzufinden.

„Was hat denn das zu bedeuten?" frug sich Michael, als der Diener sich entfernt hatte. Aber auf die Frage wußte er sich keine Antwort zu geben.

Von den Fahrgelegenheiten, wie sie die großen Städte darbieten, war in jener Hauptstadt der Provinz, in der wir uns befinden, damals noch nicht die Rede. Trotz des Schneewetters mußte sich der Domvikar entschließen, nur mit einem Schirm bewaffnet in der etwas sehr kühlen Tracht der katholischen Geistlichen, in Schuhen und Strümpfen, seine Fußwanderung zu dem bezeichneten Hotel anzutreten.

„Herr Domvikar Michael!" meldete der Oberkellner in Nr. 11, einem der elegantesten Zimmer des mit allem Gasthofcomfort ausgestatteten ersten Hotels der Stadt. „Bitte einzutreten!" antwortete eine schwache Stimme aus dem Zimmer.

Auf einem Ruhebett hinter einem Armleuchter, dessen Helle durch einen Lichtschirm von dem Fremden abgewandt war, ruhte dieser, ein tiefer Funfziger, mit dem Ausdrucke des Leids in seinen Zügen. Der kurze Husten und die abgegrenzten rothen Flecken auf den Wangen ließen in ihm einen jener Kranken erkennen, denen eine sich steigernde Lebenshoffnung die Gefahr verbirgt, in der sie schweben.

Geheimrath Dörenfeld war von seiner Verwundung so weit hergestellt, daß er auf Anrathen des Arztes die Reise in den Süden wagen durfte. Auf dieser befand er sich. Sein Prozeß war beendet, er war von seiner Frau geschieden und hatte, weil

er nicht beabsichtigte, in seine Heimath zurückzukehren seine Dienstentlassung bei dem Fürsten nachgesucht und erhalten.

„Verzeihen Sie," sagte er mit matter Stimme zum Domvikar, als er diesen gebeten, sich bei ihm niederzusetzen, „daß ich Sie nicht selbst aufgesucht habe, aber der Arzt hat mir strengste Schonung geboten, und namentlich mir untersagt, mich des Abends der Decemberluft auszusetzen — doch zur Sache," fuhr er fort, „der Brief, den ich Ihnen hier von Ihrem Freunde, dem Kaplan von Stapel, überreiche, wird Sie von dem thränenwerthen Vorfall unterrichten, in dessen Folge ich zu einem längeren Aufenthalt im Süden und zum Abbruch meiner bisherigen Lebensverhältnisse mich genöthigt sehe."

Michael wollte den Brief erbrechen, der Geheimrath bat aber, da er jedenfalls sehr ausführlich sei, er möge ihn zu Hause durchlesen und ihm nur erlauben, in einer ihm sehr wichtigen Angelegenheit seinen Rath einzuholen.

Als der Domvikar ihm seine Bereitwilligkeit mit stummer Verbeugung ausgesprochen hatte, fuhr der Geheimrath fort: „Ich bin, wie Sie sehen, sehr leidend; weibliche Pflege thut mir außerordentlich noth. Jener Vorfall, dessen ich erwähnte, führte mich auf längere Zeit in das Haus des Grafen Osten, der Ihnen ja bekannt ist. Gräfin Theodora, die älteste Tochter des Grafen, ein Musterbild von edler, hingebender, ich möchte sagen, nonnenhafter Weiblichkeit, hat dem Kranken die treueste Pflege angedeihen lassen, und täuscht mich nicht meine Dankbarkeit, so glaube ich, daß Gräfin Theodora trotz des Unterschiedes der Jahre nicht ungeneigt sein würde, diese Pflege auch in der Ferne fortzusetzen."

Als der Domvikar schwieg, fuhr der Geheimrath fort: „Es kann natürlich von einem ehelichen Verhältniß nicht die Rede sein, Theodora steht mir dazu auch viel zu hoch; — wenn ich je geneigt sein sollte, an Heilige Ihrer Kirche zu glauben, so möchte ich sie unter diese Zahl stellen: — aber Sie wissen, Herr Domvikar, daß die Welt an ein Verhältniß nicht glaubt, wie ich es andeute, und deshalb wünsche ich, daß Gräfin Theodora durch das Band der Ehe mit mir verbunden, meine

legitime Pflegerin und die Mutter meiner verwaisten Söhne werden möge."

„Sie sind Protestant?" frug Michael.

„Allerdings," war die Antwort, „aber ein Protestant, der in dem Hause des katholischen Grafen Osten die denkwürdigsten Wochen seines bisherigen Lebens durchlebt und an dem warmen Hauch, der dieses Haus durchzieht, und durch die Gespräche, die er mit Theodora und Ihrem Collegen, dem Kaplan von Stapel, geführt, zu der Einsicht gekommen ist, daß innerhalb Ihrer Kirche der Geist barmherziger Samariterliebe seine Wohnung hat und der darum keinen Anstoß daran nimmt, daß die helfende Hand, die er sich wünscht, nicht seiner Kirche angehört."

„Sind Sie aber auch eben so gewiß," frug Michael, „daß Gräfin Theodora nichts dagegen haben würde, einem Protestanten ihre Hand zu reichen?"

Der Geheimrath schwieg einen Moment und sagte dann: „Ich habe zwar mit der Gräfin nie über den Wunsch, den ich Ihnen andeutete, gesprochen, aber eben die barmherzige Liebe, die ich ihrerseits erfahren, läßt mich hoffen, daß ihr die Verschiedenheit der Confession kein Hinderniß sein würde."

„Wenn Sie da," erwiderte der Domvikar, „nur nicht zu viel hoffen. So viel ich von der Gräfin Theodora weiß, ist gerade sie zu einer eifrigen Katholikin seit ihrem Uebertritt herangereift, und die treue Pflege, die sie Ihnen geleistet, ist vielleicht nur das Resultat der Nacheiferung hoher Vorbilder aus der Kirche. Ich fürchte," fuhr der Kaplan fort, „daß, wenn Sie mit Ihrem Antrage der Gräfin nahen wollten, Sie ein entschiedenes Nein gewärtigen dürften, — und ich könnte der Gräfin nicht unrecht geben, — ich halte Mischehen immer für ein Unglück. — Was ist eine Ehe, in der man nicht gemeinsam beten, nicht gemeinsam das Sacrament empfangen, nicht dieselbe Kirche besuchen kann? Ein irgendwie erträgliches Verhältniß ist in diesem Falle nur dann möglich, wenn beide Theile, oder wenigstens der Eine der Kirche fremd ist, und solch' eine Ehe könnten Sie, Herr Geheimrath, wenn ein solches Verhältniß über-

haupt den Namen Ehe verdient, mit Gräfin Theodora nicht führen.

Als der Geheimrath schwieg, sagte der Domvikar mit langsamer Betonung seiner Worte: „Ich glaube, es gäbe nur einen Fall, der die Gräfin bewegen könnte, dieses Opfer zu bringen —“

„Ich verstehe Sie,“ fiel ihm der Geheimrath ins Wort, „und wenn ich es nun über mich gewinnen könnte, diesen allerdings für mich sehr schweren Schritt zu thun — Sie müssen bedenken, ich würde durch einen Uebertritt nicht allein die Traditionen meiner ganzen Vergangenheit hinter mich werfen, sondern auch mich gewissermaßen auf Gnade und Ungnade ergeben, da ich, das gestehe ich Ihnen offen, mich um den Unterschied beider Confessionen bisher wenig bekümmert habe, — es lag das meinen bisherigen Lebenskreisen völlig fern.“

Michael war zu wenig Jesuit und zu sehr Christ, als daß er nicht hätte bemerken sollen, dann möge er doch ja von dem Gedanken einer Conversion, damit aber auch von dem Wunsche einer Verbindung mit Theodora Abstand nehmen.

„Aber wenn ich später zu einer Ihrer Kirche geneigten Ueberzeugung käme, und gerade durch den Einfluß der Gräfin?“ frug der Geheimrath zögernd und merkte nicht, daß er mit dieser Bemerkung die Rolle des Ordensgeistes mit dem Domvikar tausche. Der Zweck heiligt die Mittel, ist nun einmal der Grundsatz des natürlichen Menschen.

„Ueberzeugen Sie sich zuvörderst, kehren Sie dann zur Kirche zurück, — darauf können wir ja sehen,“ sagte der Domvikar mit Bestimmtheit.

„Ich habe noch Eins Ihnen nicht gestanden,“ hub der Geheimrath von Neuem an, — „Sie werden es überdem aus dem Briefe erfahren, ich bin von meiner Frau geschieden.“

„Geschieden!“ rief Michael erstaunt, „als Sie soeben von Ihren verwaisten Söhnen sprachen, glaubte ich, Ihre Frau sei gestorben, — geschieden? Nein, da kann von einer Verbindung zwischen Ihnen und einer Katholikin nie die Rede sein, das verbieten unsere Kirchengesetze.“

„Aber wie mir der Oberhofprediger auf meine briefliche Anfrage mittheilte, aus einem Grunde, den auch die heilige Schrift als Scheidungsgrund anerkennt,“ fügte der Geheimrath hinzu.

„Ich kenne diesen Unterschied,“ sagte der Domvikar, „den die Frömmeren unter den Protestanten machen, sie meinen, weil Christus Matthäi 19 hinzusetzt, es sei denn um der Hurerei willen, so sei eine Scheidung mit der Kraft der Wiederverheirathung gestattet; unsere Kirche urtheilt darüber anders, einmal ist es ihr zweifelhaft, ob der Herr diesen Zusatz wirklich gemacht, er steht ja auch in Ihrer Bibel eingeklammert, und sollte das auch sein, so kann sie nicht zugeben, daß daraus das Recht der Wiederverheirathung folge, da der heilige Apostel ausdrücklich die Ehe mit der Verbindung Christi mit seiner Kirche vergleicht und den Herrn Christus doch die Untreue seiner Gemeinde nicht bewegt, sich von dieser auf immer zu scheiden, sondern nur so lange von ihr zu trennen, bis die Kirche aus ihrer Untreue zu ihm zurückkehrt.“

„Aber ich bitte Sie,“ rief der Geheimrath, „darnach wäre ja Scheidung unmöglich!“

„Allerdings,“ sagte Michael, „wenigstens mit der bei den Protestanten beliebten Folge.“

„Da müssen Sie aber erst ganz andere Menschen schaffen,“ sagte der Geheimrath.

„Ist dazu nicht die Kirche da,“ war die Entgegnung, „durch ihre Gnadenmittel die neue Geburt zu bewirken und, sollte ein solch' trauriger Fall unter Eheleuten vorgekommen sein, die Kraft zu geben, in Geduld auszuharren, oder in Buße zurückzukehren? Doch,“ und damit sah er auf die Uhr, „Sie verzeihen, ich bin um acht Uhr noch anders wohin befohlen.“ Er sagte nicht zum Bischof, er wußte ja nicht, ob er das sagen durfte, und es ist Disciplin in dem Orden, dem er angehörte, so wenig als möglich zu enthüllen.

Wir müssen den Geheimrath mit seinen Gedanken allein lassen und können nur so viel mittheilen, daß er am andern

Morgen, ohne den Domvikar noch einmal zu sehen, seine Reise fortsetzte.

Wir haben den bischöflichen Palast schon einmal flüchtig gesehen, als wir dem Gespräche Michael's mit dem Domdechanten zuhörten.

Das Vestibule, eine von Jonischen Säulen getragene Halle, die Wände mit Fruchtstücken und Thierbildern aus der alten Niederländischen Schule bedeckt, war durch vier vergoldete Candalaber mit Milchglaskuppeln erleuchtet. Ein alter Diener in der Livree des Bischofs, — hellblauer Leibrock mit rothem, mit Silbertressen besetztem Kragen und Aufschlägen und weißen Strümpfen, an die sich die schwarzen Kniehosen anschlossen, rother, langschößiger Weste, à la Husar mit Silbertressen besetzt, versah die Stelle des Portiers. Ein Wink mit der Hand wies den Domvikar zur Treppe rechts mit den breiten, niedrigen Steinstufen und der vielfach geschnörkelten, vergoldeten Eisenlehne. Eine gleiche führte auf der linken Seite vom Vestibule in die oberen Räume. Auf dem Corridor, der ebenfalls von ähnlichen Candalabern reich erleuchtet war, wandelte ein ähnlich gallonirter Diener auf und ab und nahm dem Domvikar den feuchten Mantel von der Schulter und den Hut in Empfang.

Dem Hauswesen der Würdenträger der katholischen Kirche merkt man noch immer Etwas von dem Glanze an, der ehedem den Hof dieser damals regierenden Herren auszeichnete. Will man die Stellung beider Kirchen, der protestantischen und katholischen, und ihren Einfluß auf das Volksleben bemessen, so darf man nur den Palast des Bischofs und seine Dienerschaft mit dem Hause des Generalsuperintendenten in jener Stadt vergleichen. Jedenfalls erinnert das letztere mehr an den, deß Weg die Armuth gewesen. Ob aber in der Entwickelung der Kirche auf Erden, bei ihrer Stellung, die sie der Welt gegenüber einzunehmen hat, nicht auch eine äußere, in die Augen fallende Vertretung am Orte sein dürfte, das ist eine andere Frage. Die heidnischen Pommern haben bekanntlich sich nicht eher zum Christenthume bekannt, als bis Bischof Otto von Bamberg in

der Pracht kirchlichen Schmuckes und umgeben von dem Glanz der Ritterschaft bei ihnen seinen Einzug hielt. — Es gehört eben so sehr zu den Krankheitsphasen des protestantischen Pietismus, wenn man die Flucht vor der Welt in einer Einfachheit sucht, die an Aermlichkeit, und in einer Schmucklosigkeit, die an Geschmacklosigkeit grenzt, als das zu Viel hierin die Verweltlichung der katholischen Kirche charakterisirt.

„Seiner Bischöflichen Gnaden erwarten den [illegible]rrn Domvikar,“ sagte der Gallonirte zu Michael und öff[illegible] den einen Flügel der mit vergoldeten Rokokoarabesk[illegible]erten Flügelthür.

Der Bischof, einer der ersten Adelsfamilien des Landes angehörend, machte einen weniger imponirenden als ängstlichen Eindruck. Wie der schmächtige nicht eben große Mann so dasaß in seinem violettsammtenen Lehnstuhl mit dem schwarzseidenen, knappanliegenden Rock, den violetten Strümpfen und den feinen Schuhen mit goldener, den halben Fuß bedeckender Schnalle, um den Hals an schwarzmoirirtem und weiß eingefaßtem Bande das Bischofskreuz mit Brillanten, auf dem spärlichen grauen Haar das violette Sammtkäppchen, die Hand mit dem großen Fischeringe auf die Sessellehne gelegt, mit unbeweglichen Zügen und sanftgerötheter Wange, den Blick niederwärts gerichtet: — man hätte ihn fast für eine Figur aus einem Wachskabinet ansehen mögen.

Ich habe den Bischof nie lachen, auch nie gesehen, daß seine Züge belebter gewesen wären; immer derselbe Ausdruck — man kann ihn nicht starr nennen, dazu lag zu viel Wohlwollen in ihnen ausgesprochen; es war auch nichts Gemachtes in ihnen, keine schauspielerhaft angenommene Würde, wie ich sie wohl bei protestantischen geistlichen Würdenträgern bei geistlichen Funktionen bemerkt habe; es war jener den Celibatairen eigenthümliche Habitus, die es mit dieser Ordnung Gregor VII. genau genommen und darum mancherlei innere Kämpfe siegreich bestanden haben. Es ist der Habitus männlicher alter Jungfern, die aber ihre Virginität um der Kirche willen bewahrt haben.

Den prägnantesten Gegensatz zu der Gestalt des Bischofs bildete die hohe, kräftige, beleibte Figur des Domdechanten, dem wir schon begegnet sind und der dem Bischof schräg gegenüber auf einem Sammtfauteuille saß. Ein lebhafter, manchmal stechender Blick, — ein Anflug von Ironie um die vollen Lippen über dem behäbigen Doppelkinn, — man sah dem geistvollen Gesichte an, daß sein Inhaber, wenn er wollte, allen Sätteln gerecht sein konnte; — und doch in seiner ganzen Erscheinung jene eigenthümliche Würde, die weniger aus der geheiligten Richtung des Herzens, als aus der Getragenheit von einer bevorzugten Amtscorporation entstand — und eben darum wieder natürlich.

Ein Wink des Bischofs nöthigte Michael auf einem schon bereitstehenden Stuhle Platz zu nehmen.

„Wir haben Sie rufen lassen, Herr Domvikarius,“ begann langsam und leise der Bischof, indem er sich den pluralis majestaticus beilegte, „um Ihnen einen für die Sache der heiligen Kirche nicht unwichtigen Auftrag zu ertheilen.“

Eine Pause, während der Bischof einen Augenblick die Augenlider hob und mit einem wohlwollenden aber doch starren Blick die Gestalt Michael's überflog.

„Es ist uns kund geworden,“ fuhr der Bischof fort, als er den Blick wieder wie gewöhnlich niedergeschlagen hatte, „daß Kaplan von Stapel in Gefahr ist, zu einem gewissen Fräulein von der Ossen in ein Verhältniß zu treten, das sich für einen Priester überhaupt nicht geziemen, das aber, wenn es ruchbar würde, der Sache der heiligen Kirche in jenem akatholischen Lande großen Schaden bringen könnte.“

Wiederum Pause, in der Michael halb verwundert, halb erschrocken den Domdechanten ansah, um dessen Lippe aber jetzt jener feine ironische Zug hervortrat, der auf eine eigenthümliche innere Stellung dieses kirchlichen Würdenträgers zu dem Gehörten schließen ließ.

„Sie sind,“ fuhr der Bischof langsam, ohne das Auge aufzuschlagen, fort, „mit dem Kaplan von Stapel befreundet,

Sie werden sich in geeigneter Weise über diese Angelegenheit Kunde verschaffen."

„Wäre es nicht das Beste," warf nun der Domdechant ein, dessen Gesicht wieder in den gewöhnlichen Ausdruck zurückgekehrt war, „daß der Herr Domvikar selbst hinreiste und beobachtete? Da das Fest der Nativität vor der Thür ist, kann seine Herüberkunft nicht auffällig sein, Ew. Bischöflichen Gnaden hätten ihm den Auftrag ertheilt, zu diesem hohen Feste die Messe in der Hauskapelle des Grafen Osten zu celebriren."

Der Bischof nickte schweigend seinen Beifall zu diesem Vorschlage, „Reisen Sie, sobald als möglich," sagte er dann zu Michael, „unser Auftrag und Reisegelder werden Morgen früh in Ihren Händen sein." Als er dann wiederum mit der Hand leise ein Zeichen machte, daß die Audienz zu Ende sei, erhob sich der Domvikar und ging, sich tief vor dem Bischof, leichter vor dem Domdechanten verbeugend, zur Thür.

„Wir erwarten sehr bald eingehenden schriftlichen Bericht an den Herrn Domdechanten," fügte der Bischof noch hinzu.

„Der Protestant will eine Katholikin heirathen, das kann man noch begreifen, aber der katholische Priester knüpft, wie es scheint, ein Verhältniß mit einer Protestantin an," — sagte der Domvikar zu sich selbst, als er wieder auf sein Zimmer zurückgekehrt war, „hat denn die Kirche so wenig Macht über den Geist, daß sie das Fleisch in einem sonst so edlen Priester nicht bändigen kann?"

Er war eben im Begriff, den Brief vom Kaplan von Stapel, den ihm der Geheimrath übergeben hatte, zu erbrechen, als ihn die Glocke zur gemeinsamen frugalen Abendmahlzeit in's Refektorium rief.

XXI.

Was wäre das Leben ohne die Feste der Kirche? Eine Sahara der Arbeit, eine baumlose Ebene, eine weite Prairie, auf der in trostloser Monotonie nur Gras für die Büffelheerden wächst und in die nur dann und wann ein Prairiebrand oder der strömende Regen einige Abwechselung bringt.

Die Natur hat ihre Festzeiten, den erwachenden Frühling — die Höhe des Sommers mit ihrem Farbenschmuck, den Herbst mit seinen reifen Früchten, — ja selbst der Winter mit dem bereiften Wald, der im Licht der Wintersonne Millionen von Diamanten erfunkeln läßt: ist's nicht eine Festzeit? Und der Mensch sollte keine Feste haben?

Die katholische Kirche mag der Tage, an denen sie ruht von aller Arbeit und die Seele nach Oben zieht, zu viele haben; aber besser noch dieses Zuviel, als die geistlose Armuth einer gewissen Richtung im Protestantismus, die keine Weihnachten, keine Ostern, und Pfingsten anerkennen will und damit dem Sonntag, den sie nach dem dritten Gebote stehen läßt, die Lebensadern unterbindet.

Mir kommen die Feste der Kirche wie die Engel vor, die aus dem geöffneten Himmel alljährlich zur bestimmten Zeit auf die Erde hinabsteigen und den Menschen die Plage des Lebens vergessen lassen, ihm verkündigen, daß noch eine Ruhe dem Volke Gottes vorhanden, in der es von der Schweißesarbeit ruhen und in den Armen seines Gottes des ewigen Friedens und der ewigen Freude genießen wird.

Es hat Jemand eben so schön als wahr den Sonntag die Perle der Tage genannt, dann aber sind die Feste der Kirche ihr Edelgestein. Die Mähr von der Höhle Xa Xa erfüllt sich; das Kirchenjahr ist diese Höhle. Wer hineintritt, deß erstauntes Auge findet hier neben dem Rubin der Liebe Gottes, die den Sohn gesandt, den Goldtopas der Auferstehung des Herrn, und

den funkelnden Demant des Pfingstfestes, des Leuchten von da an die Welt erfüllt.

Das lieblichste aller Feste ist für mich immer das Weihnachtsfest. Ich kann darüber nicht klare Rechenschaft geben. Ostern steht ja seiner Bedeutung nach höher, — die Auferstehung des Herrn hat die Welt erobert und Pfingsten eröffnet den Heilsbrunnen für die Sünderwelt, — der heilige Geist tritt zum Wasser der Taufe und vereinigt sich mit dem Wort der Predigt, bereitet das Gemüth zum Gebet in Jesu Namen und zur Empfangnahme des hochwürdigen Sacraments. Aber das Weihnachtsfest verknüpft die Jugend mit dem Alter. Der Tannenbaum mit seinem Lichterschein, an dessen Glanz und Gaben das Kind die Liebe Gottes hat ahnen lernen, ist die selige Erinnerung an die schöne Zeit, als Vater und Mutter die Schelle erklingen ließen und wir in die erleuchtete Stube traten und der Vater sein Käpplein abnahm und das Gebet sprach, und die Mutter das Lied intonirte, „vom Himmel hoch, da komm ich her" — und wir Kinder nun glücklich staunend die Gaben betrachteten, die der Eltern Liebe uns geboten. Die ruh.n nun manches Jahr im kühlen Grabe und manch ein Geschwister deckt auch schon längst der Hügel, an dem wir geweint: — aber die Liebe Gottes, die den Sohn uns gegeben, in dem Vater und Mutter und Geschwister und Alle, die Ihn lieb gehabt, leben, ob sie gleich gestorben, bleibt immer dieselbe, wie der Tannenbaum, Sommer und Winter gleich grün.

Es war der zweite heilige Weihnachtstag. Dorn hatte auf den Wunsch des Pastors des Städtchens, das sich am Fuß des Schloßhügels ausbreitete, auf dem Schloß Mannhardt lag, die Vormittagspredigt für den zweiten Festtag übernommen.

Er hatte die letzten Monate mit verdoppelter Anstrengung sich dem Unterricht der Kleinen und in der ihm übrigen Zeit ernsten Studien hingegeben. Er glaubte, daß nur die angestrengteste Arbeit das Mittel sei, den Sieg über sich selbst und seine Neigung zu erzwingen, den ihm der Gedanke an Leokadie, die bis zur letzten Adventswoche noch in Zülgen zu bleiben

auf Bitten ihrer Freundin Erlaubniß erhalten hatte, so sehr erschwerte. Aber er täuschte sich hier selbst. An der Treue, die er dem Unterricht widmete, hatte, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, Leokadie nicht einen geringen Antheil. Die Kinder waren ja ihre Geschwister. So ist nun einmal ein Mensch, der von einer tiefen Neigung ergriffen ist; Alles, was er thut und läßt, steht irgendwie im Zusammenhange mit dem Gegenstand seiner Liebe. — Dorn hätte, wenn ihm das zum Bewußtsein gekommen wäre, daraus lernen können, daß nicht die Hingabe an die Arbeit, sondern die ganze und ungetheilte Hingabe an den Herrn das einzige erfolgreiche Mittel gewesen sein würde, seinen Entschluß zur Ausführung zu bringen. Die Leidenschaft zu einem Menschenherzen läßt sich nur durch die Leidenschaft zu Gott überwinden. Er hatte, wie wir wissen, den Herrn gefunden, aber zwischen dem ersten Finden und der Nachfolge, die nicht allein den Willen zum täglichen Sterben, sondern dieses selbst, um es zu lernen, allein in Gott zu leben, zur Folge hat, ist noch ein weiter Weg.

Zu den Studien, denen er sich in seinen freien Stunden hingab, trieb ihn eine besondere Veranlassung.

Er hatte auf Schloß Osten die Bekanntschaft des Kaplans von Stapel gemacht. Es konnte nicht fehlen, daß beide jungen Männer, da der Aufenthalt des Barons von Mannhardt wegen des Begräbnisses des Kammerjunkers von Bohm und der gerichtlichen Aufnahmen, die demselben vorangingen, sich auf vier Tage hinauszog, sich auch über theologische Gegenstände miteinander unterhielten. Dorn hatte bald gemerkt, daß seine Kenntniß des katholischen Dogmas und des katholischen Cultus und Verfassungslebens, soweit er dieselbe aus Marheinecke's Symbolik geschöpft hatte, dem Kaplan gegenüber nicht ausreichte, und wenn er auch in einer katholischen Stadt seine Jugendjahre verlebt, so hatte den Primaner doch mehr die Schönheit des katholischen Kirchenbaues, als die Lehre der Kirche beschäftigt. Es hatte den Protestanten geärgert, daß er dem Katholiken auf der einen und andern Position nicht den Widerstand hatte leisten

können, der ihm, wie er meinte, als Glied der wahren Kirche unbedingt gebührt hätte, — er sah, daß ohne gründliche Kenntnisse des Tridentinums der protestantische Theolog dem erfahrenen Katholiken gegenüber im Nachtheil ist. Widerlegung des katholischen Dogmas erfordert unbedingt genaue Kenntniß desselben. — Er hatte sich deshalb nicht allein eine Ausgabe jener Hauptbekenntnißschrift der katholischen Kirche, sondern auch den Katechismus Romanus, sowie Möhler's Symbolik von dem Kaplan erbeten und erhalten. Diese Schriften, sowie das Concordienbuch der eigenen Kirche bildeten den Gegenstand seiner Studien.

So war das heilige Weihnachtsfest herangekommen und mit ihm die Bitte jenes Pastors an ihn, die Predigt am zweiten Festtage zu übernehmen.

Selbst für einen begabten Candidaten ist eine Predigt ein sauer Stück Arbeit Er kennt das Vorurtheil der meisten Gemeindeglieder gegen eine sogenannte Candidatenpredigt. Er will demselben entfliehen und fällt dabei entweder auf gar künstliche Themata und Dispositionen, oder er sucht den Mangel an pastoraler Erfahrung, die der Predigt ihre eigenthümliche, markige Färbung giebt, durch allerlei hochtrabende Phrasen oder blümelnde Redensarten zu decken. Pietistische Candidaten thun häufig aus dem allgemeinen Gefühl der Sündhaftigkeit heraus des Guten zu viel und donnern in einer Weise von der Kanzel herab, die nur in seltenen Fällen den Pastoren erlaubt sein dürfte. Man merkt es ihnen an, daß sie sich auf der Studierstube einen Prügeljungen zurecht gemacht haben, auf den sie nun wacker losschlagen. Haben sie sich mit Luther oder den Predigten eines Rieger oder Valerius Herberger beschäftigt, so glauben sie oft durch eine unglückliche Nachahmung des Styls dieser Männer die Popularität zu erreichen, von der im homiletischen Seminar die Rede gewesen ist. Dabei leiden die Predigten der pietistischen Candidaten sehr häufig an einer entsetzlichen Länge. Sie wollen gerne Alles sagen, was ihr theologisches Gewissen ihnen zu sagen gebietet, und bedenken nicht, daß das Maaß der gesammelten Aufmerksamkeit nicht überschritten werden

darf, und daß, wenn dieses geschehen, auch die wenigen Weizenkörnlein, die ihre Predigt geboten, unter dem Unwillen über die Länge, der Gemeinde wieder verloren gehen.

Uebrigens leiden an der Krankheit langer Predigten auch viele alte erfahrene Prediger aus der pietistischen Richtung. Bei diesen wird diese Krankheit vollends letal für die Gemeinde, wenn sie, wie es häufig geschieht, in der Meinung, der heilige Geist müsse es geben, ohne ernste Vorbereitung die Kanzel besteigen und dann den Kühen gleichen, die wiederkäuend auf der Weide liegen.

Dorn hatte sich mit großer Sorgfalt auf die Predigt vorbereitet. Das Evangelium des Tages gab ihm Gelegenheit, von der Weise zu sprechen, wie eine Seele den Herrn findet, und von ihrem Thun, wenn sie ihn gefunden hat. Die mancherlei Erfahrungen des letzten Jahres, die inneren Kämpfe, die er durchgemacht, waren der Brunnen, aus dem er schöpfte. So gelang es ihm unwillkürlich, ein Bild des inneren Lebens zu entrollen, dessen Wahrheit, wie sie vom Herzen kam, zum Herzen drang. Jedenfalls der glücklichste Griff für einen Candidaten, wenn er nur das zu sagen sich bemüht, was er selbst erfahren hat, und sich hütet, in ein Gebiet überzugehen, auf dem nur Vorstellungen, die er mit seiner Phantasie sich zurecht legt und nicht Erfahrungen ihm zur Seite stehen.

Leokadie war am Tage vor dem Feste in das elterliche Haus zurückgekehrt. Dorn, mit seiner Predigt beschäftigt, hatte sie nur flüchtig begrüßt, und war auch, als er der Bescheerung am heiligen Abend nur kurze Zeit beigewohnt, am ersten Festtage nach dem Gottesdienst meistens auf seiner Stube geblieben. Er hatte sich ein wörtliches Memoriren der Predigt zum Grundsatze gemacht, damit er nicht in die Verlegenheit komme, das Concept gebrauchen zu müssen. Er wußte es, wie der Gebrauch des Conceptes den Eindruck der besten Predigt außerordentlich abschwächt, und dann um so mehr, wenn ein schauspielerhaftes Verdecken dieses Gebrauchs beliebt wird.

Die ganze Familie hatte sich auf ihrem Herrensitz in der

Kirche, der Kanzel gegenüber, eingefunden. Leokadie saß, wiewohl ihr Platz in der vorderen Reihe war, neben den Kindern auf den Stühlen der zweiten Reihe. Ihren Platz hatte Richard eingenommen, der zum Fest nach Hause gekommen war. Die Kirche war ausnahmsweise gepreßt voll. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der Schloßcandidat, wie er im Städtchen genannt wurde, predigen würde. Die zurückgezogene Lebensweise Dorn's, die so ganz verschieden von der seines Vorgängers war, der mancherlei Bekanntschaften im Städtchen angeknüpft, hatte die Neugier der Bewohner in hohem Grade gereizt.

Der Pastor loci hielt auf Dorn's Wunsch den liturgischen Theil des Gottesdienstes. Er wollte sich anfangs nicht dazu verstehen, er meinte, wenn er einen Candidaten für sich predigen lasse, dann übergebe er dem für gewöhnlich den ganzen Gottesdienst. Dorn hatte aber ausdrücklich darauf bestanden. Er hatte sich zu sehr in die kirchliche Anschauung vertieft, als daß er als Candidat priesterliches Geschäft, wie es am Altare verwaltet wird, hätte übernehmen können. Dem Pastor war diese Anschauung zwar fremd, aber bei der Weigerung Dorn's hatte er sich gefügt.

Es ist selbst für erfahrene Prediger ein Augenblick, der ihr Herz klopfen macht, wenn die Orgel den letzten Vers intonirt. Wer nicht geistlicher Fabrikarbeiter ist, wird in dem Augenblick unwillkürlich in der Sacristei seine Knie beugen und den Herrn anrufen, daß er mit ihm sein möge. Man würde sich täuschen, wenn man meinen wollte, daß nur die ernste Aufgabe des Herrn Wort verkündigen zu sollen, an dieser Beklommenheit Theil hätte, es läuft ein gut Stück Predigereitelkeit mit unter, der Prediger möchte seine Sache um seinetwillen gut machen. Steht das Herz des Predigers recht, so wird gerade das ein Hauptgegenstand seiner Bitte sein, daß Gott ihm jedes Eigengesuch jetzt nehmen und ihm geben wolle, nur Ihn und seine Ehre im Auge zu haben. — Wir dürfen es Dorn nachsagen, daß das der hauptsächlichste Gegenstand seiner Bitte war, als er nun, als der Küster den l e t z t e n V e r s in die Sacristei gemeldet, seine

Kniee beugte, und in kurzem brünstigem Gebet sein Herz vor Gott ausschüttete.

Der Gesang des letzten Verses wurde schwächer als er die Kanzel betrat, namentlich der jüngere weibliche Theil der Gemeinde vergaß über der Neugierde, die er nun befriedigen mußte, den Gesang. Es war nicht hier allein so, daß der junge Prediger von diesem Theil der Gemeinde mit ganz besonderer Theilnahme betrachtet wurde. Selbst in der katholischen Kirche, in der doch gewisse Wünsche schweigen müssen, ist ein junger Kaplan der Gegenstand der besondern Aufmerksamkeit der jungen Damenwelt, ja sogar im Beichtstuhl werden von dieser jüngere Priester lieber aufgesucht als die älteren Herren. Es ist das nun einmal so, und tritt um so mehr hervor, wenn der junge Geistliche mit schönen poetischen Gaben eine angenehme würdevolle äußere Persönlichkeit verbindet. Der natürliche Mensch ist ja Fleisch.

Als Dorn die Kanzel betreten hatte, zog unwillkürlich ein leises Zittern durch Leokadies Seele, während Hildegard ein gewisses stolzes Gefühl erfüllte, daß nun ihr Candidat predigen würde.

Man konnte nicht läugnen, bei Dorn vereignete sich Vieles, was das Auge auf seine Person richtete. Das dunkle reiche Lockenhaar, das sein blasses ausdrucksvolles Gesicht umgab; jene eigenthümliche Weihe, die sich einer Persönlichkeit mitgetheilt, wenn sie aufrichtig gebetet und ihre Gedanken in Gott eingesenkt hat; die edle Haltung, fern von allem steifen Gemachten, wie sie bei den Predigern sich von selbst ergiebt, die des hohen Ernstes ihrer Aufgabe sich bewußt sind —: das Alles machte die Erscheinung des jungen Predigers zu einer höchst anziehenden und man konnte an dem leisen Geflüster unter der Kanzel bemerken, daß der Schloßcandidat, wenn seine Predigt mit seiner persönlichen Erscheinung im Einklang stehen würde, einer aufmerksamen Zuhörerschaft sicher sein konnte. — Nur die Inhaberinnen des Pastorenstuhls, die corpulente Ehehälfte des gleich corpulenten Pastors, und dero zwo Fräulen Töchter —

Damen, in dem Alter, in denen sie gewöhnlich immer jünger werden, schienen kein rechtes Wohlgefallen an dem Candidaten zu finden. Solche Aufmerksamkeit, wie sich jetzt zu entwickeln schien, hatte ja der Vater noch nie erzielen können.

Die letzten Töne der Orgel waren verhallt, die Gemeinde erhob sich, um nach einem kurzen Votum dem Text zuzuhören. Eine kurze Pause, in der Alles wieder die Plätze einnahm. — Dorn begann.

Der Sieg einer Predigt verkündigt sich in der Zunahme der Aufmerksamkeit der Hörer. Sobald die nach dem Anhören der ersten Sätze oder des ersten Theils nachläßt, hat der Prediger Fiasko gemacht; auch das sonorste Organ und die angenehmste Persönlichkeit vermag nicht mehr die Aufmerksamkeit zu fesseln und der Langenweile zu wehren.

Dorn hatte ohnstreitig diesen Sieg errungen. Selbst der wohlbehäbige Bürgermeister des Orts, zwar immer ein regelmäßiger Kirchenbesucher, aber sonst auch regelmäßig Einer von denjenigen, die unter der Predigt die Erfahrung des Müllers machen, der bekanntlich am sanftesten bei dem Geklapper der Mühle schläft, war von seinem Platze aufgestanden und hatte sich vorgebeugt wie Einer, der sich kein Wort möchte entgehen lassen.

In der That, der Sieg der Predigt war ein vollständiger, denn als er Amen gesagt, war eine so lautlose Stille in der Kirche, daß man das Rascheln eines Mäusleins hätte hören können. Hier und dort perlte es in einem Auge; die jüngere Damenwelt hatte den Prediger vergessen und lauschte nur noch auf sein Wort und selbst die mittelalterlichen Töchter des Pastors wußten nicht, wie ihnen geschehen war, sie saßen in sich versunken da. Und dann zog es durch die Kirche, wie ein Aufathmen des lange zurückgehaltenen Athems und hier und dort nickte sich der Eine und der Andere zu als hätte er sagen wollen, das war doch einmal eine Predigt. — Nur Einer hatte sich von diesem Erfolge emancipirt. Als Dorn die Kanzel

verlassen und in die Sacristei zurückgekehrt war, fand er den Pastor — schnarchend —; ihn weckte erst der Orgelklang.

Armer Dorn — oder vielmehr begnadigter Dorn! Er hatte ja vorher Gott gebeten, daß er es verhüten wolle, daß er nicht sein Eignes suche. Der Eindruck, den seine Predigt gemacht, war ihm nicht entgangen, und mit einem gewissen Triumphgefühl verließ er die Kanzel —: wie gut ihm, daß der schnarchende Pastor über die aufkeimende Eitelkeit den Rauchfrost brachte. Dorn wußte noch nicht, daß Niemand weniger von einer Predigt ergriffen wird, als ein Prediger, entweder sind diese Herren bloße Kritiker oder sie langweilen sich — und schlafen. Traurige Wahrheit, — wohl im Stande, für die ewige Seligkeit der Träger dieses Amtes mehr als besorgt zu machen!

Frau von Mannhardt hatte mit Rücksicht auf die kalte Kirche die Vorsicht gehabt, dem Kutscher zu befehlen, gleich nach der Predigt den Herrn Candidaten nach Hause zu fahren, und dann erst nach dem Schluß des ganzen Gottesdienstes die Familie abzuholen. Es war das auch darum gut, weil so Dorn der gefährlichen Aufmerksamkeit der Gemeinde entging, die, wie es sich nachher zeigte, vor der Kirchthüre auf ihn wartete. Für den Pastor aber war die Bitte des Bürgermeisters außerordentlich demüthigend, daß er doch den Schloßcandidaten so oft wie möglich möge für sich predigen lassen.

„Das werde ich bleiben lassen," war die ziemlich kurz abweisende Antwort, „so einem jungen Menschen überläßt man wohl so einmal die Kanzel, — aber keine Erfahrung, — Wortgeklingel, — dient nicht zur Erbauung der Gemeinde."

„Na, Pasterchen," sagte der derbe Bürgermeister, „jeder machts wie er kann, ihr spielt gut Boston und der predigt gut — bis heute Abend, ihr kommt doch?" frug er aus der Sacristei gehend.

Alle Sonntag Abend war der Pastor mit seiner Familie bei Bürgermeisters. Während die beiden Häupter der Stadt ihre Sorgen bei einer Partie vergaßen, amüsirte sich der weibliche Theil mit Klatschereien oder arrangirte mit dem Sohne des

Bürgermeisters, einem jungen Menschen, der es unter der Aegide des Vaters zum Actuarius des Magistrats gebracht hatte, und einigen andern hinzugezogenen jungen Honoratioren beiderlei Geschlechts am schwarzen Peter oder Pfänderspiel, bis die wohlbesetzte bürgermeisterliche Tafel der reellen Bedürfnißfrage abhalf.

Ob heute die jüngere Welt zu diesem stereotypen Sonntagsvergnügen geneigt war, weiß ich nicht, wenigstens antwortete der Pastor auf die Frage des Bürgermeisters kurzweg, „er könne heut nicht, er sei zu erschöpft von der Festarbeit.“ — Mit einem eigenthümlichen Blick auf die vollen noch vom Kirchenschläfchen gerötheten Wangen des Pastors ging der Bürgermeister sarkastisch lachend von dannen.

„Herr Dorn, was haben Sie schön gepredigt!“ kam Fränzchen in die Candidatenstube gesprungen, — hinter ihr Clara und Odo, Clara mit einem Präsentierteller in der Hand, auf dem neben einer Flasche Madera nebst Glas Weihnachtskuchen aufgestapelt lag.

„Papa schickt Ihnen den Wein,“ sagte Clara, „daß Sie sich erholen sollen, und ich habe von meinem Teller Kuchen dazu gelegt.“

„Ich auch,“ sagte Odo.

Eine stille Huldigung der Kinder, die Gabe und daß sie Wein und Kuchen selbst heraufbrachten.

„Also es hat Euch gefallen,“ sagte Dorn, als er sich ein Glas duftigen Madera's eingoß.

„Und wie sehr,“ sagte Clara, „Mama sagt auch, das wäre doch mal' ne Predigt gewesen, und Papa und Hildegard meinten, Sie müßten öfters hier predigen.“

„Was nur Dienchen sein mochte,“ sagte der treuherzige Odo, „die nahm ein über das andere Mal ihr Taschentuch und hielt es vor die Augen.“

„Die hat geweint,“ sagte Fränzchen, „ach es war auch gar zu schön, — hast Du nicht gesehen, Odo, wie der dicke Bürgermeister, der sonst immer schläft, so genau acht gab?“

„Ja und unser Friedrich, ich mußte ihn immer ansehen,

wie der so andächtig zuhörte, und zuletzt sogar die Hände faltete," setzte Odo hinzu.

So plauderten die Kinder fort und theilten sich ihre Beobachtungen mit, die sie während der Predigt gemacht, ein Zeichen, daß ihr Lob, das sie Dorn spendeten, weniger aus ihrer eigenen Aufmerksamkeit als aus dem Lob, das sie von Vater und Mutter und den älteren Geschwistern vernommen, entsprungen war.

Und Dorn? Leokadie hatte geweint?

Frauenthränen, sagt man, seien eine Vertheidigungswaffe, der kein Mann widerstehen könne, — hier wurden sie zur Angriffswaffe auf das Herz des jungen Mannes.

Dorn überließ die Kleinen ihrem Geplauder und versenkte sich scheinbar lesend in die Ecke seines Sophas, oder vielmehr in das Gewoge der Empfindungen, das dieses einzige Wort in ihm wachgerufen hatte.

„Solltest du ihr wirklich nicht gleichgültig sein?" sagte er zu sich selbst. „Nein, nein — wie wäre das möglich, — es ist deine Predigt, die ihre gottergebene Seele bewegt hat," — dachte er dann wieder, „aber deine Predigt," — „Pfui, schäme dich, Robert, sagte er sich von Neuem, „daß du die Gnade, die dir Gott gegeben, mit deiner Neigung in Verbinbindung setzest!"

„Und doch," sagte er sich dann wieder, „ist ja deine Neigung so rein, dir steht ja Leokadie zu hoch, und du hast ja auf immer Gedanken entsagt, die sich für dich nicht geziemen würden, warum solltest du sie nicht lieben, wenn sie es nur nicht erfährt, und das soll sie nie!"

Man sagt, Verliebte seien blind, und wenn ich Dorn so nicht nennen möchte, weil seine Neigung in der That nichts von jener Leichtigkeit und Fleischlichkeit an sich trug, die man mit diesem Namen bezeichnet, so war er doch in der That blind, — blind gegen sich selbst, weil er glaubte, den unternommenen Kampf wider sich durchkämpfen zu können, während er Gedanken wie jenen nachhing, und weil er sich zutraute, das verhüllen zu können, was sich namentlich im täglichen Umgang nun einmal

nicht verbergen läßt. Wäre der Vergleich nicht so gar gewöhnlich, so möcht' ich sagen — solch eine Neigung, die gehegt, und doch verdeckt sein soll, gleicht der Gluth eines von Innen brennenden Hauses, sie bricht bei erster Gelegenheit in lichter Flamme hervor.

Während Dorn auf der Candidatenstube seinen Gedanken nachhing, bei denen bald seine Seele jubelte und dann wieder in fast traurigen Ernst versank, hatte sich Leokadie auf das uns bekannte Fräuleinzimmer zurückgezogen. Sie wurde von den älteren Geschwistern nicht vermißt, weil diese ihre Weise, die Stille aufzusuchen, kannten, und sich in die Bücher vertieft hatten, die in reichster Auswahl ihren Weihnachtstisch geschmückt hatten.

Wir erinnern uns, daß Leokadie am ersten Abend des Eintritts Dorn's in die Familie fast erschrak, als Hildegard ihr mittheilte, daß der Candidat auch ihnen Stunde geben solle. War das eine Ahnung gewesen? Wenn das, so flüchtig wie der Flug eines Käfers, der im Sommer vorübersummt.

Sie hatte mit ihrer Schwester gewetteifert, dem treuen Lehrer durch Fleiß Freude zu machen. Aber die Unbefangenheit, mit der sie mit ihm gleich dieser verkehrte, ließ Niemand ahnen, daß Dorn irgend einen tiefern Eindruck auf sie gemacht hatte. — Und doch mußte das der Fall gewesen sein. Sie wußte selbst davon nichts, aber Tante Eugenie hatte wohl recht gehabt, wenn sie gemeint, daß die Aufmerksamkeit, die Dorn Leokadie immer erwies, an dem sechszehnjährigen Mädchen nicht spurlos könne vorübergegangen sein. Je edler das Frauengemüth, desto unmerklicher keimt in der Tiefe der Seele die zarte Blüthe, die mehr als Neigung, die Liebe ist. Noch deckt der keusche Schnee jungfräulichen Sinnes die keimende Blüthe, — da kommt ein warmer Strahl der Frühlingssonne, und siehe, Schneeglöcklein läutet den Frühling ein.

Der Muth den Dorn bei der Rettung ihrer Geschwister bewiesen, die große Bescheidenheit, mit der er alle Lobsprüche von sich abgewiesen, und dann die Art und Weise, wie er an jenem

Abende den Dankpsalm gelesen und darin seine Seele vor Gott hatte ausgeschüttet, das Alles war für Leokadie der Sonnenstrahl geworden, der die Blüthe ihrer Liebe zu ihm entfaltet hatte.

Aber sie hatte dieselbe tief in sich verborgen, sie wollte ihr Geheimniß um keinen Preis verrathen. Ohne, daß darüber je in ihrer Gegenwart auch nur eine Andeutung gefallen wäre, wußte sie es, daß ihrem Onkel es unbeschreiblich weh würde gethan haben, wenn er von ihrer Liebe auch nur eine Ahnung gehabt hätte. Und, — so wie sie ihren Onkel kannte, konnte sie sich sagen, daß dieser, wenn er es geahnt, ihre Eltern bestimmt haben würde, Dorn sofort zu entlassen. — Dieser Rücksicht hätte es aber kaum bedurft. Wahre Weiblichkeit verhüllt immer auf das sorgfältigste das Kleinod ihrer Liebe.

Leokadie gehörte zu jenen tiefen Naturen, wie sie die norddeutsche Frauenwelt freilich auch diese nur selten bietet, die mit der Fähigkeit zur tiefsten leidenschaftlichsten Neigung doch eine solche Stärke des Charakters verbinden, daß es ihnen möglich ist, äußerlich die größte Ruhe und Unbefangenheit zu zeigen, während das Herz Empfindungen hegt, wie sie Leokadie bewegten.

So war es ihr gelungen, selbst ihrer Schwester Hildegard das Geheimniß ihres Herzens zu verbergen. Es war das Hildegard gegenüber nicht so sehr schwer; wenn in dieser auch dann und wann ein Verdacht aufsteigen wollte, so beseitigte sie denselben doch augenblicklich. Hildegard, obgleich lebhafter als ihre Schwester, stand dieser doch an Tiefe des Gemüths weit nach. Dazu trug sie, was ihr Onkel von beiden Schwestern gehofft, Etwas von dem Sinne und den Anschauungen des männlichen Theiles derer von Raben in sich. Sie achtete den Candidaten sehr hoch und seine Weise und sein Unterricht hatte sie auch dem Evangelio näher gebracht, aber an eine Liebe des altadlichen Frei-Fräuleins von Mannhardt zu dem Bürgerlichen und zu dem Candidaten, gar an eine Verbindung mit diesem zu denken, das lag ihr so sehr fern, daß sie, wenn ihr an Leokadie etwas

auffiel, das sofort ihrer Eigenthümlichkeit in die Rechnung setzte. Und weil sie Dorn hoch achtete, darum hatte sie sich auch nicht vorstellen können, daß dieser seine Stellung mißkennen und ihrer Schwester hätte mehr sein wollen, als ein zuvorkommender gefälliger Lehrer. „Leokadie," sagte sie zuweilen scherzend zu Dorn, wenn dieser geduldig auf diese wartete, „Leokadie ist Ihr Goldhühnchen, Herr Dorn," und bewies mit derartigen Aeußerungen, wie fern sie jedem Verdacht stand.

Nur Frau von Mannhardt und Tante Eugenie war es nicht entgangen, was in Leokadie's Herzen vorgegangen war. Wir erinnern uns dessen aus jener Abendunterhaltung in Golenau.

Auch in Zülgen hatte Leokadie mit keinem Wort das Geheimniß verrathen und wenn ihre Freundin Marie von Eberzahn, wie das junge Mädchen ja wohl untereinander thun, sie mit den gefährlichen Augen des Candidaten geneckt, die schon der jetzigen ehrenwerthen Frau Schlemper keine geringe Gefahr gebracht, so wußte Leokadie ihr inneres Zusammenzucken bei der letzteren Bemerkung unter einer solchen Unbefangenheit zu verbergen, daß auch die Braut nicht den geringsten Verdacht schöpfte.

Merkwürdig, Leokadie hatte sich nie bis jetzt gestanden, daß Dorn sie liebe. Sie hatte das eigentlich für unmöglich gehalten. Es war über den Bruch seines Verlöbnisses in der Mannhardtschen Familie nur wenig gesprochen worden. Sie hatte nichts anders erfahren, als daß seine Braut das Verhältniß gelöst habe. Sie hatte eigentlich damals Dorn bedauert und sich nur seinetwegen getröstet, als sie die schnelle Verheirathung seiner ehemaligen Braut erfahren und gemeint, die könne doch Dorn nicht wahrhaft geliebt haben.

Daß er sie liebe, sie tief und treu liebe, das hatte sie erst heute aus der Predigt herausgehört. Wie? Ja wer erklärt das? Und es war plötzlich wie eine Divination über sie gekommen, daß sie selbst die Veranlassung zur Lösung seines Verhältnisses mit Eleonore geworden. Sie wußte es, ohne sich doch Rechen-

schaft geben zu können, woher sie das wußte. Und nun der Kampf in ihm und nun sein Siegen und Unterliegen, und sein Unterliegen und Siegen — das Alles hatte sie erfahren, — und doch war ja davon speciell in der Predigt gar nicht die Rede gewesen. Dorn hatte ja von dem innerlichen Gange einer Seele gesprochen, die den Herrn findet. Aber bei Seelenstimmungen, wie sie Leokadie in die Kirche brachte, hört nicht das Ohr, sondern das Herz und das hört unendlich fein.

Leokadie war auf das tiefste bewegt. Die widerstrebendsten Gefühle kämpften um den Vorrang, als sie nun in der Einsamkeit ihres Zimmers den Kopf in die Hand gestützt vor ihrem Schreibtische dasaß.

Sie müßte nicht geliebt haben, wenn nicht die Gewißheit, daß auch er sie liebe, sie mit unendlicher Freude erfüllt hätte. Er liebt Dich, wollte es mit Jauchzen durch ihre Seele klingen —: aber darf er dich lieben, darfst du ihn lieben? Du trägst die Schuld, daß er mit seiner Braut gebrochen hat, — das war ein großes Unrecht! Aber nein, die hat ihn nie geliebt, sonst hätte sie sich nicht so bald verheirathen können! — Um Deinetwillen hat er mit ihr gebrochen!

Leokadie hätte nicht zu den Töchtern Eva's gehören müssen, wenn sie ihm nicht um dieses — um Deinetwillen, — die vollständigste Absolution gegeben hätte. In diesem Punkte siegt die Eitelkeit über das edelste Weib, wenn ihre Seele nicht völlig in Gott versenkt ist.

Gerade dieses: um Deinetwillen schürte die Gluth ihrer Liebe. Und doch schwieg der innere Richter nicht, — es blieb die Stimme, — es ist unrecht gewesen, daß er um Deinethalben gebrochen — und darum ist es unrecht, daß du ihn liebst.

Aber er hat ja redlich gekämpft, — hieß es dann wieder in ihr, — wie schwer und bang hat er gekämpft! Wo ist ein Weib, das um des Kampfes willen, den ein Mann ihrethalben gekämpft, nicht bereit sein sollte, ihm Alles zu vergeben!

An eine Verbindung mit Dorn dachte Leokadie nicht. Nur älteren Mädchen tritt die Prosa des Heirathens in den Vordergrund, einem Kinde von sechszehn Jahren, das zum erstenmale liebt,

liegt der Gedanke so fern, wie der Rose, wenn sie denken könnte bei dem ersten Erblühen der Gedanke an Verwelken. Aber doch kam ihr das Gedenken an ihren Onkel — der stellte sich wie ein Cherub mit hauendem Schwert vor das Paradies ihrer Liebe, und was der Vater sagen würde, das wußte sie auch nicht — und was Hildegard? An ihren Bruder Richard dachte sie nicht, und ihre Mutter, ahnte sie, würde nicht zürnen.

So saß sie da und in Thränen gingen ihre Augen über und sie wußte nicht warum, sie weinte, ihr war so weh, — so unendlich weh, und doch auch wieder so unnennbar wohl. — —

Da trat leisen Schritts die Mutter in's Zimmer. Frau von Mannhardt war die tiefe Bewegung Leokadies in der Kirche nicht entgangen. Es war ihr dabei sehr bange um's Herz geworden. Auch sie hatte Aehnliches gehört, wie Leokadie. Als sie die Tochter nicht bei den Geschwistern gefunden, dachte sie sich, daß Leokadie sich würde auf ihr Zimmer zurückgezogen haben.

Leokadie erschrak, als die Mutter leise die Hand auf ihre Schulter legte. Als sie aber der Mutter in's besorgte Auge sah, da sprang sie auf und warf sich dieser mit dem Ruf: — „O Mutter — Mutter!“ weinend an's Herz.

Sie sagte nichts weiter als dieses Wort, aber Frau von Mannhardt verstand sie. „Ich weiß Alles, mein Kind,“ sagte Frau von Mannhardt sanft, indem sie die Tochter auf die Stirn küßte und dabei fiel eine heiße Thräne auf die Stirn der Tochter.

„Du weinst Muttter?“ frug Leokadie.

„Laß das, mein Kind,“ sagte Frau von Mannhardt, „sei Du nur meine starke Leokadie — sieh es wird gleich zu Tische geläutet, da sei recht unbefangen, — trockne Deine Thränen, zeige nicht, daß Du geweint hast!“

„Ich will stark sein Mama, — ich weiß ja nun, daß er mich liebt, — Du sollst sehn ich will fröhlich sein wie ein Kind.“

Frau von Mannhardt mußte sich abwenden, um ihre innere

Bewegung zu verbergen. „Armes Kind," dachte sie, „Du ahnst jetzt nicht die Schmerzen, die Deine Liebe Dir bringen wird!"

„Keine Rose ohne Dornen," wandte sie sich dann lächelnd zu Leokadie.

„O, ich bin so glücklich, daß Du es nun weißt, Mama," sagte Leokadie, „und nicht wahr Mama," sagte sie, indem sie die Mutter umschlang, und tief erröthend zu ihr aufblickte, „Du hast doch nichts dagegen?"

„Wogegen?" frug Frau von Mannhardt, als sie sich sanft von Leokadie losmachte.

„O, Mama," sagte diese, „wie bist Du so grausam, soll ich es denn noch einmal sagen?"

„Mein liebes Kind," sagte Frau von Mannhardt ernst, „wenn Du ihn liebst, laß ihn und Niemand das merken, — Deine Mutter weiß es, das laß Dir genug sein."

„Nein, nein," sagte Leokadie schnell, „er soll es auch nicht wissen, er darf es auch nicht ahnen, und Papa, und Hildegard und Niemand."

„Ich halte Dich bei Deinem Wort wird's Dir auch schwer, es ist ja der uns geboren, der alles Schwere leicht macht, — und den hat Dorn uns ja gepredigt," damit wollte Frau von Mannhardt, als sie Leokadie noch einmal ermahnt, ja die Spuren ihrer Thränen zu tilgen, das Zimmer verlassen, als sie sich noch einmal umwandte und Leokadie mittheilte, daß sich die beiden Gräfinnen Osten mit dem Domvikar Michael, einem Jugendgenossen Dorn's, brieflich sich zum Besuch auf einige Tage hätten ansagen lassen, sie würden wohl gegen Abend eintreffen.

XXII.

Der dritte Festtag hatte eine große Anzahl von Gästen in die stattlichen Räume des Schlosses Mannhardt zusammengeführt.

Außer Michael und den beiden Gräfinnen Osten, Theodora und Mathilde, waren noch gegen Mittag dieses Tages Frau von Eberzahn in Begleitung ihrer Tochter und des Assessors von Arning eingetroffen. Marie von Eberzahn hatte ihrer Mutter keine Ruhe gelassen, bis sie in die Fahrt gewilligt. Der Assessor hatte seinen Urlaub wegen gehäufter Geschäfte sehr abkürzen müssen und da sein Rückweg in die Residenz des Fürstenthums über das Städtchen führte, das bei Schloß Mannhardt lag, so hatte die Braut bei dieser Reise das zwiefache Vergnügen, ihren Bräutigam noch eine Strecke Weges begleiten zu dürfen und Leokadie, die sie so sehr lieb gewonnen, wieder zu sehen.

Der Abend des dritten Weihnachtstages war zugleich der Abend, an dem alljährlich die beiden Honoratiorenfamilien des Städtchens, die des Bürgermeisters und des Pastors auf Schloß Mannhardt ihren unterthänigsten Besuch abzustatten pflegten. Diese sehen wir also auch unter den Gästen.

Es schien als hätten sich für diesen Tag Alle verabredet, die Gastlichkeit des Herrn von Mannhardt in Anspruch zu nehmen. Graf Molte auf Zizow, einem benachbarten Rittersitz, hatte sich durch die schöne Schlittenbahn bewegen lassen, mit seiner Gemahlin, seinem ältesten Sohn, einem eleganten jungen Herrn von einigen zwanzig Jahren, und zwei Töchtern, in Hildegards und Leokadies Alter, seinen seltnen Besuch auf Schloß Mannhardt abzustatten.

Frau von Mannhardt war in einiger Verlegenheit, wie sie den Ansprüchen auf Unterhaltung dieser, wie sie wußte, in ihrer Gesinnung so verschieden gearteten Gesellschaft genügen sollte.

Die hell erleuchteten und wohldurchwärmten glänzenden Salons des Schlosses boten zwar selbst größerer Gesellschaft hinreichenden Raum zur Bewegung, — ein großer Vortheil, denn nichts ist unbehaglicher, als wenn die Gäste fast wie die Sclaven im Sclavenschiff aneinandergeschichtet stehen müssen; aber damit waren doch noch lange nicht die Ansprüche auf Unterhaltung befriedigt.

Kartenspiel war vom Schloß Mannhardt längst verbannt. Was sollten nun die ältern Herren — Graf Molte, der Pastor und Bürgermeister beginnen? Graf Molte gab in seiner Leidenschaft für eine Partie Boston den beiden Würdenträgern der Stadt wenig nach.

Für den Domvikar, die beiden Gräfinnen Osten und Frau und Marie von Eberzahn, sowie für Herrn von Arning war ihr nicht bange, die fanden ihren höchsten Genuß in geistvoller Unterhaltung, und daran, das wußte sie, konnte es bei Dorn's Unterhaltungstalent nicht fehlen.

Aber nun die übrige Gesellschaft? — Da war die Gräfin Molte, eine gar stolze Dame, der das Zusammensein mit einer Pastorsfrau und einer Bürgermeisterin schon höchst unangenehm sein mußte. Nun diese beiden, deren Horizont nicht über die Begebenheiten der trivialsten Häuslichkeit herüberging. Und dann die beiden Comtessen Molte und der junge Graf und der Amtsaktuar, der langbeinige Sprößling des Bürgermeisters und dessen drei Schwestern, und die beiden Pastorenfräuleins, deren Interesse und Bildungsstand sich nicht über Lafontaine und Clauren hinaus erstreckte!

Frau von Mannhardt hatte mit Dorn Rücksprache genommen, was wohl zu thun sei?

„Laß uns doch tanzen, Mama," hatte Hildegard gesagt, als sie zu dieser Unterredung getreten.

„Du weißt, das liebt Papa nicht," hatte diese geantwortet, „und dann müssen wir doch auch Rücksicht auf Ihren Freund, den Domvikar, nehmen," wandte sie sich an Dorn.

„Ich glaube nicht," sagte dieser, „daß es dem unangenehm

sein würde, — er und ich, wir würden uns schon unterhalten, — aber die Trauerzeit ist doch auch noch nicht vorüber."

„Darum würde es auch Frau von Eberzahn unangenehm sein," meinte Frau von Mannhardt.

„Dann gehen auch nicht lebende Bilder," sagte Hildegard. —

„Und, wo sollten wir jetzt das Costüm herbekommen, erwiderte Frau von Mannhardt, „nichts ist störender als Flickwerk aus diesem und jenem Kleidungsstück."

Man kam schließlich überein, es dem Zufall zu überlassen, und sollte ja die Langeweile sich einstellen, dann sollte des Candidaten reiche Scizzenmappe und Spiel und Gesang aushelfen.

Graf Molte war mit seiner Familie zuletzt gekommen, als schon Alles in den erleuchteten Räumen zusammen war und die Diener, die im Zusammenhange mit der Familientrauer schwarzen Leibrock und schwarze Strümpfe und Schuhe trugen, die silbernen Tabletten mit dem Thee servirten.

Die Gräfin, eine imposante Gestalt, deren Büste an Bilder von Catharina von Rußland weiland erinnerte, durchrauschte in Begleitung von Frau von Mannhardt den Saal und frug, mit dem Lorgnon vor dem Auge, obgleich sie sehr gut auch ohne das sehen konnte, wer denn die beiden seien, sie meinte die Bürgermeisterin und die Pastorin, die sich in offenbarer Unbehaglichkeit auf einem der Fauteuills niedergelassen hatten und dem Thee mit Arac heftig zusprachen.

„Sie sind in der unangenehmen Lage," meinte die Gräfin, als sie Namen und Stand erfahren, „mit Leuten dieser Art verkehren zu müssen."

„Ich wüßte nicht," sagte Frau von Mannhardt über diese Taktlosigkeit der Gnädigsten gereizt, „daß es so unangenehm wäre, die Frau des Pastors des Orts und die „Gemahlin" betonte sie, des Vorstandes dieses Orts bei sich zu sehen."

„Das ist Geschmacksache," erwiderte die Gräfin hochmüthig, „wollen Sie nicht die Güte haben, Ihren Gemahl und ihre Fräulein Töchter mir vorzustellen?"

Herr von Mannhardt kam schon aus einem der Seitenzimmer des Saals, in dem er sich mit den Männern unterhalten hatte und begrüßte die Gnädigste ehrfurchtsvoll, der der Gemahl folgte.

„Frau von Eberzahn, Gräfin Molte, „sagte Frau von Mannhardt, als sie beim Durchwandeln der Räume auf diese und die jungen Damen trafen.

„Ach meine liebe Eberzahn," sagte herablassend die Gräfin, „in Trauer? — ja, ich erinnere mich, Molte," wandte sie sich an den hinter ihr stehenden Gemahl, „was war doch der Eberzahn für ein guter Mensch, weißt Du, er war ja Landrath, er hat Hugo ja noch im Anfange des vorigen Jahres Aufschub vom Militärdienst erwirkt."

Niemand sprach weiter, aber Alle fühlten die entsetzliche Herzlosigkeit dieses Weibes.

Aber wer möchte dieser Dame einen Vorwurf machen. Nur das Evangelium kann das Eis aufthauen, in der der Standesstolz das Herz hat erfrieren lassen. Und das war in jenen Tagen ja eine seltene Sache.

Graf Molte selbst, der sonst gewohnt war, in Demuth zuzuhorchen, wenn seine Gnädigste sprach, konnte es doch nicht unterlassen, Frau von Eberzahn die Hand zu reichen. „Ich bedaure tief Ihren Verlust, Ihr Herr Gemahl war ein Ehrenmann durch und durch."

Nachdem die Gräfin noch Hildegard, Leokadie und die Gräfinnen Osten begrüßt und Marie von Eberzahn zugenickt hatte, bekümmerte sie sich nicht weiter um die übrigen anwesenden jungen Damen. Ihr geübter Blick unterschied sogleich, daß diese nicht zur „Gesellschaft" gehörten.

Der Domvikar und Dorn gingen, sich verneigend, an den Damen, im Gespräch vertieft, vorüber.

„Mein Gott, wie kommen Sie denn zu dem katholischen Geistlichen?" frug die Gräfin Molte, auf den Domvikar mit dem langen schwarzen Kleide und der breiten Seidenschärpe

weisend, „Sie wollen doch nicht auch katholisch werden?" setzte sie so laut hinzu, daß es die Gräfinnen Osten hören konnten.

„Es ist der Domvikar Michael, der von seinem Bischof nach Schloß Osten zur Abhaltung der Festgottesdienste ist gesandt worden," — war die kurze Antwort von Frau von Mannhardt.

„Aber der interessante junge Mann, der neben ihm ging," frug die Gräfin, indem sie mit ihrem Lorgnon diesem nachblickte, „ich habe ihn noch nicht in der Gesellschaft gesehen."

„Unser Hauslehrer, der Candidat Dorn," war die Antwort.

„Ah so!" Dorn hatte nach dieser Auskunft für die Gräfin alles Interesse verloren, das sein dunkles Haar, sein edles Gesicht und seine feine Gestalt in der „Katharina von Rußland" erweckt hatte.

Die beiden jungen Männer hatten sich im Saal niedergelassen, in dem die Pastorin und Bürgermeisterin bei dem trefflichen Theekuchen und dem feinen Arac zum Thee ganz gewaltig über den Hochmuth dieser Adeligen, — aber so leise als möglich raisonirten.

„Du wirst doch nicht der Einrichtung zur Last legen wollen, was aus dem sündigen Herzen des Einzelnen hervorgeht," sagte der Domvikar zu Dorn.

Michael hatte nicht angestanden, seinem früheren Schulfreunde die eigentliche Veranlassung seiner Herüberkunft mitzutheilen. Die Nachrichten, die der Bischof erhalten, waren leider nicht unbegründet gewesen. Louise von der Offen hatte auf den Kaplan von Stapel einen Eindruck gemacht, dem ein katholischer Priester fremd bleiben muß, und Louise unterhielt sich mit dem geistvollen Kaplan lieber, als sie es selbst wissen mochte. Beide suchten sich zu überreden, daß sie ihren Verkehr, der brieflich fortgesetzt wurde, nur deshalb unterhielten, dieser, um die begabte Dame der Kirche zurückzuführen, jene, um den „armen Kaplan," wie sie ihn nannte, „aus dem papistischen Irrthum" für die Gemeinde der Taufgesinnten zu gewinnen. Wir wollen zugeben,

daß die Absicht beider ehrlich gemeint war; aber es liegt in dem Verkehr beider Geschlechter auf dem religiösen Gebiet eine unendlich große Gefahr. Der seelische Austausch hat ein Herüber und Hinüber zur Folge, dem nur der verheirathete Priester sich ohne Gefahr hingeben kann. Tritt zu diesem Verkehr Jugend und Schönheit, so darf man sich nicht wundern, wenn die ideale Stellung des Priesters allmählich in die mehr reale eines Liebhabers sich verkehrt. Nur sehr wenige katholische Priester sind unter gleichen Bedingungen wie hier, stark genug, die von ihnen gelobte Jungfräulichkeit nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich zu bewahren. Gerade in letzterer Beziehung hatte der Kaplan die Schranke überschritten, seine Briefe an Louise athmeten allmählich eine Gluth der Leidenschaftlichkeit zu dem schönen Mädchen, die dieses Anfangs erschreckten, der sie aber nicht entfloh und die darum auch in ihrem Herzen eine ähnliche Gluth entflammte. Es war hohe Zeit, daß diesem Verhältniß Einhalt gethan wurde.

„Doch, doch," erwiderte Dorn, „die Einrichtung selbst ist verkehrt. Mag auch, was ich gern zugebe, Gregor den Cölibat nicht erfunden, sondern die Neigung zur Ehelosigkeit der Priester im Volksbewußtsein vorgefunden haben, so folgt daraus noch nicht, daß die Sache an sich richtig ist. Wäre die Neigung der Menge der Maßstab, nach dem sich die Kirche richten müßte, so brauchten wir jetzt gar keine Kirche mehr."

„Jedenfalls," meinte der Domvikar, „ist der ehelose Stand eines Priesters würdiger, ich brauche Dich nicht auf die vielen Inconvenienzen aufmerksam zu machen, die Euren Predigern aus ihrer Verheirathung erwachsen. Würdest Du bei einem verheiratheten Prediger beichten?"

Dorn wich dieser Frage, die, wie wir wissen, ihn schon auf das tiefste bewegt hatte, durch die Gegenbemerkung aus: „Aber wahrlich doch auch nicht bei jedem beliebigen Eurer unverheiratheten Priester. Zur Beichte gehört noch mehr als Verschwiegenheit, auch geistliches Verständniß; und so wenig man das bei jedem verheiratheten, so wenig findet man es bei allen

15

unverheiratheten Priestern. — Jedenfalls," setzte er hinzu, „ist der Cölibat wider Gottes Wort."

„Umgekehrt," rief Michael, „lies doch nur, was der Herr Matth. 19, 12. sagt, und wie der heilige Paulus 1. Cor. 7. den ehelosen Stand empfiehlt!"

„Aber doch eben so wenig den Priestern allein, als der Herr in der von Dir angeführten Stelle von diesen allein sagt, daß sie sich um des Himmelreichs willen verschnitten haben. Ich gebe ja vollkommen zu, daß es etlichen Christen, die dazu die Gabe empfangen haben, besser sein mag, ihnen den Weg zum Himmelreich mehr ebnen mag, wenn sie unverehlicht bleiben und stimme ganz mit dem heiligen Paulus, daß es Zeiten der Noth geben kann, in denen es geboten scheint, ehelos zu bleiben: aber ich betone noch einmal, das geht alle Christen an und nicht den Priesterstand allein."

Michael war ehrlich genug, das letztere einzuräumen, nur meinte er, daß es sich auf den Priesterstand doch besonders beziehen müsse, da dieser ja die Aufgabe habe, die Uebrigen zum Himmelreich zu führen und darum in Zeiten der Noth, der Verfolgungen, wie sie der Apostel im Auge habe, auch am meisten von dieser getroffen werde. „Jedenfalls aber," setzte er hinzu, „schließt der ehelose Stand eine größere Heiligkeit in sich."

Dorn konnte ihm das nicht zugeben, da der Ehestand vor dem Sündenfall noch im Paradiese als der erste der Stände eingesetzt sei, und weil der Apostel in der bekannten Stelle des Epheserbriefes das Verhältniß des Herrn zu seiner Kirche mit dem Ehestande vergleiche — das sei beides unmöglich, wenn der Ehestand an Heiligkeit dem ledigen Stande nachstehe, — es scheine vielmehr, wenn man vergleichen wolle, das Gegentheil daraus zu folgern.

„Nein," meinte Dorn, „nur der Mißbrauch dieses an sich selbst heiligen Standes, hat diese Meinung erzeugt, und man darf sich nicht wundern, daß zu den Zeiten Gregors, als die Geistlichkeit in Haupt und Gliedern so sehr verweltlicht war, das Volk, das durch den Mariencultus schon dazu voerberitet

war, in der Virgineität eine besondere Heiligkeit zu sehen, der Ansicht wurde, daß Ehelosigkeit jenem Uebelstande abhelfen würde, — bedenke, wie der Mensch geneigt ist, statt in der Bekehrung des Herzens zu Gott, in irgend einem äußerlich sichtbaren Ding die Heiligkeit zu suchen."

Als der Domvikar, der zu sehr Theologe war, als daß er die bekannte Stelle aus der Offenbarung Cap. 14 zu seiner Vertheidigung angezogen hätte, schwieg, fuhr Dorn fort: „Und dann bedenke, was derselbe Apostel, der von der Nützlichkeit der Ehelosigkeit für alle Christen unter gewissen Bedingungen geredet hat, über das Gebot der Ehelosigkeit sagt!"

Mangel an Schriftkenntniß findet man oft bei sonst tüchtigen katholischen Geistlichen. Man darf es darum dem Domvikar nicht so hoch anrechnen, daß es ihn befremdete, als ihm Dorn die Stelle aus dem Thimotheusbriefe anführte:

„„Der Geist aber sagt deutlich, daß in den letzten Zeiten werden Etliche von dem Glauben abtreten und anhangen den verführerischen Geistern und Lehren der Teufel, durch die so in Gleißnerei Lügenredner sind, und Brandmal in ihrem Gewissen haben, und verbieten ehelich zu werden, und zu meiden die Speise, die Gott geschaffen hat, zu nehmen mit Danksagung, den Gläubigen und Denen, die die Wahrheit erkennen.""

Michael stutzte und meinte dann nach einigem Nachsinnen, der Apostel könne da nur an Manichäische Irrthümer gedacht haben

„Sonderbar nur," warf Dorn ein, „daß sich dann diese und das Ehe- und Speiseverbot in Eurer Kirche mit den Manichäischen Irrthümern ähnlich sehen wie ein Ei dem andern. Mein lieber Michael," fuhr er warm fort, „gieb nur der Wahrheit die Ehre, — der heilige Geist hat hier Alles, was er hier durch den Apostel nennt, mag es nun bei den Manichäern oder in Eurer Kirche, oder bei den Gichtelianern, den so genannten Engelbrüdern, vorkommen, eine Lehre der Teufel genannt, und daß der Teufel gerade bei dem Gebot der Ehelosigkeit auch sonst höchst begabte und fromme Priester zu fassen weiß, — lieber Michael, das beweist ja Deine Herüberkunft."

Der Domvikar war in tiefes Nachsinnen versunken. Schon bei der Arbeit, bei der wir ihn vor einiger Zeit vertieft gefunden, war ihm die Berechtigung einer Lehre, die seine Kirche wie die Wurzeln das Erdreich durchdrungen hatte, mehr als zweifelhaft geworden, und nun sollte er zugeben, daß eine Einrichtung, die einer der größten Päpste getroffen, und durch die, wie er glaubte, die Kirche hauptsächlich zu jener Macht emporgewachsen war, die sie zur Sonne aller weltlichen Lebensordnungen im Mittelalter gemacht hatte, aus einer teuflischen Eingebung entsprungen war?

„Aber die Nützlichkeit des Cölibats mußt Du mir doch zugeben,“ sagte er endlich.

„Auch das nicht, lieber Michael,“ erwiderte dieser. „Ich räume ein, daß es unter uns Geistliche geben kann und leider giebt, denen vorkommenden Falles die Familie ein Hinderniß zur treuen Amtsführung sein kann; wer bürgt mir aber dafür, daß sie ohne Familie treuer geworden wären, — macht denn die gebotene Ehelosigkeit Eure Priester alle zu treuen Hirten und Seelsorgern? Ich kann mir wohl vorstellen, daß auch ein verheiratheter Geistlicher das Beichtgeheimniß auf das treueste bewahrt, und sieh Dich doch nur um, haben denn anno 30, als die Cholera zuerst unter uns auftrat, unsere Geistlichen weniger ihre Schuldigkeit gethan, als die Eurigen? Nein, Michael, es ist im Gegentheil nützlicher, wenn die Geistlichen verheirathet sind. Du kennst doch den Spruch pectus theologum facit, und wahrlich, wer die inneren Wege durchmachen muß, die nach Gottes Ordnung der verheirathete Mann zu gehen hat, der wird mancherlei Noth und Kampf seiner Gemeindeglieder unendlich besser verstehen lernen, als Eure Geistlichen sie verstehen können, die, nimm's mir nicht übel, in der heiligen Ehe nichts weiter sehen, als ein legitimirtes Concubinat.“

„Aber Ihr Herren entzieht Euch ja ganz der Gesellschaft,“ sagte Herr von Mannhardt, der in diesem Augenblicke sich den Beiden genähert hatte. „Die Damen wünschen dringend Ihre beiderseitige Gegenwart.“

Als Dorn Herrn von Mannhardt fragend ansah, meinte dieser halb zum Domvikar gewandt: „Es ist mir unangenehm genug, — die Gräfin Molte hat in ihrer Weise eine unzarte Frage an Ihre Beichtkinder gerichtet. Das ist die Veranlassung zu einem Disput geworden, an dem sich, denken Sie sich," wandte er sich zu Dorn, „selbst unser Pastor und der Bürgermeister betheiligt haben."

„Wird es Ihnen hier nicht zu einsam werden?" wandte sich nun Herr von Mannhardt zu den beiden Ehehälften der eben genannten Männer, die noch unbeweglich auf ihren bisherigen Plätzen saßen und zu denen sich deren Töchter, von dem Gespräche im Seitensalon gelangweilt, eingefunden hatten.

„O, wir amüsiren uns hier ganz gut," sagte die Aelteste der Pastorenfräuleins. Allerdings, die ehrenwerthen Damen hatten eben die traurige Bohm'sche Geschichte zum Gegenstand ihres Klatsches. Und wenn Gegenstände dieser Art erst Herz und Lippen einer gewissen Classe aus dem zarten Geschlecht in Bewegung gesetzt haben, dann durchleben sie in der That glückliche Stunden; es liegt namentlich für ältere Mädchen ein eigner Reiz darin, mit dem Eifer der sittlichen Entrüstung über „so Eine" sich in die Details zu vertiefen, wie es so und so gekommen ist.

„Das begreife ich auch nicht, wie man katholisch werden kann," sagte eben, als die Herren herzutraten, der Bürgermeister mit seiner tiefen Baßstimme.

„Puh — katholisch," machte die Gräfin Molte, „und nun alle Tage in die Messe gehen zu müssen, und dann die Ohrenbeichte! Nein, das mag für das gemeine Volk ganz gut sein, aber für den Gebildeten ist's doch ein unerträglicher Zwang, was meinen Sie, Herr Pastor?"

„Ich bin ganz der Ansicht der gnädigen Gräfin," antwortete der ehrwürdige Hirte, zu dessen Sprengel auch der Rittersitz Molte gehörte.

„Molte," wandte sich die Gnädige an ihren Gemahl, „Du bist auch meiner Ansicht? und Ihr, meine Kinder, auch," sagte

sie zu ihren Töchtern und ihrem Sohn, die ehrerbietig die Mutter umstanden.

Ob ihr Gemahl und ihre Kinder, obgleich sie Beifall nickten, — wehe ihnen, wenn sie es nicht gethan hätten, — diese Ansicht wirklich theilten, möchte ich darum bezweifeln, weil sie in diesem Punkte gar keine Ansicht hatten. Der Gegenstand des Gesprächs lag ihrem sonstigen Gedankenkreise durchaus fern, und Graf Molte ärgerte sich schon heimlich, daß er in diese für ihn höchst langweilige Gesellschaft eingetreten war.

„Sehen Sie, Herr Domvikar,“ wandte sich nun die Gräfin triumphirend zu diesem, der mit Dorn den letzten Expectorationen der Gräfin zugehört, „der Sieg ist auf meiner Seite, Alles stimmt mir zu.“

„Wir ausgenommen,“ sagte Gräfin Mathilde Osten, indem sie ihre Schwester Theodora anblickte, die stille in das reiche Seidenfauteuil gelehnt, mit ihrem Spitzentaschentuch sich beschäftigte.

„Bedaure,“ war die wegwerfende Antwort der Gräfin, „aber natürlich, Sie sind ja katholisch geworden.“

„Und warum das wohl, Frau Gräfin?“ frug nun der Domvikar.

„Warum?“ wiederholte die Gräfin, „nun, was weiß ich's, wahrscheinlich gefällt's Graf Osten und seiner Familie in der katholischen Kirche besser, als bei uns, das ist eben Geschmackssache.“

„Und warum das wohl?“ frug der Domvikar ruhig, der bei der Frage um die Kirche auf ein Gebiet zurückgebracht war, auf dem er sich sicher bewegte, wenn auch über diese und jene Lehre in seiner Kirche bei ihm Bedenken entstanden waren.

„Ich habe ja schon gesagt,“ erwiderte die Gräfin gelangweilt, „das ist Geschmackssache.“

„Jedenfalls ein schlechter Geschmack,“ näselte der Actuarius.

Der Assessor von Arning hatte sich bis dahin mit seiner Braut in den Anblick der Mappen vertieft, die Frau von Mannhardt aus dem eignen Vorrath und von Dorn's Zimmer hatte

holen lassen. In der letzteren war ein schöner Stich des Kölner Doms.

„Sehen Sie sich dieses Bild an, meine gnädigste Gräfin," und damit reichte der Assessor ihr das Bild, „halten Sie es für einen schlechten Geschmack, einer Kirche angehören zu wollen, die solche Bauwerke geliefert hat?"

„Und der Schale entspricht der Kern," meinte der Domvikar.

„Das," wandte sich nun Arning an diesen, „möchte ich freilich nicht zugeben."

„Mein lieber Michael," sagte nun auch Dorn, „den Kern hat die lutherische Kirche, die Schale habt allerdings Ihr."

Die beiden Gräfinnen Osten wurden aufmerksam.

„Geht mir mit Kern und Schale," sagte der Pastor, „wir Protestanten haben nun einmal das beste Theil erwählt, — ah, zum Super," sagte er mit strahlendem Gesicht, als der Diener meldete, daß angerichtet sei.

Auch das Angesicht des Bürgermeisters erheiterte sich, als diese angenehme Nachricht ihm die Hoffnung auf die trefflichen Weine des Barons brachte.

„Darf ich mir darüber Ihre Auseinandersetzung ausbitten," sagte Gräfin Theodora im Vorübergehen zu Dorn, „was Sie damit gemeint haben: wir haben die Schale und Sie den Kern?"

„Mit Freuden," antwortete Dorn.

„An dieser Belehrung möchte ich auch theilnehmen," sagte Michael, als er an Dorn's Seite zum Speisesaal ging.

„Ich auch," sagte Frau von Eberzahn und ihre Tochter, die an dem Arme ihres Bräutigams die Frage der Gräfin Osten gehört hatte.

„Führen Sie doch Leokadie," sagte Hildegard zu Dorn, während sie selbst sich den Arm des Domvikars ausbat.

„Gut, daß es zu Tisch geht," rief Hildegard lachend dem Candidaten zu, „sonst wäre meine Prophezeihung von der Räubersynode doch noch eingetroffen."

Aber Dorn hörte nichts mehr, er war von dem plötzlichen Glück, zum ersten Mal Leokadie führen zu dürfen, — einem Glücke, das ihm so in den Schooß geworfen war, — so hingenommen, daß er Alles vergaß, was um ihn her vorging. Und sie? Ihr Arm zitterte einen Moment in dem seinigen, dann aber faßte sie sich schnell und sagte, indem sie zur Erde blickte: „Ich habe Ihnen noch nicht für Ihre gestrige Predigt gedankt, Herr Dorn."

XXIII.

Eine einzige Straße führt meilenweit durch ein Flußthal, das zu beiden Seiten bald in schroffen Abhängen nahe an den Fluß herantretende, — bald weiter von ihm entfernte, sanft sich erhebende, mit Buchwaldung bedeckte Höhenzüge begrenzen. Hier und dort erweitet sich die Straße durch Seitenstraßen, die wie Bäche in den Strom in sie münden und durch später angelegte Seitenstraßen zu Städten, — dann bildet sie wieder nur die eine Straße, bis sie in eine der größten Fabrikstädte des westlichen Deutschlands übergeht.

Alle Häuser an der Straße und in den Städten trugen damals einen ziemlich gleichen einförmigen Charakter. Zwei bis drei Stockwerk hohe Fachwerkbauten, die Balkenlagen gegen das weiße Mauerwerk schwarz abgehoben, und entweder nur das Dach oder die Wetterseite, oder auch bei größeren und den Häusern der Vornehmeren das ganze Haus mit dunkelem Schiefer, — „Leien," in dem dortigen Volksidiom genannt, gedeckt. Die Häuser der Vornehmen hatten gewöhnlich hohe Steintreppen vor ihren Thüren, die mit geschnörkelten Eisengeländern geschützt waren, und lange Gartenmauern mit ovalen eisenvergitterten Durchsichten bildeten hier die Grenze der Straße.

Diese alten behäbigen Patrizierhäuser mit ihren vielen

blankgeputzten Fenstern, mit grün angestrichenen Fensterladen und reich mit verschnörkeltem Schnitzwerk verzierten Hausthüren müssen jetzt freilich in der Zeit der Eisenbahnen und der Reisen modernen Prachtbauten in polirten Quadern nach italienischem Style weichen; jedenfalls paßten die damaligen Häuser besser zu dem gewerblichen Charakter des Thales und zu der Eigenthümlichkeit seiner Bewohner.

Auf den weiten Wiesenflächen, die in den breiteren Partien des Thales von zahlreichen Wassergräben durchschnitten waren, sah man in den Sommermonaten gleichmäßig mannshohe Geländer, die aus der Ferne in Reihe aufgestellten, roth, weiß, schwarz und grün uniformirten Bataillonen nicht unähnlich waren. Es war Baumwollengarn, das zum Trocknen aufgehängt war. Hochragende Schornsteine und in den damit verbundenen Baulichkeiten jenes eigenthümliche, eintönige Stampfen verrieth schon damals die Cultur der Dampfmaschine. Reihen von Lastwagen und blauangestrichene Kohlenkarren, je nach der Schwere der Last mit einem oder mehreren Pferden bespannt, auf dem Halse der Pferde schwere, mit messingenen klirrenden Scheiben versehene Hamen, durchzogen rasselnd unaufhaltsam die gewerbreiche Straße. Wanderte man Mittags oder Abends, wenn die Fabriken und Bleichereien sich ihrer Arbeiter entledigten, durch die Straße, so glaubte man bald in die Urwälder Nordamerikas, bald in eine Herrnhuter Colonie sich versetzt. Hier derbe Gestalten, Gesicht, Hände und die muskulösen Arme roth gefärbt; dort Schaaren von Frauen und Mädchen mit dunkelen, wollenen Kleidern, Gingauschürzen und eng an das fahlfarbene Gesicht anliegende weiße Hauben. Eine besondere Eigenthümlichkeit war die prompte Ordnung und Reinlichkeit im Thal. Alle zwanzig Schritt traf man, namentlich am Sonnabend, auf ein Dienstmädchen, was hier die Fenster und die Messingknöpfe und Ringe an den Thüren blank scheuerte, dort feinen weißen Sand auf die Treppenstufen streute und dann mit dem Besen allerlei Schlangenwindungen bildete. Dieselbe Reinlichkeit herrschte auch in den Häusern. Der mit Sandstein oder

damenbrettartigem weißem und schwarzem Marmor getäfelte Flur war immer so sauber, daß man es kaum wagte, bei Regenwetter ihn zu betreten. Ihn nicht zu beschmutzen, dafür sorgten allerlei Reinigungsapparate, die vor und innerhalb des Hauses angebracht waren.

So einfach die Häuser auch von Außen aussahen, so waren sie doch inwendig bei den großen, reichen Fabrikherren und den alten Familien mit großem Luxus ausgestattet. Die feinsten ostindischen Teppiche bedeckten den Boden. Sopha und Fauteuils mit Plüsch oder Seidendamast überzogen, Mahagoni oder Polysanderholztische mit kostbarer Seidendecke belegt, bildeten mit dem blankpolirten Eisenofen, gewöhnlich in Gestalt einer Säule das comfortable Ameublement der Räume. Verzierten Kupferstiche die reichen Tapetenwände, so waren es gewöhnlich englische Stiche in schmalen und glatten braunen Holzrahmen. Daneben im Hauptzimmer mehr oder minder gute Oelbilder der älteren Familienglieder, und wenn eine Tochter im Hause war, ein theurer Wiener Flügel.

So war es aber nicht bei Allen. Ich habe Fabrikherren gekannt, die in der Einfachheit der Ausstattung ihrer Räume so weit gingen, daß sie statt eines Sophas eine Gartenbank mit ein paar dürftigen Kissen in ihrer Familienstube stehen hatten.

Den größten Luxus zeigten bei den reichen Fabrikherren die Gartenanlagen. Ein Goldfischteich mit Springbrunnen, der mit dem klaren Bergwasser gespeist wird, war eben so unumgänglich nöthig, wie eine reiche Fasanerie und eine mit dem verschiedensten Gefieder ausgestattete Voliere. Durch Boskets und wohlgepflegte Rasenanlagen führten sauber gehaltene, mit Kies bestreute Wege und an den Seitengebäuden leuchteten an Spalieren die herrlichsten Obstsorten.

In alle dem vermißte man aber Eins, was auch der einfachsten Ausstattung den besonderen Reiz verleiht — Geschmack; — man fühlte Allem an, daß es etwas Fremdes, nicht aus dem Verständniß der Bewohner hervorgegangenes war.

Von dieser Geschmacklosigkeit gaben die Kirchen das beredtste

Zeugniß. In einer der Städte war eine neue Kirche aus Sandsteinquadern erbaut. Ein mächtiges Oblongum, dessen Front auf beiden Seiten zwei zum Unterbau viel zu kleine Thürme zeigte. Und im Innern? An einer langen Wand zwischen den breiten und hochangelegten Emporen, oben der Decke nahe, die Orgel, unter dieser, zwischen zwei mit Gardinen versehenen Halbrundfenstern, eine Kanzel, die wie eine gewaltige Nase aus flachem Gesicht hervorragte, und in Verbindung mit einer winzigen, mit rothem Sammt bedeckten Erhöhung, die ohne irgend einen Schmuck den Altar bilden sollte, dem Eintretenden das Gefühl erweckte, hier bist du in einer echt protestantischen Kirche, deren Allerheiligstes die Kanzel, und deren Cultus sich in der Predigt erledigt. Sah man Sonntags in der gefüllten Kirche die Mehrzahl der Männer mit Hüten auf dem Kopf, so wußte man, daß hier der Typus der reformirten Denomination vorherrschend war, die bekanntlich in der größten Unehrerbietigkeit gegen den Ort, da des Herrn Ehre wohnt, sein prononcirt geistliches Wesen und seine Unabhängigkeit von aller sogenannten Aeußerlichkeit in den gottesdienstlichen Formen zu bekunden sucht.

In der That, die Bewohner dieses weiten Fabrikthals, durch das jene lange Straße führt, gehörten bis auf zwei Gemeinden, von denen die eine lutherisch, die andere eine unirte war, der reformirten Kirchengemeinschaft an. Der reformirte Geist hatte aber selbst über die lutherische Gemeinde damals eine solche Herrschaft geübt, daß nur der vergoldete Schwan statt des Hahnes auf der gebauchten Thurmspitze, als äußeres Symbol gelten konnte; im Innern der Kirche fand man nichts, was an lutherische Kirchenformen erinnerte.

Ich glaube, es hing mit dieser reformirten Geistesrichtung die Natur der Gewerbthätigkeit der Bewohner auf das innigste zusammen. Hier die Monotonie der Garnfärbereien, dort der Bandwirkereien! Es ist ein geistiger Zusammenhang zwischen der formflüchtigen reformirten Lehranschauung und der monotonen, lang sich hinziehenden Bandwirkerei. „Die Poesie wandelt nicht auf den Höhen dieses Thales," hatte Einer ihrer begabten Pre-

diger seinen Bewohnern bei der Abschiedspredigt zugerufen. Monoton, engherzig, ohne Sinn für das Schöne, so waren die sonst im höchsten Grade ehrenhaften Fabrikbesitzer und Arbeiter. Es hing das genau mit dem reformirten Geiste zusammen. Nach Paul Henri reitet Calvin, der Vater der reformirten Anschauung, an den herrlichen Ufern des Genfersees dahin, und auch nicht ein einzigesmal hebt sich sein Auge und Herz zu der Herrlichkeit der Alpenwelt empor, die ihn umgiebt. Einem Geiste, wie Calvin kann man das nicht verargen, das innere Auge seiner Seele ruhte unverwandt auf der Hochalp der großen Thaten Gottes, in der Geschichte seines Volkes und dem Dogma, das er von katholischem Wuchergewächs zu reinigen gesandt war. Aber die Epigonen leiden gewöhnlich an der Krankheit, dem Meister ohne dessen Geist nur abzusehen, „wie er räuspert und wie er spuckt."

Sonderbar, diese Flucht vor aller Entfaltung des inneren Lebens in schöner, gottesdienstlicher Gestaltung, rächt sich bei dem Menschen, der doch nun einmal auf solche Gestaltung angelegt ist, dadurch, daß er sie da sucht, wo sie nicht vorherrschend sein soll. Die Prediger waren im Thal immer die beliebtesten, die in den wunderbarsten, oft barocksten Bildern die ungebildete Phantasie ihrer Zuhörer zu beschäftigen wußten, und weil die sogenannte freie Schriftforschung vornämlich innerhalb der reformirten Anschauung zu ihrer unbeschränkten Geltung gekommen ist, so achtete man es für die höchste Schriftgelehrsamkeit, wenn der Prediger und Laie die heterogensten Bibelsprüche mit dem Schein der Wahrheit zu verbinden wußte.

So kam es, daß sich im Thal eine große Anzahl der verschiedensten Lehranschauungen gebildet hatte, und man hier Leuten begegnete, die der crassesten Gnadenwahlslehre anhingen, dort solchen, die diese eben so entschieden verwarfen und nach dem System eines gewissen weiland Arztes Kollenbusch das Wohlverhalten des Menschen zur Leiter in der Gnadenordnung machten. Natürlich fand auch die Baptistische Anschauung hier ihre namhaften Vertreter.

Bei alledem aber kann man nicht in Abrede stellen, daß

damals noch, ein Erbtheil gottseliger Väter, eine entschiedene, wenn auch durch und durch calvinistisch gefärbte christliche Lebensanschauung die Bewohner beherrschte, und wer an methodischer Phraseologie von Bußkrampf, Nachweis der Bekehrungsstunde und dergleichen mehr sein Gefallen fand, der konnte hier das Alles mit möglichster Wahrheit vertreten sehen. Die Leute glaubten in der That, zwar nicht an die Taufe und ihre Gaben, doch an ihre Bekehrung, deren Tag ihnen den Geburtstag ihres neuen Lebens bildete.

An einer der Ecken, wo von der Hauptstraße eine Nebenstraße abführt, stand eins jener schieferbedeckten Häuser mit grünen Fensterladen, Steintreppe und blankpolirtem messingnem Schellenknopf. Ging man an einem Wochentage an dem Hause vorüber, so konnte man seinen Besitzer von früh sieben Uhr bis Mittags zwölf Uhr im eleganten violett sammtenen Schlafrock am Arbeitsbureau beschäftigt sehen, wenn ihn nicht ein Geschäftsgang oder eine Besichtigung seiner Band- und Garnfabrik, die in den oberen Räumen seines Hauses ihre Maschinen schnurren ließ, in Anspruch genommen hatte. Punkt ein Uhr wurde gespeist, um vier Uhr Kaffee getrunken und dann wieder bis gegen sieben Uhr gearbeitet. So ging es Sommer und Winter. Herr Abraham Stiller hatte sich einmal an diese Regelmäßigkeit in Arbeit und Ruhe gewöhnt und so hatte sie sich auf die übrigen Familienglieder übertragen.

Herr Abraham Stiller war ein eigenthümlicher Mann, in gewissem Sinne ein Typus der Thalbewohner. Sein Anzug war in und außer dem Hause tadellos. Seine Wäsche, die er darum aber auch jedesmal mit rothen Bändern eingebunden selbst in den Wäschschrank legte, von blendender Weiße. Ein Stäubchen auf seinem modigen Rock wäre eben so unmöglich gewesen, als ein unrasirtes Kinn oder ein defekter Handschuh. Er war ein Muster von Ordnung und Sauberkeit. Dabei war er der trefflichste Familienvater. Seine Sorge für diese ging so weit, daß er in seinen freien Stunden, Nachmittags beim Kaffee und Abends beim Thee, wenn nicht gerade Besuch war, für diese

selbst die Strümpfe strickte. Er meinte, der Mensch müsse sich immer nützlich beschäftigen. Freilich hatte ihm diese Eigenthümkeit, die übrigens mit seinem ganzen Wesen harmonirte, den Beinamen „Tante" eingetragen.

Seine Gemahlin, die einer adlichen Familie eines benachbarten Fürstenthums angehörte, hatte sich wohl etwas schwer in diese Lebensordnung ihres Gemahls gefunden, aber sie hatte sich gefunden, sie war wohl erst in reiferen Jahren die Frau des Fabrikherrn Abraham Stiller geworden.

Vier Kinder, drei Töchter und ein Sohn, waren dieser Ehe entsprossen. Die Töchter glichen nach ihrer geistigen Begabung der Mutter, der Sohn dem Vater. Die älteste Tochter, damals etwa achtzehn Jahr, galt für die erste Schönheit des Thales. Und in der That, der frische Teint, das große schwarze Auge, das volle dunkle Haar, die feine etwas gebogene Nase und eine üppige Gestalt, die durch stets glänzende Toilette noch gehoben wurde, machte sie dieser Auszeichnung nicht unwerth. Schade nur, daß sie den mancherlei Anträgen nicht Gehör schenken mochte. Vielleicht, daß sie das Ideal ihrer Wünsche unter den bandwirkenden Jünglingen ihrer Heimath nicht gefunden hatte. In ihrem Auge lag ein gewisser Zug von Schwärmerei, und ihre Phantasie war durch mancherlei Lektüre, die der Vater nicht zu beurtheilen verstand, über die beschränkten Verhältnisse ihrer Umgebung weit hinübergehoben.

Herr Abraham Stiller gehörte nach Ausdehnung seines Geschäftes und seinem Vermögensstande nicht zu den ersten Fabrikherren des Thales. Man schätzte ihn auf einige Achtzigtausend, jedenfalls ein Vermögen, das ein behagliches Leben und eine angenehme gesellschaftliche Stellung zuließ. Desto mehr galt er wegen seine rentschieden christlichen Lebensrichtung.

Herr Abraham Stiller hatte in dem obersten Stockwerk seines Hauses sein Danielsstübchen, wie er es nannte. Dort saß er abgeschlossen von allem Verkehr eine Stunde des Tages und forschte in der heiligen Schrift. Eine Hauptlektüre waren für ihn die Schriften des seligen Menken, weiland Pastors in

Bremen. — Dieser Mann war sein Heiliger, und seine freie Schriftforschung bestand in nichts anderem, als daß er in der Schrift überall Menken wiederfand.

Menken war der Vater jenes Systems, das Doktor Kollenbusch weiter ausgeführt hat, wonach die Rechtfertigungslehre des protestantischen Dogmas beseitigt und verwandt mit katholischen Principien das „Wohlverhalten“ des Menschen als Mittel zur Seligkeit, oder wenigstens zu einer höheren Stufe in ihr bezeichnet wurde.

Herr Abraham Stiller war im gewöhnlichen Verkehr die Liebe selbst, wurde aber diese „Wahrheit,“ wie er sie nannte, angetastet, dann konnte er in seiner Weise heftig werden; wenigstens hatten die Töchter davon Vortheil, denn er strickte dann schneller, wenn auch seine Sprache den ruhigen, gedehnten Accent behielt, den die Bewohner jener Gegend fast Alle an sich haben.

Einen Schmerz hatte der fromme Fabrikherr, daß die Prediger der Gemeinde, zu deren Repräsentanten er gehörte, nicht die volle Wahrheit, das heißt nicht nach Menken'schen Anschauungen und in einer Form predigten, die sein ästhetisches Gefühl verletzte, in jener derben Weise, die die Sache bei dem richtigen Namen nennt, und wenn er sich auch mit seiner Familie der allgemeinen Sitte nicht entzog und Sonntags regelmäßig zur Kirche ging, so entging doch selten eine Predigt seinem kritischen Messer, das er leider in Gegenwart auch seiner Kinder ansetzte und so diesen das Vertrauen zu den Geistlichen benahm und sie an jenes Aburtheilen über geistliche Dinge gewöhnte, das wie Mehlthau alles geistliche Leben zerstört.

Es war Anfangs Januar, der Thermometer zeigte zwölf Grad unter Null, für die dortige Gegend eine enorme Kälte.

Herr Abraham Stiller kam eben von einer Inspectionswanderung, die er in den Besuchszimmern unternommen, zu seiner Familie zurück, die um den Nachmittagskaffeetisch versammelt war.

„Du müßtest noch wohl die Seidendecken über die Betten legen,“ sagte er zu seiner ältesten Tochter Elisabeth, „und könntest

auch wohl das Service mit dem Goldrand auf die Toiletten setzen, die Damen werden so etwas gewohnt sein."

„Wie Du willst, Papa," sagte die Tochter und ging sofort an die Ausführung des ihr gewordenen Auftrages.

„Ich bin doch sehr neugierig, wie sie aussehen werden," meinte Salome, die zweite der Töchter.

Es war dort damals noch Sitte, daß den Kindern biblische Namen gegeben wurden.

„Gewiß sehr vornehm," sagte die Mutter, „sie sind ja adelich," und damit zog ein Zug über ihr alterndes Gesicht, als hätte sie sagen wollen, seht mich doch nur an.

In diesem Augenblick erklang das Geschmetter eines Posthorns. Den Wagen selbst hatte man wegen des tiefen Schnees nicht rollen hören.

„Da sind sie!" riefen Alle auf einmal und im selbigen Augenblicke ertönte auch schon die Hausglocke.

Herr Abraham Stiller eilte die Treppe hinab, um seine Gäste zu empfangen, während Frau Stiller sich erhob und schnell die Hausschürze abband und die reiche Spitzenhaube zurecht zupfte. Salome und Rebekka, das jüngste Kind und Zacharias, der elfjährige Sohn, hatten sich neugierig von den Stühlen erhoben und warteten des Eintritts.

Eine hohe Gestalt trat mit jener Freiheit und Anmuth unter den ihr völlig fremden Kreis, die der Aristokratie eigen ist. Sie grüßte die jüngeren Mitglieder der Familie leicht und ging dann auf die Dame des Hauses zu.

„Verzeihen Sie, werthe Frau, daß wir Ihr Gastrecht für eine Zeit lang in Anspruch nehmen, aber die Güte, womit Sie und Ihr Gemahl auf den Wunsch meines Vaters eingegangen sind, läßt mich hoffen, daß wir Ihnen nicht ganz unwillkommene Gäste sein werden."

„Sehr willkommen," erwiderte Frau Abraham Stiller, und war sammt ihren Töchtern und der zurückgekehrten Elisabeth beschäftigt, der Dame und deren Schwester, die nur wenig kleiner als jene war, die Pelzumhüllung abzunehmen.

Ah, jetzt erkennen wir sie, es ist Louise von der Offen mit ihrer Schwester Angelika.

Das Verhältniß, was sich zwischen Louise und dem Kaplan von Stapel gebildet, war nicht allein der Offen'schen Familie bekannt geworden, sondern hätte sich auch hier und dort weiter gesprochen. Miß James hatte deshalb dem Vater den Rath gegeben, Louise in dieses Thal zu schicken, so das Gerücht in seinem ersten Aufkeimen zu ersticken und Louise in der christlichen Luft des Thales und dem Verkehr mit der dortigen und den umwohnenden Baptistengemeinden Gelegenheit zu geben, ihre verkehrte Neigung zu vergessen. Sie hatte auf einer ihrer früheren Reisen Herrn und Frau Stiller kennen gelernt und hielt den Aufenthalt Louisen's in diesem Hause für den Zweck entsprechend. Herr von der Offen war auf diesen Plan eingegangen und nachdem brieflich Alles geordnet worden, hatten beide Schwestern — Angelika — um der Schwester Gesellschaft zu leisten und jede üble Nachrede zu vermeiden, in Begleitung eines alten erfahrenen Dieners des Hauses trotz der Winterkälte die Reise ins Thal angetreten und wie wir sehen, glücklich zurückgelegt.

Herr Abraham Stiller glaubte seiner Pflicht gegen die Baptistinnen nicht besser genügen zu können, als wenn er sie sofort mit dem Prediger und etlichen hervorragenden Mitgliedern der Baptistengemeinde des Thales bekannt machte. Er hatte diese daher auf den Abend zu einer Tasse Thee zu sich eingeladen.

Das Gesellschaftszimmer im Stiller'schen Hause hielt die glückliche Mitte zwischen dem Luxus, in den wir einen Blick gethan, und der Einrichtung mit der Gartenbank. Es trug den Charakter eines eleganten bürgerlichen Hauses und da die Anordnung dieses Zimmers der Vater seiner ältesten Tochter übertragen hatte, so war sie nicht ohne Geschmack durchgeführt. Einige hübsche Gypsstatuetten, die sich auf dem blauen Tapetengrunde zierlich abhoben, gaben dem Zimmer sogar ein reiches Ansehen. Allerdings wollte ihr Gegenstand, Herrmann und Dorothea und eine Loreleigruppe, nicht so recht mit dem Geiste, der im Hause herrschte, harmoniren, aber Elisabeth hatte es so

gewünscht, und der Vater freundliche hierin seiner Tochter nachgegeben.

Die kleine Gesellschaft war schon um den Theetisch versammelt, und die beiden Schwestern hatten sich Frau Stiller gegenüber sehr anerkennend über die behagliche Einrichtung ihrer nunmehrigen Wohnräume ausgesprochen, als auf leises Klopfen die Thür sich öffnete und Herr Prediger Nasendreher mit zweien seiner Gemeindevorsteher eintrat.

Alle Drei hagere Gestalten mit blassen Gesichtern. Der Prediger, eines Kopfes länger als die beiden Andern, in einem schwarzen, bis oben zugeknöpften fadenscheinigten Rock, an dem zwei lange Arme herabhingen und aus dem aus steifem, vor einigen Wochen weiß gewesenem Halstuch ein etwas birnenartiger Kopf hervorragte, mit kahlem Schädel und langer spitzer Nase, die von zwei kleinen stechenden Augen flankirt wurde, und unter der sich ein ziemlich breiter Mund mit glattrassirtem, hervorragendem Kinn befand. Einen etwas weniger widerwärtigen Eindruck machten die beiden „Herren" Vorsteher, von denen der Eine, Herr Rützschnabel, ehrsamer Bandwirkermeister, der Andere seines Handwerks ein Schneider war. — Das Eigenthümliche der Beiden war das niedergeschlagene Auge, dessen Lider sie nur dann und wann erhoben.

„Seid gegrüßt, Ihr Gesegneten des Herrn!" näselte in salbungsreichem Tone der Lange bei ihrem Eintritt.

Als Herr Stiller sich erhob, um die Eingetretenen willkommen zu heißen, meinte Herr Nasendreher: „Ich meine Sie nicht, sondern die Jungfern, die die Salbung der Taufe empfangen haben und darum zu dem auserwählten Volke Gottes gehören."

Louise und Angelika sahen sich befremdet an, sollten sie etwa die „Jungfern" sein? So nannte man bei ihnen zu Lande die weiblichen Dienstboten höherer Ordnung. Aber sie konnten nicht in Zweifel sein, denn im selben Augenblick kam ihr künftiger Seelsorger gemessenen Schrittes auf sie zu, stellte sich kerzengerade vor sie hin und sprach: „Ich heiße Euch willkom-

men in der Gemeinde der Auserwählten; ich danke Gott und dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, daß er Euern Vater mit seinem heiligen Geiste also erleuchtet hat, daß er aus Babel ist ausgegangen und die Gemeinschaft derer erwählt hat, die die Versiegelung empfangen haben.“ Als er dann, wie zum Segnen, seine langen Arme und gespreizten dürren Finger über die beiden jungen Damen hingebreitet hatte, wandte er sich zu seinen Begleitern und sagte: „Kommt her, meine Freunde, damit Ihr die neuhinzugekommenen Schafe der Heerde des Herrn kennen lernt.“

Alles, was der Mann sagte, vom Ausgehen aus Babel, von der Gemeinschaft der Erwählten, von der Versiegelung und dergleichen mehr, war ja Louise nicht fremd, es waren ja die Stichworte, deren sie als eifrige Baptistin sich so oft selbst bedient hatte, und doch klang ihr das jetzt so widerwärtig — so unwahr, daß sie bei ihrem heftigen Naturell in Gefahr war, dem Herrn Prediger eine bittere Antwort zu geben.

Aber es war auch Herrn Abraham Stiller zu viel geworden.

„Herr Rasendreher,“ sagte er zwar mit seinem gewöhnlichen, sanften Tone, aber doch sehr bestimmt, „ich muß Ihnen zu bedenken geben, daß Sie sich hier nicht in einer Familie befinden, die Babel angehört, sondern die sich Mühe giebt, auf dem Wege zum ewigen Leben zu gehen.“

„Die da glauben und getauft sind, werden selig werden,“ intonirte der Prediger mit gen Himmel gewandtem Auge.

„Ja, die aber nicht glauben, werden verdammt werden,“ accompagnirten Herr Rützschnabel und der Schneider.

„Aber wir glauben ja, wie Ihr, an den Herrn Jesus Christus,“ sagte Herr Abraham Stiller.

„Aber Ihr seid nicht getauft, sondern nur mit Wasser besprengt und zwar, als Ihr noch nicht glauben konntet, weshalb die Wasserbesprengung Euch nichts genützt hat — Ihr armen verlorenen Leute,“ antwortete der Baptistenprediger mit einem Ton, als wollte ihm schier das Herz vor christlichem Mitleid brechen.

Herr Stiller befand sich diesem Exposé gegenüber nicht in g'ringer Verlegenheit, denn ehrlich gestanden, er hielt auch nichts von der Kindertaufe, er war in der reformirten Kirche erzogen, der bekanntlich die Taufe nur eine Art Eintrittskarte für zukünftig erst zu empfangende Gaben ist, und die ebenfalls die zum Himmelreich nöthige Wiedergeburt erst mit der sogenannten Bekehrung beginnen läßt. Zudem legte er, wie wir wiss..., nach Menken den Hauptaccent auf das Wohlverhalten des Menschen —: was sollte er dieser baptistischen Beweisführung gegenüber sagen?

Seine Tochter Elisabeth, der das heilige Wesen dieser Leute im höchsten Grade unangenehm war, kam ihm zu Hülfe: „Mag's mit der Taufe sein wie es will," sagte sie, „so steht doch geschrieben: Zeige mir deinen Glauben mit deinen Werken."

„Gerade darum muß ich sehr zweifeln," sagte der Prediger mit Salbung, „daß in diesem Hause im Glauben gewandelt wird," und damit streckte er den Einen seiner lang'n Arme nach den Statuetten hin und sagte: „Wo solche weltliche Teufelslarven geduldet werden, da kann kein Glaube sein."

Das war für Elisabeth zu viel, sie ja gerade hatte diese Statuetten gewählt — es war keine üble Parade, als sie schnell erwiderte: „Herr Nasendreher, ist denn das mehr ein Werk des Glaubens, wenn man einer sterbenden Frau die Hölle so heiß macht, daß sie all ihr Hab und Gut der Baptistengemeinde vermacht, so daß die armen Verwandten das Nachsehen haben?" Sie spielte dabei allerdings etwas boshaft auf eine Geschichte an, die vor Kurzem passirt war, und in der Herr Nasendreher die angedeutete Rolle eines Erbschleichers mit Glück gespielt hatte.

Bei diesem unerwarteten Angriff erhob sich der Lange von seinem Stuhle und schien noch länger zu werden. Er warf sein spitzes, kahles Haupt mit dem starken Unterkinn in sein schmutziges Halstuch zurück und öffnete, einem Nußknacker nicht unähnlich, seinen breiten Mund, während die kleinen Augen schlangenartig Elisabeth anblitzten: „Jungfer Stiller — —"

„Bitte mir aus," sagte Elisabeth, „ich werde sonst Fräulein genannt."

„Jungfer Stiller," wiederholte er, nun mit großem Nachdruck das Wort Jungfer betonend, „wie willst Du dem zukünftigen Zorne entfliehen, daß Du also einen Diener des Herrn beleidigst und falsch Zeugniß wider ihn vorbringst."

Elisabeth war nichts weniger, als eingeschüchtert, „wenn es falsch ist, was ich gehört habe," sagte sie, „desto besser für Sie, Herr Nasendreher."

„Es ist falsch — nämlich in Deinem Herzen," sagte der heilige Mann, noch immer à la Quäker das „Du" gebrauchend, „Du willst mich beschimpfen, während ich doch nur heiligen Zweck verfolgt habe, nämlich, daß die Sterbende mit dem ungerechten Mammon sich Freunde mache, daß diese sie einst aufnehmen in die ewigen Hütten."

„Ah so!" sagte Elisabeth langgedehnt.

„Thue Buße," — wollte eben der Lange fortfahren, — als Louise von der Offen, der der Mann eben so widerwärtig, als die Unterhaltung peinlich war, zu ihm sagte: „Herr Prediger, alles Ding hat nach Salomo bekanntlich seine Zeit, wollen Sie die Sache nicht ruhen lassen?"

„Wie, meine Tochter, irre ich mich? — eine Getaufte ist nicht empört über die Mißhandlung, die ihrem geistlichen Vater von einem Kinde Belials widerfährt? Es ist nöthig, daß Sie, Jungfer Offen, aus der babylonischen Gefangenschaft dieses Hauses erlöst werden und in unserer heiligen Gemeinschaft den rechten heiligen Eifer lernen können, der eine Getaufte bei solchem Frevel erfüllen muß. Ich werde dafür Sorge tragen."

Und damit winkte der heilige Mann seinen beiden Genossen und diese verzogen sich nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, — da beide an den Einfluß des Herrn Stiller auf ihre Beschäftigung denken mochten, mit ihrem Seelenhirten aus der Stube.

Da nach diesem Auftritt die Harmlosigkeit des Gesprächs sich nicht wieder finden wollte, und die Damen auch müde von der Reise waren, zogen sich diese bald auf ihre Zimmer zurück.

„Wie gefällt Dir dieser Seelenhirt?" frug, als beide allein waren, Louise ihre Schwester.

„Wie kannst Du fragen," antwortete Angelika.

„Ich will Dir sagen, Angelchen," sagte die Schwester, „wenn so alle Baptisten sind" —

„Halt," sagte Angelika, „der Vater ist Baptist!"

„Du hast recht, aber wie ganz anders war doch Stapel." Als sie aber den Namen genannt, hätte sie gern das Wort zurückgehabt, denn Angelika hob drohend den Finger und sagte ernst: „Louise, denkst Du noch an den?"

Louise schwieg; jedenfalls war ihr der Baptismus an jenem hervorragenden Exemplar dieser Sekte im höchsten Grade zuwider geworden.

Folgen wir noch einen Augenblick den drei Baptistenhäuptern.

„Die beiden Jungfern scheinen mir ein fetter Fang für unsere arme Gemeinde zu sein," meinte Ehren-Rützschnabel, der Bandwirkermeister.

„Sie hatten sehr feine Kleider an, die Armbänder waren wohl von Gold?" bemerkte der andere Vorsteher, der Schneidermeister.

„Irdischer Tand, sie sind noch sehr weltlich gesinnt," sagte Herr Nasendreher. „Aber ich hoffe," setzte er hinzu, „sie zu bekehren, und dann können sie der Gemeinde sehr nützlich werden."

„Die Aelteste könnte sehr gut Euere Frau werden," bemerkte der Schneider.

„Meint Ihr?" antwortete der Prediger, „aber doch nicht eher," setzte er hinzu, „als bis der Weltteufel, der sie noch gefangen hält, ausgetrieben ist; das Heilige verbindet sich nur mit dem Heiligen."

„Das ungläubige Weib wird geheiligt durch den Mann, sagt der Apostel," warf der Schneider ein.

„Du hast Recht, mein Bruder," bemerkte der Prediger mit Genugthuung, „und so werden wir denn sehen."

Als nun doch der Bandwirkermeister die leise Bemerkung machte, daß zum Heirathen zwei gehörten, und daß die Jungfer von der Offen ihm nicht darnach aussähe, als suche sie ihr Glück in

der Ehe mit einem Baptistenprediger, antwortete Herr Nasendreher in heiligem Eifer, „sie muß es für das höchste Glück ansehen, wenn ich mich herablasse, sie zu meiner Ehegenossin zu machen.“

Wäre es nicht dunkel gewesen, so hätte man das Funkeln der kleinen Augen des heiligen Mannes bei diesem Ausspruche sehen können.

„Aber sie scheint mir zu vornehm zu sein,“ wagte noch einmal Herr Rützschnabel zu bemerken.

„Was vornehm!“ rief nun entrüstet der Prediger, daß es weit auf der Straße hörbar war, „in der Gemeinde des Herrn giebt's keinen Unterschied des Standes, der gehört der Welt an; wer der Erste sein will, soll der letzte sein. Nur höchstens der Prediger, der Euch tauft und den Willen Gottes offenbart, ragt durch den Geist, den er hat, über die Uebrigen hervor.“

„Schade,“ meinte der Schneider, „daß sie schon getauft ist.“

„Wie meinst Du das, mein Bruder,“ sagte herablassend der Vornehmste unter den Gleichen.

„Ich meine,“ sagte er zögernd, „wenn die Frauen aus dem Taufbade steigen, so“ —

In diesem Augenblick kam ein heftiger Windstoß die Thalstraße herauf und verwehte die letzten Worte.

Wir haben genug, — mögen die drei Heiligen in ihren heiligen Gesprächen weiter ziehen! Wir können Jenem nicht so ganz Unrecht geben, der den Baptismus das Ungeziefer in dem Pelz des Protestantismus nannte.

XXIV.

Frau von Mannhardt saß in ihrem Boudoir an ihrem Schreibtisch. Sie schien tief bewegt. Wenn ich nicht irre, hatte sie geweint. Ihr blasses Gesicht war geröthet, und ihr Auge trug den Ausdruck, als ob Thränen daraus hervorgequollen wären.

Vor ihr lag ein geöffneter Brief. Sie nahm ihn zur Hand, las, dann legte sie ihn wieder nieder, und schrieb einige Worte auf den Briefbogen, der vor ihr lag. Aber es schien ihr nicht recht zu sein, was sie geschrieben. Sie zerriß das Blatt und warf die Stücke ins Kaminfeuer, nahm einen neuen Bogen und fing wieder an zu schreiben.

Der Brief war von dem Major Sturm, die Antwort auf den ihrigen. Er begann „Theuerste Leokadie" und schloß „Ihr Theodor."

Frau von Mannhardt war erschrocken, als sie diese trauliche Anrede aus vergangenen Tagen las, und nun „Ihr Theodor" — es war ihr, als ob plötzlich die Jahre verschwunden waren, die zwischen dem heute und dem damals lagen, als sie, nur mit dem Unterschiede, daß der Major das frühere Du der Frau von Mannhardt gegenüber mit Sie vertauscht hatte, diesen Namen unter so manchem Briefe mit dem Glück der Braut damals las. — Wie eine Meereswoge plötzlich die mühsame, jahrelang gepflegte Anpflanzung am Gestade hinwegspült, so verschwand mit einem Male vor dieser Unterschrift die so mühsam erkämpfte Ruhe, und sie mußte sich sagen, daß sie Sturm noch liebe.

Der Brief schilderte ihr in den lebendigsten Farben die Tage des verlorenen Glückes; dann sprach er von dem jahrelangen inneren Kampf, den es Sturm gekostet, seine Braut in den Armen eines Andern zu wissen, von der Treue, die er ihr gehalten, von der einzigen Freude, mit der er dann und wann die Einsamkeit seines Lebens geschmückt, wenn er am St. Nikolaustage arme Kinder um sich versammelte und ihnen Gaben austheilte, einer Freude, die doch den Stachel der Schmerzen immer von Neuem ihm in die Seele drücke, weil sie ihn an das Familienglück erinnere, deß Hoffnung für ihn für immer verwelkt war.

— — Frau von Mannhardt's Busen hob und senkte sich, als sie das las; — ein unendlicher Schmerz zog durch ihre Seele, — und sie wagte nicht, sich es zu gestehen, — aber es war so, sie empfand zugleich eine Freude, wie sie seit jener se=

ligen Zeit, die jetzt wieder mit frischen Farben vor ihre Seele trat, sie niemals wieder empfunden hatte.

„Ihr Bild," hatte der Major geschrieben, „hängt über meinem Arbeitstisch. Es ist verschleiert, für kein profanes Auge sind die schönen Züge meiner Leokadie, und ich selbst darf sie nicht sehen, wenn ich meine Ruhe behalten, ich mich nicht in dem Gram verzehren soll, daß dieses Auge mich nicht anblicken, dieser Mund sich mir nie, nie mehr zum trauten Wort öffnen darf."

Frau von Mannhardt erbebte, es war ihr, als hätte eine unsichtbare Gewalt sie zu dem Manne hingezogen, der ihrer Seele, — ach, sie konnte nicht anders, sie mußte es sich gestehen, noch immer so theuer war.

Frau von Mannhardt warf den Brief von sich, eine unsägliche Angst schnürte ihre Seele zusammen; sie sagte sich: „das darfst du nicht lesen, du bist das Weib eines Andern — und wie gut und brav ist dein Mann! Du bist durch Gottes Ordnung sein, und du liebst doch auch — nein — aber du ehrst ja deinen Mann!"

Und doch las sie weiter —: „Das ist mein Schmerz, Leokadie, daß Du Schmerz hast," indem der Schreiber hier ins Du überging, „Du kannst nicht anders, — ich hätte Dich ja sonst nie gekannt, es wäre ja Alles Lüge gewesen, was Dein süßer Mund mir in trauter, heiliger Stunde gesagt, daß Du Deinen Theodor ewig lieben würdest, — Du liebst ihn noch, ja, aus Deinem Briefe — aus seinen kalten Buchstaben habe ich's dennoch herausgelesen, Du liebst ihn noch, den armen Freund, der nun zwanzig Jahre vergebens gerungen hat, Ruhe zu finden sich an dem ihn verzehrenden Gedanken zu gewöhnen, daß Du das Weib eines Andern bist!"

Heiße Thränen stürzten Frau von Mannhardt aus den Augen, beweinte sie sich, oder galten die Thränen ihm? Wer mag es entscheiden. In solcher Seelenstimmung entschwindet das klare Bewußtsein.

Erst am Schlusse seines Briefes hatte der Major die Frage beantwortet, die Frau von Mannhardt an ihn gestellt.

„Leokadie trägt nicht allein Ihren Namen, sondern sie ist, wie Sie sie schildern, Ihnen nach ihrem Gemüth und geistigen Wesen ähnlich," schrieb der Major, „darum möchte ich um Alles in der Welt nicht, daß sie ähnliche Schmerzenswege, wie Sie sie erfahren, zu durchwandern hätte. Darum so bald als möglich Trennung der Beiden, wenn es nicht schon zu spät ist. Dorn's ganze Persönlichkeit scheint nach Ihrer Schilderung darnach angethan, gerade Leokadie's Liebe zu gewinnen, und mag er es wollen oder nicht, seine Liebe wird der Sonnenstrahl sein, an dem sich in ihrem Herzen die Blüthe entfaltet, die ihr nur Schmerzen bringen kann. Denken Sie an Ihren Bruder, — wenn auch Ihr Mann, was ich aber bezweifle, nicht abgeneigt sein sollte, in eine Verbindung des Fräuleins von Mannhardt mit dem Bürgerlichen zu willigen. Es würde den tiefsten Zwiespalt in die Familie bringen, und dem Spott und Unwillen des Adels unseres Landes wird auch Ihr Mann nicht widerstehen können."

Der ruhigere Ton, in dem dieser letzte Theil des Briefes gehalten war, ließ auch Frau von Mannhardt ihre Fassung wiederfinden, — sie trocknete ihre Thränen und las:

„Da, wie Sie mir schreiben, Dorn's Mutter und Schwestern hier leben, so würde es ihm gewiß angenehm sein, in ihrer Nähe eine pfarramtliche Stellung zu bekommen. Der Consistorialrath Demberg ist mir flüchtig bekannt geworden, und da Ihres Dorn pietistische Richtung mit der des Consistorialrathes zu stimmen scheint, so würde es mir vielleicht nicht schwer fallen, durch dessen Einfluß ihm eine passende Stelle auszuwirken. — Aber bevor ich Schritte dieserhalb thue, erbitte ich mir Ihre Ansicht, — jedenfalls muß aber Leokadie, so lange Dorn bei Ihnen ist, dem Elternhause fern bleiben."

„Wenn es nicht schon zu spät ist," — hatte der Major geschrieben: ach, es war ja schon zu spät — Leokadie hatte ja ihre Liebe zu Dorn der Mutter gestanden, und daß er sie liebe, das wußte sie ja, das hatte er in den Fieberphantasieen verrathen, das ging ja bei aller Zurückhaltung, die er sich auferlegte, aus

seinem ganzen Wesen hervor, das hatte ja auch sie aus der Predigt herausgehört.

Es war zu spät —: wäre es nicht doch besser gewesen, frug sich Frau von Mannhardt, wenn du deinem Bruder gefolgt wärst? Doch jetzt war das Alles zu spät.

„Arme Leokadie — und armer Dorn,“ seufzte sie, und als ihre Seele sich in die Furcht vor den kommenden Tagen versenkte, ging von Neuem ihr eigenes Leben mit seinen Schmerzen und seiner Liebe an ihr vorüber, — und wiederum wogte ihre Brust, — als nun ihr Auge von Neuem jene Klage suchte, in der der Brief erzitterte und ihre Seele das Gift trank, das aus der Gluth seiner Leidenschaft wie aus einem vollen Becher sich in sie ausschüttete.

Augenblicke wie diese sind entscheidend für das Leben. Ein verkehrter Schritt stürzt in namenloses Leid. Sollte sie dem Major antworten? Und wenn sie es jetzt that, in der Stimmung that, in der sie war, was konnte sie ihm anders schreiben, als was ihre Seele bewegte, von ihrer Liebe, von ihrem Leid. Sie hatte so ein Blatt begonnen — aber als sie die Zeilen, die sie niedergeschrieben, mit dem Auge durchflog, — erschrak sie über die Gluth, die aus jedem Wort sprühte, — das war das Blatt, das sie zerriß. — Sie nahm ein neues Blatt, sie wollte ruhiger schreiben, aber unwillkürlich floß wieder aus der Feder: „Mein Theodor!“ — — Da öffnete sich die Thür und die Kinder sprangen fröhlich herein und riefen ihrer Mama zu:

„Mama, weißt Du auch, was heute für ein Tag ist? Der sechste Januar, heiliger Dreikönigstag — hast Du auch daran gedacht?“ — „Hast Du auch den Kuchen mit der Bohne bestellt?“ frug Fränzchen.

Frau von Mannhardt hatte in der That daran nicht gedacht, — aber die Kinder sandte ihr der Herr zu dieser Stunde — sie waren Gottes Engel. Eine heiße Scham senkte sich in ihr Herz. Was wolltest du thun? frug sie sich. An welchem Abgrunde stehst du!

Das sind ja deine Kinder, deines Mannes Kinder, — und

du liebst einen andern Mann! Hinweg mit dieser Liebe, — gilt nicht auch dem Weibe das Wort von dem Auge, das einen Andern ansieht, sein zu begehren?

Sie drückte Fränzchen an ihr hochklopfendes Herz, daß das Kind verwundert zu der Mutter aufsah. Die Kinder hatten ihre Mutter so bewegt noch nie gesehen, aber sie waren eben Kinder, und ob sie sich auch wunderten, so dachten sie doch nicht weiter darüber nach.

„Gut," sagte Frau von Mannhardt, „daß Ihr mich daran erinnert, ich hatte es ganz vergessen. Wie viel Uhr ist es denn?"

„Es geht auf Elf," antwortete Odo, „wir kommen eben aus der Stunde, o, was hat uns Herr Dorn so eben für eine schöne Geschichte erzählt, — weißt Du, Mama, von Leonidas, wie er mit dreihundert Spartanern den Paß bei Termopylä vertheidigt, — o, der abscheuliche Ephialtes!"

„Ja, und wie die Spartanerin ihren Sohn nicht sehen will, der untreu geworden und geflohen war," setzte Clara hinzu.

„Hältst Du denn das für recht von der Mutter?" frug Frau von Mannhardt.

„O gewiß, Mama," sagte Clara, „die Treue geht doch über Alles."

Clara wußte nicht, wie tief sie mit diesem Wort das Herz ihrer Mutter traf.

„Es ist noch Zeit, Kinder," sagte Frau von Mannhardt, „geht zur Köchin hinunter und sagt ihr, sie solle den Kuchen mit der Bohne nicht vergessen."

Fröhlich stürmten die Kinder aus dem Boudoir ihrer Mutter, und diese? Sie zerriß auch das Blatt, das sie eben angefangen und kam zu dem Entschlusse, ihrem Gemahl Alles zu sagen und den Brief des Majors ihm zum Lesen zu geben, und dann von ihm zu erwarten, ob sie antworten solle oder nicht.

Wir können Frau von Mannhardt zu diesem Entschluß nur gratuliren. Es war dies in der That der einzige Weg, auf dem sie sich selbst und der großen Gefahr, in die sie gerathen war, entfliehen konnte.

Wie manche Ehefrau würde sich tiefe Reue, ihrem Manne unsägliches Herzeleid und ihrer Familie unauslöschliche Schande erspart haben, wenn sie zur rechten Stunde sich ihrem Manne entdeckt hätte.

Nicht das Fassen der Neigung zu einem andern Mann ist die vornehmste Sünde, obgleich immer Sünde; — das Menschenherz ist nun einmal, — dafern es nicht allezeit in der Furcht und Liebe Gottes ruht, schwach, — die verkehrte Neigung fliegt es an, wie die Staubfliege im Sommer das Auge. Aber das Hegen solcher Neigung, das Bewahren solchen Geheimnisses vor dem Blick des Mannes, — das ist die Schlange unter den Rosen, die das Eheglück vergiftet. Wird auch die schauerliche That, die das sechste Gebot verbietet, gemieden: ist denn nicht schon das Herz eines Weibes, das sich vom Manne hinweg einem andern zugewandt hat, im Ehebruch?

Es giebt Frauen, die diesen Ehebruch mit dem schönen Titel „geistige Liebe“ vor sich selbst zu verdecken suchen. Eitle Selbsttäuschung! Man vergißt, daß der gefallene Engel sich in die Gestalt eines Lichtengels zu kleiden versteht. Die schauerlichste Art alles Ehebruchs, den Goethe in seinen Wahlverwandtschaften künstlerisch zu idealisiren gewußt hat, ruht vor der Thür eines Weibes, das sich dieser Selbsttäuschung hingiebt. Die Treue in der Bewahrung des Leibes sinkt innerlich dahin, wenn nicht die Seele mit ihrer Liebe dem Manne bewahrt bleibt. — Der Widerwille, der in der Seele solch eines Weibes dem Manne gegenüber allmählich Platz greift, entzieht dann dem ehelichen Zusammenleben die Weihe und würdigt die heilige Gemeinschaft zum Concubinat herab.

Frau von Mannhardt's Entschluß war das einzige Mittel, dieser Gefahr zu entfliehen. Die Ehe duldet keine Geheimnisse auf dem Gebiete der gegenseitigen Liebe. So gewiß der Mann, wenn er ähnliche Geheimnisse seinem Weibe gegenüber bewahren wollte, dem Urtheil des lebendigen Gottes nicht entgehen würde, so gewiß würde eine Frau, die eine fremde Liebe zu ihrem Ge-

heimniß machen würde, der Sünde des Ehebruchs dadurch schon verfallen sein.

Die Ehe ist ein Abbild der Kirche. Die Ehefrau ist die Gemeinde ihrem Manne gegenüber, dem Stellvertreter des Herrn. Daran ändert selbst die Untreue des Mannes nichts. Die heilige Schrift nennt es Ehebruch, wenn die Gemeinde eine andere Liebe, als die zu ihrem Herrn hegt.

Mit der Entdeckung dieses Geheimnisses ist sein Bann gebrochen. Der Mann weiß es, und hat nun Macht, wenn sein Herz dem Herrn angehört, durch dessen Gnade durch Mahnung und Fürbitte die Schlange zu zertreten, die sich in das Herz seines Weibes eingeschlichen. Und wenn das auch nicht so wäre, eben, daß die verkehrte Liebe kein Geheimniß mehr ist, bricht ihren vergiftenden Stachel.

Der Entschluß, ihrem Manne Alles zu sagen, was sie betraf, ihn reuevoll zu bitten, daß er ihr vergeben wolle, daß sie hinter seinem Rücken an Sturm geschrieben, daß sie bei dem Lesen seiner Antwort innerlich einen Moment aus der Treue gewichen sei: — der stand fest, — aber in dem Briefe des Majors stand ja auch von Leokadie's und Dorn's Liebe. Sollte sie das auch dem Vater entdecken? Hatte sie nicht selbst die Tochter gebeten, ihr Geheimniß tief zu verhüllen? — Sie schwankte, aber ihrem Schwanken machte der Eintritt ihres Gemahls ein Ende.

Herr von Mannhardt trat mit einem Briefe zu ihr ein: „Lies, liebe Leokadie,“ sagte er mit traurigem Blicke zu ihr.

Sie nahm den Brief mit heimlichem Zittern, — was konnte das sein, sollte Dorn? — Doch nein, das war nicht seine Handschrift — die Hand war ihr fremd. Der Brief war von dem Assessor von Arning.

Der Assessor theilte darin ihrem Gemahl mit, was der Familie von Mannhardt bisher völlig unbekannt geblieben war, daß jenes Mädchen, das nach dem unglücklichen Duell mit einem Kinde auf Schloß Osten gekommen war, in dem erschossenen Kammerjunker den Vater ihres Kindes habe aufsuchen wollen.

Sie sei die Tochter des Hofbäckermeisters Brachvogel, eines allgemein geachteten Mannes gewesen, sei dann, als sie den Tod des Kammerjunkers erfahren, in Irrsinn verfallen, und habe in diesen Tagen, trotz aller Treue, mit der man sie bewacht, ihrem unglücklichen Leben ein Ende zu machen gewußt. Sie habe sich mit dem Rufe: „Franz, ich komme ja!" aus dem Fenster auf das Pflaster des Hofes gestürzt und sei etliche Stunden nachher, aber mit zurückgekehrtem Verstande und unter tiefer Reue an der zugezogenen schweren Verwundung heimgegangen.

Was den Assessor besonders bewege, an Herrn von Mannhardt zu schreiben, las Frau von Mannhardt weiter, sei die Sorge um das zurückgebliebene Kind, einem etwa ein Jahr alten lieblichen Knaben.

Das Kind sei zwar vorläufig durch die Sorgfalt eines braven jungen Schmiedemeisters, der das unglückliche Mädchen lieb gehabt, sehr gut untergebracht worden, er glaube aber, daß es in der Billigkeit läge, daß Baron von Mannhardt, der alleinige Erbe der Bohm'schen nicht unbedeutenden Besitzungen, diesem Knaben seine Aufmerksamkeit zuwende. Nur so, meine er, könne, so weit dieses möglich, an dem Kinde gesühnt werden, was der Vater verbrochen habe. Er wisse zwar, daß der Name des Vaters so wenig als dessen Güter auf den Knaben übertragen werden könnten, aber er glaube doch, daß diesem Kinde eine anständige Erziehung zu Theil werden und daß aus dem Bohm'schen Besitz ihm eine bestimmte Summe könnte ausgeworfen werden, die dem Knaben, wenn Gott ihn am Leben behalte, eine seiner väterlichen Abkunft entsprechende Existenz sichere. — Doch, fügte der Assessor hinzu, überlasse er nach diesem unmaßgeblichen Vorschlage, die weitere Bestimmung dem Ermessen des Barons.

„Was sagst Du dazu, Leokadie?" frug Herr von Mannhardt.

„Dem Vorschlage des Assessors," meinte diese, „wirst Du gewiß beistimmen, — aber der arme, arme Franz, — so dahingefahren, ohne Zeit zur Buße, — o, es ist zu schauerlich, —

der treue Gott bewahre doch einen jeden, daß er seine Buße nicht aufspare."

„Amen!" sagte Herr von Mannhardt.

„O, Mannhardt!" rief nun seine Gemahlin, „ich habe auch Buße zu thun, — ich habe Dir eine schwere Versündigung abzubitten."

„Mir!" rief nun der Baron erstaunt, — „wie das, Leokadie?"

Nicht ohne Beklommenheit reichte Frau von Mannhardt ihrem Gemahl den Brief des Majors.

„Was ist das?" rief er, als er die Unterschrift las und dann das „theuerste Leokadie."

Er hatte Sturm nie gesehen, aber Leokadie von Raben hatte ihm, bevor sie ihm ihr Jawort gab, ihr früheres Verhältniß zu Sturm offen mitgetheilt, und ihm anheimgegeben, ob er die Hand eines Mädchens begehre, deren Herz einem Andern gehöre. Wenn dieses Mädchen den Gehorsam gegen ihres Vaters Wunsch in so fern auf ihren Mann übertragen kann, daß sie dem Manne, der sich Mühe geben wird, ihre Liebe zu gewinnen, die gelobte Treue bewahrt, alsdann ja, — war seine Antwort gewesen. Leokadie, die sich, wie wir wissen, durch den Gehorsam gegen das vierte Gebot gebunden glaubte, war diese Bedingung eingegangen und Herr von Mannhardt hatte bis auf diese Stunde niemals auch nur den entferntesten Grund gehabt, seine Gemahlin eines Wortbruchs zu beschuldigen. Und nun plötzlich dieser Brief — mit diesem Inhalt —!

Herr von Mannhardt gehörte, wie wir wissen, zu jenen ruhigen Naturen, die nichts so leicht aus der Fassung bringen kann, — aber gerade die Erregung solcher Menschen ist desto tiefer, wenn sie einmal aus dem Gleichmuth ihrer Seele herausgebracht werden.

Frau von Mannhardt sah, wie sich unter dem Lesen die Züge ihres Gemahls entstellten, er wurde bald roth, bald zog wieder Leichenblässe über sein Angesicht. So hatte sie ihn nie gesehen. — Fast that es ihr leid, daß sie ihm den Brief gegeben.

„Mannhardt," sagte sie dann zitternd, als er den Brief den er noch nicht zu Ende gelesen, in der Hand zerknitterte und mit sprühendem Auge sie schweigend anstarrte: „Mannhardt, bedenke, ich selbst habe Dir den Brief ja gegeben."

„Wie kommt der Mensch dazu," sagte er dann tonlos, „Frau von Mannhardt einen solchen Brief zu schreiben?"

„Ich habe solche Antwort nicht gewollt." —

„Also doch eine Antwort — also Du hast zuerst geschrieben!" rief er, und sein ganzer Leib erbebte und seine Hand krampfte sich unwillkürlich auf seiner Brust zusammen, als wollte er das Herz zusammenpressen.

„Keine Antwort!" rief Frau von Mannhardt in höchster Angst, „mein Brief" —

„Du hast an ihn geschrieben, — genug," — und damit wandte er sich ab, um hinauszugehen.

„Aber so höre doch, Mannhardt!" warf sich seine Gemahlin ihm entgegen, — „ich kenne Dich so noch nicht, — ich bitte Dich um Jesu Christi willen, höre mich doch an, Niemand verurtheilt ja Jemanden, ohne daß er ihn gehört hat!"

Zitternd — bleich stand sie da und hielt seinen Arm fest.

„Um Jesu Christi willen," hatte sie gesagt. Das Wort bannte seinen Schritt — das war das linde Oel in das tobende Meer seiner Leidenschaft. Er kannte ja den Herrn. Und wer den kennt, der kann sich wohl vergessen, aber der Herr vergißt seiner nicht; das Nennen dieses Namens ist zu solcher Stunde des Herrn eigenstes Werk.

„Gut denn," sagte er, „so sprich, ich höre."

„So setz' Dich erst nieder, Mannhardt," flehte sie, „damit Du mich in Ruhe anhören kannst."

„Sieh," sprach sie weiter, als ihr Gemahl sich gesetzt, „Du weißt, was ich Dir gelobt, und diesem Gelübde bin ich nie untreu geworden. Ja, es ist wahr, ich habe an den Major Sturm geschrieben, aber ich habe — Gott ist mein Zeuge, nicht so geschrieben, daß ich diese Antwort verdient habe."

Frau von Mannhardt legte ihre Hand auf die Hand ihres

Gemahls. „Du weißt, Mannhardt,“ fuhr sie fort, „daß zwanzig Jahre seit unserer Vermählung verflossen sind, Du kennst ja die allmähliche Wandlung, die mit uns durch Gottes Gnade vor sich gegangen; denke an die schönen Tage am Genfersee, an die unauslöschlichen Eindrücke, die wir im Hause unsers Freundes Mabillon empfingen.“

Frau von Mannhardt sah es ihrem Gemahl an, daß unter diesen Erinnerungen seine Seele stiller wurde.

„Erinnerst Du Dich noch jenes Abends,“ sprach sie weiter, „als es uns beiden unter der tiefen Schriftauslegung unseres Freundes zur Gewißheit wurde, daß auch wir einen gnadenreichen Heiland haben, der die Sünde vergiebt?“

Herr von Mannhardt blickte sie an, und sein Blick war nicht mehr starr —: der Zorn war gebrochen, er gedachte der früheren Zeiten.

„Sieh, Mannhardt,“ fuhr seine Gemahlin fort, „man denkt dann, wenn so manches Jahr vorübergezogen, daß es auch mit denen müsse anders geworden sein, denen man einst nahe gestanden. So habe ich an den Major Sturm geschrieben, — aber,“ setzte sie hinzu, „darin habe ich mich getäuscht.“

„Was veranlaßte Dich denn, an ihn zu schreiben?“ frug Herr von Mannhardt, wiewohl jetzt ruhig, doch nicht ohne noch einen Anflug des Mißtrauens.

„Hättest Du seinen Brief zu Ende gelesen, lieber Mannhardt,“ erwiderte sie, „so würdest Du das erfahren haben.“

Sein Auge fiel jetzt auf den zerknitterten Brief in seiner Hand und man fühlte es ihm an, daß eine gewisse Scham ihn anwandelte, daß er, der sonst so feste und ruhige Mann, sich von der Leidenschaft hatte hinreißen lassen. Er wollte den Brief wieder auseinanderfalten, aber seine Gemahlin hinderte ihn daran.

„Laß gut sein,“ sagte sie, „ich will Dir selbst Alles mittheilen. Du hast es ja selbst,“ fuhr sie fort, „aus Dorn's Fieberphantasien erfahren, daß ihm Leokadie nicht gleichgültig ist, und Leokadie“ —

„Wie!“ rief Herr von Mannhardt erregt, „ich werde doch nicht hoffen, daß sie thörichte Empfindungen hegt!“

„Nun, lieber Mannhardt,“ antwortete seine Gemahlin, „Du dürftest Dich wenigstens bei Dorn's Persönlichkeit nicht wundern, wenn er einen Eindruck auf Leokadie gemacht hätte.“

„Aber warum denn nicht auch auf Hildegard?“ antwortete er.

„Weil er Hildegard nur achtet, aber nicht liebt, das ist nun einmal so,“ entgegnete Frau von Mannhardt, „Liebe weckt Liebe.“

„Aber das darf doch nicht sein — Du weißt doch, das ist unmöglich,“ sagte Herr von Mannhardt dringend, „Du kennst doch Deinen Bruder, Du weißt doch, in welchem Lande wir leben, was würde die Gesellschaft sagen, wenn ein Fräulein von Mannhardt die Braut eines Bürgerlichen, eines Candidaten würde, — nein, nein, das Gebein Deines Vaters würde sich noch in der Erde umdrehen, wenn er wüßte, daß seine Enkelin eine Mesallianće geschlossen hätte.“

„Ich weiß,“ antwortete Frau von Mannhardt ruhig, „daß das ja nicht sein kann, — eben darum schrieb ich dem Major und frug ihn um seinen Rath, was in der Sache zu thun sei.“

„Und sein Rath?“ sagte der Baron mit Spannung.

„Er erbietet sich,“ antwortete seine Gemahlin, „so viel er kann, dahin zu wirken, daß Dorn sobald als möglich in seiner Heimath ein Pfarramt bekommt und“ — Frau von Mannhardt zögerte, den Nachsatz auszusprechen.

„Und?“ drängte ihr Gemahl.

„Und er meinte,“ sagte Frau von Mannhardt mit Zögern, „daß jedenfalls Leokadie das Haus verlassen müsse, so lange Dorn noch unter uns ist.“

„Sie soll nach Golenau,“ bestimmte der Vater, „ich hoffe noch immer, daß, wenn Dorn einen Eindruck auf sie gemacht, der ein sehr flüchtiger sein wird, — und so etwas verwischt sich bald wieder, aus den Augen, aus dem Sinn.“

Frau von Mannhardt wagte nicht ihrem Gemahl zu sagen,

wie sehr er sich hierin irre. Auch das Bekenntniß, daß sie selbst nicht ganz schuldlos, daß sie wirklich einen Augenblick in einer Weise der alten Zeit gedacht, wie es sich für eine Ehefrau nicht geziemt, erstarb ihr auf der Lippe. Die heftige Erregung ihres Gemahls bei dem Lesen jenes Briefes ließ sie fürchten, daß dieses Bekenntniß den Sturm seiner Leidenschaft mit verdoppelter Stärke würde zurückkehren lassen. Sie bat nur ihren Gemahl, Alles zu vergessen, was unter ihnen vorgekommen sei, und that das so tief innerlichst bewegt, daß Herr von Mannhardt nicht anders konnte, als zum Zeichen der Gewährung ihrer Bitte, ihr die Hand zu reichen.

„Antworte dem Herrn Major,“ sagte er dann, um ihr ein Zeugniß seines wiedergekehrten Vertrauens zu geben, „daß Du den Vorschlag in Bezug auf Dorn annähmst, und daß ich Leokadie nach Golenau schicken würde.“

„Aber bis zu meinem Geburtstage wirst Du sie doch noch hier lassen,“ meinte Frau von Mannhardt, „der ist ja in einigen Tagen, das würde doch das liebe Kind sehr betrüben, wenn sie am Geburtstage ihrer Mutter fern sein müßte.“

„Es mag sein, aber recht ist es mir unter diesen Umständen nicht,“ sagte der Baron.

„Angerichtet!“ meldete der Diener.

Jetzt fiel Frau von Mannhardt wieder der Dreikönigskuchen ein. Wenn nur nicht Dorn gar das Bohnenstück bekommt, dachte sie. Es ist ja nur ein Spiel, — aber es bangte ihr doch vor dem Spiel. — Fränzchen hatte vor einem Jahr geweissagt, Leokadie hatte wirklich den Candidaten zu ihrem König erwählt.

XXV.

Ein eleganter Reisewagen mit tüchtigen Extrapostpferden bespannt, flog über die schlüpfrige Chaussee.

Es war ein warmer, sonniger Februarmorgen. Die Felder, von der winterlichen Decke durch den Thauwind, der schon etliche Tage geweht, entkleidet, prangten im üppigsten Grün und an der Kirschbaumallee längs des Weges schwellten sich schon die Knospen. — Auf den unbestellten Aeckern sah man Gespanne beschäftigt, mit dem Pflug die dunkle Erde aufzuwerfen.

Ein Damenkopf mit dunklen Locken beugte sich aus einem der Wagenfenster. „Was ist das für ein Doppelfelsen am Horizont?“ frug sie in den Wagen hinein, — „der eine ist höher und breiter, der andere nur ein wenig getrennt von diesem, mit einer schrägliegenden Spitze darauf?“

Ein eleganter Herrenhut beugte sich jetzt aus dem Wagen. „Das ist der Dom,“ war die Antwort seines Inhabers. „Es wird nicht lange dauern, dann werden wir auch die übrigen Thürme der Stadt sehen, aber der Dom überragt sie alle.“ — „Er ist eine Henne unter ihren Küchlein, — so schaaren sich die übrigen Kirchen rings um ihn herum,“ sagte eine andere Stimme im Wagen.

Wir haben diese Stimme schon gehört. Herr Abraham Stiller hatte, ob auch ungern, dem Wunsch Louisen's von der Offen und seiner Tochter Elisabeth nachgegeben, und befand sich mit diesen beiden und Angelika von der Offen auf der Reise nach Cöln. Louise hatte von Elisabeth Stiller so viel vom Cölner Dom gehört, daß sie das lebhafteste Verlangen hatte, ihn einmal zu sehen. Die schönen Februartage hatten denn endlich den Plan in Ausführung gebracht.

Damals führte noch kein Schienenweg nach der Rheinmetropole, und noch keine stolze Eisenbahnbrücke verband wie jetzt die beiden Ufer des Rheins. — Der Wagen rollte durch Deutz

über die Schiffbrücke, die bereits wieder aufgefahren war, in die engen Straßen der alten Stadt.

Herr Stiller war ein zu ökonomischer Mann, als daß er nicht bei solcher Gelegenheit die Gastfreundschaft hätte sollen in Anspruch nehmen.

Pastor Kühlen, der Sendbote einer Evangelischen Gesellschaft, hatte auf seinen Reisen oft wochenlang bei ihm gewohnt und sich seinen Wein gut schmecken lassen. Er hatte ihn mehrmals eingeladen, wenn er einmal nach Cöln komme, ihm Gelegenheit zu geben, all' seine Freundlichkeit zu vergelten. Diese Gelegenheit bot sich jetzt.

Als der Wagen vor der Wohnung des Pastors Kühlen vorgefahren war, einem hohen aber schmalen Hause, mußte Herr Stiller mehrmale die Glocke ziehen, bevor sich von Innen Tritte hören ließen. „Jetzt wird geöffnet," sagte er zu den Damen im Wagen, deren Verlangen nach dem Imbiß in dem Pastorat sich darin charakteristisch genug aussprach, daß sie eilig aus dem Wagen sprangen und neben Herrn Stiller die Oeffnung der gastlichen Thür erwarteten.

Es war etwas bedenklich, daß erst, obwohl es schon auf Mittag ging, zwei Riegel von Innen weggeschoben wurden, und dann, bevor der Schlüssel sich im Schloß drehte, eine dünne Stimme frug, wer denn da draußen sei. Endlich öffnete sich die Thür und vor der Gesellschaft stand eine spindeldürre Frau mit spitzer Nase und lang sich spreizenden Fingern. „Mein Mann ist nicht zu Hause," sagte die Dame im cölnischen Dialekt auf die Frage des Herrn Stiller nach dem Pastor Kühlen. „Nun, dann haben wir die Freude, Sie zu begrüßen," meinte Herr Stiller, der von seinem Plane, womöglich das theuere Hotel zu umgehen, nicht gerne ablassen mochte. „Ihr Mann hat mich so oft eingeladen, einmal bei ihm vorzusprechen, wenn ich nach Cöln komme, daß ich" —

„Das wird meinem Manne recht leid thun, daß er nicht zu Hause ist," — unterbrach die dürre Dame, indem sie nicht

Miene machte, die Hausthür weiter zu öffnen, als es zur Führung dieses Gespräches unumgänglich nöthig war.

„Wann kommt denn Ihr Mann zu Hause?" frug beharrlich Herr Stiller, — aber Elisabeth zupfte ihren Vater am Rocke und meinte: „Komm doch, Papa, Du siehst ja, wir sind hier nicht willkommen."

Als nun die Frau Pastorin antwortete: „Er wird wohl einige Tage fortbleiben," und die Thür nicht weiter öffnete, wandte sich Herr Stiller ärgerlich ab und meinte, als er mit den Damen den Wagen wieder bestieg: „Nein, solch' ein unfreundlicher Empfang ist mir noch in meinem ganzen Leben nicht zu Theil geworden." Die jungen Mädchen aber lachten und meinten: „Es ist nur gut, daß uns die nicht eingelassen hat, da hätten wir schwerlich unseren Appetit stillen können." Elisabeth aber meinte: „Weißt Du, Papa, ich glaube, Pastor Kühlen ist nur darum Agent der Gesellschaft geworden, um sich draußen satt zu essen, denn von der Aetzung durch seine verehrliche Ehehälfte kann er unmöglich solch' volles, rothes Gesicht und solch' kugelrundes Wänstchen haben."

Die Thür war schon längst wieder geschlossen und die Riegel wieder von Innen vorgeschoben, als der Wagen von dannen fuhr.

Nachdem die Gesellschaft in einem der ersten Hotels, — Herr Stiller hatte den richtigen Grundsatz, wenn er nicht die Gastfreundschaft in Anspruch nehmen konnte, nur diese aufzusuchen, — das Bedürfniß nach Speise und Trank gestillt und die Damen Toilette gemacht hatten, wurde die Wanderung zum Dom unternommen.

Es war damals die westliche Seite mit einem hohen Bretterzaun umgeben. Kurz vorher hatte der kunstliebende und fromme Preußenkönig bei dem Festmahl auf dem Gürzenich sein Alaf Cöln! gerufen, und bei der vorangegangenen Grundsteinlegung zum Weiterbau des Doms jenes Wort ausgesprochen, das sich jetzt in so überraschender Weise erfüllt hat, „daß hier das schönste Portal der Welt sich erheben würde." — Aber erst die Steinmetzen waren mit der Zubereitung der Steine für den

Weiterbau beschäftigt; — der Dom selbst stand noch in seiner ruinenhaften Herrlichkeit und ließ der Phantasie freien Spielraum, diese großartigen Trümmer sich vollendet zu denken. Jedenfalls dachte ihn diese sich herrlicher, als er jetzt dem Auge erscheint, das durch den pfeifenstylartigen Dachreuter auf dem colossalen Dache unangenehm berührt wird. Es ist schade darum, die Disharmonie zwischen diesem Thürmlein und dem grandiosen Unterbau wirft seine Schatten auch auf diesen.

Da standen sie vor dem unfertigen Portal zwischen den beiden Piedestalen der Thürme, von denen das eine um hundert Fuß höher, jenen Krahn auf seiner mit Schlingwerk bewachsenen Kuppe trug, der Jahrhunderte lang das Symbol der hundertthürmigen Stadt gewesen ist.

Louise von der Ossen war wie gebannt im Anschauen. — Ihre geistige Anlage eignete sich nicht für den Baptismus. Für den passen nur Menschen, die ohne Sinn für die Schönheit der Gestaltung, an jener geistigen Impotenz leiden, der es unmöglich ist, das Einzelne im Zusammenhang mit dem Ganzen zu fassen, und die hochmüthig genug sind, ihr armes Ich und dessen Meinung der weltgeschichtlichen Entwickelung der ewigen Wahrheit gegenüber allein gelten lassen zu wollen. Jene geistige Impotenz und dieser bornirte Hochmuth nennt das dann Treue gegen Gottes Wort.

Wenn ich sage, Louise von der Ossen eignete sich nicht für den Baptismus, so steht das keineswegs damit in Widerspruch, daß gerade sie in ihrem Hause die Fahne desselben hoch gehalten und mit dem Versuche umgegangen war, den Kaplan von Stapel zu demselben zu bekehren.

Wir wissen, wie wenig das kirchliche Leben in ihrer Heimath darnach angethan war, ihren Geist zu befriedigen, — dazu war ihr Vater bei dem Suchen nach einem Halt der Seele ein begeisterter Anhänger des Baptismus geworden, weil ihm in dieser Lebensrichtung wenigstens ein ihm imponirender Ernst entgegengetreten war. Was Wunder, daß Louise bei ihrem lebhaften Geiste, und da auch Miß James, die dem reformirten

Bekenntniß angehörte, ihr nicht aus jener Fülle, die nur der kirchlichen Anschauung angehört, entgegentreten konnte, mit der ganzen Energie ihrer Seele das ergriff, was sie unter diesen Umständen in der That für die alleinige Wahrheit hielt. Dazu war ihr Verstand viel zu klar, als daß sie sich nicht hätte sagen müssen, daß der Baptismus an Consequenz den Standpunkt der reformirten Anschauung weit überragt.

Einige leise Zweifel, ob der Baptismus auch wirklich allein die Wahrheit vertrete, waren ihr schon im Umgange mit der Osten'schen Familie aufgestiegen. Namentlich hatte jenes Schwanken ihres Vaters bei jener Frage des Kaplan von Stapel, „ob sich auch im Baptismus etwas „von Babels Geist" befinde," einen tieferen Eindruck auf sie gemacht, als sie sich dessen damals bewußt geworden. Dazu kamen ihre späteren Gespräche und ihr Briefwechsel mit dem Kaplan — und vielleicht auch ihre Neigung zu diesem. Einen gewaltigen Stoß hatte ihrer Treue die Baptistengemeinde selbst und deren edler Seelsorger versetzt. Sie hatte nicht umhingekonnt, am ersten Sonntage nach ihrem Eintritt in die Stiller'sche Familie mit ihrer Schwester Angelika einem so genannten Baptistengottesdienst beizuwohnen. Ihr klarer Verstand hatte sich mit Widerwillen von der Salbaderei abgewandt, die Herr Nasendreher als „Predigt im Geist" in der schmucklosen Baptistenkapelle vollführte. Und als nun nach einigen faustdicken Anspielungen in der Predigt, am Schlusse des sogenannten Gottesdienstes, der Herr Prediger unter entsetzlichem Augenverdrehen auf der Kanzel niederknicte und anhub, die Gemeinde zur Fürbitte für zwei Jungfern aufzufordern, die in Gefahr seien, den heiligen Ernst zu verlieren, der jedes Gemeindeglied auszeichnen müsse, und der Lust Babels wieder zu verfallen; als dann nach diesem Gebet, das zuletzt in ein thierartiges Gebrüll des vom „Geiste" ergriffenen Predigers ausartete, sich die Gemeinde der Bandwirker und ihrer Damen von ihren Knien erhoben, und Aller Blicke auf die unglücklichen Schwestern mit einer gewissen hochmüthigen Schadenfreude gerichtet hatte, da war Louise innerlich mit dem Baptismus schon

auseinander. Sie versprach nachher Angelika, die vor Scham zu weinen anfing, einem Baptistengottesdienst in jenem Thale mit ihr nie mehr beizuwohnen. Die Schwestern waren seit der Zeit mit Herrn Stiller in dessen Kirche gegangen, — aber allerdings, ob ihr auch dort die Predigt unendlich besser zugesagt, so fühlte sie doch in der schmucklosen Kirche einen Mangel, über den sie sich aber zu der Zeit noch keine Rechenschaft geben konnte.

Jetzt stand sie vor dem Cölner Dom. — Es war ihr, als ob eine lang begrabene Erinnerung in ihrer Seele aufstiege. Sie wußte nicht, wo sie in ihrem Leben einmal Aehnliches gesehen, sie hatte ja in der That auch nie bisher eine solche Kirche gekannt. Aber darin zeigt es sich eben, daß dieser Bau in Wahrheit d i e Kirche repräsentirt, weil es bei seinem Anblick dem empfänglichen Gemüth zu Muthe wird, als habe es das schon einmal gesehen. Die Idee der Kirche hat in diesem Bau Gestalt angenommen, und diese Idee theilt sich dem Beschauer mit einer solchen Gewalt mit, als habe er sie immer in sich getragen.

Herr Stiller führte die Damen an der Nordseite des Doms herum zu einer Stelle hin, von der aus der Chor auf das imposanteste dem Auge entgegentrat.

Selbst die ruhigere Angelika war überwältigt. „Sieh, Louise, ist es nicht," sagte sie zu ihrer Schwester, „als ob der Frühling die Steine angeweht hätte, und nun diese in tausend und abertausend Blüthen emporgesproßt wären?"

Louise sagte nichts, aber ihr Auge sah wie verklärt auf den wunderbaren Bau.

Als Herr Stiller die Damen erinnerte, daß es nun wohl Zeit sei, auch das Innere des Doms in Augenschein zu nehmen, — sagte Louise wie für sich hin —: „so muß der Tempel im neuen Jerusalem sein!"

Herr Stiller hatte die Aeußerung gehört und meinte: „nach der Schrift ist im neuen Jerusalem kein Tempel." „Nun, dann ist das ganze neue Jerusalem so," sagte Louise. „Bitte um Entschuldigung," bemerkte Herr Stiller, „nach der heiligen Schrift bildet die Stadt einen Kubus."

Wir müssen bedauern, daß Louise eilig vorwärts gegangen war, wahrscheinlich um sich durch die Belehrungen des Herrn Stiller nicht stören zu lassen, — uns ist dadurch eine gründliche, schriftmäßige Belehrung über das neue Jerusalem entgangen.

Wer jetzt in den Dom tritt, der glaubt sich in einen deutschen Urwald versetzt, in dem die riesigen Stämme der Buchen ihr Geäst wie betende Hände zusammenfalten. Rechts und links nahen wunderbare Gestalten heiliger Zeiten und ziehen mit dem Glanz himmlischer Verklärung in das geheimnißvolle Dunkel des Urwaldes oder locken das Gemüth hinaus auf die lichten Höhen der heiligen Geschichte. — „Siehe, eine Hütte Gottes bei den Menschenkindern!“ so durchtönts die Seele; der Glaube an den Dreieinigen hat hier Gestalt angenommen. Mit der Schöpfermacht, deren Schönheit und Harmonie im gewaltigen Bau uns entgegentritt, hat sich die Gnade des Erlösers verbunden, dessen Geschichte der heilige Geist durch das hindurchscheinde Licht vertreten, uns in den wunderbar herrlichen Glasmalereien verklärt. Wer den Dom zu Cöln noch nicht gesehen, der hat noch keine Kirche gesehen. — Was muß es erst sein, wenn die vollendete Portalseite erst die mächtigen Klänge der Orgel durch diesen Riesenwald rauschen läßt, wenn die Heiligen an den Säulen auf ihrem Postamente stehen werden, die Gemeinde von den Bildern der Zeugenwolke umgeben sein, und der Hochaltar in würdigerer Gestalt, als jetzt noch, den Abschluß des Ganzen bilden wird!

Damals war von dem Allen noch nichts, — der vollendete Chor wurde noch durch eine Wand von dem unvollendeten Schiff mit seinen Säulenstumpfen und seinem hölzernen Nothdach getrennt. — All' jene Herrlichkeit ist erst durch die Hand eines Königs entstanden, den die katholische Kirche zu den Ketzern zählen muß. Ob darin nicht eine Weissagung auf eine Zeit ausgesprochen liegt, in der wieder Eins sein wird, was durch die Sünde der Menschen getrennt ist, in der die Herrlichkeit solchen Hauses von allem verkehrten Gottesdienste gereinigt,

dann wieder die Stätte sein wird, in der der evangelische Glaube von seiner Wüstenwanderung zur Ruhe kommt?

Orgelklang und Gemeindegesang ertönte, als am Spätnachmittage Herr Stiller mit den Damen in den Dom trat. Es sollte eben die Fastenpredigt ihren Anfang nehmen. Es mochten einige Tausend Zuhörer versammelt sein, aber sie bildeten in dem weiten Raum nur ein kleines Häuflein, das sich um die improvisirte Kanzel, die an einer der Säulen des Mittelschiffs angebracht war, geschaart hatte.

Als der Priester in seinem weißen Ueberwurf über dem schwarzen Chorrock die Kanzel betrat, erblaßte Louise, sie mußte sich auf eine der freistehenden Bänke niederlassen. Angelika schien auch tief bewegt. Herr Stiller glaubte, Louise sei durch den Weihrauchduft, der die weiten Räume erfüllte, unwohl geworden und reichte ihr sein silbernes Riechdöschen — ein Erbstück seiner verstorbenen Mutter. Er frug sie leise, ob sie nicht den Dom verlassen wollten. Als sie aber mit dem Kopfe schüttelte und meinte, ihr sei nun wieder ganz wohl, mußte er, obgleich mit innerem Widerstreben, der Predigt zuhören. Er hatte noch nie eine katholische Predigt mit angehört, er hätte es unter anderen Umständen für eine Art Verleugnung seines evangelischen Bekenntnisses gehalten, „einer papistischen Redeübung," wie er's nannte, beizuwohnen. Jetzt gebot es ihm die Rücksicht auf die Damen.

Das Thema war Petri Verleugnung. Schon die Art und Weise, wie der Text verlesen wurde, unterschied sich von der gewöhnlichen katholischen. Nichts von jener Monotonie, in der man in dieser Kirche die Abstraktion von den menschlichen Empfindungen sucht, sondern ein die Seele des Lesenden wiederspiegelnder Ausdruck erquickte eben so sehr das Gemüth des Hörers, als das herrliche Organ das Ohr erfreute.

Die Predigt überragte weit das Niveau sonstiger Predigten in dieser Kirche. Katholische Predigten schwanken, je nach der Begabung des Predigers, zwischen schauspielerhaften Declamationen oder einer Gedankenarmuth und einer Unbeholfenheit des Vortrages, die vergeblich durch Phrasen von der Anbetungswürdig=

keit der Jungfrau Maria verdeckt zu werden sucht. Eine ruhige Klarheit des Vortrages zeichnete diese Predigt aus. Nichts von Diatriben gegen die „Akatholiken," — in echt evangelischer Weise entwickelte der Redner Petri Fall aus der allgemeinen Sündhaftigkeit der Menschennatur, der selbst der Apostelfürst darum erlegen sei, weil er auf eigne Kraft, statt auf Gnade allein vertraut und sich über seine Brüder überhoben habe. Er warnte seine Zuhörer, daß sie, die freilich durch Gottes Erbarmen Mitglieder der wahren Kirche seien, nicht gleich Petrus sich ihrer empfangenen Gnaden überheben, sondern eingedenk sein möchten, daß auf hochmüthige Selbstüberschätzung tiefer Fall folgen müsse.

Plötzlich stockte die Stimme des Predigers, — er schien durch irgend etwas verwirrt geworden. Er suchte den Faden wieder zu gewinnen, es gelang ihm aber nicht. Glücklicherweise war die Predigt ihrem Ende nahe, darum fiel es nicht so sehr auf, — als der Prediger mit einem kurzen Amen die Kanzel verließ.

Louisen's Blässe war jetzt hoher Röthe gewichen, und es lag in ihrem Auge etwas wie Triumph.

„Wer war denn der Prediger?" frug Herr Stiller seinen Nachbar.

„Ich weiß es nicht," war die Antwort, „es ist ein fremder Kaplan, erst seit kurzem hergekommen."

Bei dem Ausgange aus dem Dom drängte sich Angelika an Louise und frug leise: „Ich bitte Dich, hast Du das gewußt, daß er hier ist?" — „Keine Ahnung!" erwiderte diese. „Er hat Dich erkannt," sagte Angelika.

In diesem Augenblick trat Herr Stiller und Elisabeth zu den Schwestern. „Ich hätte doch nicht gedacht," sagte der Erstere, daß ein katholischer Prediger so predigen könnte, — aber was mochte dem Manne nur zuletzt überkommen, — gerade als er nach unserem Platze hinsah, fing er auf einmal an zu stocken, ob er uns etwa ansah, daß wir Ketzer waren? Allerdings, ich habe mich nicht verbeugt, wenn er sein Käppchen bei der Nennung des Namens Christi abnahm, und auch kein Kreuz ge-

schlagen. Gott bewahre mich, daß ich so meinen Glauben verleugnen sollte."

So sprach Herr Stiller weiter, und Louise war froh, daß sie auf diese Weise der Antwort auf die eben gestellte verhängnißvolle Frage entging.

Wir haben längst den Namen des Predigers errathen. Es war der Kaplan von Stapel.

Auf den Brief Michael's an den Bischof hatte der Kaplan die Weisung erhalten, sich sofort zu gewissen Exercitien nach X. zu begeben. Graf Osten war mit seiner Entfernung völlig einverstanden. Er selbst war es gewesen, der dem Bischof über das Verhältniß des Kaplans zu Louise von der Ossen Nachricht gegeben hatte. Nachdem der Kaplan seine Exercitien absolvirt, und der Bischof glauben durfte, daß diese auf das Gemüth des Kaplans ihre Wirkung ausgeübt hatten, war diesem durch Vermittelung des Bischofs von dem dortigen Kardinalerzbischof, dem der Bischof natürlich Alles, was Stapel betraf, mitgetheilt hatte, eine Domkaplanstelle am Cölner Dom übertragen worden.

Wir sind überzeugt, daß die katholische Kirche, ohne ihr Bestehen zu gefährden, den Cölibat nicht aufgeben kann. Es würde das Papstthum damit einen bedeutenden Theil seiner Macht aus der Hand geben und durch das alsdann entstehende Familienleben der Priester dem staatlichen Leben keinen geringen Einfluß auf die ihm jetzt allein untergeordnete Priesterschaft einräumen. Ob aber eine auf eine solche Institution gebaute Macht göttlicher Natur, das möchte dem mehr als zweifelhaft sein, der den Ausführungen Dorn's in jenem Gespräch mit dem Domvikar mit Aufmerksamkeit gefolgt ist.

Der Kaplan von Stapel hatte an jenem Nachmittage in dem Gartensalon des Gräflich-Osten'schen Schlosses die baptistischen Anschaungen Louisen's von der Ossen nicht ohne Glück bekämpft, aber der Sieger war selbst besiegt worden.

Wir sahen ihn damals, wie er an eine Säule der Veranda gelehnt, dem Wagen noch lange nachblickte, der Louise seinen Blicken entzog. Das Herz des jungen Mannes war von der

ganzen Erscheinung des um ihren Glauben kämpfenden Mädchen tiefer bewegt worden, als es der katholische Priester erlauben durfte. — Er fühlte das mit tiefer Beschämung, — er suchte in dem Blick auf die Aufgabe, die ihm die Kirche zu haben schien, eine Waffe gegen seine Neigung. Aber weder diese noch die Gebete zur Jungfrau Maria waren im Stande, den Gedanken an Louise in ihm zu vernichten. Er wollte es nicht und doch that er's, bei einem erneuten Besuche der von der Ossen'schen Familie auf Schloß Osten, unterhielt sich der Kaplan fast ausschließlich mit Louise, die sich keineswegs der Unterhaltung des geistreichen und feingebildeten Kaplans entzog. Wie sollte sich auch eine junge Dame der Unterhaltung eines katholischen Priesters zu entziehen genöthigt sehen? — Der mündliche Verkehr wurde dann brieflich fortgesetzt, von beiden anfangs unter dem ostensibeln Grunde, daß ein Jedes den andern für seine kirchliche Anschauung zu gewinnen suchte. Besonders suchte der Kaplan mit dieser Absicht seine Hingabe an seine Neigung zu Louise vor sich selbst zu verschleiern.

Der Gräfin Osten war es nicht entgangen, daß ihr Kaplan nicht aus bloßer Liebe zur Kirche die Unterhaltung mit Louise von der Ossen suchte und den Briefwechsel mit ihr unterhielt. Aber auch sie glaubte, daß der Priester Kraft genug besitzen würde, die in seinen Verhältnissen so verkehrte Neigung zu unterdrücken. Als aber selbst die gräfliche Dienerschaft hier und dort die spöttische Bemerkung fallen ließ, daß der Kaplan wohl bald mit dem gnädigen Fräulein Hochzeit machen werde, da hielt sie es für ihre Pflicht, sowohl ihren Gemahl, als auch Frau von der Ossen auf das entstehende Verhältniß aufmerksam zu machen.

Es war dem Kaplan nicht leicht geworden, sein Herz dem Gehorsam gegen die Kirche zum Opfer zu bringen, und wollen wir ehrlich sein, so müssen wir sagen, daß er manchen Tag geschwankt, ob er nicht den Papst bitten solle, ihn von seinem Priestergelübde zu entbinden. Er war reich, unabhängig, und konnte Louise auf seinem ausgedehnten Güterbesitz das ange-

nehmste Loos bereiten. Er hatte zwar Louisen gegenüber das Wort, dessen Inhalt seine Seele erfüllte, nie ausgesprochen. Aber er wußte, daß er ihr nicht gleichgültig sei, ihr Blick, ihr Erröthen, wenn sie mit ihm zusammen kam, so manche unwillkürliche Wendung in ihren Briefen hatten ihm das gesagt. Darf man sich wundern, wenn der junge Mann Pläne entwarf, wie er sich in den Besitz des Gegenstandes seiner leidenschaftlichen Liebe setzen könne? Ja, er kam sogar auf den abenteuerlichen Gedanken, Seine Heiligkeit bitten zu wollen, ihn ausnahmsweise vom Cölibat zu entbinden. Daß die Priesterehe nicht unbedingt zu verwerfen sei, wußte er. Die Kirche hatte ja tausend Jahr mit ihr bestanden und während ihrer Geltung ihre glorreichsten Zeiten durchlebt. Es war ihm bekannt, daß der Cölibat nur eine Einrichtung der Nützlichkeit, nicht aber ein Dogma der Kirche sei. Gefährliche Betrachtungen für einen katholischen Priester, dessen Herz in der Liebe zu einem schönen edlen Mädchen gefangen ist. Gedanken wenigstens, die zu den schwersten Kämpfen Veranlassung geben.

Er glaubte endlich über diese Versuchung, wie er's natürlich von seinem Standpunkte nannte, gesiegt zu haben. Da kam der verhängnißvolle Augenblick, deß Zeuge wir soeben gewesen. Er bemerkte plötzlich Louise unter seinen Zuhörern. Er sah sie, und sie erröthete, als sein Blick sie traf. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Er verlor den Faden. Seine Gedanken verwirrten sich, er mußte abbrechen.

Nachdem er seinen priesterlichen Ornat in der Sacristei abgelegt, eilte er auf sein Zimmer.

„Wie kommt Louise hier her?“ frug er sich. „Sollte sie deinen Aufenthaltsort erfahren haben?“ Er mußte die Frage sofort verneinen, Louise von der Offen gehörte nicht zu den Frauen, die sich von ihrer Liebe zu einer Unweiblichkeit verführen lassen. Zudem, wie sollten das ihre Eltern zugegeben haben!

Genug, sie war hier — er mußte sie sprechen. „Unmög-

lich!“ sagte er sich dann wieder. „Du hast es ja dem Bischof gelobt, sie nie wieder zu sehen, sie zu fliehen.“

„Aber du hast sie ja nicht aufgesucht, ist das nicht Gottes Führung, daß sie hier ist?“

„Nein — Versuchung,“ sagte er dann wieder, „der Teufel will dich deinem Priesterberuf untreu machen.“

„Pfui, schäme dich, daß du ihren Anblick eine teuflische Versuchung nennst, — sie ist eine Heilige.“

So wogte es in des Kaplans Seele auf und ab, während er mit lauten Schritten seine Stube durchmaß, und dann sich wieder in sein Sopha warf und den Kopf in die Hand stützte. — Endlich kam er zu dem Entschluß, einen der Domdiener mit einem Brief an sie abzuschicken und sie darin zu bitten, ihm eine kurze Unterredung zu gewähren. Aber halt, das durfte nicht geschehen. Mußte es nicht auffallen, wenn er sich in den Hotels der Stadt nach einer Dame erkundigen ließe, er wußte ja kaum, ob sie in irgend einem Hotel zu finden war. Und dann, sie war nicht ohne Begleitung, — Angelika hatte er neben ihr bemerkt, und noch die andere Dame und der ältliche Herr schien zu ihr zu gehören. „Wie, der ältliche Herr! Um Gottes Willen, der ist doch nicht ihr Gemahl? Am Ende die Hochzeitsreise?“

So thöricht auch diese Vermuthung war, wenn er nur an die wenigen Monate hätte denken wollen, die seit seiner Entfernung von Schloß Osten verflossen waren, so schien sie ihm doch glaublich. Sie löste mit einem Male das Geheimniß ihrer Herkunft.

„Ja, es kann nicht anders sein, — sie ist vermählt!“ rief er mit der Selbstqual der Eifersucht, — und nun litt's ihn nicht länger in den Mauern seiner Stube, er warf den Mantel um, — da trat der Domküster in die Stube und meldete, daß der Domvikar ihn ersuche, statt seiner einen Sterbenden mit den heiligen Sacramenten zu versehen.

Nichts war dem Kaplan in diesem Augenblicke unange-

nehmer, als diese Aufforderung, — und doch gab es für seinen Seelenzustand keine bessere Arznei.

Während der Kaplan sich anschickte, seiner Amtspflicht zu genügen, fuhr Herr Stiller mit seinen Damen schon wieder der Heimath entgegen. Louise von der Offen hatte auf das bestimmteste den Wunsch ausgesprochen, nun, da sie den Dom gesehen, die Stadt wieder zu verlassen. Louise wollte um jeden Preis einer Begegnung mit dem Kaplan ausweichen.

XXVI.

Wenn man jetzt durch die Parkstraße jener großen Norddeutschen Stadt wandert, so sieht man einen Palast neben dem andern mit den prächtigsten Vorgärten. Tritonen inmitten weiter Becken werfen Wasserstrahlen in die Höhe und exotische Gewächse umgeben die Treppenanlagen mit einem Blumenwald. Eine elegante Equipage mit Kutscher und Jäger auf dem Bocke, fährt die Dame des Hauses durch die reizenden Anlagen des weiten Parkes, während der Gemahl in der Mitte der Stadt an seinem Bureau die Summen zusammenbringt, die der kostspielige Haushalt erfordert. Aber es fällt das nicht schwer, — es ist hier der Banquier Izigsohn, dort der Commerzienrath Abrahamssohn, der Grossist Lövinsohn, und bekanntlich haben diese Söhne das Geldmachen von den Vätern ererbt.

Vor zwanzig und mehr Jahren hatte Israel noch nicht das gelobte Land der feinsten Gegend der Residenz eingenommen. Dagegen fehlte es ihm schon damals im Innern der Stadt nicht an dem ausgesuchtesten Comfort. Es fing schon an, zu der tonangebenden Classe in der Stadt der Intelligenz, wie die Bewohner derselben sie gern nannten, zu gehören. Die jüdischen Diners gehörten zu den ausgesuchtesten Genüssen der Gour-

mands, und schon war es selbst den höheren Schichten der Gesellschaft nicht unangenehm, wenn der gallionirte Diener des Geheimen Commerzienrathes Meyer oder Levisohn, — oder wie er sonst hieß, eine feine Einladungskarte in Golddruck zur Soiré abzugeben hatte. — Man konnte sicher sein, neben den feinsten Weinen und den ausgesuchtesten Delicatessen einem nicht gewöhnlichen musikalischen Genuß entgegen zu gehen. Daß zuweilen die Weine bei einem Fallissement um ein billiges erstanden, und daß der Künstler am Flügel eigentlich von wegen der contrahirten Wechsel Leibeigner des Herrn Commerzienrathes war und umsonst spielen und singen mußte, wenn er nicht ein ruinirter Mann sein wollte, das ahnte wohl Niemand. Aber diese Volksspezies versteht nun einmal das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden, und daß die Ehre und das Geschäft nicht unversöhnliche Gegensätze zu sein brauchen, beweist eine solche jüdische Soiré.

In den weiten eleganten Räumen des Geheimen Commerzienrathes Isaaksohn wogte eine ausgesuchte Gesellschaft von Herren und Damen. Spiegel in breiten, vergoldeten Barokrahmen auf Marmorconsolen, warfen tausendfach den Glanz der Lichter auf den Crystallkronen und der bronzenen Wandleuchter zurück. Eine ausgesuchte Kapelle auf dem geschmackvoll dekorirten Orchesterchor wartete auf das Zeichen des Geheimen, um die Füße der jungen Welt in wirbelnde Bewegung zu setzen. Es bildeten sich unter der jüngeren Welt Gruppen. Jüdische Dandys, an jenem Gesichtstheil erkennbar, dessen Biegung das unverkennbare Zeichen der semitischen Raçe ist, nährten sich den christlichen Schönen und baten um die Ehre der Polonaise. Die christliche jüngere Männerwelt, unter der sich sogar einige Uniformen verloren hatten, schienen ein ganz besonderes Wohlgefallen an den Damen aus Abrahams Geschlecht zu finden. Allerdings waren die echten Steine in dem dunkeln Haar unendlich anziehend und ein einziges Armband einer solchen Schönen hätte ausgereicht, die Schulden dieses oder jenes Barons zu bezahlen.

Lassen wir die junge Welt! — In einem andern Salon, der durch reiche Sammtportieren von dem Tanzsaal geschieden

war, hatten sich Gruppen von älteren Damen und Herren niedergelassen. Hier thronte die Frau Geheime Commerzienräthin, — eine alte häßliche Jüdin, deren ungebildeter Sprache und unfeinen Manieren man es anmerkte, daß sie vor dreißig Jahren noch mit ihrem Gemahl im Hausiren mit seidenen Tüchern und Band gewetteifert hatte. — Aber was that das? Sie strotzte von Diamanten, Grund genug, daß die Frau Geheime Regierungsräthin und die Frau Medizinalräthin, die Gemahlin des Hausarztes, sie höchst anziehend fanden, und daß man die Sottisen, die sie dann und wann vorbrachte, als Naivitäten eines sprudelnden Geistes aufnahm.

Die Arroganz der Juden findet in der Anbetung des goldnen Kalbes von Seiten der Christen ihre Entschuldigung.

Der Superintendent Möller bildete den Mittelpunkt einer Gruppe von Herren, unter denen die Herren Prediger Dr. Fleidow, Dr. Josua, Diebel und Sohn sich besonders freuten, durch ihre Gegenwart auf der jüdischen Soiré und durch ihre Gemeinschaft mit dem Rabbiner Dr. Nassauer, einem feinen Kopf, für den Kern ihres Glaubensbekenntnisses: „Wir glauben all' an einen Gott," Zeugniß ablegen zu können.

Der Superintendent Möller stand mit dem Geheimen Commerzienrath Isaaksohn in geschäftlichen Verbindungen. Da es sich für einen Würdenträger der Kirche nicht recht ziemen wollte, das superintendurliche Vermögen durch selbstgeführte Speculationen zu vermehren, so hatte der Commerzienrath die Gefälligkeit übernommen, mit dem erklecklichen Ueberschuß der Beicht- und Confirmationsgebühren dieses Geschäft zu besorgen. Der Superintendent gehörte zu den realistischen Bibelauslegern, und man konnte es ihm daher nicht verargen, daß er die biblische Vorschrift: „so solltest du mein Geld zu den Wechslern gethan haben," ad usum proprium wörtlich in Anwendung brachte. — Dafür, daß er die Soirés und Diners des Herrn Commerzienrathes mit seiner Gegenwart beehrte, glaubte der Superintendent den Provisionen seines Geschäftsfreundes den jüdischen Charakter zu benehmen. Wahrscheinlich nahm der Herr Geheime Commerzien-

rath die Sache gerade umgekehrt und brachte Wein und Diners an den Zinsen in Abzug. Eine Hand wäscht die andere.

Die beiden edlen Geister hatten eben in einer Fenstervertiefung eine kleine geheime Besprechung gehalten. Sie schien den Superintendenten hoch erfreut zu haben, denn als er nun zu der Gruppe von Herren trat, in deren Mitte wir ihn eben gesehen, drückte er noch dem Geheimen Geldmann warm die Hand und meinte, er lege Alles vertrauensvoll in seine Hände. Dürfen wir ausplaudern?

Der verstorbene Kammerjunker von Bohm hatte viel Geld gebraucht, und da derselbe zufällig denselben Herrn Geheimen Commerzienrath Isaaksohn zu seinem Banquier gehabt, so hatte dieser das Superintendenturliche Capital zu einem auf das Hauptgut des Kammerjunkers auf die erste Hypothek eingetragenen Darlehn benutzt. Der Commerzienrath hatte jetzt das Capital gekündigt, und da keine Mittel zur Auszahlung vorhanden waren, das Gut zu einem enorm billigen Preise für den Superintendenten angekauft — natürlich unter seinem, des Herrn Isaaksohn's Namen, — damit der geistliche Herr außer Coup bleibe. — Jedenfalls mußte sich durch diesen billigen Ankauf das Capital verdoppeln. — Es war Herrn Isaaksohn schon mehr als das zwiefache des Ankaufspreises für das Gut wieder geboten worden; in diesem Augenblicke hatte dieser den Superintendenten gefragt ob er mit diesem kleinen Profit zufrieden sei.

Die Herren, zu denen der Superintendent jetzt trat, waren eben in ein Gespräch über den Verlauf der Debatten auf der Landessynode vertieft, die in diesen Tagen in jener Residenz zusammen getreten war. — Der Landesherr, von dem lebhaften Wunsche beseelt, sein oberbischöfliches Amt in die Hände der Kirche selbst niederlegen zu dürfen, hatte aus allen Predigern seines Landes die Vertreter der „Evangelischen" Kirche zusammen berufen, um die Ausführung dieses seines Lieblingswunsches anzubahnen.

Ob der Geheime Commerzienrath Isaaksohn mit Absicht gerade für diese Tage seine Soirée angeordnet und den Superin-

tendenten sammt jenen übrigen Würdenträgern der Kirche der Residenz zu sich eingeladen hatte, um zu einer Besprechung Gelegenheit zu geben, deren Resultat ihm nicht unbekannt sein konnte, will ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls war er klug genug, um in einer Erstarkung des kirchlichen Elementes eine Gefahr für die Herrschaftsideen des Judenthums zu sehen.

„Was sagen Sie denn zu der Opposition der beiden Herren Prediger Levisohn und Kolbing gegen die Verbesserung des Apostolischen Symbolums?“ frug der Geheime Oberregierungsrath Schneidebrett den Superintendenten, der in diesem Augenblicke zu der Herrengruppe trat.

Der Superintendent pflegte, wenn eine kirchliche Frage an ihn herantrat, eine besonders würdevolle Miene anzunehmen. In dieser antwortete er: „Jedenfalls muß man diese Opposition nicht unterschätzen, es steht hinter ihr eine zwar kleine aber mächtige Parthei.“ Und damit zwinkerte er mit den Augen zum Herrn Dr. Fleidow hinüber, als hätte er sagen wollen: „Hab' ich nicht recht?“

Pah,“ meinte Herr Schneidebrett, — „mag das auch sein, die Vertreter der Wissenschaft auf der Landessynode sind auf unserer Seite.“

„Gewiß,“ erwiderte der Superintendent, „und jedenfalls hat unser allverehrter Praeceptor recht, wenn er erklärt, daß sich das „empfangen vom heiligen Geist“ eben so wenig aus der Schrift erweisen lasse, als das „niedergefahren zur Höllen“ und „die Auferstehung des Fleisches,“ aber bedenken Sie nur, Verehrtester, daß eine hohe Persönlichkeit keineswegs gewillt ist, mit den Traditionen der Kirche zu brechen.“

„Ohnmächtige Opposition,“ sagte Herr Prediger Dr. Fleidow, „die theologische Wissenschaft hat es zur Evidenz erwiesen, daß die bekannten Capitel aus dem Lucas und Matthäus, aus denen der erst von Ihnen, Herr Superintendent, erwähnte Satz hergeleitet wird, nur das Resultat frommer Dichtung sind.“

„Wie so manches Andere noch in der Bibel,“ bemerkte Herr Prediger Sohn.

„Ich bin vollständig mit Ihnen einverstanden," bemerkte der Superintendent, „die theologische Wissenschaft hat, Dank sei es der Wirksamkeit unseres edlen Schleiermacher, das alte Gerümpel der Kirchenlehre längst beseitigt, aber meine Herren Brüder — vorsichtig, vorsichtig!"

„Was vorsichtig!" polterte Herr Dr. Josua heraus, dessen Theorie: „gerad aus giebt die besten Renner," wenigstens seiner Ehrlichkeit Ehre machte, „ich bin entschieden dafür, daß man diese Gelegenheit benutzt und der Union zu dem Siege verhilft, der ihr gebührt, die alte, unhaltbare Theorie fahren läßt, und ein neues Glaubensbekenntniß aufstellt."

„Sie vergessen, mein Herr," bemerkte nun der Rabbiner Dr. Nassauer mit einem Zuge von Sarkasmus um seine feinen Lippen, „daß die beiden von Ihnen genannten Herren Levisohn und Kolbing ebenfalls eine nicht zu verachtende wissenschaftliche Autorität hinter sich haben — den Dr. Ehrenfels."

Als dieser Name genannt wurde, war es, als wenn ein Funken in's Pulverfaß geworfen wäre.

„Wie, den nennen Sie eine wissenschaftliche Autorität?" rief der Superintendent hochroth vor Zorn.

„Diesen Gegner aller freien Wissenschaft," sagte Dr. Fleidow, indem er die Miene einer vornehmen Geringschätzung anzunehmen suchte.

„Diesen Feind der Union!" schrie Dr. Josua.

„Der, wiewohl er von kirchlicher Ordnung immerfort schreibt, diese doch so wenig beobachtet," fügte Herr Prediger Sohn hinzu, „daß er, seitdem der Uckermärker seine populärseinsollenden Salbadereien zum Besten giebt, sich dorthin zur Kirche hält, wiewohl sein Haus in meiner Parochie liegt?"

„Trotz alledem, meine Herren," erwiderte Dr. Nassauer, „muß ich Herrn Dr. Ehrenfels als eine wissenschaftliche Autorität bezeichnen. Schwerlich findet sich in Ihrer Kirche ein Gelehrter, der diesen Namen in Bezug auf seine Kenntniß des alten Testaments und talmudischer Gelehrsamkeit überragt. Daß er sich zu dem „Uckermärker Salbaderer" hält, wie Sie Ihren

Herrn Amtsbruder nennen," wandte er sich an Prediger Sohn, „nun verzeihen Sie, wäre ich Christ, würde ich, da auch meine Wohnung in Ihrem Sprengel liegt, wahrscheinlich Ihre gleiche Ungnade auf mich laden müssen. — Sie aber, Herr Superintendent," setzte der Dr. Nassauer hinzu, „verzeihen, seine Festigkeit scheint mir über alles Lob erhaben — Sie wissen, daß lange Zeit der Wind von Oben anders geweht hat, als jetzt, aber eine Wetterfahne ist der Mann niemals gewesen." —

Der Superintendent schwieg — man sah es seinem Erblassen an, daß es ihm Mühe machte, diesen Stich zu verwinden, — dann aber meinte er: „Nun, Sie werden ihn doch nicht mit Schleiermacher parallelisiren wollen?"

„Und wenn ich ihn nun über denselben stellte," erwiderte der Rabbiner.

Ein mitleidiges Achselzucken des Herrn Dr. Fleidow und ein „das ist zu stark" von Seiten des Dr. Josua folgte auf diese Bemerkung des Rabbiners.

„Ich schätze die Menschen," fuhr der Rabbiner fort, ohne sich von jenem Gemüthsausbruch des Dr. Josua irre machen zu lassen, „nach ihrer Stellung zu dem, was sie vertreten, und da kann ich doch nicht anders, ich muß den Dr. Ehrenfels, der seine Kirche mit den Waffen der Wissenschaft vertheidigt, höher schätzen als Ihren Schleiermacher, der seine Wissenschaftlichkeit dazu gebraucht hat, die Lehre der Kirche, deren Brot er aß, zu untergraben."

„Schade, daß Sie nicht auf der Landessynode Sitz und Stimme haben," meinte spottend Herr Prediger Diebel, „Sie würden gewiß zur Opposition gehören."

„Vielleicht," meinte Dr. Nassauer, „wenigstens würde ich nicht auf die Seite der Herren treten, die den Ast wegzusägen suchen, auf dem sie stehen."

„Oho," rief Dr. Josua, „der Protestantismus steht nicht auf dem vergilbten Papier alter Bekenntnißschriften, sondern auf dem Gemeindebewußtsein, und das ist längst über die alten Dogmen zur Tagesordnung übergegangen." —

„Ich meinte," bemerkte Dr. Nassauer, „daß Ihre Kirche sich auf die heilige Schrift steife."

„Allerdings," antwortete Dr. Fleidow, „aber auf ihr Princip, ihren Geist — nicht auf ihren Buchstaben." —

Dr. Nassauer lächelte fein zu dieser geistvollen Unterscheidung, der aber der Superintendent und die übrigen geistlichen Würdenträger hocherfreut, daß jetzt das rechte Wort ausgesprochen war, Beifall nickten. —

Es war eine Pause im Tanz eingetreten. Die christlichen Diener des jüdischen Herrn gingen mit Tabletts, die mit den verschiedensten Getränken und Speisen bedeckt waren, umher.

„Bedienen Sie sich, Herr Superintendent," sagte der Geheime zu diesem, „sehen Sie diesen Malvasir — ich kann ihn empfehlen." Das Synodalgespräch war unterbrochen und irre ich mich nicht, für den Superintendenten auf eine angenehme Weise. —

„Wo sind denn Ihre Fräulein Töchter," frug der Superintendent seinen Wirth.

„Rebekka" — „Eulalie!" rief der Vater in die theils promenirende, theils auf den Divans von den süßen Strapazen des Tanzes ausruhende junge Welt hinein. Alsbald standen die beiden jüdischen Schönen vor dem Superintendenten.

In der That, sie waren nicht häßlich. Beide allerdings nicht über Mittelgröße, aber namentlich die ältere von beiden, die zwanzig zählen mochte, von jenen Formen, auf die der würdige Herr, der seit Jahren Wittwer war, mit jenem Wohlgefallen hinzublicken pflegte, das ja auch einen väterlichen Charakter tragen kann.

„Du hast dich zu sehr echauffirt," sagte der Vater zu Rebekka, als diese hochgeröthet vor dem Superintendenten stand.

„Aber er wollte auch gar keinen Tanz vorübergehen lassen," antwortete das Mädchen mit einem Anfluge von Selbstgefühl.

In diesem Augenblicke nahte ehrfurchtsvoll den Geheimen Commerzienrath grüßend ein Herr in elegantem Civil, dem man aber auf der Stelle den Militair ansah.

„Herr Baron von Rotzen,“ stellte der Geheime den Herrn dem Superintendenten vor.

„Sie erlauben, Herr Geheimrath,“ sagte der Vorgestellte zu diesem, „daß ich Fräulein Rebekka zum Cotillon führen darf.“

„Rebekka hat wohl schon zu viel getanzt,“ meinte der Vater — aber ein bittender Blick der Tochter bewog ihn zu dem Zusatz: „wenn Sie mir, Herr Baron, versprechen, öfters eine Tour zu überschlagen.“

„Wie glücklich bin ich,“ sagte der Baron, „daß Sie mir gestatten, die geistvolle Unterhaltung Ihrer Fräulein Tochter dem Tanz vorziehen zu dürfen,“ und damit entführte er die Dame in den Tanzsaal.

„Nun, Eulalie?“ wandte sich der Vater an die jüngere, achtzehnjährige Tochter, zu der sich eben ein jüdischer Jüngling drängte, um sie um das Glück ihrer Hand zum Cotillon zu bitten. Eulalie schützte Kopfschmerzen vor, sie hatte mit einem giftigen Blicke ihrer Schwester nachgesehen.

„Wer ist dieser Baron Rotzen?“ frug der Superintendent seinen Wirth, als Eulalie sich des „Kopfweh's“ halber zu ihrer Mutter zurückgezogen hatte.

„Rittmeister in dem Fürstlich X'schen Dragonerregiment,“ war die Antwort, „etwas leichtsinnig — aber von guter Familie.“

„Er scheint mir etwas Lebemann zu sein,“ meinte der Superintendent.

„Nun, Sie wissen ja,“ war die Antwort, „wie es die jungen Herren Officiere machen, so lange sie keine Frau haben, die sie in Ordnung hält.“

„Hat er Absichten auf Ihre Rebekka?“ der Superintendent wußte, daß er solch' eine delikate Frage hier stellen durfte, er kannte die Eigenthümlichkeit der wohlhabenden Juden, um des Wörtleins „von“ willen zu manchem Sonstigen ein Auge zuzudrücken.

„Ich hätte nichts dagegen,“ meinte mit seinen Berloques spielend der reiche Banquier, „Rebekka scheint ihn ja gern zu haben.“

„Was sagt denn aber Eulalie, die scheint ihm auch nicht ungewogen zu sein,“ meinte der Superintendent, dem der Blick nicht entgangen war, mit dem diese dem Paar gefolgt war.

„Ah, Eulalie, was Sie meinen — sollte sie wohl — hab's mir halb gedacht, ja der Baron ist ein gar zu charmanter Mann, aber eine kann ihn doch nur haben,“ sagte mehr für sich, als zum Superintendenten der Geheime.

„Ich will Ihnen was vertrauen,“ sagte er dann zum Superintendenten, „als Freund des Hauses, der Herr Baron haben noch einen Freund, den hab' ich der Eulalie bestimmt. Ich erwarte ihn noch heut Abend — allerdings läßt er lange auf sich warten,“ setzte er hinzu, als er das schwere Goldgehäuse seiner Uhr aufstieß.

„Aber vorher,“ sagte nun der Superintendent — indem er schon den Vortheil des Honorars bei sich überlegte, wenn er den Akt vollziehen würde, „müssen sich Ihre Töchter doch taufen lassen.“

„Sie sollen sie taufen,“ bemerkte der Geheime Commerzienrath mit einem merkwürdigen Klappern mit der Hand in der Tasche — und bezeugte damit, daß er den Superintendenten sehr genau kenne: „aber einen Gefallen müssen Sie mir dann auch thun,“ setzte er hinzu, „Sie haben Bekanntschaften, Sie müssen dahin wirken, daß der Herr Rittmeister unter unsre Armee aufgenommen wird, ich möchte doch zu gern die Rebekka als gnädige Frau bei mir behalten.“

„Das wird schwerlich gehen,“ sagte der Superintendent.

„Ich habe noch einige amerikanische Papiere — die besten, die es jetzt giebt — ich werde die Ihrigen ohne Diskonto dagegen eintauschen,“ sagte Herr Isaakssohn.

„Nun, ich will sehen, was sich thun läßt,“ schmunzelte der Superintendent.

In diesem Augenblicke kam einer der Diener zum Geheimen Commerzienrath und meldete, daß im Vorzimmer der Herr ihn zu sprechen wünsche, dessen Charte er ihm überreichte.

Als der Geheime die Charte gelesen, entfernte er sich mit der Frage: „was will denn der Polizeirath von mir?“

XXVII.

Das nordwestliche Deutschland bietet überraschend schöne Landschaftsbilder.

Wandert man von Islingen das Thal des Flusses aufwärts, so glaubt man sich in das Miniaturbild des Rheingaues versetzt. Dort ragt auf bewaldeter Höhe die Ruine Weißenstein — weiter aufwärts der massige Thurm, des Schlosses Retter, über dem die schroffen Felswände steil ins Thal abfallen. Gegenüber blicken die Mauertrümmer der Burg derer von Edelhorst in den Fluß hinab, der hier enge, dort wieder weiter üppigem Wiesenwuchs und freundlichen Dörfern Raum gewährt. In der Ferne hoch auf steilem Waldberge die Trümmer der einst so gewaltigen Saarburg; unter ihnen auf der andern Seite des Flusses das uralte Decker. —

Vor einigen dreißig Jahren war die Aehnlichkeit mit dem Rheingau noch täuschender. Jetzt haben gewaltige Fabrikanlagen, hochragende Schornsteine, gehende Dampfmaschinen und hier und dort der dicht am Ufer hinführende Schienenweg dem Thale seine Ruhe genommen. Wie überall so wird auch hier mancher Bergesschädel kahl gelegt. Die Eisenbahn verlangt das Holz der Eiche zu ihren Schwellen. Aber der Waldesreichthum ist so groß, daß trotzdem das Thal seinen Waldcharakter noch nicht verloren hat. Wem es um die Sicht in ein schönes Stück deutscher Erde zu thun ist, dem rathen wir eine Wanderung in dieses Thal, wenn die Buche Knospen gewinnt, die Wiesen sich mit üppigem Grün kleiden, und der reißende Fluß im Hochsommer an manchen Stellen so seicht ist, daß man über seinen glatten Kies hindurchgehen kann, alsdann von den aufgethauten Schneemassen in den Bergen zu einem mächtigen Strome angeschwollen, hier durch die zusammentretenden Felsen mit wildem Rauschen sein Wasser

drängt, dort durch das weite Wiesenthal einem See ähnlich sich ausdehnt. —

In dieses Thal hatte sich eine Baptistengemeinde abgelagert.

Ich verstehe es, wenn die alte Kirche ihre Gotteshäuser und Klöster in das Waldheim hineinbaute und Fluß und See sich als die Stätte ihrer Niederlassung auserkor. Die Kirche ist Poesie, und das wunderbare Geheimniß des Waldes und der Berge ist der naturgemäße Rahmen für die Poesie des Mysteriums der Kirche. — Wenn aber der Baptismus eine schöne Landschaft zu seiner Heimath wählt, dann möchte man sagen: wie kommt dieser Saul unter die Propheten der Schönheit Gottes — unter Bergeshöhen und Waldgeheimniß? Baptistengemeinden gehören nur in die Gesellschaft von Weberspulen und Dampfmaschinen. —

Gerade in einer der schönsten Parthieen des Flußthales, wo zwischen zwei bewaldeten Felsenkuppen der Blick auf den ferneren, überragenden Bergen ruht, hatten die Baptisten an dem Ufer eines kleinen Sees, der durch ein forellenhaltiges Bergwasser gespeist wurde, ihren Betsaal erbaut.

Es hatte diese Unnatur ihre eigene Bewandtniß.

Seit den dreißiger Jahren ist die protestantische Kirche jener Gegenden mit der sogenannten Synodalverfassung beglückt. —

Nach dieser Verfassung wählt die männliche, stimmfähige Gemeinde, das heißt diejenigen, die ein bestimmtes Alter erreicht haben, am Abendmahl Theil nehmen und die nicht durch richterlichen Spruch ihre bürgerlichen Ehrenrechte verloren haben, eine Anzahl von Männern aus ihrer Mitte, die alsdann die sogenannte Gemeinderepräsentation bilden. Diese wählen durch Stimmenmehrheit eine andere Zahl von Männern, die unter dem Namen des Presbyteriums oder Aeltestencollegiums den engeren Ausschuß der Gemeinde bilden und die mit dem Pfarrer berufen sind, die äußeren und inneren Angelegenheiten der Gemeinde zu verwalten. Der Pfarrer selbst wird mit Vorbehalt der Aufsichtsbehörde, des vom Staate bestellten Consistoriums der Kirchenprovinz, von beiden Gemeinderepräsentationen gewählt. Damit nun wo möglich alle „würdigen" Gemeinde-

glieder an dem Kirchenregiment in der Gemeinde theilnehmen, findet alle drei Jahre eine Umwahl dieser Corporationen statt.

Freunde dieser Verfassung halten sie für eine Rückkehr zur apostolischen Ordnung. Weil in den Tagen der Apostel die ersten Gemeinden zu Jerusalem die Diakonen wählten und den Aposteln zur Bestätigung darstellten, so meint man, daß dieser Gebrauch in der Kirche für alle Zeiten gelten müsse. Daß diese Gemeinden von den jetzigen himmelweit verschieden, daß jene ein kleines Häuflein noch unter dem Rauschen des Pfingstsegens voll Glaubens und Kräften des heiligen Geistes waren, Gaben, die den jetzigen Gemeinden der Mehrzahl ihrer Glieder nach völlig abhanden gekommen sind, daß die Apostel selbst später diese erste Ordnung in großer Weisheit verlassen haben und durch ihre Sendboten die Aufseher für die Gemeinden, die Bischöfe hin und her bestellen ließen; daß eine anderthalbtausendjährige Geschichte diese erste Einrichtung aus guten Gründen nicht mehr befolgt, sondern vom Amt in der Kirche her die Aemter in ihr hat besetzen lassen: das Alles kümmert die nicht, die befangen in ihrem Idealismus einem thörichten Landmann gleichen, der das Weizenfeld darum abmäht, weil hier und da eine rostige Aehre steht, und nun den Leuten auf die Stoppeln weisend zuruft: — seht da, das ist doch wieder das ursprüngliche Weizenfeld. Allerdings — tabula rasa und was hervorwächst — was ist's anders als Unkraut, höchstens gut zum Kühefutter! — —

In einer der Gemeinden jenes Thales stand ein Pfarrer, der ein warmes Herz für den HErrn besaß, aber dem alle theologische Bildung abging. Bei einer Neuwahl einiger Gemeinderepräsentationsmitglieder wurde von der Gemeinde, die über den Ernst empört war, mit dem der Pfarrer sein Amt unter ihr verwaltete, diesem zum Trotz einen Mann in die kirchliche Repräsentation hineingewählt, der nach dem Urtheil des Pastors zu diesem Amte völlig unwürdig war. — Seine Protestationen bei der zuständigen kirchlichen Behörde halfen ihm nicht. So kam er zu dem Entschluß, verführt von baptistischen Emissairen, die aus jener größern Baptistengemeinde, deren würdigen Vertreter

wir bereits kennen gelernt haben, an ihn gesandt wurden, mit den ihm treuen Gemeindegliedern eine eigene Baptistengemeinde zu gründen.

Man wird das beklagen, aber man muß es natürlich finden. Die Misere jener kirchlichen Verfassung, die im Principe sich von der der Baptistengemeinden nicht unterscheidet, die schwächliche Handhabung des kirchlichen Aufsichtsamtes, das einem Manne den Eintritt in eine kirchliche Würde nicht versagte, der nach dem Urtheil des Pfarrers diese nimmermehr tragen durfte, dazu der Eifer der Sekte, die sich mit der Treue gegen Gottes Wort brüstet und dem Schein eines ernsten Lebens, das sich vor dem verweltlichten in der gewöhnlichen Gemeinde allerdings vortheilhaft einem Blicke gegenüber auszeichnete, der nicht tiefer sah: das Alles sind Gründe genug, die den Uebertritt jenes theologisch so schwachen Pastors zum Baptismus und die Bildung einer Baptistengemeinde erklärlich machen. —

Die Schäden der Kirche und der — Hochmuth des natürlichen Menschen auch in dem ernsten Christen, der es immer meint besser machen zu können, das ist der Mutterschooß des Sektenwesens.

In dem Bethause jener Baptistengemeinde in den Bergen des Thales war eine große außerordentliche Versammlung angesetzt worden. Es lagen zwei Fälle zur Verhandlung vor. Der eine betraf ein hervorragendes Glied der Gemeinde, das wider das sechste Gebot sich vergangen hatte, der andere war noch nicht bekannt. Herr Nasendreher hatte mit etlichen Gliedern seines Vorstandes seinen Besuch angesagt, um über denselben in der Schwestergemeinde zu berathen. —

Die Schlußtage des März hatten das alte Sprichwort wahr gemacht: Märzenstaub bringt Kraut und Laub. Durch die herrlichen Buchwaldungen zog ein grüner Hauch und zwischen dem trockenen, lederartigen Laub, das vom Herbst her den Boden bedeckte, lauschten Primeln und Leberblümchen und winkten mit ihren freundlichen Blicken dem Waldbach zu, der lustig über die Steine plätscherte und das Moos der Felsen mit tiefem Grün

färbte. Die Saatfelder an den Bergeshängen deckten wie ein grüner Samtteppich weithin die dunkle Erde und über all dem wunderbar schönen Kleid, das die Erde zu umhüllen begann, wölbte sich ein tiefblauer Himmel, und die Morgensonne goß ihr Gold und ihre wohlthuende Wärme über Wald und Feld. —

Man sollte denken, jede Menschenbrust hätte aufjauchzen müssen ob dieser Schönheit. Ja wohl, aber Baptisten haben auch andere Augen und andere Herzen als andere Leute. Ihr heiliger Sinn geht theilnahmlos an dieser weltlichen Schönheit vorüber, es würde einen Rückfall in's Fleisch verrathen, wenn etwas anderes das Herz bewegen könnte, als der Glaube nämlich an den Baptismus.

„Was meinst Du zu dem Fall, den der Dorfschöttel“ — so hieß ihr Prediger — „vor die Gemeinde bringen will?“ frug einer von zwei Männern, die ihrem Anzuge nach Landleute durch den Wald bergaufwärts zum Versammlungshause wanderten.

„Ich meine,“ war die Antwort, „der Dorfschöttel hätte das können auf sich beruhen lassen, einmal hat Bogenbrecher,“ — der Name des Deliquenten — „das meiste Geld unter uns — ihm gehört das Versammlungshaus — und dann ist es nicht gut, daß die Beliaskinder so etwas erfahren.„

Die Beliaskinder waren die früheren Gemeindeglieder.

„Ich halte dafür,“ sagte der Andere, „daß die Sache selbst eigentlich gar nicht strafbar ist.“

„Nicht?“ frug der Erste und blieb stehen, um genauer zu hören.

„Sieh,“ fuhr der Andere fort, „die Gemeinde ruht auf Gottes Wort, und was darin erlaubt ist, das ist ihren Gliedern auch erlaubt. Nun lesen wir aber von Abraham, daß Sarah ihm ihre Magd zum Weibe gab.“

„Ha,“ meinte der Andere, „das wäre aber doch nur dann hier anzuwenden, wenn seine Frau wäre einverstanden gewesen.“

„Und wenn das auch nicht hier der Fall ist — das verschlägt nichts zur Sache,“ antwortete der Erste, „denn die Schrift sagt — Mann und Weib seien Eins — was also der Eine

thut, das thut auch der Andere, und darum hat auch die Frau Bogenbrecher eigentlich ihre Einwilligung gegeben, wenn auch nur ihr Mann es gethan hat."

Es schien diese Beweisführung dem Andern doch nicht so ganz einzuleuchten, wenigstens sagte er: „Nun wenn Deine Frau darauf hin es umgekehrt so machte, wärest Du damit einverstanden?"

„Du kennst die Schrift nicht," replicirte der Erste, „der Mann ist des Weibes Haupt, steht geschrieben, also kann der Mann wohl etwas Namens der Frau thun, aber nicht die Frau Namens des Mannes, denn der Kopf regiert den Leib und nicht umgekehrt." —

Der Andere wollte sich doch nicht an Bibelkenntniß übertreffen lassen und sagte darum: „ja es steht aber auch geschrieben: ein Bischof sei eines Weibes Mann." —

„Richtig," fiel der Erstere ein, „ein Bischof, aber Bischöfe haben wir nicht mehr — die waren in der babylonischen Zeit des Papstthums — uns, die wir durch das Evangelium von den Menschensatzungen frei geworden, geht das nichts mehr an, was für die Bischöfe bestimmt war."

„Da irrst Du," bemerkte der Andere, „ich weiß, daß die Bischöfe im Papstthum gar keine Weiber haben." —

Der Erste lachte und sagte: „Lässest Du Dir das aufbinden? Natur ist Natur."

„Und dann sagt der Dorfschöttel," fuhr der Andere fort, ohne auf die aparte Bemerkung seines Genossen Rücksicht zu nehmen, „daß der Ausdruck Bischof dort in der Bibel dasselbe Amt bedeute, was jetzt die Pastoren führen."

„Nun siehst Du," rief der Erste triumphirend, „daß ich recht habe; wenn die Schrift ausdrücklich sagt, daß die Prediger nur eine Frau haben sollen, dann erlaubt sie offenbar damit uns über Eins hinauszugehen."

Ich weiß nicht, ob es so war, aber es schien fast, als wäre diese an den Mormonismus erinnernde Auslegung dem Sprecher selbst zur Gewissensalbe sehr willkommen gewesen.

Im Betsaal war die ganze erwachsene Gemeinde versammelt — Männer und Frauen.

Vier weißgetünchte Wände ohne irgend einen Schmuck oder Zier, an deren Langseite eine Art Kanzel — oder vielmehr Katheder — stand, das war das gottesdienstliche Lokal der Gemeinde dieser Heiligen.

Der Prediger Dorfschöttel — eine lange, hagere Figur, ein tiefer Dreißiger, auf dessen Gesicht große Ehrlichkeit mit Schwärmerei und Einfalt um den Vorrang zu kämpfen schienen, hatte die Rednerbühne eingenommen. Neben ihm stand der uns bekannte Ehren Nasendreher mit seinen beiden Satelliten, Herrn Rützschnabel, dem Bandwirkermeister und dem Schneider.

Nachdem Herr Dorfschöttel ein salbungsreiches Gebet mehr geschrieen als gesprochen, und dadurch glaubte den heiligen Geist, den die Gemeinde bekanntlich besaß, in ihr erweckt zu haben, hub er an:

„Gemeinde der Heiligen — geliebte Zionskinder! — Meine Seele ist voll Trauerns, ja ich kann wohl sagen voll heiligen Eifers, wie geschrieben steht: der Eifer um Dein Haus hat mich gefressen."

Pause — nur Wenige theilten die Erregung ihres Predigers.

„Es ist dem Teufel gelungen," fuhr der Prediger fort, „Unkraut unter den herrlichen Weizen auf dem Acker unserer Gemeinde auszustreuen."

Nun erzählte Herr Dorfschöttel den Fall, den wir schon aus dem Gespräche jener beiden Gemeindeglieder kennen, und schloß dann: „ich trage darauf an, daß die Gemeinde dieses faule Glied dem Satan zum Verderben des Fleisches übergebe, auf daß der Geist selig werde am Tage des Herrn." —

Armer Dorfschöttel! — Er meinte es in der That treu und ehrlich, aber er bedachte nicht, daß der Inculpat ein reicher einflußreicher Mann war, und daß die Majorität auch in einer Gemeinde der Heiligen die Gefahr für den irdischen Vortheil höher achten wird, als die Reinheit der Gemeinde. Außerdem war ja über einen Fall dieser Art die Anschauung in der Ge-

meinde getheilt; — das Beispiel der Erzväter gab Etlichen eine günstige Decke für so Manches, dessen ihr eigenes Gewissen sie bezüchtigte. —

Einige Sekunden lang schwieg nach diesem Ausspruch ihres erregten Seelenhirten die ganze Versammlung, dann erhob sich der Inculpat seblst, ein mächtiger, vierschrötiger Mann mit gemeinem Gesicht, und meinte zu dem Prediger gewandt: „Du siehst an dem Schweigen, daß die Gemeinde nicht Deiner Ansicht ist. — Ich gestehe gerne, daß ich nicht gehandelt habe, wie es nach den Gesetzen ziemlich ist, die noch in Babel Geltung haben; aber ich berufe mich auf die Erzväter Abraham und Jakob Die Schrift hat für uns allein Geltung, kannst Du mir beweisen, daß Gott diese Handlungsweise der Erzväter nicht wohlgefällig gewesen, — nun gut — so unterwerfe ich mich Deinem Urtheil." —

Dorfschöttel wollte antworten, er wurde aber von einem solchen Beifallssturm, mit dem die Baptistengemeinde die eben gehörten Worte begrüßte, unterbrochen, daß er nicht zum Wort kommen konnte, sondern die Rednerbühne seinem Collegen Nasendreher überließ. Dorfschöttel wäre gern sofort aus der Gemeinschaft dieser Art von Heiligen ausgetreten, aber er hatte ein Weib und sechs Kinder — woher sollte er für diese Brod nehmen, wenn er sein Amt hier quittirte? —

„Stille, der Nasendreher will sprechen," hieß es.

„Seid gegrüßt, Ihr Gesegneten des Herrn," hub Herr Nasendreher an, als er würdevoll seinen spitzen Kopf in die weiße Halsbinde zurückgeworfen und seine Augen so sehr himmelwärts gedreht hatte, daß man einen Moment nur das Weiße sah.

„Ich bin mit den beiden Aeltesten unserer Gemeinde hergekommen, um die Ansicht dieser Schwestergemeinde über einen Fall zu erfragen, der die Heiligen im Thal auf das schmerzlichste bewegt." —

Die Meisten der anwesenden Gemeindeglieder wußten schon, was nun folgen würde, denn Herr Nasendreher und seine Begleiter

waren schon vorher von Haus zu Haus gegangen und hatten sich des Ausspruches der Gemeinde versichert; die tiefe Stille, die darum nach dieser Einleitung eintrat, ging nicht aus der Unkenntniß der Sache, sondern aus der Freude hervor, jetzt ein eklatantes Exempel ablegen zu dürfen, wie sehr der Gemeinde die Reinerhaltung ihres heiligen Charakters am Herzen lag.

„Ich klage," hub Rasendreher mit erhabener Stimme an, „die Jungfern von Offen an, daß sie nach Cöln gereist und nicht allein in den dortigen Baalstempel eingetreten sind, sondern auch der Predigt eines Priesters der großen babylonischen Hure beigewohnt, ja daß sie seit der Zeit unsere heiligen Gebetsversammlungen gemieden haben —: ich trage darauf an, daß sie auf dieses Verbrechen hin aus der Gemeinschaft der Heiligen so lange ausgestoßen werden, bis sie ernstlich Buße gethan, und solche Buße durch offenkundige Werke kund gegeben haben."

„Allerdings," hub jetzt der Vierschrötige an, dessen Bigamie so eben durch Exempel aus der heiligen Schrift als berechtigt von der Gemeinde war angesehen worden, „allerdings würde eine bittere Wurzel unter uns aufwachsen, wenn solche schwere Versündigung ungeahnt bliebe. In Anbetracht aber, daß der Vater der beiden Jungfern von der Offen ein hervorragendes Glied unserer heiligen Gemeinschaft ist, trage ich darauf an, daß die Ausstoßung aus der Gemeinde nur dann vollzogen wird, wenn die Aelteste der beiden Jungfern sich weigern sollte, die Ehefrau unseres ehrwürdigen Bruders Rasendreher zu werden."

„Aber," rief nun Dorfschöttel entsetzt, „die Damen sind ja von Adel!"

„Wie," schrie nun Rasendreher, „bist Du auch noch so in dem Geiste Belials befangen, daß Du nicht bedenkst, daß die Frau eines Predigers der Gemeinde der Heiligen zu werden, die höchste Gnade ist, die Gott einem Menschenkinde auf Erden kann zu Theil werden lassen! — Thue Buße, Dorfschöttel," brüllte er in heiliger Entrüstung diesen an, „und wende Dein Herz von einem Gedanken ab, der sich nicht einmal für ein Glied,

viel weniger für einen Vorsteher der Gemeinde der Heiligen geziemt."

„Der ehrwürdige Bruder Nasendreher hat recht," sagte dann ein anderes Glied der Versammlung, „und ich schlage vor, daß wir hiermit als Beschluß der Gemeinde feststellen: nur unter der Bedingung sollen die Jungfern von der Offen Mitglieder unserer heiligen Gemeinde bleiben, daß die Aelteste oder Jüngste, welche von Beiden dem ehrwürdigen Bruder am besten gefällt, demselben in die Hochzeitskammer folgt. Wer derselben Ansicht ist, der erhebe sich."

Außer Dorfschöttel erhob sich die ganze Gemeinde, und nur eine etwas mittelalterliche, spindeldürre Wittwe, die sich aber selbst noch sehr jugendlich erschien, bemerkte unter dem Aufstehen leise zu ihrer Nachbarin, daß der Nasendreher besser daran thun würde, wenn er sich aus der Gemeinde eine Frau nähme.

„Da sich der durch Satans Geist irregeleitete Dorfschöttel nicht erhoben, also dem aus dem Geist gefaßten heiligen Gemeindebeschluß widerstrebt hat," sagte nun Nasendreher mit Salbung, „so wolle die Gemeinde ihn so lange für unfähig zu dem Amte eines Hirten und Seelsorgers an dieser Gemeinde erklären, bis daß er Buße gethan und reumüthig zu den Füßen der Gemeinde bekannt hat, daß er sich durch seine Opposition wider den Beschluß der Glieder am Leibe des Herrn schwer versündigt hat."

Auch diesem Beschluß trat die Gemeinde, der der ernste Dorfschöttel schon längst lästig geworden war, mit Einstimmigkeit bei.

Da saß der arme ehemalige Pastor, und wohl mochte er es jetzt begreifen, daß es in der schlechtesten Landeskirche noch immer tausendmal besser ist, als in einer Gemeinde, di auf den Boden der subjektiven Willkür sich gestellt hat. Was sollte er nun thun? Für diesen Augenblick mußte er es sich gefallen lassen, daß auf die Aufforderung seines ehrenwerthen Collegen die ganze Gemeinde niederkniecte und Herr Nasendreher auch für ihn auf-

heulte, daß Gott ihm möge Buße geben und sein irregeleitetes Gewissen wieder auf die rechte, heilige Bahn lenken.

Mit dem schönen Verse: „Die wir uns allhier beisammen finden," das die Gemeinde vor ihrem Auseinandergehen anstimmte, wurde der Profanation des Heiligen die Krone aufgesetzt.

XXVIII.

Mai — Wonnemond — so nennen ihn wohl die Dichter, aber der Name ist wenigstens für das nördliche Deutschland meistentheils nur Gedicht, Landwirthe beklagen das nicht. Ihnen ist ein Mai lieber, der die alte Regel wahr macht:

Mai kühl und naß
Füllt dem Bauer Keller und Faß.

So war der Mai. Desto lieblicher, als nun endlich nach langen, kühlen Regentagen am Himmel Matrosenjacken sich zeigten und die Sonne ihr warmes Licht über Wald und Feld ergoß.

„Post nubila Phoebus," sagte Dorn zu Frau von Mannhardt, als er zur Morgenandacht in deren Boudoir trat.

„Darum," erwiderte diese, „hat mein Mann beschlossen, heute den längst schuldigen Besuch auf Schloß Osten zu machen. Nach der Andacht wird der Wagen vorfahren. — Ich habe Ihrer Erlaubniß gemäß den Kindern schon gesagt, daß sie heute Ferien haben würden."

Dorn verbeugte sich zusagend. Es war ihm lieb, daß die gedrückte Stimmung, die sich seit Leokadie's Abreise der Familie bemächtigt hatte, durch ein solches Reiseintermezzo sollte unterbrochen werden. — Fränzchen hatte am Bohnenfest triumphirt, als er richtig das Bohnenstück bekommen, und hatte gemeint, nun müsse Leokadie, der sie es im vorigen Jahre prophezeit, seine Königin werden. Aber ihr Triumph war von kurzer Dauer gewesen. Der Vater hatte etwas unwillig geäußert, der Herr

Candidat würde das wohl nicht recht passend finden und dann die Tafel eher denn sonst aufgehoben. Einige Tage darauf, noch vor dem Geburtstag der Mutter, war Leokadie nach Golenau abgereist. — Sie schien geweint zu haben, als sie beim Abschiede, ohne ein Wort zu sagen — erröthend und dann wieder blaß wie eine Lilie — vor Dorn sich verneigte. Dieser fühlte, daß die Blicke des Vaters und Hildegards, die seit dem Bohnenfeste ebenfalls Verdacht geschöpft zu haben schien, auf ihn gerichtet waren. Er hatte sich deshalb zusammengenommen, um mit keiner Miene den Schmerz zu verrathen, der ihm durch die Seele drang. — Wiewohl ihm Niemand etwas davon gesagt, so wußte er es doch, daß um seinetwillen Leokadie nach Golenau geschickt wurde. Es wurde ihm das um so gewisser, als nach der Abreise die erwachsenen Glieder der Familie sorgfältig vermieden, in seiner Gegenwart Leokadie's zu erwähnen. Nur von den Kindern erfuhr er dann und wann von ihrem Ergehen in Golenau.

„Werden auch die Kinder von der Partie sein?" frug Dorn.

„Ich denke," erwiderte Frau von Mannhardt, „daß wir ihnen das Vergnügen machen, sie sind ja wegen des anhaltenden Regens lange nicht herausgekommen. Allerdings finden sie bei Ostens keine Gespielen, aber sie werden sich im schönen Parke schon auf ihre eigene Hand amüsiren."

„Dann gestatten Sie mir, mit den Kindern zu fahren," bat Dorn.

„Wenn Ihnen das mehr Freude macht, als in unserer Gesellschaft zu sein," erwiderte Frau von Mannhardt.

Ein schmerzlicher Blick von ihm ließ Frau von Mannhardt fühlen, daß sie, ohne daß sie's wollte, ihm wehe gethan. „So meine ich das nicht," sagte sie, „ich verstehe Sie, Sie wollen die Kinder nicht ohne Aufsicht lassen."

Frau von Mannhardt war in diesem Augenblicke nicht ganz wahr, sie wußte es, daß er ein tête à tête, wie es eine gemeinsame Reise mit sich bringt, vermeiden wollte, sie erfand diese Ausflucht, um ihm die Antwort abzuschneiden.

Wer kann sich gegen den Einfluß eines schönen Maientages

verschließen! — Wie ein „Lobe den Herrn meine Seele" klingt's und singt's durch Feld und Wald. Vögel und Blumen, Saatfelder und Waldesgrün singen's um die Wette, und über all' dem Klingen und Singen wölbt sich der blaue Himmel wie ein unendlicher Dom über der anbetenden Gemeinde.

Odo hatte von seinem Vater die Erlaubniß bekommen, mit Clara und Fränzchen in seinem Ponywagen die Reise zu machen und selbst zu fahren. Dorn saß neben ihm auf dem Bock. Die Kinder jauchzten auf vor Freude, als sie zwischen die schon zur Aehre aufsprießenden, wogenden Saatfelder dahinfuhren und dann und wann eine Lerche emporwirbelte. Jetzt kamen sie in den Wald. Vom langen Regen war der sandige Weg, den wir bereits kennen, hart geworden, und das Maienlaub der Buchen und Eichen, die den Anfang des Forstes bildeten, glänzte und glitzerte im Sonnenleuchten wie wenn tausend Smaragden von den Zweigen herabhingen, während vom Waldboden Leberblümchen und Krokus und hier und dort Waldveilchen mit ihren Blicken die Vöglein suchten, die in den Zweigen zwitscherten.

Post nubila Phoebus hatte Dorn zu Frau von Mannhardt gesagt. Er fühlte jetzt selbst Etwas davon. Der frische Waldesduft — die ganze Herrlichkeit des Frühlingslebens erleichterte seine Seele. Dazu kam das freundliche Geplauder seiner jungen Reisegesellschaft — es löste sich die Spannung, die sein Gemüth so lange empfunden — er gab sich ganz dem wohlthuenden Einfluße hin, den diese Fahrt in den Frühling hinein ausübte.

Odo hatte auf Anordnung seines Vaters, der vom Bocke aus, auf dem er selbst die Pferde lenkte, das Gefährt der Kinder im Auge behalten wollte, die tête eingenommen. Als wenn die Ponys die Freude der Kinder mitempfunden hätten, so flogen sie mit dem leichten Korbwagen unter Odo's sicherer Leitung voran.

„Ein Reh," rief auf einmal Fränzchen. Richtig, da stand das schöne Thier unfern des Weges unter den Fichtenstämmen, die jetzt anfingen, im Forst vorzuherrschen, und sah mit seinen großen Augen die Kinder an.

„Ach hätt' ich jetzt doch meine kleine Jagdbüchse," sagte Odo.

„Du würdest das schöne Thier doch nicht schießen?" frug Fränzchen.

„Warum nicht?" erwiederte dieser.

„Sieh nur in diese Augen," meinte Fränzchen, „nein, nein, wenn mich ein Reh so ansähe, könnte ich's nimmermehr schießen."

„Aber der Braten schmeckt Dir doch," meinte Clara.

Daran hatte Fränzchen allerdings nicht gedacht, daß erst das Thierchen geschossen werden müsse, ehe es zum Rehbraten käme. „Dann esse ich lieber keinen Rehbraten mehr," sagte sie in ihrer Verlegenheit.

„Von dem Reh ganz gewiß nicht," meinte Odo lachend. Mit einem Satz flog das Reh rückwärts in den Wald hinein, weg war's.

Gegen Mittag fuhren die Wagen über die uns bekannte Zugbrücke des Schlosses Osten, nur mit dem Unterschiede, daß der herrschaftliche Wagen voranfuhr.

Graf Osten schien seine Gäste schon bemerkt zu haben. Er stand an der geöffneten Schloßthür.

„Das haben Sie brav gemacht," rief er Herrn von Mannhardt entgegen, als dieser die Zügel seinem Kutscher übergab und vom Wagen herabstieg. Dann reichte er Frau von Mannhardt verbindlich den Arm und führte sie ins Schloß. — Von der breiten, mit Teppichen belegten Treppe kam Gräfin Osten mit ihren beiden Töchtern den Gästen entgegen und freute sich, daß der schöne Maitag ihnen nach dem Weh des Winters die Freude solch' lieben Besuchs gewähre.

„Sie suchen Leokadie," sagte Hildegard, als Gräfin Mathilde wie fragend nach der Thür blickte, „die ist schon seit Januar zum Besuch bei der Großmutter in Golenau."

„Und Ihr Candidat?" frug Gräfin Theodora. Hildegard sah sie groß an. Sollte die Gräfin etwas von der Ursache ahnen, weßhalb Leokadie in Golenau war? Aber Theodora setzte sofort hinzu: „Ihr Candidat ist uns noch ein Exposé schuldig."

Hildegard konnte sich nicht erinnern.

„Wissen Sie nicht," frug Theodora, „als wir zu Weihnachten die Freude hatten, bei Ihnen zu sein, äußerte er, Sie hätten den Kern der Kirche und wir die Schale."

„Ah," erwiderte Hildegard lachend, „das haben Sie behalten? — Nun, da können Sie ihn heute darüber ins Gebet nehmen, er wird gleich hier sein, er ist mit Odo auf dessen Ponywagen gefahren."

Nachdem die Gäste sich erquickt, hatte bis zum Diner ein Jeder freie Zeit, seinem besonderen Vergnügen nachzugehen. Graf Osten ging mit seinem Gast in den Marstall, einem langgestreckten Gebäude, in dem die herrlichen Thiere dem Grafen entgegenwieherten, als er mit Herrn von Mannhardt, dem sich Odo angeschlossen hatte, eintrat. Herr von Mannhardt mußte bekennen, daß die prächtige Einrichtung des Stalles doch nur der passende Wohnort für die edlen Thiere sei.

Die Gräfin hatte sich mit Frau von Mannhardt in ihr Boudoir zurückgezogen. Die jüngeren Damen erfreuten sich in Begleitung von Clara und Fränzchen an den schattigen Spaziergängen im Park, der sich vom Schloß zum See abwärts senkte.

„Wo ist denn Herr Dorn?" frug Fränzchen ihre Schwester Hildegard.

„Der Wolf in der Fabel," antwortete diese lachend. In diesem Augenblicke trat Dorn Arm in Arm mit seinem Freunde Michael, dem Domvikar, aus einem zierlich geschnittenen Taxusgange, der zu einem allerliebsten Hause in gothischem Style führte, der Wohnung des Hausgeistlichen.

„Ich will wetten," sagte Hildegard, als sie den Domvikar begrüßt, „die Herren sind schon wieder in ein theologisches Gespräch vertieft."

„Darf ich Sie fragen, woher Sie das vermuthen, mein gnädiges Fräulein?" erwiderte der Domvikar.

„Nun," meinte Hildegard, „Herr Dorn kann mit keinem Theologen zusammenkommen, ohne daß er sofort über irgend einen Lehrartikel anbindet."

„Tadeln Sie das?“ frug Gräfin Theodora mit ihrer sanften Stimme.

„Ich würde es tadeln,“ antwortete Hildegard schnell, „wenn es nur aus dem Verlangen hervorginge, einen Gegenstand interessanter Unterhaltung zu haben, oder seinen Verstand in der Bekämpfung des Gegners glänzen zu lassen.“

„Den letzteren Grund für mich in Abrede zu stellen, gebietet mir einfach die Wahrheit,“ — erwiderte Dorn, „und den ersten“ —

„Eben weil ich weiß,“ fiel Hildegard schnell ein, „daß das bei Ihnen nicht so ist, — darum laß ich's bei Ihnen passiren, sonst wissen Sie ja, liebe ich theologische Expektorationen nicht.“

„Da werden wir uns in Acht nehmen müssen,“ wandte sich Theodora lächelnd an Michael.

„Nein, nein,“ sagte Hildegard, „fragen Sie nur Herrn Dorn von wegen des Kerns und der Schale! Wenn's mir zu bunt wird, geh' ich mit Mathilde und den Kindern dort den Hügel hinauf; — von da muß man einen prächtigen Blick auf den See haben,“ — damit wies sie auf den uns bekannten Hügel, auf dem sich schon das Gemäuer der neuen Kirche mit ihren Bogenfenstern über den Bäumen erhob.

„Eine Kirche?“ frug Hildegard.

In diesem Augenblicke ertönte die Glocke vom Schloß her, die den Damen die Stunde zur Toilette für das Diner anzeigte.

Das Diner war zu Ende. Durch die verschiedenen Wendungen des Tischgespräches, das die außerordentlich malerische Lage des gräflichen Schlosses und den zu dieser passenden Baustyl zum Gegenstand hatte, war man gegen das Ende der Tafel bis zu jener Kirche gekommen, nach der Hildegard, als die Glocke ertönte, gefragt hatte. Mußte Herr von Mannhardt auch die Schönheit der Lage der neuen Kirche zugeben, so war ihm doch der Bau einer katholischen Kirche im Herzen des ganz lutherischen Landes sehr unangenehm.

„Glauben Sie denn wirklich, Herr Domvikar,“ wandte er

sich, als im Gartensalon der Kaffee umhergereicht wurde, an diesen, „daß Ihre Kirche in unserem Lande eine Zukunft habe?"

„Nicht allein hier," erwiederte dieser, „sondern, verzeihen Sie, wenn ich es offen ausspreche, überall, wo der Protestantismus das unschöne Schauspiel kirchlicher Zerrissenheit aufführt. Täusche ich mich nicht," setzte er hinzu, „so zieht durch die protestantische Welt ihr vielleicht unbewußt ein Zug nach kirchlicher Einheit. Denken Sie nur an das protestantische England, seinen Puseyismus und die großartigen Erfolge des Cardinals Wisemann."

„Schlechte Aussichten für Sie, Herr Dorn," wandte sich zwar lachend, aber doch innerlich gereizt Herr von Mannhardt an diesen, „wenn die Hoffnung Ihres Freundes sich erfüllen sollte."

„Zwischen Hoffen und Erfüllen," meinte dieser, „fließt noch ein tiefer Strom, über den selbst ein Pontifex wie Wisemann trotz der von Dir gerühmten Erfolge," wandte er sich zu Michael, „vergeblich für diejenigen eine Brücke zu bauen sucht, die sich der Lehre der Kirche bewußt geworden sind."

„Wenigstens würde ich für meine Person schön danken," setzte Herr von Mannhardt hinzu, „den geforderten Brückenzoll zu zahlen, ich denke, reine Lehre ist doch auch für andere Leute ein etwas zu hoher Preis."

„Aber liebster Baron," mischte sich Graf Osten in das Gespräch, „ist es denn Ihr Wunsch, daß der Riß, den die Kirchentrennung hervorgerufen, verewigt werde?"

„Keineswegs," erwiderte der Angeredete, „aber ich hoffe, auch Sie, lieber Graf, werden noch einmal Alle wieder gut lutherisch werden."

„Schwerlich," meinte dieser, „wenn man einmal ins Vaterhaus zurückgekehrt ist, fühlt man sich nicht veranlaßt, wieder in die Fremde hinauszuziehen."

„Verzeihung, lieber Graf," erwiederte Herr von Mannhardt mit jener Wärme, die ihn ergriff, wenn das Bekenntniß seiner

Kirche nicht anerkannt wurde, „das Bild möchte ich Ihnen nur in umgekehrter Weise zurückgeben."

„Jedenfalls wäre das historisch unrichtig," meinte der Domvikar, „denn nicht wir sind von Ihnen, sondern Sie von uns ausgegangen."

Die Damen hatten auf der uns bekannten Veranda Platz genommen, während die Herren im Salon standen. Gräfin Theodora hatte schon bei dem Beginn des Gespräches in den Saal hineingelauscht. Jetzt trat sie mit ihrer Mutter und Frau von Mannhardt zu den Herren, während Mathilde mit Hildegard und den Kindern einen Spaziergang nach dem Kirchenhügel der, wie Hildegard meinte, unfruchtbaren theologischen Debatte vorzogen.

„Das möchte doch mehr als zweifelhaft sein," griff Dorn die Aeußerung seines Freundes auf, „wer von der Kirche ausgegangen, Ihr oder wir; höchstens kann man sagen, Ihr habt das Haus behalten, wir aber des Hauses edelste Schätze."

„Schönen Dank," warf der Domvikar sarkastisch ein, „aber schwerlich werden das Deine eigenen Glaubensgenossen zugeben, die gerade durch den Reichthum unserer schönen Gottesdienste sich so sehr angezogen fühlen."

Graf Osten war wenigstens äußerlich ruhiger geblieben, als der Domvikar. „Zugegeben, Herr Dorn, Sie hätten recht," wandte er sich an diesen, „so müssen Sie doch auch zugeben, daß innerhalb des Protestantismus manche seiner Denominationen auf die Ehre, die Schätze, wie Sie's nennen, zu besitzen Anspruch macht, — welche ist denn nun wirklich im Besitz?"

„Die lutherische Kirche," antwortete Herr von Mannhardt schnell.

„Aber, mein lieber Baron," erwiederte der Graf, „was wird dazu mein Freund von der Osten, der Baptist, und was werden dazu die Reformirten mit ihrem so vielfach schillernden Sektenschweif sagen?"

„Gehen Sie mir mit dem Baptismus," sagte Herr von Mannhardt ärgerlich, „es thut mir um Osten leid genug, daß

er sich in diese Sekte hinein verrannt hat, schade darum, er ist sonst ein so prächtiger Mensch, aber wer kann jetzt noch mit ihm umgehen!“

„Ei ei, lieber Baron,“ erwiederte der Graf lachend, „da sind wir Katholiken doch viel toleranter als Sie, Offen hat uns mit seiner liebenswürdigen Familie sehr fleißig besucht.“

„Richtig,“ sagte Herr von Mannhardt, bei dem seine gewöhnliche Gutmüthigkeit nur dann für einen Augenblick wich, wenn seine Kirche angegriffen wurde, „tolerant scheinen wenigstens manche Ihrer Geistlichen in hohem Grade zu sein.“

Der Graf fühlte, worauf die etwas boshafte Bemerkung des Barons anspielte. Es war ihm unangenehm, daß seine Gemahlin und Theodora diese Aeußerung gehört. Er mußte sich gestehen, daß bei beiden durch die Geschichte mit dem Kaplan von Stapel und Louise von der Offen, ihre frühere Ehrfurcht gegen den Priesterstand Einbuße erlitten hatte. Er wollte es um Alles vermeiden, daß in ihrer Gegenwart von dieser Sache gesprochen wurde. Er machte darum, um jede weitere Erörterung dieser Angelegenheit abzuschneiden, dem Baron den Vorschlag, die Würze einer guten Havannah zum Mokka zu fügen. Während er dem Baron in sein Rauchkabinet voranging, verließ die Gräfin mit Frau von Mannhardt ebenfalls den Salon, um den Vorangegangenen auf den Kirchberg zu folgen.

„So, nun sind wir allein,“ sagte Theodora, und als die Herren, während sie selbst auf einem der Fauteuils Platz genommen, auf ihren Wunsch sich gesetzt hatten, bat sie: „Nun, Herr Dorn, Ihr Exposé über Kern und Schale!“

„Ich glaube Eine heilige, christliche Kirche,“ sagte Dorn, feierlich jedes Wort betonend.

„Und diese Eine?“ frug Michael gespannt.

„Ist weder die Eurige allein, noch die lutherische, oder reformirte, oder griechische, oder was sonst auf den Namen Kirche Anspruch macht,“ erwiederte Dorn.

„Ah, ich merke, wo Du hinauswillst,“ warf Michael ein,

„Du kommst mit dem protestantischen Fündlein von der sogenannten unsichtbaren Kirche."

„Das nicht," entgegnete Dorn, „die Kirche ist eine sichtbare Gemeinschaft auf Erden, die mit dem ersten Pfingstfest entstanden, ihre Geschichte, und ihre bestimmten sichtbaren Ordnungen in Verfassung und Cultus hat. Das, was unsere Theologen," setzte er hinzu, „unsichtbare Kirche nennen, würde ich als die Gemeinschaft der Gläubigen innerhalb der Kirche bezeichnen. Die kennt allerdings Niemand, als der Herr."

„Und dennoch soll die Eine sichtbare Kirche weder die katholische noch irgend eine andere sein?" frug der Domvikar überrascht.

„Eben so wenig," erwiederte Dorn, „als in einer Stadt die besonderen Quartiere die Stadt bilden."

„Nach Deiner Ansicht," warf der Domvikar lachend ein, „hat also wohl der Herr von vorne herein eine Spaltung der Kirche in verschiedene Einzelkirchen gewollt —; wie stimmt das aber zu seinem Ausspruch von dem Einen Hirten und der Einen Heerde?"

„Allerdings," meinte Dorn, „ist es des Herrn Absicht wohl niemals gewesen, daß die Eine Kirche auch ein und dieselbe Uniform tragen solle, ich wüßte sonst in der That nicht, warum er nicht lieber einen statt zwölf Apostel gewählt haben sollte, die doch allesammt in ihrer Individualität verschieden waren und jedenfalls diese individuelle Verschiedenheit auch den von ihnen gestifteten Kirchengemeinschaften mittheilen sollten."

„Eine nagelneue Ansicht von der Kirche, die Du aufstellst!" rief Michael erstaunt.

„Unter uns nicht neu," erwiederte Dorn. „Im siebenten Artikel bekennen die Bekenner der Augsburgischen Confession, daß zur wahren Einigkeit der christlichen Kirchen nicht noth sei, daß allenthalben gleichförmige Ceremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden. Allerdings ist hier nicht von einer Verschiedenheit im Bekenntniß die Rede, folgt aber nicht die Verschiedenheit der „Ceremonien," wozu doch namentlich der Cultus

gerechnet werden muß, aus der Verschiedenheit des Lichtes, in dem das Bekenntniß gelesen wird?"

„Ich bitte Dich," frug der Domvikar, „woran soll man denn die Einheit der Kirche erkennen?"

„Woran erkennst Du die Einheit des Menschengeschlechts, das doch nach Farbe und sonstiger Eigenthümlichkeit so sehr von einander verschieden ist?" frug Dorn entgegen.

„Man merkt den Schulmeister," wandte sich Michael lachend an Theodora, „er fängt an, uns zu catechisiren."

„Spotte nur," sagte Dorn, „aber beantworte mir meine Frage."

Als Michael schwieg, fuhr er fort: „Haben denn nicht auch alle Kirchengemeinschaften, wie viele Du nennen magst, einen Herrn, einen Glauben und eine Taufe und damit, ähnlich wie das Menschengeschlecht, gleichsam eine geistig vernünftige Seele?" frug Dorn entgegen.

„Halt," warf Michael ein, „den einen Herrn, nun ja, den will ich Dir zugeben, denn sie bekennen sich alle zu Christo, dem Sohne Gottes und dem Sohne der allerseligsten Jungfrau Maria, — und auch die Taufe gebe ich Dir zu, denn sie taufen allesammt mit Wasser und im Namen des heiligen dreieinigen Gottes, aber mit dem einen Glauben sieht's doch verzweifelt bös aus."

„Richtig," erwiederte Dorn, „aber die Grundzüge des einen Glaubens finden sich doch überall, wo nicht widerchristliche Sektirerei eingerissen ist. Denke nur an das Hauptsymbol der Kirche, das apostolische, zudem bekennen wir mit Euch das nicäische und athanasianische."

„Und was willst Du aus dem allen folgern?" frug Michael.

„Nichts weiter," erwiederte Dorn, „als meine Ansicht rechtfertigen, daß weder Ihr noch wir allein die Kirche sind, sondern daß zur einen heiligen christlichen — oder um mit Euch zu reden, katholischen Kirche trotz ihrer großen Verschiedenheit alle gehören, die den einen Herrn zu ihrem Herrn haben, durch die eine Taufe

in sie eintreten und eins der Grundbekenntnisse der Kirche als ihren Glauben bekennen."

Theodora hatte mit Aufmerksamkeit zugehört, es that ihrem friedliebenden Gemüthe wohl, daß Dorn ihre Kirche nicht verworfen hatte, und daß sie durch ihn auf eine Höhe geführt war, von der herab sie auch den Protestantismus, von dem sie ausgegangen war, von dem Lichte des Christenthums überleuchtet sah. Nur wußte sie sich nach dieser Auseinandersetzung noch nicht in seinen Ausspruch zu finden: wir haben den Kern, Ihr die Schale. Wenn es so sei, wie er sage, frug sie daher diesen, dann wisse sie nicht, wie er zu diesem Ausspruch gekommen sei.

„Ich habe schon," sagte dieser, „dem Domvikar zugegeben, daß bei aller Uebereinstimmung der Grundlage des Glaubens in allen Kirchengemeinschaften der weiter ausgelegte Glaube, das Dogma nennen's die Theologen, sehr verschieden sei. Je nachdem sich eine Kirche dem in ihr waltenden heiligen Geiste mehr oder weniger verschlossen, ist der Glaube reiner oder mehr mit menschlichen, sündlichen Zusätzen untermischt."

„Und natürlich sind wir der Sündenbock," warf Michael gereizt ein, „der den heiligen Geist mit seinen Hörnern zurückstößt."

„Jedenfalls," erwiderte Dorn ruhig, „hat die katholische Kirche durch ihre Traditionslehre dem menschlichen Meinen größeren Spielraum gegeben, als wir, die wir, wie Du weißt, die Auctorität der heiligen Schrift über die Tradition stellen. Das war es ja eben," fuhr er mit Wärme fort, „was Luther bewog, gegen den Papst aufzutreten, weil er erkannte, daß durch die Tradition Lehren sich in die Kirche eingeschlichen hatten, die der Schrift widersprechen und den Weg zur Seligkeit zum Irrweg machen."

„Deine und Eurer Theologen Ansicht," sagte der Domvikar wegwerfend, „die Kirche ist ein lebendiger Organismus, der vom heiligen Geiste und nicht von bedruckten Papierblättern regiert wird, darum glauben wir, daß die Wahrheit bei der Kirche, und

sie allein die richtige Auslegerin der heiligen Schrift ist; die Kirche kann nicht irren."

„Du hättest jedenfalls recht," erwiderte Dorn, „wenn Du beweisen könntest, daß unser Widerspruch gegen gewisse Lehren Eurer Kirche auch ein Widerspruch gegen die heilige Schrift wäre, und daß diese Lehren Eurer Kirche, gegen die wir uns erhoben haben, wirklich mit der heiligen Schrift übereinstimmten."

Es war Theodora aus ihrer früheren Zeit noch eine große Hochachtung gegen die Bibel verblieben, sie frug darum den Domvikar: „Läßt sich denn der Beweis nicht führen?"

„Gewiß," antwortete dieser nicht ohne eine gewisse Verlegenheit.

„Auch in der Lehre vom Cölibat, in der Anschauung von der Jungfrau Maria und in der Bilderverehrung?" frug Dorn, und erinnerte damit Michael an Zugeständnisse, zu denen er ihn früher genöthigt hatte.

Michael fühlte es, daß Theodora auf seine Antwort gespannt war. Die Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche bringt es mit sich, daß nicht ein Stein aus dem Bau ihrer Satzungen weichen darf, ohne dem ganzen Bau die größte Gefahr zu bringen. Und doch konnte er, ohne mit seinem Gewissen in Widerspruch zu gerathen, die Schriftwidrigkeit der Anschauungen seiner Kirche in diesen Punkten nicht in Abrede stellen.

„Das Alles, was Du nennst," suchte er sich aus der Verlegenheit zu winden, „sind nicht Lehren, nicht Dogmen der Kirche, sondern gute temporäre Anschauungen, die der Papst und ein allgemeines Concil ändern kann."

„Und, was die Bilderverehrung betrifft, wie Du weißt, durch die Beschlüsse der Synode zu Frankfurt im Jahre 794 ganz im Widerspruch mit den Bestimmungen Eures jetzigen Tridentiner Concils bereits einmal geändert sind," bemerkte Dorn.

„Was ist das für eine Synode?" frug Theodora ängstlich.

„Zu Nicäa," belehrte Dorn, „war die Bilderverehrung, ganz wie sie die jetzige katholische Kirche beliebt, beschlossen. Durch den Beschluß der Synode zu Frankfurt, die unter dem

Vorsitze Karl's des Großen und der Legaten des Papstes gehalten wurde, ist dieser Beschluß verdammt und vernichtet worden."

Theodora sah den Domvikar an, als hätte sie sagen wollen, ist das auch wahr? Als der schwieg, frug sie erschrocken: „Ist denn damit auch die Verehrung der Bilder der allerheiligsten Jungfrau verdammt worden?" Sie hatte in ihrem Zimmer ein schönes Madonnenbild, vor dem sie alle Morgen und Abende ihre Andacht verrichtete.

„Allerdings," sagte Dorn trocken.

„Aber kann denn," frug Theodora, und man fühlte ihr an, wie viel ihr an der Antwort auf diese Frage lag, — „kann denn die heilige Kirche sich widersprechen? Sie haben uns ja gelehrt und soeben noch behauptet," wandte sie sich an den Domvikar, „daß die Kirche die Wahrheit habe, nicht irren könne."

„Es war nur eine einzelne Synode," sagte der Domvikar.

„Ja," erwiderte Theodora, „aber Herr Dorn sagt ja, daß die Legaten des Papstes bei dieser Synode zugegen gewesen waren. Sind denn die später nicht als Ketzer verurtheilt?"

Es war diese Frage so natürlich, aber auch um desto gefährlicher, daß auf sie keine genügende Antwort erfolgen konnte.

Als Dorn bemerkte, daß ihm von einer solchen Verdammung nichts bekannt sei, kam sie auf ihre frühere Frage zurück. „Sie sind mir noch die Antwort schuldig, was Sie mit Ihrer Behauptung meinen, Sie hätten den Kern, wir die Schale?"

„Sehr einfach," meinte Dorn, „neben der Grundlage allgemeinen Glaubens, die Ihre Kirche mit der unsrigen gemein hat, ist durch Gottes besondere Gnade ihr die geschichtliche Entwicklung in der äußeren Darstellung, die bischöfliche Verfassung und der Reichthum eines Cultus verblieben, der nur von seinen aus irriger Lehre hervorgehenden Auswüchsen gereinigt zu werden braucht, um der Idee eines christlichen Gottesdienstes vollkommen zu entsprechen. Uns dagegen hat der Herr die Geheimnisse der reinen Lehre anvertraut. Geben Sie zu, daß die Lehre der Kirche ihr Kern, zu dem sich alles Uebrige wie Schale verhält,

dann glaub' ich, werden Sie auch, gnädigste Gräfin, meinen Ausspruch unterschreiben müssen."

Der Antwort wurde die Gräfin durch die Rückkehr der Damen vom Spaziergange überhoben.

„Richtig im theologischen Disput!" rief Hildegard lachend, als sie eintretend die letzten Worte Dorn's gehört hatte. „Wir sind doch viel klüger gewesen," setzte sie hinzu, „während Ihr in den vier Mauern über Theorien gesprochen, die doch, um mit Goethe zu reden, immer grau sind, haben wir im hehren Dom der schönen Gotteswelt Maienluft und Maienduft getrunken."

„Sie werden ja ganz poetisch," sagte Dorn scherzend.

„Als ob ich das nicht immer wäre," erwiderte Hildegard lachend, „nur nicht in Versen auf dem Papier, — Sie wissen, damit will's nicht gehen, meine Verse sind Wald und Feld und die Melodie singen dazu die Vöglein."

„Und das ganze Musikstück hat Fräulein Hildegard auf das reizendste componirt," bemerkte Gräfin Mathilde und wies auf das Skizzenbuch, das Hildegard in der Hand hielt.

„Lassen Sie sehen!" rief man von allen Seiten. Auch Graf Osten und Herr von Mannhardt waren in den Salon zurückgekehrt. Frau von Mannhardt nahm das Buch aus der Hand ihrer Tochter und zeigte der Gräfin die gelungene Bleistiftskizze.

In der That, ein allerliebstes Bild! Das Schloß lag auf der Höhe und warf sein Spiegelbild in den See, den mächtige Ulmen umschatteten.

„Schade, daß die Kirche noch nicht fertig, sie hätte Ihrem kunstgeübten Stift einen würdigern Gegenstand seiner Arbeit gegeben, als dieses Schloß," meinte verbindlich Graf Osten.

„Daß ich nicht wüßte," meinte Hildegard, „ich liebe nun einmal die Menschen, und die weiß ich in diesem Schloß."

„Aber wenn die Kirche erst fertig," erwiderte der Graf, „werden doch auch die Menschen nicht darin fehlen."

„Wenigstens habe ich sie lieber hier im Schloß, als in jener Kirche," sagte Hildegard und erröthete im selbigen Augen=

blick, weil sie fühlte, daß sie eigentlich etwas Verletzendes für ihre freundlichen Wirthe gesagt hatte.

„Aber wenn nun in die vollendete Kirche unser Cultus und die Lehre Ihrer Kirche einzöge?“ frug Theodora plötzlich, die bis dahin theilnahmlos der Gruppe zugeschaut hatte.

Verwundert richteten sich Aller Augen auf die Sprecherin.

„Wie meinst Du das, mein Kind?“ frug Graf Osten mißgestimmt.

„Nun,“ antwortete Theodora ausweichend, „es fällt mir nur so ein, und ich glaube, daß dann Fräulein Hildegard geneigter sein würde, die Kirche zu zeichnen.“

Hildegard antwortete nicht, aber man sah es ihr an, daß Theodora ihre Gedanken getroffen hatte.

„Dann werde ich wohl,“ sagte Graf Osten zwar höflich aber ernst, „für immer auf die Freude verzichten müssen, von Ihnen, Fräulein Hildegard, meine Kirche gezeichnet zu sehen.“

Herr von Mannhardt hatte Odo, der während dieser Unterhaltung mit den Schwestern in den Salon getreten war, einen Wink gegeben, dem Kutscher das Anspannen zu befehlen. Die Wagen rasselten die Rampe heran.

„Sie wollen schon aufbrechen!“ rief die Gräfin erschreckt, „die Tage sind jetzt ja so lang, der Abend wird wunderschön, und dazu haben wir Mondenschein.“

„Sehr freundlich,“ sagte Herr von Mannhardt verbindlich, „daß Sie uns noch behalten wollen, aber, meine gnädigste Gräfin, der Weg ist weit und um der Kinder willen dürfen wir doch nicht gar zu spät zu Hause kommen. Der eigentliche Grund zu der schnellen Abreise war aber die Befürchtung Herrn von Mannhardt's, daß die Unterhaltung, die einmal auf das Gebiet der Kirche übergegangen war, vielleicht noch einen unerquicklichen Ausgang nehmen könne.

Die Reisetoilette der Damen war bald hergestellt. Es fiel auf, daß Theodora bei dem Abschiede Dorn die Hand reichte, während Michael eine gewisse Zurückhaltung gegen seinen Freund beobachtete.

Als die Sitze eingenommen waren und Odo wieder voran seine Ponys im scharfen Trabe die Rampe hinablaufen ließ, reichte Herr von Mannhardt dem Grafen noch einmal die Hand aus dem Wagenschlage und meinte: „Nun, lieber Graf, ich hoffe noch, daß Hildegard doch noch einmal mit Freuden Ihre Kirche zeichnen wird.“

„Niemals,“ hörte man noch die Stimme des Grafen. Dann flog der Wagen davon über die Schloßbrücke in den duftigen Abend hinein!

XXIX.

Die letzte Hälfte des Mai hatte den Ausspruch der Dichter vom „Wonnemond“ doch noch wahr gemacht. Wie eine Braut in ihrem bräutlichen Schmuck, so glänzte Feld und Wald in jenem saftigen Grün, dem Maienkleid. Die Gärten dufteten im Blüthenschnee, und der Maienvogel, die Nachtigall, schmetterte ihr Lied im Erlenholz am Bach. Drüberhin der durchsichtige blaue Himmel mit seinem Sonnenschein, der von tausend gelben Blüthen im Wiesengrund wiederleuchtete. Auf der Weide labten sich die Heerden am frischen Grase, und im Hag jagten die Fohlen um die Wette, froh, daß sie nun dem engen Stalle entflohen waren.

Das alte Herrenhaus zu Golenau ruhte wie ein Ahn unter seinen blühenden Enkeln in der Umgebung der Blüthenbäume, und die Dorfkirche, die schon viel hundertmal den Frühling erlebt, schien sich inmitten des Lindengrüns zu freuen, daß Gottes allmächtige Liebe nicht alt werde.

So fröhlich wie draußen im Naturleben, stand es nicht mit den Bewohnern des Herrenhauses.

Baron von Mannhardt hatte geglaubt, seinem Schwager es

sagen zu müssen, weshalb er für Leokadie zu so ungewohnter Zeit, im Januar, einen Aufenthalt unter seinem Dach erbitte.

„Hätte Mannhardt meinem Rathe bei Zeiten Gehör gegeben," hatte Baron von Raben bitter zu seiner Mutter geäußert, „dann würden wir jetzt nicht dieses Unglück zu beklagen haben."

„Dorn hat Anspruch auf unsere Dankbarkeit," hatte diese erwidert, „ohne ihn würdest Du vielleicht den Tod der lieben Kinder zu beweinen haben."

„Ich bin ihm auch für immer zum Dank verpflichtet," hatte Baron Raben gemeint, „der Preis scheint mir aber doch zu hoch zu sein — nein, das geht nicht; ich werde Alles thun, daß Leokadie keine Thorheit begeht."

Um diesem Ausspruch Folge zu geben, hatte er seinem alten Diener befohlen, alle Briefe, die von Schloß Mannhardt ankommen würden, an ihn zur weiteren Beförderung abzuliefern. Diese Vorsicht war unnöthig. Dorn hatte mit dem letzten Auftritt bei dem Bohnenfest den Entschluß in sich erneuert, Leokadie niemals zu sagen, was sein Herz bewege.

Es waren für diese schwere Monate, die sie in der winterlichen Einsamkeit in Golenau verleben mußte.

Ihr Onkel behandelte sie zwar nicht unfreundlich, aber sie fühlte es, daß etwas zwischen sie und ihren Onkel getreten war. Das that ihrem Herzen unendlich weh. Sie liebte ihren Onkel auf das zärtlichste.

Ihre Tante Anna, der ihr Gemahl Alles mitgetheilt, beobachtete weniger als dieser die Rücksicht, die einem verwundeten Herzen gegenüber so nöthig ist. Wir kennen ihre erregbare Natur. Sie hatte ihrem Gemahl zwar das Wort geben müssen, Leokadie es nicht merken zu lassen, daß sie von der unwürdigen Neigung wisse, wie sie Leokadie's Liebe zu Dorn nannte; aber sie glaubte doch, ihre tantliche Pflicht Leokadie gegenüber zu erfüllen, wenn sie sich in ihrer Gegenwart über die gemeine Gesinnung aussprach, die sich darin zeige, wenn ein adliges Fräulein unter ihrem Stande heirathe. Allerlei Beispiele von hier und dort mußten ihr zum Vorwurf solcher Aeußerungen dienen.

Wie viel Leokadie unter Anspielungen dieser Art innerlich zu leiden hatte, mögen die ermessen, denen das Herz noch nicht durch Standesvorurtheile verknöchert ist. Eine unwürdige Neigung sollte ihre Liebe sein? Etwas tiefer Verletzenderes konnte der kaum gesagt werden, die sich bewußt war, daß sie mit ihrem Herzen voll Liebe, ohne das Auge niederzuschlagen, vor den heiligen Gott treten durfte. Und ein Schatten dieser Aeußerung fiel ja auf ihn — den sie nicht allein liebte, nein, zu dem sie mit hoher Verehrung hinaufsah. Sie war nicht selten in Gefahr, wenn die Tante wieder eine Geschichte dieser Art vorgebracht, Dorn ihr gegenüber zu vertheidigen und ihr zu bezeugen, daß sie ihn wenigstens nicht zu denen zählen dürfe, den zu lieben auch einem Fräulein von Adel nicht anstehen dürfe. Aber sie hatte ja ihrer Mutter an jenem Weihnachtstage gelobt, Niemandem von ihrer Liebe etwas zu sagen, — und wie konnte sie auch dieser Tante gegenüber von ihm sprechen?

Es war wohl nicht Absicht, das wäre boshaft gewesen, und so boshaft zu sein, trauen wir Tante Anna nicht zu, — sie war zwar heftig und kannte, wenn die Standesvorurtheile sie beherrschten, keine Rücksicht, aber es lag ein Zug von Gutmüthigkeit in ihrer Natur; sie peinigte Leokadie, ohne daß sie's bedacht, noch durch einen Verdacht, den sie ebenfalls, wenn auch nicht direkt, in ihrer Gegenwart aussprach.

Das räthselhafte Duell zwischen Bohm und Wüstenfeld mit seinem traurigen Ausgange brachte sie nun, nachdem sie von Leokadie's Neigung zu Dorn erfahren, mit dieser in Verbindung. Wie? das war ihr nicht klar, aber weil ihr diese so widerwärtig, so suchte sie in dieser einen Grund für die Ablehnung des, wie sie meinte, so ehrenvollen Antrags Bohm's, und meinte, Bohm habe eben deshalb das Duell und den Tod gesucht. — Dieser Verdacht stachelte sie dann wieder zu Aeußerungen, wie die: ein junges Mädchen müsse sich hüten, passende Anträge abzulehnen, das könne oft die unglücklichsten Folgen nach sich ziehen.

Anfänglich verstand Leokadie die Tante nicht. Als aber diese Anspielungen in den verschiedensten Wendungen wieder=

kehrten, durchzitterte ihre Seele mit einem Male der Gedanke: „Solltest du wirklich an dem Tode deines Vetters Schuld sein?" — Sie war sich gar keiner Schuld bewußt; sie mußte sich nach der ernstesten Prüfung sagen, daß sie ihm nie, weder mit Wort noch mit Blick, irgend eine Veranlassung zu seinem Antrage gegeben habe; wie sollte sie auch, sie hatte ja ihrem verstorbenen Vetter innerlich so fern gestanden und hatte seinen Antrag damals eigentlich nur für einen Scherz seinerseits angesehen und ihn in dieser Weise auch zurückgewiesen. Aber gerade jetzt mußte sie sich doch sagen, daß die keimende Liebe zu Dorn, wenn auch ihr unbewußt, ein entfernter Grund gewesen, weshalb ihres Vetters Antrag so ganz und gar auf sie keinen andern, als diesen komischen Eindruck gemacht habe. Und gerade das fiel ihr nun schwer auf das Herz und erfüllte ihre Seele mit Angst.

Es bringt der Seele Linderung, wenn man seinen Kummer und seine Noth in ein Herz ausschütten kann, das fähig ist, mitzutragen und mitzuleiden. Wäre Leokadie zu Hause gewesen, so würde sie sich an dem Herzen ihrer Mutter ausgeweint haben. Dem Papier mochte sie, was ihre Seele bewegte, nicht anvertrauen. Sie wußte, die Briefe von Golenau waren Gemeingut zu Hause.

Aber die Großmama und Tante Eugenie? Von der Ersteren wissen wir's, und auch die letztere theilte nicht ganz die Anschauungen des Barons und seiner Gemahlin. Tante Eugenie hatte in früheren Jahren selbst den Kampf einer ähnlichen Entsagung durchkämpfen müssen, wie er jetzt Leokadie bevorstand. Das hatte außer der Mutter und dem verstorbenen Vater Niemand erfahren, selbst die Schwester nicht. Diese schmerzensreiche Episode ihres Lebens war in die Zeit gefallen, als ihre Schwester am fürstlichen Hofe abwesend war und ihr Bruder die Universität besuchte. — Was Wunder, daß gerade sie mit tiefer Theilnahme die Nichte betrachtete, in deren Lebensführung die Bilder ihrer eigenen Vergangenheit neue Farben gewannen. Aber sie hatte auch erfahren, was das schöne Lied uns bezeugt: je größer

Kreuz, je näher Himmel! Ein wohl bestandener Kampf dieser Art ist für die Seele, wie das Feuer des Goldschmieds, wie dieser das Gold, so läutert er die Seele. Sie traute Leokadie es zu, daß sie ihren Kampf im Glauben an ihren Erlöser auskämpfen würde, — und wie sie selbst einst in tiefer Stille ihn durchgekämpft, so glaubte sie auch, und derselben Ansicht war auch die Großmutter, daß, wenn Leokadie selbst nicht ihre Hülfe in Anspruch nähme, sie nicht die Erlaubniß hätten, sich einzumischen.

Beide betrachteten das liebe Kind mit seinem stillen Schmerz, wie es nicht anders sein konnte, mit der innigsten Theilnahme. Waren Mutter und Tochter allein, so bildete sie den Hauptgegenstand ihrer gegenseitigen Unterhaltung und die Großmutter seufzte oft: „so ist doch meine bange Ahnung in Erfüllung gegangen!" Sie suchten auch, oft Ohrenzeuge der unzarten Anspielungen der Tante Anna, so weit das möglich war, Leokadie die oberen Räume des Herrenhauses, die von der Großmama, wie wir wissen, bewohnt wurden, zu ihrer Heimath zu machen. Aber sie hüteten sich, den Namen Dorn's in anderer Weise zu erwähnen, als nur, wenn von Schloß Mannhardt Bericht über die Fortschritte der Kinder unter seiner Leitung gekommen, oder wenn Hildegard von einer neuen Zeichnung geschrieben, die sie in seinem Unterricht vollendet hatte. Sie thaten das dann mit möglichster Unbefangenheit und sprachen nur ihre Freude darüber aus, daß den Geschwistern durch Gottes Gnade ein so treuer und befähigter Lehrer geschenkt sei. Leokadie dankte innerlich beiden für ihre zarte Rücksicht auf sie. Sie erfuhr auf diese Weise von ihm; aber das auszusprechen, was ihre Seele bewegte, das wäre ihr selbst der Großmama und Tante gegenüber unmöglich gewesen. Das ist das Eigenthümliche einer zarten Liebe, daß sie, so lange nicht das entscheidende Wort gesprochen, — schweigend das Geheimniß in sich bewahrt. Und sollte sie klagen? Das hätte der Großmama und Tante ja weh gethan und dann hätte sie ja den Vater und den Onkel und die Tante anklagen müssen. Das war ihr unmöglich. So kam es,

daß Leokadie auch in dem traulichen Zusammensein mit der Großmama und Tante Eugenie, mit ihrer Liebe, mit ihrem Kampf und ihrer Angst allein blieb und allerdings es um desto schwerer hatte, weil sie sich's zur Aufgabe gestellt, durch möglichste fröhliche Unbefangenheit diesen die Miterfahrung des Leides zu ersparen, das sie zu tragen hatte.

Wie viel Thränen sie Abends, wenn sie in ihrer Stube in ihrer lieben Bibel Trost und Stärkung gesucht, geweint, wie innig sie zum lebendigen Gott gefleht, daß Er ihr Kraft zum Ueberwinden schenken, ihr vergeben wolle, wenn sie an Bohm's Ende Schuld trage —: wie sie dann wieder sich selbst Vorwürfe gemacht, wenn unter dem Gebet Dorn's Bild ihr vor die Seele getreten, und statt der Willigkeit zur Entsagung ein Wunsch andern Inhaltes in ihrem Herzen aufstieg —: das Alles können wir nur ahnen, wenn wir uns die Seele unter diesem Kampfe vergegenwärtigen.

Die Großmutter hatte in ihrem an Erfahrung so reichen Leben es an sich selbst erprobt, daß eine geordnete Thätigkeit nächst dem ernsten Gebet ein Hauptmittel ist, unter Kämpfen dieser Art den Sieg zu erlangen. Sie hatte deshalb seit Leokadie's Eintritt in die oberen Räume des Hauses für die verschiedenen Tageszeiten eine passende Aufgabe angeordnet. Der Vormittag war nach der Morgenandacht für Leokadie zu ernsteren Studien bestimmt. Aufsätze, deren Thema sie oder Tante Eugenie angab, wurden angefertigt, die Geschichts- und Geographiehefte, die sie aus dem elterlichen Hause mitgenommen, recapitulirt, und nach Vorzeichnungen, so gut es ohne den Lehrer gehen wollte, weiter geübt. Die Stunden nach Tisch wurden, wenn es das Wetter zuließ, zu Spaziergängen durch das Dorf benutzt. Als die Großmutter, die fleißig die Dorfbewohner besuchte, um sich nach ihrem geistlichen und leiblichen Ergehen zu erkundigen, Leokadie veranlaßt hatte, sie auf einem dieser Gänge zu begleiten, bat diese, daß die Großmutter sie doch immer mitnehmen möchte. Es hatte ihr schon zu Hause die größte Freude gewährt, wenn die Mutter sie mit der Ueberbringung dieser und jener

Liebesgabe an eine arme Familie des Städtchens beauftragt hatte; jetzt fand sie einen besondern Trost darin, wenn sie einem Armen treulich zusprechen, oder einem Kranken zur Linderung seiner Schmerzen beitragen konnte.

Von besonderem Einfluß auf Leokadie wurden die Abendstunden, die nach dem Wunsche der Großmutter zur gemeinsamen Lektüre von Büchern verwandt wurden, die diese selbst sorgfältig ausgewählt hatte.

Die Großmutter war keine Freundin der sogenannten christlichen Romanlitteratur, die schon damals theils als Uebersetzungen aus dem Englischen, theils als Elaborate von deutschen Damen anfing, den Büchermarkt zu überschwemmen. Sie meinte, daß die meisten dieser Bücher das Leben und die Charaktere mehr nach der Schablone einer vorgefaßten Meinung als nach der Wahrheit schilderten. Männer, behauptete sie, wie Miß Grace Kennedy sie gezeichnet, gäbe es gar nicht, und eben so litten die Frauengestalten an einem mondscheinhaften Wesen, was im Leben glücklicherweise sich nicht finde. Was dem gesunden Urtheil dieser Frau ganz besonders zuwider war, das war die Absicht der Verfasser oder vielmehr Verfasserinnen, bekehren zu wollen, eine Absicht, die oft so anmaßlich hervortrete, daß der Leser schon von Vorn herein dadurch verstimmt werde. Zur Bekehrung, meinte sie, habe man die Bibel und die Gottesdienste der Kirche, da bedürfe man nicht eines Romans, dessen das Leben veredelnde Bilder, wenn er gut sei, höchstens einen Kunstgenuß gewähre, aber selten einen nachhaltigen Eindruck auf das innere Leben ausübe.

Wir stellen es dahin, ob die Großmutter in allen Fällen recht hatte, jedenfalls zeugte ihr Urtheil von einem Geiste, der sich an loser Speise nicht genügen ließ.

Nach ihrem Urtheil diente die Versenkung des Geistes in die Wege Gottes, wie sie in der Geschichte der Völker uns gezeigt werden, zu dessen ernster Sammlung, und der Anblick eines bedeutenden Menschenlebens in guten Biographieen zum Verständniß des eigenen Herzens und Lebens. Diese Ansicht leitete sie in der Wahl der Abendlektüre.

Der Erfolg zeigte, daß diese Ansicht der Großmutter nicht unrichtig war. Leokadie wurde allmählich innerlich gesammelter, und wenngleich auch ihr Schmerz nicht völlig wich, so fand ihr Geist doch nach und nach seine Spannkraft wieder, den Kampf, der ihr verordnet war, nicht ohne Hoffnung des Sieges durchzukämpfen.

Aber, könnte man fragen, war denn nicht ein Pastor in Golenau, übten denn nicht dessen Predigten einen heilsamen Einfluß auf ihr krankes Gemüth aus?

Allerdings war Golenau Pfarrdorf und Pastor Reinberg zeichnete sich wenigstens durch reine Lehre vor seinen Amtsbrüdern vortheilhaft aus. Frau von Mannhardt hatte ihn deshalb einen trefflichen Mann Leokadie gegenüber genannt, als diese erschrocken gefragt: „Alle sind doch nicht so.“ Er hatte Leokadie und ein Jahr früher ihre Schwester confirmirt. Aber ob auch tüchtiger, bekenntnißtreuer Theologe, so fehlte ihm doch alle Wärme und Fähigkeit, in seinen Predigten das Gemüth zu ergreifen und ihm Trost zu bringen. Seine Predigten waren meistentheils theologische Expositionen, die den Gemeindegliedern völlig über die Köpfe weggingen und in einem Seelenzustande, wie Leokadie's, nichts boten. Sie ging zwar mit den Gliedern der Familie sonntäglich zur Kirche, — aber meistentheils wußte sie beim Zuhausegehen nicht mehr, als was sie schon vorher gewußt, die Sonntagsperikopen. Was Wunder, daß diese Gottesdienste ihr keine Waffe für ihre Kämpfe bieten konnten! — —

Es war an einem der schönen Nachmittage Ende Mai; Tante Eugenie und Leokadie waren unter mancherlei Gesprächen, die sich auf den Gegenstand bezogen, den sie den Abend vorher gelesen, und der von der Aufgabe der barmherzigen Schwestern gehandelt hatte, auf dem Waldwege allmählich dem See auf der Seite nahe gekommen, auf der das Gehöft des Freibauern Jost gelegen war.

„Weißt Du, Tante Eugenie,“ hatte Leokadie eben gesagt, „ich würde jedenfalls barmherzige Schwester, wenn ich katholisch wäre.“

„Nun so ein Stück davon," hatte diese lächelnd erwidert, „kannst Du hier auch sein, Du bist's ja auch schon halb und halb, Du besuchst ja mit Großmama die armen und kranken Leute im Dorfe."

In diesem Augenblicke wollte der Knecht des Freibauern flüchtig grüßend eilig an den Damen vorüber.

„He, Hans, wohin so eilig?" rief Tante Eugenie dem Knechte nach.

„Unse Mutter is uns krank worden," antwortete der Knecht mit großer Besorgniß in seinen Mienen, „ick schall nach der ollen, gnädigen Fru und frogen, wat wir dann süllen."

„Was fehlt ihr denn?" frug Tante Eugenie erschrocken.

Sie erfuhr, daß sie schon längere Zeit über Gliederschmerzen und Kopfweh geklagt, „und nu leit' se dal, und sprekt lutter dumm Tüg und will nich im Bedde blieven," setzte der Knecht hinzu.

„Habt Ihr denn noch nicht den Arzt geholt?" frug die Tante, indem sie Leokadie sehr besorgt ansah.

Als der Knecht das verneint, trieb sie, nur schnell zum Herrenhause zu gehen und von ihretwegen den gnädigen Herrn zu bitten, daß er doch gleich möge anspannen und den Arzt aus der Stadt holen lassen.

„Dein Wunsch geht schnell in Erfüllung, liebe Leokadie," wandte sie sich dann an diese, „hier kannst Du barmherzige Schwester sein. Laß uns nur jetzt erst zusehen, wie es der Kranken geht. Doch nein," corrigirte sie sich „jedenfalls hat die Frau das Nervenfieber, wenn nicht gar den Typhus, und da darfst Du nicht mit, kehre Du nach Hause zurück, ich will allein hingehen."

„Das," sagte Leokadie, „traust Du einer zu, die barmherzige Schwester werden möchte, daß sie nicht mitgehen sollte? — Nein, liebe Tante, ich fürchte mich gar nicht — bitte, laß mich Dich begleiten!"

Tante Eugenie freute sich innerlich über das Verlangen ihrer Nichte. „Wenn Du nicht anders willst," sagte sie, „aber

sieh Dich vor, daß Du, so lange Du vom Spatziergange echauffirt bist, der Kranken nicht die Hand reichst."

Der Freibauer Jost, der die Damen von der Dele aus gesehen, kam ihnen mit der Mütze in der Hand ehrerbietig entgegen.

„Nun, mein lieber Jost," sagte Tante Eugenie, „Euere Frau ist Euch so krank geworden?"

Es ist nicht Sache des norddeutschen Bauern, viel Worte zu machen oder Krankheitsfälle zu vergrößern. Die letztere Tugend mag wohl darin ihren Grund haben, weil sie noch nicht, wie die gebildeten Stände, einen siechen Körper als einen Gegenstand besonderen Interesses ansehen.

„En beten Koppin," antwortete er langgedehnt. Aber an dem Ton, worin er sprach, und an seinen traurigen Mienen kannte man es merken, daß er die Krankheit doch für bedeutender ansah, als seine Worte es andeuteten.

Als Tante Eugenie verlangte zu der Kranken geführt zu werden, meinte der Freibauer, — seine Frau werde sie schwerlich kennen, sie läge schon seit gestern so dahin, und nur dann und wann komme sie zu sich, sonst kenne sie weder ihn noch die Kinder.

„Meine Befürchtung wird leider nur zu begründet sein," wandte sich Tante Eugenie an Leokadie.

Die Kranke lag in einem jener engen, dunkeln und feuchten Räume neben dem Wohnzimmer, die man gewöhnlich mit dem Namen Alkoven bezeichnet. Sie hatte gerade ihre lichten Augenblicke und war sehr erfreut, daß Tante Eugenie und das gnädige „lütje Frölen", wie sie Leokadie wohl nur im Unterschiede von dem älteren Fräulein nannte, sie besuche.

Aber es waren nur wenige lichte Augenblicke.

Sie begann wieder zu phantasiren. Der Anblick Leokadie's mußte in ihr die Erinnerung an die Rettung der Kinder wachgerufen haben. Sie bedauerte die „lütjen Frölens", daß sie beinahe ertrunken wären, wenn nicht der „laive Candidot" sie gerettet hätte. Und nun sprach sie nur von ihm und wie er so wacker „utsäje".

Es war gut, daß das Halbdunkel der Kammer das Er=

glühen verbarg, das unter diesen Aeußerungen bei Leokadie mit tiefem Erblassen wechselte. Als aber plötzlich die Kranke den starren Blick auf Leokadie heftete und diese mit einer der jüngern Schwestern verwechselnd meinte, dafür daß der Candidat ihr das Leben gerettet, müsse sie ihn nun auch heirathen: — wandte sich Tante Eugenie schnell vom Bette der Kranken und verließ mit Leokadie den Alkoven. Der Freibauer rief seiner Frau zu: „Fiken, wat sprekst De for dumm Tüg!“ Tante Eugenie aber entschuldigte und meinte, das sei so bei Fieberkranken, sie sprächen oft die thörichtsten Dinge.

„Aewerst dorin hett mine Fru de Wohrheit seggt,“ corrigirte der Freibauer, „mit dem Candidoten is et so, he is dat laivste Minsch, dat ich hew kennen lärt. Wat was he dönnemols besorgt um de lütjen Frölens und de Junkers, die he reddet hadde, dat sie sich nich verkölden.“

Der Freibauer, der, während er die Damen über seinen Hof geleitete, nicht aufhören konnte, von dem „laiven Candidoten“ zu rühmen, wie er auch ein so frommer Herr sei, wie er mit ihnen, nachdem die Kinder umgezogen und bevor er mit ihnen auf den Wagen gestiegen, zuerst dem „laiven Herrgott“ für die Rettung gedankt habe, — hatte wohl keine Ahnung, was für eine liebliche Melodie seine einfache und treuherzige Erzählung für Leokadie's Ohr war, aber auch, wie er ihr den Kampf von Neuem erschwerte, den sie durchzukämpfen hatte.

Als er nicht aufhören wollte zu erzählen, unterbrach ihn endlich Tante Eugenie, und erinnerte ihn, daß er zu seiner kranken Frau zurückkehren und vor allen Dingen dafür Sorge tragen müsse, daß sie aus dem feuchten und dumpfen Alkoven in die luftigere Stube hingebettet werde und daß dann den Anordnungen des Arztes, der wohl bald kommen werde, auf das genauste Folge geleistet werde.

Als der Freibauer unter vielem Dank für den Besuch Abschied genommen und Leokadie ihm versichert hatte, daß sie schon morgen sich wieder nach der Kranken umsehen würde, wanderten beide eine Zeit lang schweigend den Waldweg heimwärts.

Tante Eugenie unterbrach endlich zuerst das Schweigen. Sie glaubte darin eine Fügung sehen zu dürfen, daß ihnen beiden ungesucht die Rede auf Dorn gekommen war. Sie meinte, daß es jetzt unnatürlich sein würde, da sie Zeugin der Bewegung Leokadie's unter den Phantasieen der Kranken und den Mittheilungen des Freibauern gewesen, nicht mit ihr darüber zu reden, was Leokadie's Herz auf das Tiefste bewegte.

Der Abend war wunderbar schön — so recht ein Maienabend. Sie waren bis zu einer uralten Thurmtrümmer gekommen, wahrscheinlich dem Rest eines früheren Schlosses derer von Raben. Ringsum boten mächtige Ulmen ein liebliches Versteck, eine Moosbank, die der jetzige Besitzer dort hatte anbringen lassen, lud zum Niedersitzen ein.

„Laß uns hier noch etwas den schönen Abend genießen,“ bat Tante Eugenie.

„Liebe Leokadie,“ sagte sie dann, indem sie ihre Hand sanft auf die gefalteten Hände Leokadie's legte, „mir ist Deine Bewegung nicht entgangen, als von Dorn die Rede war, fasse Vertrauen zu Deiner Tante, die es treu mit Dir meint, und die Dich, wie Du weißt, so unaussprechlich lieb hat.“

Leokadie war keines Wortes mächtig, helle Thränen stürzten ihr aus den Augen und sie verbarg ihr Gesicht schluchzend an dem Busen ihrer Tante.

„Du liebst Dorn,“ sagte die Tante und fuhr dann, als Leokadie heftiger weinte, mit ihrer sanften Stimme fort: „Armes Kind, Du hast einen schweren Kampf zu kämpfen, sieh, von Allen, die Dich hier in Golenau lieb haben, verstehe ich wohl am besten, wie schwer Dir die Entsagung werden muß.“

Leokadie sah ihre Tante groß an, als wenn sie fragen wollte: „Du, liebe Tante?“

Tante Eugenie's Stimme zitterte, als sie nach einem Kuß auf Leokadie's Stirn anhub: „Sieh, liebe Leokadie, es gab eine Zeit, es ist nun schon lange hin, da habe ich einen ähnlichen Kampf, wie er Dir jetzt beschieden, zu durchkämpfen gehabt.“

Es schien der Tante sauer zu werden, noch einmal die

Erinnerung an jene Tage wach zu rufen, aber sie glaubte, daß gerade das eigene Beispiel Leokadie ein helfendes Vorbild werden könne. Sie fuhr darum fort: „Großmama hatte damals in Folge großer Gemüthsbewegung dieselbe Krankheit niedergeworfen, an der jetzt die Freibäuerin zu leiden scheint. Sie lag schwer am Nervenfieber darnieder. Ein junger Arzt aus der Stadt behandelte sie."

Tante Eugenie hielt einen Augenblick inne, sie mußte ihre Bewegung, als sie dessen gedachte, mit Gewalt niederkämpfen. Dann fuhr sie fort: „Er und ich waren täglich stundenlang um die Kranke beschäftigt."

„War denn Mama nicht zu Hause?" frug Leokadie.

„Die war damals," antwortete die Tante, „Hofdame am Fürstenhofe." Dann fuhr sie fort: „Schwarzenfeld," — so hieß er, — „war nicht schön, er war weder groß, noch hatte er jene regelmäßigen Gesichtszüge, die zur männlichen Schönheit gehören, aber ein tiefes Gemüth sprach aus seinem Auge und Geist und Edelmuth aus Allem, was er sagte. Die Sorgfalt, mit der er in jener Krankheit Alles aufbot, was seine ärztliche Kunst vermochte, neigte mein Herz in tiefer Dankbarkeit ihm zu und der Zartsinn, mit dem er die Kranke und mich behandelte, weckte in mir ein Gefühl" —

Die Tante stockte, dann aber fuhr sie fort: „Du verstehst mich, liebe Leokadie," und damit zog sie das schöne Mädchen fest an sich, das sie unter Thränen lächelnd anblickte.

„In Schwarzenfeld's Herzen," erzählte sie weiter, „schien eine gleiche Neigung erwacht zu sein, ich fühlte es, daß sein Auge, wenn er glaubte, daß ich nur mit der Mutter beschäftigt war, mit jenem wunderbaren Ausdrucke auf mir ruhte, den man versteht, wenn auch die Lippe schweigt."

„Als Schwarzenfeld's Bemühungen um die Mutter," fuhr die Tante nach einer Pause fort, „mit sichtlichem Erfolg gekrönt wurden und die Mutter der Besserung entgegenging, mußte ich ihren Bitten nachgeben und einige Stunden des Nachmittags draußen zubringen. Schwarzenfeld, der, so weit es

sein Amt zuließ, die Stunden seines Aufenthaltes bei uns verlängerte, leistete mir bei meinen Spaziergängen Gesellschaft."

„Es war an einem Maientage wie der heutige, es war hier an diesem stillen Plätzchen," — die Tante stockte, die Erinnerung schien sie zu überwältigen — sie deckte mit ihrer Hand ihr gebeugtes Antlitz und Thränen tropften hernieder. Dann faßte sie sich und fuhr fort: „Die Mutter, ach die Mutter ist so lieb — sie hätte nichts gegen unsere Liebe gehabt, auch wenn sie Schwarzenfeld nicht zu so tiefem Dank verpflichtet gewesen wäre. Aber der Vater!"

„Du weißt, mein Kind," fuhr die Tante nach einem tiefen Seufzer fort, „wie man hier zu Lande in der Gesellschaft denkt. Der Vater hatte Schwarzenfeld hochachten gelernt. Seine ausgedehnte Praxis ließ ihn über nicht unbedeutende Mittel gebieten. Aber er war ja nicht von Adel und gerade damals nach der Restauration hatte sich im Gegensatz gegen die Grundsätze jener freien Richtung, die man auf die französische Revolution zurückführte, die alte aristokratische Gesinnung desto schroffer zusammengefaßt. Die Mitglieder der Adelskette hatten sich gegenseitig das Wort gegeben, mit keinem Bürgerlichen in eine verwandtschaftliche Beziehung zu treten. Dein seliger Großvater, sonst ein so hoch gebildeter Mann, war eins der hervorragendsten Glieder dieser Adelsverbindung."

Die Tante mußte inne halten, das Andenken an das Weh jener Tage überwältigte sie, sie ließ eine Zeit lang ihren Thränen freien Lauf, dann fuhr sie fort: „Ich bin nicht Zeugin der Unterredung gewesen, die Schwarzenfeld mit dem seligen Vater gehabt. Ich hörte nur in der Stube der Mutter, wie sein Wagen vom Hofe rollte. Noch an demselben Tage empfing ich durch einen Eilboten von ihm den Abschiedsbrief, in dem er mich des Versprechens entband, das ich ihm gegeben. Kein Wort von meinem Vater — dazu war er viel zu edel, aber aus jedem Wort sprach ein Schmerz, der nur von dem meinigen konnte überboten werden."

„Aber ich habe ja von dem Doktor Schwarzenfeld nie etwas gehört?“ frug Leokadie.

„Er hat,“ antwortete die Tante, „seinen hiesigen Wirkungskreis bald darauf für immer verlassen. Nach vielen Jahren habe ich zufällig durch eine Zeitungsnotiz seinen Aufenthaltsort erfahren. In einer Nachricht aus Odessa wurde eines Arztes, des kaiserlichen Staatsraths Schwarzenfeld's, erwähnt, dessen Kunst der Choleraepidemie segensreich entgegengewirkt habe. Das muß er sein.“

„Hat er denn nie wieder an Dich geschrieben?“ frug Leokadie.

„Nie,“ sagte die Tante, „o nein, dazu war er viel zu zartfühlend, als daß er durch einen Brief mir hätte Ungelegenheit schaffen sollen.“

„Aber ich bitte Dich, Tante Eugenie,“ drängte nun Leokadie, wohl mehr an das Geschick ihrer armen Tante als an das eigene denkend, „ist es denn recht, daß wenn Gott so wunderbar zwei Menschen zusammengeführt hat, Standesrücksichten sie so grausam scheiden dürfen?“

„Mein liebes Kind,“ antwortete die Tante zärtlich und schloß Leokadie's Hand in die eigene, „so sehr ich auch selbst darunter zu leiden habe, so kann ich doch dieser Ansicht nicht so ganz Unrecht geben.“

„Sieh,“ fuhr sie fort, „der Adel ist nun einmal eine Gottesordnung auf Erden, der Gott der Herr die hohe Aufgabe gestellt hat, das Mittelglied zwischen Fürst und Volk zu sein. Soll er diese Aufgabe erfüllen, dann darf er sich nicht mit bürgerlichen Elementen verschmelzen.“

„Aber Großmama denkt doch anders,“ meinte Leokadie zögernd.

„Doch nicht, mein Kind,“ antwortete die Tante, „nur giebt sie zu, und ich bin auch der Ansicht, daß es Ausnahmen von der Regel geben darf.“

Leokadie sah ihre Tante wie bange fragend an.

„Wenn die äußere Lebensstellung eines, der nicht von Adel

ist, diesem gleich wiegt, und wenn dazu der innere Adel der Gesinnung kommt, dann glaube ich, daß solche Ausnahme eintreten darf."

„Ist denn," frug Leokadie leise und sah dabei erröthend vor sich nieder, „die Lebensstellung eines Geistlichen nicht eine solche?"

„Ich weiß, was Du sagen willst," antwortete die Tante sanft, „wenn ich und Großmama das auch zugebe" —

„Und auch Mama," unterbrach Leokadie schnell, und schien erschrocken, daß sie das gesagt.

„Ja auch Deine Mama," sagte Tante Eugenie mit einem Seufzer — sie dachte in dem Augenblicke an den schweren Lebensgang ihrer Schwester, — „so weißt Du doch, daß Dein Papa und vor allen Dingen Dein Onkel, ja unsere ganze Familie und alle unsere Standesgenossen darüber anders denken, als wir."

Leokadie neigte traurig bejahend ihr Haupt.

„Liebe Leokadie," fuhr die Tante feierlich fort, „ein Mädchen kann sich nie von dem Boden der Familie trennen, thäte sie's, so ist sie wie eine abgeschnittene Blume, die muß welken. Und, denke an das vierte Gebot — die Tochter darf nie etwas thun, zu dem der Vater nicht freudig sein Jawort giebt."

Leokadie seufzte tief und ein Strom heißer Thränen brach ihr aus den Augen. Dann stand sie auf, trocknete ihre Thränen, stellte sich vor ihre Tante hin und hielt die beiden Hände der Tante fest umschlungen.

„Du hast recht, liebe Tante," sagte sie leise zitternd aber doch fest, „Du sollst sehen, Leokadie wird so stark sein, wie Du, hilf mir nur beten, daß ich siege.

„Amen," sagte die Tante, die nun auch aufgestanden war und Leokadie fest mit ihrem Arm umschlang. „Nun laß uns aber heimgehen, die Großmama wird auf uns warten."

„Nicht wahr, Tante," setzte nun Leokadie hinzu, als beide sich zum Heimgang anschickten, „dagegen hast Du doch nichts, daß ich die Freibäuerin in ihrer Krankheit pflege und mich

so auf meinen künftigen Beruf einer barmherzigen Schwester vorbereite?"

„Das darf ich Dir allein nicht erlauben," antwortete die Tante lächelnd, „hat die Bäuerin wirklich, wie ich glaube, den Typhus, dann ist die Gefahr der Ansteckung sehr groß, dann bedarf es zur Erfüllung Deines Wunsches der Erlaubniß Deiner Eltern."

Schweigend gingen nun beide dem Herrenhause zu. Die Nachtigall schlug so schön, die Luft war von balsamischen Düften durchwoben und die Maienabendsonne vergoldete die smaragdenen Blätter und den Rasenteppich, — aber das Gemüth der beiden Wanderinnen empfand nichts von all' der Schönheit, die um sie her ausgegossen war.

XXX.

„Nun, wie hat es Dir denn dort gefallen, liebe Marie?" frug ein junger Mann, als er Hut und Handschuh ablegte, seine jugendliche Gattin, die sich ermüdet auf das Fauteuille des eleganten Zimmers in einem der ersten Hôtels des Badeortes niedergelassen hatte.

„Wie kannst Du fragen, lieber Arning," erwiderte diese, „nun und nimmer gehe ich wieder — selbst mit Dir nicht in einen Spielsaal."

Wir kennen jetzt beide. Der Assessor von Arning und Marie von Eberzahn, seit Ende Mai ein glückliches Ehepaar, befanden sich auf der Hochzeitsreise.

Frau von Eberzahn war zwar keine Freundin der Sitte, die das junge Paar mit der Trauung statt an den häuslichen Herd sofort in die weite Welt hinausführt, als sei der Ehestand dazu berufen, eine vergängliche Reise zu sein. Sie sah die Gründung eines Hausstandes nach ihrer ganzen Denkweise aus

dem christlichen Gesichtspunkte an und meinte, daß er in der möglichst stillen Zurückgezogenheit der neuen Häuslichkeit beginnen müsse. — Aber wer kann der allgemeinen Sitte sich entziehen? So war ihr denn nichts weiter übrig geblieben, als zu dem eleganten Reisewagen, ihrem Hochzeitsgeschenke für ihren lieben Schwiegersohn, ihren mütterlichen Segenswunsch zu fügen, als bald nach der Trauung ihre beiden glücklichen Kinder — wie sie ihnen noch zugerufen, nur auf kurze Zeit — ihren Umarmungen und dem Jubel der zahlreichen Hochzeitsgäste sich in dem dahinrollenden Wagen entzogen.

Köln war das nächste Reiseziel gewesen. Arning befriedigte gern den Wunsch seiner Gattin, den sie seit jenem Weihnachtsabend bei Mannhardt's gehegt, den Dom zu sehen, den sie dort im Bilde bewundert hatte.

Dann der Rheingau! Wer hat ihn gesehen? Nicht jetzt, sondern damals in den ersten vierziger Jahren noch. Jetzt gleicht er einer edlen Rittergestalt, der man über das Eisenkleid einen modernen Frack gezogen. Vor den leidigen Eisenbahnen auf beiden Ufern haben die alten Mauern mit ihren Thürmen und überragenden Giebelhäusern weichen müssen. Wer St. Goarshausen vor Jahren gekannt, und es jetzt wiedersieht, der klagt mit der hochragenden Ruine der Katz, die einsam trauernd über die Disharmonie, in die sie mit dem Thal zu ihren Füßen gerathen, auf die jetzigen modernen Häuser und das Bethaus im echt protestantischen Style herabblickt. Und durch den Felsen der sagenreichen Loreley gar ein Tunnel! Dazu so viele von den prächtigen Ruinen zu Schlössern im Tudorstyle renovirt! Was der Rhein war, ist er nicht mehr. Seine Berge stehen noch, seine Fluth fließt noch, aber seine Poesie ist dahin!

Die Hochzeitsreisenden sahen den Rhein noch in jener mittelalterlichen Herrlichkeit, und gern wäre Marie trotz des unschönen Stampfens der Maschine des Dampfbootes noch einmal aufwärts gefahren, wenn nicht Arning ihr den Wunsch geäußert hätte, auf einige Tage den nahe gelegenen Badeort zu besuchen. Er

meinte, seine liebe Marie müsse doch wenigstens einmal einen Einblick in das Leben einer rheinischen Badesaison gewinnen.

Sie waren eben aus jenen Räumen des prächtigen Kurhauses in ihr Hôtel zurückgekehrt, in denen durch die dichten Fenstervorhänge der Tag zur Nacht geworden, und in denen die tiefe Stille, die Alle beobachten, die um den grünen Tisch in der Mitte sitzen, durch das rouge perd et couleur gagne des Banquier und durch das Hin- und Herschieben des Goldes durch die Croupiers unterbrochen wird.

„Nie wieder dorthin, selbst mit Dir nicht," hatte Marie zu ihrem Gatten gesagt. „Weißt Du," setzte sie fast in sich zusammenschauernd hinzu, „es war mir zu Muthe, als wäre ich in einem Vorgemach der Hölle."

„Du hast recht, liebe Marie," antwortete Arning, „hier trifft einmal das Sprichwort ein: vox populi, vox dei, — die Spielsäle heißen ja auch im Volksmund Spielhöllen."

„Ich begreife nur nicht," sagte die junge Frau, „wie die Obrigkeit das dulden kann, daß solche Höllen im Lande etablirt werden."

„Ja," lächelte Arning, „wenn die Spielpächter für diese Erlaubniß nur nicht so viel für die Verschönerung des Badeortes und — für die Chatulle des Fürsten gäben!"

„Ich bitte Dich," rief Marie, und ein Zug des Unwillens umgab ihren schönen Mund, „des Fürsten?"

„Ich weiß nicht, ob es hier so ist," erwiderte Arning, „aber das Budget des regierenden Herrn von X. hat keinen geringen Zuschuß durch die dortige Spielpacht."

Die junge Frau schwieg, sie konnte kein Wort für den Gedanken finden, daß ein christlicher Fürst nicht allein das Spiel erlaube, sondern sogar seine Einnahme durch eine Summe vermehre, an der mehr als Thränen so vieler Unglücklichen hängt, die durch die schauerliche Mißachtung des Gebotes des lebendigen Gottes: „Bete und arbeite," zusammengebracht ist."

Hätte Frau von Arning erst sehen können, wie der Tag des HErrn, der Sonntag, es gerade ist, an dem Gott Mammon

in den Spielhöllen seine Opfer verschlingt, und hätte sie eine Ahnung von all' dem Gräuel gehabt, der wie Würmer im Aas sich durch das Spiel erzeugt, so würde ihr Erstaunen und ihr Unwille sich noch gesteigert haben.

In der That der Ruin so mancher Existenzen, den das Spiel hervorruft, ist noch das Geringste der Uebel, die es im Gefolge hat. Die Pflege des Mammonsdienstes, die Herz und Geist tödtende Gewalt, die Arbeitsscheu, die Verachtung der Gebote Gottes: — dieses Alles, das mit seinen thränenwerthen Folgen aus dem Spiel hervorwächst wie Bilsenkraut aus sumpfigem Boden, das ist es, weshalb man erstaunt fragen muß, wie ist es möglich, daß christliche Obrigkeiten es nicht allein dulden, sondern sogar an diesem ungerechten Mammon, auf dem tausend Flüche ruhen, Theil haben können?

„Hast Du wohl jene beiden Herren bemerkt?" frug Arning, die Pause, die eingetreten war, unterbrechend. „Sie saßen uns gerade gegenüber und eine junge Dame mit jüdischem Gesichtsausdruck und in jener auffallenden, reichen Toilette zwischen ihnen."

„Meinst Du die beiden," frug Frau von Arning, „von denen der Eine so große Summen gewann, während der Andere immer verlor? Ach ja, namentlich der Gewinnende — er war eigentlich nicht häßlich — aber er hatte einen höchst fatalen Ausdruck, ich weiß nicht, was es war, aber als er mich einmal ansah, Du beugtest Dich gerade zur Seite, da hatte sein Gesicht einen Ausdruck, der mich innerlich erbeben machte. Ich weiß nicht, ob Du es auch bemerkt hast, aber wir verließen gleich darauf den Saal."

„O Marie," antwortete Arning ernst, „das ist ein böser Mensch, ich beugte mich seitwärts, daß er mich nicht bemerken sollte."

„Du kennst ihn?" frug Marie erstaunt.

„Ich kenne Beide," erwiderte er. „Der so viel verlor, das ist der ehemalige Rittmeister von Royen und der Andere ist Wüstenfeld — Du weißt, der jene Duellgeschichte hatte, von der ich Dir oberflächlich erzählt."

„Der, der den Vetter von Leokadie von Mannhardt erschossen?“ rief Frau von Arning erschrocken.

„Derselbe,“ erwiderte Arning. „Er ist auf unerklärliche Weise seiner Haft, zu der ihn das Gericht verurtheilt, entkommen. Wir hatten einmal eine Spur von ihm. Als aber auf unsere Requisition ein Polizeirath ihn auf einer Soirée bei dem Geheimen Commerzienrath Isaaksohn in X. erwartete, erschien er nicht, er mußte Wind bekommen haben. Seitdem ist uns seine Spur vollständig entschwunden.“

„Eigentlich ist es meine Pflicht,“ fügte Arning hinzu, „daß ich einen Verhaftsbefehl gegen ihn auswirke. Es wird nur schwer halten, er wird jedenfalls unter einem fremden Namen hier sein, und ich muß zuvor an meine Behörde schreiben.“

„Ich bitte Dich, Herzensmann,“ sagte Marie, indem sie aufstand und Hut und Shawl ablegte, „störe doch die liebliche Stille unserer Hochzeitsreise nicht. Du bist ja hier nicht der Obergerichtsassessor, Du bist mein lieber Mann,“ setzte sie, ihren Arm um seinen Nacken schlingend, hinzu, „wenn wir erst zu Hause sind, — nun ja, da muß ich ja zufrieden sein, wenn Du Delinquenten verhörst und halbe Tage lang Deine Marie allein lässest.“

„Du süße Schmeichlerin,“ sagte Arning, und küßte sie auf ihre klare Stirn —: „angenehm ist es mir auch nicht, daß ich ihn erkannt habe, aber ich hab's nun einmal, und da hilft's nichts, mein Amtsgewissen sagt mir, daß ich wenigstens Alles thun muß, seiner habhaft zu werden.“

„Ach ihr bösen Männer,“ wollte eben die junge Frau ausrufen, als der Oberkellner mit dem Theeservice eintrat und zwei Karten mit dem Namen: „Baron von Feldberg“ überreichte.

Frau von Arning sah ihren Gemahl fragend an: — „Kennst Du den?“

„Ich kann mich nicht besinnen,“ erwiderte dieser.

„Der Herr wartet im Vorzimmer,“ bemerkte der Oberkellner.

„Bitten Sie ihn einzutreten,“ befahl der Assessor.

„Ich habe ein unbeschreibliches Bangen,“ sagte Marie zu

ihrem Gemahl, aber es war nicht mehr Zeit, den Befehl zu widerrufen. Die Flügelthür öffnete sich und vor Beiden stand Wüstenfeld.

„Verzeihen Sie, gnädigste Frau," wandte er sich tief verbeugend an Marie, die einer Bildsäule gleich an den Arm ihres Gatten gelehnt dastand, „daß ich mir die Kühnheit nehme, in das Heiligthum ihrer improvisirten Häuslichkeit einzutreten."

„Erlauben sie mir," wandte er sich dann an Arning, „Ihnen meinen Glückwunsch zu Ihrer Vermählung darzubringen."

„Ich habe einen Baron Feldberg erwartet," erwiderte Arning mit scharfem Accent.

„Ach, bester Arning," sagte Wüstenfeld lachend, „Ihnen darf ich wohl die Gründe für diesen kleinen Namensumtausch nicht erst angeben, Sie wissen, hohe Herren und — solche, denen es lästig sein könnte, erkannt zu werden, reisen incognito."

„Dann bedauere ich nur," erwiderte Arning ernst, „daß Sie mich nöthigen Ihrem Incognito ein Ende zu machen."

Marie zitterte, sie fürchtete eine Scene. Aber Wüstenfeld war nicht der Mann darnach, sich aus der Fassung bringen zu lassen.

Mit tiefer Beugung vor ihr sagte er mit so komischem Pathos, daß Marie einen Moment wider Willen lächeln mußte: „Sollte wohl der Herr Obergerichtsassessor von Arning selbst im Besitz des höchsten Glücks einen armen unglücklichen Mann so unglücklich machen, das Licht nicht mehr sehen zu dürfen?" Und bei diesen letzten Worten streifte ein Blitz seines Auges Marie, daß diese tief erröthete.

„Baron Wüstenfeld," sagte nun der Assessor, dem dieser Blick nicht entgangen war, in tiefer Erregung, „die einzige Gunst, um die wir Sie bitten" —

Gewiß hätte diese nicht mißzuverstehende Aeußerung jeden, in dem nicht alles Gefühl für Ehre erstorben war, zur schnellen Beendigung der Unterredung veranlaßt. Menschen wie Wüstenfeld sinken zu Fallstaffs Lebensmaxime herab, der bekanntlich frug: „Was ist Ehre?"

„Ah, ich verstehe," sagte Wüstenfeld ihn unterbrechend, „aber noch einen Augenblick Pardon, ich habe Sie nur aufgesucht, Herr von Arning, um bei Ihnen ein gutes Wort für einen Unglücklichen einzulegen."

Frau von Arning war schon im Begriff gewesen, sich in das anstoßende Zimmer zu entfernen, jetzt zögerte sie, da von einem Unglücklichen die Rede war.

Als Arning ihn fragend ansah, fuhr er fort: „Sie haben neben mir Rotzen mit seiner Frau gesehn."

„Ist der Rittmeister von Rotzen verheirathet?" frug Arning.

„Die Dame, die zwischen uns saß. Sie haben sie ja vorhin gesehen, die schöne Jüdin, die Tochter des Banquier Isaaksohn aus X. ist seine Frau," erwiderte Wüstenfeld mit einem Anfluge von Spott.

„Er ist," fuhr er fort, „zu seinem Unglück hier angelandet; er hat nicht allein sein bischen Eigenthum — Sie wissen, von seinen Gütern gehörte ihm fast kein Ziegel mehr, sondern auch das ganze künftige Erbtheil seiner Frau verspielt, wenn nicht," setzte er dazu, „noch weit darüber."

„O über das böse Spiel!" rief unwillkürlich Frau von Arning.

„Schelten Sie nicht das Spiel, meine gnädigste Frau," wandte sich Wüstenfeld an sie, — „dasselbe Spiel, das dem Einen nimmt, giebt dem Andern. Rotzen hat circa hunderttausend Thaler verloren und ich" — —

„Bitte, Herr von Wüstenfeld," sagte Arning, diesen unterbrechend, „was ist Ihr Wunsch wegen des Rittmeisters von Rotzen?"

„Es wird Ihnen nicht schwer sein," antwortete der Baron, „dem armen Schelm irgend eine anständige Lebensstellung auszuwirken."

„Er hat seinen Abschied genommen," erwiderte Arning achselzuckend, „und," setzte er hinzu, „ich glaube, daß Herr von Rotzen auf Ihre Dankbarkeit zu zählen berechtigt ist."

„Gewiß," sagte Wüstenfeld, dem es, wie allen Menschen

dieser Art, unangenehm war, an seine Verpflichtung zum Dank erinnert zu werden, „aber bedenken Sie doch, daß ich flüchtig wie Cain, jetzt noch nicht im Stande bin, ihm zu helfen.“

Wüstenfeld hatte fast eben so viel gewonnen, als Rotzen verloren. Auch das gehört zu dem Fluch des Spieles, daß es das Herz verhärtet und selbst alles natürliche Mitleiden zerstört!

„Ich werde sehen, was sich thun läßt,“ sagte Arning mit kurzer Verbeugung, auf die hin Wüstenfeld sich empfahl.

„Hätte ich doch nicht geglaubt,“ sagte Arning zu seiner Gattin, die sich jetzt anschickte, den Thee zu serviren, „daß Wüstenfeld so tief gesunken wäre. — Die Bahn abwärts ist doch gewaltig abschüssig. Jede Spur nobeler Gesinnung ist dahin. Er ist in der That ein gemeiner Mensch. Rotzen hat für ihn Alles gethan, ist ihm zur Flucht nach dem Duell behülflich gewesen, vielleicht auch später, — und nun, wo Rotzen Alles verloren, während er selbst Alles gewonnen, empfiehlt er ihn nur der Gnade eines Fremden.“

„Mich freut's nur,“ sagte Marie, indem sie ihrem Gemahl die Tasse bereitete, „daß Du jetzt der unangenehmen Procedur überhoben bist.“

„Ah, Du meinst seiner Verhaftung, allerdings,“ erwiderte Arning, „wird er selbst mich dessen überheben, er wird jedenfalls eher den Ort verlassen haben, als ich einen Verhaftsbefehl extrahiren kann. — Doch sieh,“ setzte er hinzu, „der Abend ist so schön, laß uns noch einen Spatziergang machen! Wir werden so am ehesten den Gedanken an diese unangenehme Begegnung los.“

Der Abend war in der That wunderschön. Die Gluth der Junisonne hatte sich gemildert und jener angenehmen Temperatur Platz gemacht, die den Abend dieses Monats gewöhnlich auszeichnet. Die jenseits des Flusses aufsteigenden bewaldeten Berge streckten ihre langen Schatten über das Wiesenthal, das den Fluß von den Bergen schied, und aus den Anlagen des Kurgartens durchströmte Rosenduft die Lüfte.

Beide waren keine Freunde von der rauschenden Musik, die in den Abendstunden den Promenirenden in den Badeorten ent=

gegenüber. Heute war sie ihnen ganz besonders unangenehm. Ihr und dem Gewoge der reichen Abendtoiletten auf der Promenade suchten sie sobald als möglich zu entfliehen. Ein Gang über die Pontonbrücke und über den kiesbedeckten Flußpfad, der durch die Anlagen und die Wiesen führte, und sie waren im Waldesdickicht und auf dem Wege, der in bequemen Curven bergaufwärts führte.

„Ach, wie prächtig einsam ist es hier," sagte Marie, indem sie sich an den Arm ihres Gatten schmiegte.

„Das hast Du zu früh gesagt," erwiderte dieser lächelnd und zeigte auf eine Gruppe, die in diesem Augenblicke aus einem Seitenweg tretend, ihnen entgegen kam.

Ein hoher Herr, in dem man auf den ersten Blick einen Würdenträger der katholischen Kirche erkannte, in der Mitte von drei Damen. Hinter ihnen zwei Diener, von denen der Eine dem geistlichen Würdenträger anzugehören schien.

„Was war das für ein schöner Mann," sagte Marie, als sie vorübergegangen waren, „und hast Du wohl die Dame auf der rechten Seite gesehen? Sie sah leidend aus, aber was für ein schöner Kopf auf der hohen Gestalt. Sie sah aus wie eine Fürstin mit ihrem dunkeln Auge und Haar."

„In der Gestalt war sie Dir ähnlich," erwiderte Arning, „aber laß sehen, ich muß die beiden jüngeren Damen kennen. Richtig," setzte er dann nach einigem Nachdenken hinzu, „ich müßte mich sehr irren, oder es waren die beiden Fräulein von der Offen, die Baptistinnen. Aber wie kommen die hierher und in die Gesellschaft des Cardinalerzbischofs? Der muß der Herr gewesen sein, ich sah neulich sein Bild im Bilderladen, und hier ist er, wie ich aus der Fremdenliste gesehen habe."

„Wenn die eine Dame," bemerkte Marie, „die Fräulein von der Offen ist, um deretwillen, wie Du mir erzählt hast, der Kaplan von Stapel seine Stellung hat verlassen müssen, dann muß ich wenigstens seinen Geschmack loben."

„Du, Du, sagte Arning lächelnd, „daß das der Erzbischof

nicht hört, Du weißt, ein katholischer Priester darf derart Geschmack nicht in sich aufkommen lassen."

„Die armen Leute," erwiderte Marie, „aber im Grunde," setzte sie hinzu, „ist's doch eigentlich ganz schön, daß die Priester nicht heirathen dürfen; ich hätte Levisohn und Kolbing noch viel lieber, wenn sie unverheirathet wären."

„Das sagst Du?" rief Arning, in der That erstaunt, „da sollte man ja fast meinen, Du wärst sehr unglücklich verheirathet."

„O, Du böser Mann," antwortete seine Gattin schmollend, „umgekehrt, weil ich so glücklich bin, darum eben. Es steht doch geschrieben, daß man nicht zween Herren dienen kann, und wenn nun ein Priester seine Frau so lieb hat, wie Du mich hast und ich Dich, dann kann er doch nicht eben so sehr seine Gemeinde lieb haben, und der soll doch eigentlich sein ganzes Herz gehören."

„O, Du kleine Sophistin," sagte nun Arning, und schlang seinen Arm um die schöne Gestalt, — „Du philosophirst zuletzt heraus, daß ich auch mein Amt niederlegen muß, weil ich Dich so lieb habe und ich doch nun nicht zu gleicher Zeit auch dieses, wie ich doch soll, lieb haben kann."

„Ach, ein geistlich Amt und Dein juristisch Amt," meinte Marie, „das ist doch nicht gleich, — übrigens," setzte sie hinzu, „wenn Mama abgeben will, dann mußt Du doch wohl um Deinen Abschied einkommen."

„Und dann?" frug Arning.

„Nun, dann leben wir seelenvergnügt auf Zülgen und ich bitte dann Leokadie von Mannhardt zu mir zu kommen. — Leokadie, was der sein mag," fuhr Maria fort, „durch den Brief, den sie mir zur Hochzeit geschrieben, zieht's wie eine tiefe Traurigkeit."

Die Sonne war unterdeß niedergegangen. Es fing schon an, im Walde zu dunkeln. Der Weg, den sie eingeschlagen, führte sie auf die Landstraße hinaus, die ziemlich steil die Höhe hinan von dort nach Braubach führt. — Auf der offenen Straße war es noch ganz helle. In dem Augenblicke, als sie aus dem

Walde in sie einbogen, kam ein Reisewagen dahergefahren, der wegen der schroffen Steigung des Berges trotz der Peitschenschläge des Kutschers nicht schnell von der Stelle kommen konnte. Als der Wagen an ihnen vorüberfuhr, konnten sie deutlich seine Insassen erkennen.

„Was war das?“ rief erschrocken Frau von Arning, als der Wagen vorüber war. „War das nicht die Jüdin und der Mensch der uns heute Nachmittag so belästigt hat?“

„Ich fürchte, ein neuer Schurkenstreich von dem Wüstenfeld,“ sagte Arning düster. „Nicht allein, daß er dem Rotzen sein Geld abgenommen, nun nimmt er ihm, wie es scheint, auch seine Frau.“

„Aber ich bitte Dich, Arning,“ rief Marie, „wie könnte das die Frau thun, das wäre ja ganz entsetzlich, ich habe bisher gedacht, so etwas käme höchstens in Romanen vor.“

„Ich bin glücklich, liebe Marie,“ erwiderte Arning ernst, „daß Du Dir so etwas nicht für möglich denken kannst, — aber leider spielen solche scheußliche Tragödien nicht selten in der Wirklichkeit.“

Der Badeort im Glanz seiner tausende von Lichtern lag jetzt in der Tiefe vor ihnen, und dann und wann tönte die Musik zu ihnen herauf. Beide gingen schweigend den Weg thalwärts, was sie soeben erlebt, warf einen tiefen Schatten in ihre harmlose Fröhlichkeit, die sie auf dem Waldwege wiedergewonnen hatten. Der Lichterglanz dort unten, die lustige Musik und jenes Rauschen eines belebten Ortes, das immer deutlicher an ihr Ohr drang, stimmte sie noch trauriger. Sie mochten beide denselben Gedanken haben, den Arning wie für sich aussprach: „die Dekoration des Elends!“

Sie waren jetzt der Brücke nahe, über die ihr Weg führte. Plötzlich verstummte die Musik.

„War das nicht ein Schuß, der soeben fiel?“ frug Marie erschrocken ihren Gatten.

„Allerdings,“ sagte dieser, „aber laß uns in unser Hotel zurück eilen.“

Damit beschleunigten beide ihre Schritte. Jenseits der Brücke sahen sie vor dem Eingange zum Kurgebäude auf der Seite, die dem Fluß zugewandt war, eine große Menge Menschen versammelt. Sie eilten vorüber und hatten nach einigen Minuten ihr Hôtel erreicht.

„Eben hat sich ein Herr erschossen," sagte der Oberkellner, der mit den silbernen Leuchtern ihnen auf ihren Salon voranleuchtete.

„O mein Gott!" rief Marie entsetzt. Der Oberkellner wandte sich leicht um und meinte, das sei am Orte nichts Neues, dieser habe es leider nur mit solchem Eclat unmittelbar vor dem Ausgange aus dem Kurhause gethan.

Allerdings, setzte er in Oberkellnergeschwätzigkeit hinzu, sei es dem Manne nicht zu verargen gewesen, er habe an der Bank enorme Verluste gehabt und seine Frau solle ihm, wie er höre, heute Abend entführt worden sein.

„Rotzen," wandte sich Arning zu Marie.

„Ja wohl," bestätigte der Oberkellner, als er die Leuchter auf den Tisch gestellt, „so ist der Name des Herrn, Baron von Rotzen, fürstlich Xscher Rittmeister a. D."

„Entsetzlich!" rief Marie, als der Kellner hinausgegangen war. — „O, hätten wir doch gleich den armen Mann aufgesucht."

„Wer konnte das ahnen," begütigte Arning, — „zudem scheint die Entführung seiner Frau, die der elende Mensch während unseres Spazierganges ausgeführt haben muß, erst die schreckliche That hervorgerufen zu haben."

„Ach, liebster Arning," klagte Marie, „wie wahr ist es doch, was Pastor Levisohn so oft predigt, „„die Sünde ist der Leute Verderben!""

„Gewiß," entgegnete ihr Gemahl, „aber wir wollen den armen Unglücklichen nicht richten; jedenfalls trägt Wüstenfeld größere Schuld. Und auch dem," setzte er hinzu, „möchte ich nicht die letzte Schuld beimessen."

Als seine Gattin ihn fragend ansah, — antwortete er feierlich: „Der Kirche, liebe Marie; wenigstens ist das ihre große

Schuld in unserm Lande, daß vordem die Mehrzahl ihrer Diener den nicht gepredigt hat, der allein im Stande ist, die Herzen zu ändern. Ich weiß es ja aus der Zeit meines eigenen Confirmandenunterrichts, und Wüstenfeld und der arme, unglückliche Rotzen — sie werden keinen besseren gehabt haben."

„Aber Du bist doch anders geworden?" sagte Marie.

„Allerdings, durch Gottes Gnade und durch den Einfluß des jetzigen Generalsuperintendenten. Ich weiß noch, was seine erste Predigt, als er Hofprediger wurde, für einen mächtigen Eindruck auf mich gemacht hat. Selbst der Text ist mir treu im Gedächtniß geblieben: „„Das Heu verdorret, die Blume verwelket, aber das Wort unseres Gottes bleibt ewiglich.""

„Siehst Du," warf nun Marie ein, „das konnten doch auch die Andern hören!"

Arning zuckte mit den Achseln und meinte nur: „Wenigstens, liebe Marie, sollen wir uns vor dem richten hüten."

„Gewiß," antwortete diese, „ich will ja auch nicht richten, aber die That ist doch gar zu schrecklich. Unser Pastor sagt, ein Selbstmörder könne unmöglich selig werden, weil er sich selbst den Raum zur Buße seines todwürdigen Verbrechens genommen habe."

„Daran hat der liebe Levisohn im Allgemeinen ganz gewiß recht," antwortete Arning, „aber den speciellen Fall und das Maaß der Verschuldung müssen wir doch wohl allein dem Urtheil des allwissenden Gottes überlassen."

„Ein Herr wünscht dringend, den Herrn von Arning zu sprechen," raportirte der Oberkellner.

„Hat er nicht seine Karte abgegeben, oder seinen Namen genannt?" frug Arning.

Der Oberkellner verneinte die Frage, theilte dann aber mit, daß der Herr heute Nachmittag angekommen und in nahen Beziehungen zu dem Herrn von Rotzen zu stehen scheine. Er sei über dessen Ende auf das heftigste erschrocken und da er von ihm gehört, daß ein Herr von Feldberg, nach dem er sich auf das angelegentlichste erkundigt, dem Herrn von Arning seine

Aufwartung gemacht, habe er um die Unterredung mit ihm gebeten.

Arning trat, um seiner Frau eine etwa mögliche neue Erregung zu ersparen, zu dem harrenden Fremden in das Vorzimmer.

„Der Herr Obergerichtsassessor von Arning?“ frug ein beleibter Herr in modischem Frack und jenen Gutturaltönen, die noch mehr als der Gesichtsausdruck, den Juden verriethen.

Bei der stummen Verbeugung des Angeredeten fuhr er fort: „Der Herr Baron Feldberg“ —

„Wüstenfeld,“ corrigirte Arning.

„Ja wohl, der Herr Baron von Wüstenfeld,“ wiederholte der Jude mit gepreßter Stimme, „sind heute Nachmittag bei Ihnen gewesen.“

„Was steht zu Ihrem Befehl?“ frug Arning kurz, dem die Frage des Unbekannten unangenehm war.

„Verzeihen Sie, Herr Baron,“ sagte der Mann, „ich bin der Geheime Commerzienrath Isaaksohn aus X., der Schwiegervater des unglücklichen“ —

Dabei krampften sich seine Hände ineinander und er ging, ohne den Satz zu vollenden, einige Male in dem Zimmer auf und ab. Dann stellte er sich vor Arning hin und rief in höchster Erregung:

„Er ist todt, er hat sich erschossen, — o, meine arme Rebekka!“

Arning fühlte tiefes Mitleiden mit dem armen unglücklichen Manne.

Der Commerzienrath ging von Neuem händeringend in der Stube auf und ab, dann sagte er stehenbleibend: „Und ich bin ein ruinirter Mann. O, daß ich auch sein mußte so unklug.“

„Er ist ja todt,“ bemerkte Arning ernst.

„Ja wohl!“ rief der Geheime Commerzienrath, „es ist schrecklich, schrecklich,“ wiederholte er mit dem Ausdruck der Verzweiflung in seiner Stimme, — „aber sehen Sie, das ist auch schrecklich, er hat dazu todt gemacht mein Vermögen, meinen Credit, mein Alles — ich bin ein ruinirter Mann, Herr Baron!“

„Er soll große Summen an der Bank verloren haben," bemerkte Arning.

„Große!" rief der Jude, „was ist groß, ungeheuere sag' ich Ihnen, sie übersteigen jedes Glauben. Hat er doch mitgenommen zehntausend Thaler. Sie waren im Umsehen weg. Dann hat er Wechsel auf mich gezogen, leider hat die Rebekka sie mit unterschrieben, — ich muß sie zahlen, ich hatte mich im Ehecontrakt verpflichtet, der Rebekka auszuzahlen, was ihr gebührt, wenn sie's verlangte, — wer dachte denn auch, daß sie's verlangen würde; — ich habe sie schon zum Theil bezahlt, — hier sind sie," damit nahm er aus seinem Portefeuille eine Menge jener dünnen Papiere, die der Schrecken aller derer sind, die sie plötzlich überfallen, — „sehen Sie nur, Herr Baron, neunzigtausend Thaler!"

„Enorm," sagte Arning.

„Enorm, was ist enorm, ich sag Ihnen, es ist mehr als enorm, — hunderttausend Thaler, es ist der Rebekka ihr ganzes Erbtheil und darüber — was soll ich machen, Herr Baron, ich bin ein ruinirter Mann, und nun ist er todt, — o meine arme Rebekka," jammerte der Jude von Neuem.

„Lassen Sie doch den Gedanken an ihren Vermögensverlust fahren," sagte Arning, dem es widerwärtig war, daß man kaum unterscheiden konnte, was dem Manne mehr Schmerz verursachte, — das traurige Ende seines Schwiegersohnes, oder der Verlust des Vermögens.

„Sie haben Recht," sagte der Geheime, „es ist nicht zu beschreiben, wie schrecklich das ist, er hat sich todt geschossen, sie brachten eben die Leiche in's Hôtel, die Kugel ist ihm gerade in den Kopf gegangen, und nun ist die Rebekka Wittwe, — o, mein liebes, liebes Kind!"

Arning schwieg, was sollte er dem unglücklichen Vater zum Trost sagen.

„Aber es ist doch auch keine Kleinigkeit," fuhr der Geheime Commerzienrath fort, als er wieder einige Mal in dem

Zimmer auf- und abgegangen war, „so auf einen Zug hunderttausend Thaler zu verlieren."

„Darum sind Sie aber doch noch nicht ruinirt, wenn die Hunderttausend Ihrer Tochter Erbtheil waren," bemerkte Arning.

„Aber bedenken Sie, Herr Baron, gleich Neunzigtausend aus dem Geschäft!"

„Ich bitte Sie noch einmal," bemerkte Arning ernst, — „denken Sie jetzt nicht an ihr Geld, sondern an das viel größere Unglück, das Sie betroffen hat."

„Herr Baron," sagte nun plötzlich der Commerzienrath, „verzeihen Sie, — was ich Sie fragen wollte, der Baron Feldberg, ich wollte sagen Wüstenfeld, ist heut Nachmittag bei Ihnen gewesen —; ich hab ihn aufgesucht, — ich habe die Rebekka gesucht, — ich habe keinen gefunden. Ich bin hergereist, bei Tag und Nacht gereist, um die Rebekka und ihren Mann zu holen und den Baron, den Bräutigam von der Eulalie. Und nun ist der Eine todt, und die Rebekka nicht zu finden und der Baron nicht zu finden."

„Fassen Sie sich," sagte Arning, „ich fürchte, Ihre Tochter ist mit Baron Wüstenfeld davon gefahren."

„Meine Rebekka!" schrie der Alte hell auf, — „meine Rebekka mit dem Baron Wüstenfeld, mit dem Bräutigam ihrer Schwester Eulalie?"

„Es ist so," erwiderte Arning mitleidig.

„O, über die Schande in der Familie und der Jammer der Eulalie, was wird sie sagen, sie wird mir noch krank!" schrie der unglückliche Vater.

Des Mannes Kraft war gebrochen, er sank auf einen dastehenden Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Die Schande seiner Tochter schien doch mehr Macht über sein Gemüth zu haben, als der Verlust des Geldes.

Als er eine Zeit lang stumm dagesessen, erhob er sich langsam, und sagte, wie vor sich hin: „Ich will ihr nicht fluchen, — sie ist mein Kind, mein Fleisch und Blut, — aber," setzte

er ingrimmig hinzu: „Ihm will ich fluchen, — der meine beiden Kinder unglücklich gemacht hat!“

Und nun rief er unter dem schauerlichen Lachen der Verzweiflung: „Warum ist der alte Isaaksohn auch so ein Narr gewesen, und hat adliche Schwiegersöhne haben wollen!“

„Fassen Sie sich,“ sagte Arning sanft.

Der unglückliche Mann sah ihn groß an, dann sagte er mit scheinbarer Ruhe: „Ja ich will mich fassen. Ich muß ihnen nach, ich will ihm mein Kind abjagen!“ — rief er von Neuem erregt, „ich will dem Buben meinen Fluch auf sein vermaledeites Haupt schleudern.“

„Bitte, Herr Baron,“ fuhr er ruhiger fort, „können Sie mir nicht sagen, was Sie von der Geschichte wissen?“

Als Arning ihm gesagt, was er gesehen, und ihm mitgetheilt, daß der Wagen die Straße nach Braubach gefahren, erkundigte sich der Geheime Commerzienrath noch, was er für Schritte zu thun habe, daß in seiner Abwesenheit das Begräbniß seines unglücklichen Schwiegersohns besorgt werde, allerdings, setzte er hinzu: „Es wird das wohl viel Geld kosten.“

Damit empfahl er sich und verließ das Zimmer.

„Nein, Marie,“ sagte Arning, kaum seiner Erregung Herr, „das ist zu viel, — der Schwiegervater des unglücklichen Rotzen. Wir reisen morgen ab.“

„Darum wollte ich Dich schon bitten,“ erwiderte diese, — „ach, noch einmal an den Rhein, liebster Mann, daß wir in seine Fluth die Erinnerung an den heutigen Tag versenken!“

Arning griff die Schelle. „Morgen früh um sieben Uhr Extrapostpferde nach Koblenz,“ befahl er dem eintretenden Oberkellner, „und heute noch die Rechnung.“

„Es ist doch eine recht traurige Geschichte mit dem Herrn von Rotzen,“ sagte der Oberkellner, bevor er die Stube verließ. „Es hat sich auf seinem Zimmer in seinem Hotel ein offenes Schreiben gefunden, worin er den Fluch über seine Frau und einen gewissen Wüstenfeld ausspricht, den er des schreiendsten Undanks anklagt. Er muß das kurz vor der That geschrieben haben.“

„Auch das noch," seufzte Frau von Arning, als der dienstbare Geist das Zimmer verlassen.

Beiden Ehegatten war der Appetit zu ihrem frugalen Souper vergangen.

Sie hielten die gute Ordnung, den Tag mit einer kurzen Andacht zu beginnen und zu beschließen, auch auf der Reise fest. Marie reichte ihrem Gatten ihr neues Testament mit den Psalmen.

Er las den 91. Psalm. Es war beiden, als ob die Engel Gottes sich um sie herlagerten, als Arning mit bewegter Stimme las:

„Er hat seinen Engeln befohlen über Dir, daß sie Dich behüten auf allen Deinen Wegen; daß sie Dich auf den Händen tragen und Du Deinen Fuß nicht an einen Stein stößest."

„Um den Abend wird es licht," sagte Marie bewegt und reichte ihrem Gatten die Hand.

„Amen!" sagte dieser.

XXXI.

Louise von der Ossen hatte seit der Rückkehr von Köln gekränkelt. Vielleicht hatte sie sich erkältet. Ein unangenehmer Husten wollte nicht weichen. Jedenfalls hatten die mancherlei Gemüthsbewegungen mit dazu beigetragen, ihre sonst so feste Gesundheit zu untergraben.

Herr Nasendreher hatte wirklich die Frechheit gehabt, in Gemeinschaft mit seinen beiden Gemeindevorstehern, Herrn Rützschnabel und dem Schneider, ihr den Gemeindebeschluß mitzutheilen. Natürlich hatte Louise, mehr noch entsetzt über die bodenlose Gemeinheit, die sich darin aussprach, als entrüstet über die eben so unfaßliche Frechheit, daß man es wagen konnte, ihr

so etwas auszusprechen, die „heiligen" Abgeordneten zurückgewiesen, und ihnen für immer das Haus verboten.

Dieser letzte Einblick in die Seele der Baptistengemeinde und eine Unterredung mit Torfschöttel, der nach Niederlegung seines Amtes die Damen aufgesucht hatte, um ihnen die Vorgänge in jener sogenannten Gemeindeversammlung mitzutheilen und sein tiefes Bedauern darüber auszusprechen, hatte bei beiden Schwestern den Entschluß zur Reife gebracht, dem Baptismus abzusagen. Nur die Rücksicht auf ihren Vater bewog sie, das für jetzt wenigstens noch nicht öffentlich zu thun.

Aber wohin nun? Ein Gemüth, dem die höchsten Interessen des Lebens nicht fern geblieben sind, kann nicht ohne kirchliche Gemeinschaft leben. Abgesehen von der Theilnahme an den Gnadenmitteln, die ja nur in ihr möglich ist, ist die Gemeinschaf. selbst etwas Unentbehrliches. Der einzelne Mensch ohne diese ist wie ein abgerissenes Blatt, das der Wind hin- und herwirbelt und das endlich verwelkt von dem Fuße der eignen Lüste und Begierden zertreten wird. Das tiefsinnige Wort: „außerhalb der Kirche kein Heil!" hat seine praktische Wahrheit.

Namentlich Louise erkannte das, die ihre Schwester an Verstandesgaben, wie wir wissen, überragte. Darum jetzt, nachdem sie sich vom Baptismus innerlich völlig geschieden, für sie die bange Frage: wohin nun?

Wäre sie so glücklich gewesen, in einem Hause und in einer Gegend zu leben, wo das lutherische Bekenntniß zu Saft und Leben gekommen, dann würde ihr vielleicht die Wahl nicht so schwer geworden sein. Wir wissen aber, daß der sonst so brave Herr Abraham Stiller diesem Bekenntnisse fern stand, und daß das Thal, in dem sich die Schwestern aufhielten, durch und durch einen reformirten Charakter trug.

Herr Abraham Stiller, dem es nicht entgangen war, daß die Schwestern seit dem letzten Zusammentreffen mit Herrn Nasendreher, von dem ihm Louise flüchtig in ihrer Erregung Mittheilung gemacht, völlig dem Baptismus entfremdet waren, gab sich alle erdenkliche Mühe, Louise davon zu überzeugen, daß das

religiöse System des Doktors Kollenbusch, dieses Schülers des seligen Menken, wirklich die Quintessenz aller evangelischen Wahrheit sei. Er las deshalb in den Abendstunden, in denen gemeinsame Lektüre die Familie um den Theetisch vereinigte, hauptsächlich aus Menken's nachgelassenen Schriften vor.

Louise konnte sich nicht verhehlen, daß der Verfasser ein bedeutender Mann müsse gewesen sein. Sein edler Styl, die Feinheit, mit der er den ihm vorliegenden Gedanken entwickelte, die große Schriftkenntniß, die er überall an den Tag legte, und die ungefärbte Frömmigkeit, die aus allen seinen Schriften hervorleuchtete, das Alles konnte nicht verfehlen, einen tiefen Eindruck auf sie zu machen. Sie war auch selbst nicht genug in dem Kernpunkt aller evangelischen Wahrheit erfahren, als daß sie den feinen Irrthum, dessen wir früher Erwähnung thaten, die Hervorhebung eines gewissen Wohlverhaltens als Mittel zur Seligkeit auf Kosten des alleinigen Verdienstes Christi hätte bemerken sollen. Das, was ihrem klaren Verstande nur sehr bald einleuchtete, war gerade das, was Menken und all' seinen Schülern eigen ist, — eine gewisse Geringschätzung der sichtbaren Kirche und ihres Bekenntnißstandes. Es war das bei Menken etwas so Natürliches. Seine Entwickelung gehörte einer Zeit an, in der dem Protestantismus das Christenthum fast abhanden gekommen war. Was Wunder, daß ihm, der durch das Studium der heiligen Schrift zum Glauben gekommen war, sich eine gewisse Geringschätzung der Kirche anheftete!

Aber gerade das suchte Louise, — eine Kirche, eine Gemeinschaft, in der sie nicht allein sichere Tritte thun konnte, weil die Wahrheit dem Belieben der Einzelnen entnommen war, sondern die auch in ihrem Kultus und Allem, was mit dem in Berührung stand, Geist und Gemüth Genüge gab.

Der Anblick des Kölner Doms war für sie ein entscheidender Wendepunkt in der Entwickelung ihres religiösen Lebens geworden. Der Dom war für sie eine Offenbarung gewesen. Das ist die Kirche, — hatte es plötzlich, wie wir wissen, in sie hineingeklungen. War sie sich dessen auch noch nicht

klar bewußt geworden, so fühlte sie es doch, daß diese aufstrebenden Mauern, deren schwere Basis sich nach oben hin in die zartesten Gliederungen auflöste, diese Spitzbogen und Gewölbe, die auf schlanken Säulenbüscheln wie die anbetenden Hände sich schlossen, ein wunderbar heiliges Mysterium aussprachen, und dieses Mysterium ist die Kirche.

Selbst während der Vorlesungen, namentlich, wenn durch Elisabeths richtige Betonung der edle Inhalt einer Menken'schen Predigt nicht litt, blickte Louisen's inneres Auge in den herrlichen Chor des Doms, und der Orgelklang, den sie dort gehört, begleitete die Gedanken, die sich an dem Vorgelesenen entzündeten.

Louise von der Ossen war nun einmal so unprotestantisch geartet, daß sie, nachdem ihr einmal das Heilige in der edelsten Verleiblichung entgegengetreten war, dieses von der leiblichen Erscheinung nicht mehr zu trennen vermochte.

Wir können uns so nicht wundern, daß Louise jene Kirche, zu der die Stiller'sche Familie, wie wir wissen, eingepfarrt war, und deren unschönen Baustyl wir kennen gelernt, nicht anziehen konnte. Noch viel weniger fühlte sie sich durch den Kultus oder vielmehr durch den herrschenden Mangel an allen edeln Kultusformen befriedigt. Wie soll auch ein Gemüth, das nach Anschauung des Heiligen neben der Belehrung Verlangen trägt, sich in einem Gottesdienst heimisch fühlen, der sich in einem schleppenden Gemeindegesang und in einer Predigt erledigt, die selbst bei den begabtesten Prediger nicht immer, und das ist ja so natürlich, den Ersatz für alle übrigen fehlenden Momente des Kultus bieten kann.

Fügen wir hinzu, daß Louisen's klarem Verstande es nicht entging, daß die kirchliche Richtung des Thales von der reformirten Anschauung beherrscht war, und daß diese, wie es sich denn auch in dem Reichthum von allerlei Sekten zeigte, die im Thal ihren günstigen Boden fanden, dem Principe nach von der baptistischen nicht gar zu weit sich entfernte; so werden wir es erklärlich finden, daß sie auch in dem Kirchenwesen des

Thals keine ihr genügende Antwort auf ihre bange Frage erhielt: wohin nun?

Angelika verstand sie nicht recht, wenn sie auf ihr Zimmer Abends angekommen, gegen sie ihr Herz ausschütten wollte. Angelika hatte zwar, indignirt über das Benehmen der Baptisten gegen sie, willig mit ihrer Schwester dem Baptismus entsagt, aber es wurde ihr nicht im mindesten schwer, in dem Gottesdienste des Thals ihr Genüge zu finden. Sie theilte nicht das ideale Bedürfniß ihrer Schwester, dazu war sie eine weniger selbstständige, mehr bieg- und schmiegsame Natur, die gerade dahin sich neigte, wo ihr eine achtunggebietende Autorität entgegen trat. Und die hatte sie in einem der Geistlichen jener Gemeinde gefunden, der allerdings sein eindringendes Zeugniß von der Liebe Christi mit einem Wandel schmückte, der an das Wort des greisen Johannes erinnerte: „Kindlein, liebet Euch unter einander!“

Er ist zu seines Herrn Freude eingegangen — have anima pia! —

Aber irre ich mich nicht, so wäre Angelika von der Offen unter andern Umständen eben so gut eine fromme Katholikin gewesen, als sie jetzt, nachdem sie mit dem Baptismus gebrochen, sich in jenen sonntäglichen Gottesdiensten sehr befriedigt fühlte.

Angelika fürchtete sogar, wenn Louise vom Kölner Dom sprach, und von den schönen Gottesdiensten, nach denen ihre Seele Verlangen trage, daß dem Allen die Neigung zum Kaplan von Stapel zu Grunde liege.

In wie weit sie darin nach weiblichem Instinkt richtig sah, wage ich nicht zu entscheiden; allerdings hatte der frühere Briefwechsel mit dem Kaplan die ersten Samenkörner des Zweifels an der Wahrheit baptistischer Anschauungen in ihre Seele gestreut. Darin irrte sich aber Angelika unbedingt, daß diese Neigung, die freilich durch das Zusammentreffen im Dom wieder Farbe gewonnen, an der Sehnsucht ihrer Schwester nach einer Kirche Antheil habe, der sie sich mit Freuden hätte anschließen können.

Die einzige Seele, bei der sie einiges Verständniß fand, war Elisabeth Stiller. Aber auch nur einiges. Nicht das Verlangen nach einer festen kirchlichen Gestaltung, die Sicherheit gegen die subjektive Willkür der Predigt böte, sondern der Mangel an schönen, der Sache entsprechenden Formen des Kultus war das, was Elisabeth bewegte und darin sekundirte sie ihrer Freundin immer auf das lebhafteste, wenn das Abendgespräch auf diesen Gegenstand kam, und Herr Abraham Stiller bemerkte mit einer Art Entsetzen, wie „sein eigen Fleisch und Blut," wie er sich ausdrückte, sich dem Papismus zuneige.

Louise kränkelte. Ihr Gemüth, von jener ernsten Frage bewegt, war nicht im Stande, ihre sonst so gesunde Natur zu unterstützen.

Wir haben so eben den Kaplan von Stapel erwähnt. Von dem Kampf, den es ihr kostete, die, wie sie sich sagte, thörichte Neigung zu diesem Manne zu unterdrücken, wußte Niemand. Aber er bildete einen nicht geringen Gegenstand ihrer innerlichen Nöthe.

Sie hatte nicht umhin gekonnt, den Vorstellungen des Herrn Stiller nachzugeben und ihrem Vater von allen Vorgängen mit der Baptistengemeinde Nachricht gegeben. Die Antwort war nicht der Art, daß ihr Gemüth an ihr sich hätte aufrichten können. Herr von der Offen wollte seine Kinder zwar nicht nöthigen, bei einer Gemeinschaft zu bleiben, in der sie keine Befriedigung „ihres religiösen Bedürfnisses" mehr fänden, aber er gab Louise zu bedenken, nachdem er seinen tiefen Schmerz über ihre geänderte Anschauung ausgesprochen, ob nicht ihre verkehrte Neigung zu dem „Baalspriester," wie er sich ausdrückte, sie dahin gebracht habe, die allerdings rohe Behandlung, die sie von den Baptisten des Thales erlitten, als ein willkommenes Motiv zu ihrem stillschweigenden Austritt aus der Gemeinde anzusehen. Er setze, schrieb er, bei ihr nicht voraus, daß sie jemals an eine Verbindung mit einem Gliede „der babylonischen Hure" denken könne, auch wenn das, was hier ja nicht der Fall sei, möglich wäre, aber er wisse, daß gerade der Baptismus den Katholiken so sehr zuwider sei, und er riethe ihr, sich zu prüfen, ob nicht dem Katholiken zu Liebe sie die Gemeinde der „Tauf-

gesinnten" verlassen habe. Zum Schlusse sprach er dann das ausdrückliche Verlangen aus, daß die Schwestern zu Anfang Mai in das Vaterhaus zurückkehren sollten.

Dieser Brief war in der Mitte des April angekommen. Ob der Kummer, von ihrem Vater, den sie so tief verehrte, sich so sehr verkannt zu sehen, auf ihren Gesundheitszustand einen so üblen Einfluß ausübte —: genug, in der letzten Hälfte des April wurde ihr Gesundheitszustand immer bedenklicher, Fieberzustände stellten sich ein, die frühere blühende Farbe machte einer tiefen Blässe Platz und der Husten wollte nicht weichen.

Herr Abraham Stiller, der von dem Briefe des Vaters nur den Schluß, den Befehl zur Rückkehr, erfahren hatte, schrieb Herrn von der Ossen, — daß vorerst an eine Rückkehr in's Vaterhaus nicht zu denken sei, er bat vielmehr, und Angelika schloß sich in einem besonderen Briefe dieser Bitte auf das Dringenste an, der Vater möge erlauben, daß die Damen dem ausdrücklichen Verlangen des Arztes gemäß, ein passendes rheinisches Bad besuchen dürften.

Mehr noch als das zärtliche Antwortschreiben von Vater und Mutter, das zu der erbetenen Reise drängte, wirkte das vortheilhaft auf den Zustand Louisens ein, daß ihre liebe Miß James die Ueberbringerin war. Die Mutter wäre selbst gekommen, schrieb diese, wenn sie nicht an einem zwar ungefährlichen aber doch zu einer so weiten Reise sie unfähig machenden Gelenkrheumatismus gerade leidend gewesen. Nun solle die Schwestern statt ihrer Miß James in's Bad begleiten. —

Gegen die Mitte des Mai hatte sich wohl nicht ohne den Einfluß, den die Anwesenheit ihrer früheren Gouvernante, nun ihrer mütterlichen Freundin, auf sie ausübte, Louise so weit erholt, daß die Reise angetreten werden konnte.

Der Abschied war Allen sehr schwer geworden. Herrn Stiller hatte Louise trotz seiner Besonderheiten, die ihr an einem andern Manne schwer geworden wären, sehr hochachten gelernt. Konnte sie ihm auch in seinen religiösen Ansichten nicht zustimmen, so ehrte sie doch die Treue, mit der er in seinem

Hause diese in aller Freundlichkeit, die ihm eignete, praktisch zu verwerthen wußte. Wir wissen, wie sie zu Elisabeth und diese zu ihr stand. Und auch Salome und Zacharias und Rebekka hatten sich daran gewöhnt, in Louise und Angelika nur Schwestern zu sehen.

Außer Elisabeth wurde Frau Abraham Stiller der Abschied am schwersten. Es war nicht der Verlust des Schimmers, den die Anwesenheit der vornehmen adligen Damen ihrem Hause verliehen hatte, sondern die fast mütterliche Zuneigung, die sie zu den Schwestern gewonnen, was ihr den Abschied außerordentlich schwer machte. Etwas spielte allerdings auch das Vergnügen mit hinein, das sie in der Erinnerung an ihre Jugendjahre empfand, die durch den Umgang mit diesen fein gebildeten Damen in ihr wach geworden war.

Dazu war es, so weit Menschen sehen konnten, ein Abschied für das Leben. Nach der Bestimmung des Arztes sollten die Damen nach der Cur eine längere Reise in die Schweiz unternehmen, und dann nach dem Wunsche des Vaters gegen Ende des Sommers, wenn es Louisens Gesundheitszustand erlaube, auf dem kürzesten Wege in die Heimath zurückkehren.

Abschied — bitteres Wort, das empfanden Alle. Schon in der Morgenandacht des Scheidetages flossen die Thränen reichlich und Herr Stiller konnte kaum seiner tiefen Bewegung Herr werden, als er im Schlußgebet noch ganz besonders die lieben Geschwister dem Schirm und Schutze der Engelsscharen empfahl.

Als nun der Reisewagen bepackt und die Schwestern eingestiegen waren, und Louise noch einmal die Hand herausreichte und ihr Lebewohl in Thränen erstickte, da wollte Elisabeth schier das Herz brechen vor Wemuth.

Nun rollte der Wagen davon und Elisabeth stürzte hinauf in Louisens Stube und verhüllte ihr Antlitz in die Kissen des Bettes ihrer Freundin.

Ach Abschied, wie weh bist du! —

Wir sind den beiden Schwestern in der Umgebung des Badeorts in Gesellschaft des Cardinalerzbischofs schon begegnet.

Wer auf die Lebensführungen achtet, der wird nicht umhin können, in Allem eine höhere Hand zu bemerken, die entweder segnend oder strafend, züchtigend oder tröstend in dem Leben sich offenbart, je nachdem daß der Mensch seine Freiheit mißbrauchend den Zügen des Geistes Gottes widerstrebt, oder sich ihnen hingiebt. Ja diese höhere Hand weiß es so einzurichten, daß selbst verkehrte Wege, die wir einschlagen, doch schließlich zum Heile führen, wenn nur der Grund des Verlangens der Seele das Heil ist.

Bald nach der Ankunft der Schwestern hatte der Cardinalerzbischof der rheinischen Metropole denselben Badeort zu einem längeren Aufenthalt gewählt. Er schien es sich neben der Pflege seiner Gesundheit zur Aufgabe gestellt zu haben, während seines dortigen Aufenthalts die kleine katholische Gemeinde des Ortes an den Sonntagen selbst zu versehen. Man konnte an jedem Sonntagmorgen den Wagen des Kirchenfürsten nach der unscheinbaren katholischen Kirche am oberen Theile des Thales fahren sehen.

Die Schwestern hatten in der protestantischen Kirche vergebens Erbauung gesucht. Während Louise durch die völlige Formlosigkeit des dortigen Gottesdienstes zurückgestoßen wurde, fand auch Angelika von der rationalistischen Salbaderei, die man Predigt nannte, sich nichts weniger als angezogen. Mit Miß James dem englischen Gottesdienste beizuwohnen, der während der Badesaison abgehalten wurde, konnte sich Louise nicht entschließen, weil sie meinte, reformirtes Wesen habe sie im Thal genugsam kennen gelernt. — So kam es denn, daß die Schwestern sich eines Sonntags entschlossen, in die katholische Kirche zu gehen.

Die Messe war vorüber; die Predigt sollte ihren Anfang nehmen. Schon die Andacht, die sich in der ganzen Haltung der gedrängten Menge aussprach, imponirte Louise. Ihr Gemüth wurde durch den lieblichen Gesang aufwärts gezogen. Welch' ein Contrast gegen das unmelodische Schreien etlicher Knabenstimmen in der protestantischen Kirche des Orts. Jetzt bestieg der Cardinalerzbischof die Kanzel. Die einfache und doch reiche

Tracht paßte zu der hohen Gestalt mit dem würdevollen Antlitz. Das funkelnde Kreuz auf seiner Brust erinnerte sie an das Brustschildlein in der priesterlichen Tracht der Hohenpriester Israels. Sie sah in ihm dessen Erfüllung. Nach einem stillen Gebet, bei dem das Antlitz nach dem Altar gewandt war, begann die Predigt.

Louise kannte ja das Evangelium des Sonntages, des dritten nach Trinitatis, aber so hatte sie es noch nicht auslegen gehört. Es war jedes Wort der einfachen und tiefen Predigt, als wenn der Redner ihren Herzenszustand gekannt hätte.

Das verlorene Schaf, das in der Irre geht, war sie. Von der großen Heerde der kirchlichen Gemeinschaft getrennt, ging sie ja hin und her, und wußte nicht wohin. Jesus geht ihr nach, — sie vernahm seinen leisen Schritt unter den Worten dieser Predigt, hörte seinen Ruf: „Komm her, Du armes Schäflein zu mir, so wirst Du Ruhe finden für Deine Seele. Komm, vertraue Dich mir an, — kennst Du nicht ein priesterlich Herz, dem Du Alles sagen und klagen könntest? Siehe, das heilige Weib, das den verlorenen Groschen sucht, zeigt Dir, wem Du Dich vertrauen kannst: — der Kirche, ihren treuen Dienern!"

So redete der Prediger weiter. Louise vergaß es, daß sie in einer katholischen Kirche war und daß, der dieses Wort sprach, ein Cardinalerzbischof war. Ihr war es zu Muthe, als hätte sie laut ausrufen müssen: „Nimm mich an, Du Mann Gottes, — Du weißt Rath für mein armes suchendes Herz!" —

Die Predigt war zu Ende. Die Menge verließ das Gotteshaus. Louise saß noch unbeweglich da. Angelika mußte ihr sagen, daß es Zeit sei, aufzubrechen.

Auch auf diese hatte die Predigt einen tiefen Eindruck gemacht. Dennoch erschrak sie, als Louise ihr unter dem Heimgang den Wunsch aussprach, sich gegen diesen Mann einmal auszusprechen.

„Du bedenkst nicht," hatte sie zu ihrer Schwester gesagt, „daß er ein katholischer Bischof ist —; was würde der Vater sagen, wenn er das erführe?"

„Ach Angelika,“ hatte Louise geantwortet, „ob katholisch, das ist mir gleich, — der Mann versteht mich —; der Vater, nun ja; aber ich glaube, er selbst würde nichts dagegen haben, wenn ich mich gegen einen Mann ausspräche, der wie dieser das Herz und seine tiefsten Bedürfnisse kennt.“

Einen härteren Stand als mit Angelika hatte Louise mit Miß James. Sie war, wie alle Engländer, die nicht dem Puseyismus verfallen sind, eine entschiedene Gegnerin des Papismus. Sie war um so gespannter gegen ihn geworden, als sich in den letzteren Jahren, wie wir wissen, die Uebertritte zur römischen Kirche in der englischen gemehrt hatten. Auf die Aeußerung Louisens, daß sie ja doch nicht katholisch werden wolle, meinte sie, daß, wenn man den Papisten nur die Hand reiche, diese sofort den ganzen Arm, ja Leib und Seele gefangen nähmen. Sie brachte es endlich bei Louise dahin, daß diese ihr versprach, den Kardinalerzbischof nicht aufzusuchen, sondern sich an seinen Predigten, die Miß James nun selbst mit den Schwestern besuchen wollte, genüg n zu lassen.

Louisens Wunsch wurde dennoch, eher als sie sich's dachte, erfüllt. —

Den Nachmittag dieses Sonntages, es war jener schöne Juninachmittag, dessen Abend Arning und seine Gemahlin ind ie schattigen Wald bergegelockt, benutzten die drei Damen in Begleitung ihres alten Dieners ebenfalls zu einem Spatziergange in die Berge. Der Badearzt hatte Louise, die sich augenscheinlich besserte, diese Spatziergänge besonders angerathen. Louise erschrak, als plötzlich bei einer Biegung des Weges der Kardinalerzbischof ihnen begegnete. — Er blieb grüßend stehen, als er der Damen ansichtig wurde. Ihm war in dem engen Raum der Kirche die Bewegung Louisens während der Predigt nicht entgangen. Offenbar hielt er sie und ihre Schwester für Katholikinnen.

„Ich grüße Sie im Namen des Herrn, meine Tochter,“ redete der hohe Herr sie an, während diese sich tief vor ihm verneigten.

„Sie sind gleich mit dem Wogen und Treiben dort unten

im Thal entflohen," äußerte er, offenbar ein Gespräch mit den Damen suchend. „Sie haben recht daran gethan," setzte er hinzu, „am Sabbath des Herrn geziemt sich sabbathliche Stille."

„Wer kann auch, Eminenz," sagte nun Louise leise, „nach einer Predigt, wie wir sie heut Morgen gehört, am Geräusch des gewöhnlichen Lebens noch Gefallen finden?"

„Sie haben recht, meine Tochter," erwiderte der Kardinalerzbischof, indem er mit den Damen seinen Weg fortsetzte, „soll der Same des göttlichen Wortes im Herzen keimen, so ist es nöthig, daß sich das Gemüth den Zerstreuungen entziehe."

„Besonders," bemerkte Louise, „wenn das Wort so tief die Seele erfaßt hat, wie das, was wir vernommen haben."

„Das Evangelium," antwortete die Eminenz mit Würde, als ob er den Eindruck, den seine Predigt gemacht, von sich hätte abwehren wollen, „ist einmal eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die es glauben."

„Aber doch kommt es," erwiderte Louise, „soll dieses Ziel erreicht werden, sehr auf die Art und Weise an, wie es ausgelegt wird. Ich habe," setzte sie zögernd hinzu, „bei uns noch nie eine solche Auslegung dieses heutigen Evangeliums gehört."

Der Kardinalerzbischof schwieg einen Moment, bei diesem „bei uns" durchzuckte ihn die Ahnung, daß er es hier vielleicht mit Akatholiken zu thun habe. Der reine norddeutsche Accent, mit dem die Dame sprach, machte ihm diese Ahnung fast zur Gewißheit."

„Sie gehören nicht zur Kirche?" frug er freundlich.

„Wir sind Protestanten," erwiderte nun Miß James in ihrem Deutsch, das die Engländerin verrieth, froh, daß sie eine Gelegenheit hatte, dem Papisten gegenüber, dessen Begleitung ihr sehr unliebsam war, sich zu der reinen Kirche zu bekennen.

„Ich doch nicht so ganz," sagte nun Louise schnell, die fürchtete, daß der Kardinalerzbischof auf diese Aeußerung von ihnen Abschied nehmen würde.

Als dieser sie wie fragend ansah, fuhr sie fort: „Allerdings habe ich früher wie meine ganze Familie zur Baptistengemeinde

gehört, aber schon seit längerer Zeit von ihr mich losgesagt, und nun bin ich eben in der Lage, daß ich nicht recht weiß, wohin ich mich wenden soll."

Der Kardinalerzbischof schien frappirt. Ihm war, wie wir wissen, der Lebensgang seines Domkaplans Stapel nicht unbekannt geblieben. Sollte diese Dame jenes Fräulein von der Osten sein, um deretwillen Stapel seine Stelle im Gräflich Osten'schen Hause hatte aufgeben müssen? Aber er war zu taktvoll, um sich durch eine Frage Gewißheit zu verschaffen.

„Wohin Sie sich wenden sollen, meine Dame," der Akatholikin gegenüber nicht mehr das Wort „Tochter" gebrauchend, sagte die Eminenz nach einer Pause, „eum, qui venit ad me, non ejiciam foras — wer zu mir kommt, spricht der Herr, den werde ich nicht verstoßen. Die mütterliche Kirche verschließt ihre Arme gegen Niemanden, der nach ihren Tröstungen sich sehnt."

Es wurde Miß James bei dieser Wendung des Gesprächs ganz unheimlich, und wir können es nicht leugnen, auch Angelika fühlte sich beklommen.

„Eminenz werden verzeihen," sagte Miß James, „wenn auch Fräulein Louise" —

Also Louise heißt sie, dachte der Kardinalerzbischof, und seine Ahnung wurde ihm fast zur Gewißheit.

„Ich weiß, was die liebe James sagen will," warf schnell Louise ein, „sie meint, wenn ich auch vom Baptismus mich losgesagt habe, so bin ich doch noch fern davon, einer Kirche anzugehören, der meine Familie so fremd ist."

„Und ich denke doch, liebe Louise," sagte Miß James gereizt, „daß Dich nicht blos Familienrücksichten bestimmen, der Einladung Sr. Eminenz nicht zu folgen."

„Sie irren sich, meine Dame," sagte nun der Kardinalerzbischof zu Miß James gewandt, „ich habe nicht eingeladen, sondern nur den Weg gezeigt, auf dem ein Gemüth, das an der eigenen religiösen Genossenschaft irre geworden, zur Ruhe kommen kann."

„Und ich meine," erwiderte Miß James noch gereizter, „daß

man in der protestantischen Kirche diese Ruhe eher finden kann, als in der, die Ew. Eminenz vertreten."

„Jedenfalls," erwiderte der Kardinalerzbischof ruhig, „scheint diese Dame," damit zeigte er auf Louise, „den Beweis zu liefern, daß nicht alle Protestanten Ihrer Ansicht sind."

Louise war in Verlegenheit, was sie sagen solle, der Gedanke, katholisch zu werden, war ihr in der That noch nicht gekommen. Wenn ihr auch das Ganze der katholischen Lehre noch fremd war, so wußte sie doch von deren Mariendienst und der Heiligen- und Bilderverehrung in ihr, und das widerstand ihr auf das Tiefste. Der Mangel des Kultus und aller kirchlichen Darstellung in den Gottesdiensten des Thals hatte sie von dem dortigen Kirchenwesen fern gehalten. Wir wissen, daß ihr Gemüth durch den Anblick des Kölner Doms jene Sehnsucht nach Darstellung des Glaubenslebens empfangen hatte, der sich tiefer angelegte Naturen schwerlich verschließen können. Dazu war nun die allerdings vortreffliche Predigt gekommen, die sie am Morgen gehört. Aber bei alledem war es ihr doch nicht in den Sinn gekommen, katholisch zu werden. Das allgemein Kirchliche, was ihr vor der Seele stand und was ihr aus jener Predigt, in der mit keiner Silbe der Jungfrau Maria war Erwähnung geschehen, das hatte in ihr den Wunsch erweckt, diesem Manne ihr Herz aufzuschließen. Sie erkannte es jetzt mit einer Art Beklemmung, die sich ihrer bemächtigte, daß ihr hier ein Weg gezeigt wurde, den sie nicht gesucht, und den sie auch nicht gehen wollte.

„Ew. Eminenz," sagte sie nach der Aeußerung des Kardinalerzbischofs, „werden es mir verzeihen, wenn ich es auszusprechen wage, daß ich Manches in der katholischen Kirche finde, was mich zweifeln läßt, daß ich in ihr die rechte Antwort auf meine Frage, wohin ich mich wenden soll, finden werde."

„Und das wäre?" frug dieser schnell.

„Ich gestehe Ihnen gern," erwiderte Louise, „daß mich der Marienkultus anwidert."

„Dürfte das," entgegnete der Kardinalerzbischof, „nicht darin

seinen Grund haben, daß Ihnen die Lehre der Kirche von der allerseligsten Jungfrau und ihrem Dienst unbekannt ist?"

„Doch nicht so ganz," antwortete Louise, „daß ich nicht wissen könnte, daß die heilige Schrift mit dieser Lehre in völligem Widerspruch steht, — gerade daß Sie heut Morgen kein Wort von der Jungfrau Maria sagten, ließ es mich vergessen, daß ich in einer katholischen Kirche war."

„Und das ist noch das Allerwenigste," warf jetzt Miß James ein, „Ihre Kirche lehrt nicht wie die unsrige, daß man allein durch den Glauben an Jesum Christum könne selig werden, in Ihrer Kirche muß jeder dem Herrn Jesus helfen, daß er einen kann selig machen."

„Ah, eine ächte Protestantin!" sagte der Kardinalerzbischof lächelnd.

„Und das werde ich auch, so Gott will, bleiben," sagte Miß James mit Nachdruck.

„Auch dann," frug der Angeredete, „wenn Sie zu der Ueberzeugung kämen, daß der Protestantismus in die Irre führt?"

„Wenn?!" erwiderte Miß James langgedehnt, „es wird Ihnen der Vers, Eminenz, nicht unbekannt sein:

Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Geld schon gemacht!"

Es war das nicht taktvoll von Miß James, daß sie mit diesem Verse den hohen Würdenträger der katholischen Kirche an ein Gedicht erinnerte, in dem ein anderer katholischer Würdenträger eine so klägliche Rolle spielt. Sie hatte daran nicht gedacht. Erst in dem Augenblicke fiel es ihr ein, als der Kardinalerzbischof fein bemerkte, daß das doch eine treffliche Kirche sein müsse, die Diener tragen könne wie jenen Abt von St. Gallen im Gedicht.

Es war Miß James lieb, daß ein Herr Ihnen entgegenkam, der seiner ganzen Erscheinung nach ebenfalls ein katholischer Geistlicher war und der den Kardinalerzbischof schien ansprechen zu wollen.

Wir kennen diese hohe Gestalt mit dem Embonpoint, dem

Sarkasmus um Lippen und Auge, das auch sehr weltlich zu blicken verstand. Wir sahen den Domdechanten zum letztenmal in dem Boudoir des Bischofs von X. Er war ebenfalls Kurgast, aber wohl weniger der Kur halber, deren schien er wirklich unbenöthigt, als um dem Kardinalerzbischof, der ihn wegen seiner kirchlichen Geschäftstüchtigkeit schätzen gelernt, Gesellschaft zu leisten.

„Nun, mein lieber Domdechant?“ frug die Eminenz stehen bleibend, während dieser fast erstaunt, das Haupt der weiten Kirchenprovinz in Gesellschaft von Damen zu sehen, ihn anblickte.

„Nun muß ich Sie vorstellen,“ sagte der Kardinalerzbischof zu den Damen.

„Fräulein Louise von der Offen, ihre Schwester Angelika — ich, ihre Gesellschaftsdame, Cäcilie James,“ sagte die Letztere als die Aeltere.

Ein Blick des Kardinalerzbischofs, den er dem Domdechanten zuwarf, war zwar nur ein Blick —, aber er entging Louise nicht und machte sie unwillkürlich bei dem Gedanken erröthen, daß den geistlichen Herren am Ende ihr früheres Verhältniß zu Stapel nicht unbekannt geblieben sei.

Nachdem der Erstere den Domdechanten vorgestellt und er den Wunsch geäußert, daß diese Begegnung nicht die letzte möge gewesen sein, gingen beide Partheien ihre Straße.

Geleiten wir sie noch einige Augenblicke! —

„Also das ist Louise von der Offen?“ sagte der Domdechant, als Beide umgekehrt und waldeinwärts gegangen waren. „In der That,“ setzte er hinzu, „man kann es Stapel nicht so hoch anrechnen, daß seine Augen ihn haben den Priester vergessen machen.“

„Domdechant!“ sagte der Kardinalerzbischof mit Nachdruck.

„Nun, Eminenz,“ erwiderte dieser, „er hat sich ja corrigirt.“

„Allerdings,“ bemerkte der Kardinalerzbischof, „und zum zweitenmale ist es ihm zu Hülfe gekommen, daß er einem Converiten die Sterbesacramente reichen mußte.“

Stapel hatte gegen seinen Erzbischof kein Geheimniß daraus

gemacht, daß die Neigung zu Louise wieder in hellen Flammen aufgelodert sei, als er sie im Dom gesehen, — da sei er zu einem Sterbenden gerufen worden. Der Baron Dörenfeld, der im Duell verwundet und darauf von seiner Frau geschieden, erzählte der Kardinalerzbischof, sei der Sterbende gewesen. Dörenfeld sei in der Hoffnung, daß die katholische Gräfin Osten ihm dann die Hand reichen werde, in Nizza, wo er sich zur Heilung aufgehalten, zur Kirche getreten, dann aber, als sich sein Zustand verschlimmert, zurückgereist, um in Köln die ewige Heimath zu finden. Die Beichte des Sterbenden habe auf den Kaplan einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er seit der Zeit völlig sich zurückgezogen habe und nur noch seinem Beruf lebe.

„Also jener Mann ist zur Kirche getreten," sagte der Domdechant nachdenklich, „um die katholische Gräfin Theodora Osten zu heirathen? Lesen Sie, Eminenz!" und damit überreichte er demselben einen Brief des Grafen Osten an den Bischof in X., worin dieser den Bischof bat, doch sobald als möglich ihm einen anderweitigen Geistlichen zu schicken, da ihm der Domvikar Michael schon seit längerer Zeit nicht ganz den akatholischen Einflüssen zu widerstehen scheine, die ein gewisser Dorn, ein Candidat in einer benachbarten Familie, auf seine Tochter Theodora und auch auf seine übrigen Familienglieder unverkennbar ausübe. —

„Kennen Sie diesen Dorn?" frug der Kardinalerzbischof.

„Ich erinnere mich," erwiderte der Angeredete, „einmal vom Domvikar Michael seinen Namen gehört zu haben, wenn ich nicht irre, ist er ein Jugendfreund von diesem."

„Jedenfalls muß dem entgegengearbeitet werden," meinte der Kardinalerzbischof, „in jenem Lande darf uns kein Schäflein entrinnen, — übrigens wissen Sie, ich hoffe, Louise von der Ossen wird ihre verlorene Ruhe in der Kirche suchen."

Der Domdechant schüttelte leise mit dem Kopfe, aber er wagte der Eminenz nicht zu widersprechen. —

„Da siehst Du, liebe Louise, daß ich recht habe," sagte

Miß James, als sie eine Zeit lang schweigend neben einander hergegangen waren, „reicht man so einem papistischen Priester den Finger, so nimmt er die Hand und dann den Arm.“

„Ich bitte Sie, liebe James,“ antwortete Louise lachend, „Sie machen ja so einen armen Priester zu einer Riesenschlange, die ja auch ihr Opfer so allmählich verschlingen soll.“

„Schlimmer als Schlangen sind sie,“ eiferte die James, „die verschlingen doch nur blos den Leib, diese aber die Seele. Mir fällt immer, wenn ich so einen leisetretenden, glatten Priester sehe, das Wort ein, das der Herr den Priestern seiner Tage zurief: Wehe Euch, Ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, Ihr Heuchler, die Ihr Land und Meer umziehet, einen Judengenossen zu machen; und wenn er es geworden ist, macht Ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr denn Ihr seid.“

„Aber liebste James,“ antwortete Louise erregt, „den Spruch werden Sie doch nicht auf den Kardinalerzbischof anwenden wollen? — Er sagte ja ausdrücklich, daß er nicht zu seiner Kirche einlade.“

„Aber er meinte es doch wohl so,“ bemerkte Angelika schüchtern.

„Gewiß,“ sagte Miß James eifrig, „das sind nur solche Finten; ich weiß ja, wie es der bei uns, — das ist ja auch ein Kardinalerzbischof, der Miß Thornton gegenüber gemacht hat! Erst so von fern her, gar nicht, als ob es ihm darum zu thun wäre, daß die Miß päpstlich werden sollte; allgemeine christliche Gespräche; dann ließ er so dann und wann eine halbwahre Aeußerung über die protestantische Kirche fallen; dann Hinweis auf die Herrlichkeit der katholischen Kirche, ihr Alter, ihre Gaben —: ganz wie die Schlange es mit der Eva machte, — erst erweckte er Zweifel an der Wahrheit der eigenen Kirche, und dann sah sie die Frucht der katholischen an, daß sie gut zu essen wäre, und sie aß. Die Thornton ist richtig katholisch geworden.“

„Da werde ich mich schon in Acht nehmen,“ sagte Louise begütigend.

„In Acht nehmen!" eiferte Miß James weiter, „o mein Kind," setzte sie traurig hinzu, „Du stehst schon mit Deiner Neigung zu dem äußerlichen Gepränge mit einem Fuße in der katholischen Kirche. In Acht nehmen — Du — dem gegenüber? Was sollen wir Frauen solchen gelehrten Leuten gegenüber sagen, die wissen um Alles ein Mäntelchen zu hängen, und eher als Du Dich's versiehst, hat er Dir selbst den offenbaren Götzendienst in dieser Kirche wegeskamotirt. Nein, Louise," setzte sie mit großem Ernst hinzu, — „das einzige Mittel ist Fliehen, — sieh, Du fühlst Dich jetzt ja so wohl, daß wir bald die Reise in die Schweiz antreten können, — Deine Kur ist übermorgen so wie so beendet, wenn Du meinem Rathe folgen willst, so reisen wir morgen ab."

Louise konnte gegen diesen Vorschlag keine gegründeten Einwendungen machen. Wie gerne sie auch noch mit dem Kardinalerzbischof über ihren Seelenzustand gesprochen hätte, so mußte sie sich doch sagen, daß sie allerdings, wenn derselbe es darauf anlegen wollte, sie seiner Kirche zu gewinnen, schwerlich im Stande sein würde, ihm siegreich entgegen zu treten. Besonders aber war es die Furcht, der Eminenz möge die Begebenheit mit Stapel bekannt sein, die es ihr wünschenswerth erscheinen ließ, nicht von Neuem mit ihm zusammenzutreffen. Sie gab deshalb, als auch Angelika, die sich nach der Schweizerreise besonders sehnte, mit Freuden auf den Vorschlag von Miß James einging, zu diesem ihre Zustimmung.

Der folgende Morgen sah fast um dieselbe Zeit zwei Reisewagen auf der Straße nach Koblenz. In dem einen freuten sich Arning und seine Gemahlin einem Orte zu entfliehen, in dem sie so viel Trauriges erfahren hatten. In dem andern war die vergnügteste Person Cäcilie James. Ihre liebe Louise war, wie sie überzeugt war, einer großen Gefahr entflohen.

XXXII.

Es liegt im norddeutschen Charakter ein großes Phlegma, das es nicht zuläßt, daß trotz der tiefgehendsten innern Entwicklung im äußeren Gange des Lebens besonders auffallende Umwandlungen bemerkbar werden.

Auf Schloß Mannhardt war, Leokadie's Abwesenheit ausgenommen, äußerlich Alles beim Alten.

Der Baron machte wie in anderen Jahren um diese Zeit seine häufigen Spazierritte durch die reifenden Saatfelder seiner Besitzung, und besprach sich, da die Ernte eine sehr ergiebige zu werden schien, mit dem Inspektor über die Unterbringung der zu hoffenden reichen Ernte. Schon der erste Heuschnitt schien auf den Böden der weiten Hofgebäude keinen Raum finden zu können.

Frau von Mannhardt brachte nach wie vor, nachdem sie der Mamsell und dem Koch ihre Befehle für den Tag ertheilt hatte, den Morgen mit Schreiben beschäftigt in ihrem Boudoir zu, oder suchte die schattigen Gänge des Parkes zur Lektüre auf.

Hildegard zeichnete oder arbeitete nach dem von Dorn gestellten Thema einen Aufsatz und dieser gab nach der Morgenandacht seine Stunden zur gewöhnlichen Zeit.

Die Freinachmittage waren wie im vergangenen Sommer Spaziergängen in den nahen Forst und für Hildegard unter ihres Lehrers Leitung dem Zeichnen nach der Natur gewidmet. Und die schönen Juniabende fanden die Familie um den Steintisch unter den Ulmen des Parkes versammelt, wo der Thee eingenommen wurde.

Es war äußerlich Alles wie vordem, und doch innerlich, wenigstens für die erwachsenen Glieder der Familie, so ganz anders. —

Herrn von Mannhardt's sonst so heitere Stirn war zuweilen wie von einem Gewölk überschattet. Ich wage es nicht, zu

entscheiden, ob in seine Seele seit jenem sechsten Januar doch noch nicht das völlige Vertrauen zu seiner Gemahlin zurückgekehrt war, oder ob seine Sorge mehr dem Verhältniß galt, das ihn genöthigt hatte, Leokadie vom Hause zu entfernen. Vielleicht bewegte ihn beides. Wenigstens war es seiner Gemahlin sogleich aufgefallen, daß er, was er früher nie gethan, seit jenem Tage, sich immer erkundigte, wenn der Diener die Briefe von der Post geholt, von wem sie Briefe empfangen habe. —

Frau von Mannhardt litt nicht minder unter der Befürchtung, daß in ihres Gemahls Seele ein Stachel des Mißtrauens gegen sie möge zurückgeblieben sein, als unter der Entfernung Leokadie's. Sie umfaßte alle ihre Kinder mit der zartesten mütterlichen Zärtlichkeit, aber Leokadie war ihr doch das liebste von Allen. Sie trug nicht allein ihren Namen, sondern hatte auch ein dem ihrigen am meisten verwandtes Gemüth. Dazu diese Lebensführung, die ihrer eignen so außerordentlich ähnlich war! — Was verbindet außer dem Glauben mehr als gleiche Schicksale zwei Menschenherzen? —

Außer der Mutter bangte von den Geschwistern namentlich die drei Kleinen nach der Schwester, die ihnen in der Schummerstunde so schöne Mährchen zu erzählen wußte und die in der Zeit ihres Bohnenköniginnenamtes mit reichen Händen aus dem Korinten-, Rosinen- und Mandelnvorrath ihre königliche Gnade ihnen kund gethan hatte. —

„Kommt denn Leokadie noch nicht bald zurück,“ hatte Fränzchen die Mutter gefragt.

„Wohl noch nicht so bald,“ hatte diese mit schwerem Herzen geantwortet.

„Dann gehen wir aber doch wohl bald nach Golenau?“ hatte Odo gefragt.

Er bekam aber den Bescheid, daß die Kinder für dieses Jahr sich diese Freude versagen müßten, weil — hatte die Mutter hinzugesetzt, in der Nähe von Golenau der Typhus ausgebrochen sei, die Freibäuerin liege daran darnieder.

„Dann muß aber doch jedenfalls Leokadie zurückkehren," hatte darauf Clara gemeint.

Die Mutter aber belehrte sie, daß Leokadie sich ausgebeten habe, die Freibäuerin, die ja damals gegen sie Alle so sehr freundlich gewesen sei, zu pflegen.

„Aber wenn sie nun angesteckt wird," meinte Fränzchen ängstlich.

„Sie steht ja in Gottes Hand," sagte die Mutter mit Mühe einen Seufzer unterdrückend, „und ihr müßt fleißig den Herrn Jesus bitten, daß Er unser liebes Tienchen bewahre."

„Von dem Augenblicke an legten sich die Kinder Abends nicht eher zu Ruhe, als bis sie recht brünstig für ihr liebes Tienchen gebetet hatten, daß der treue Gott es behüten wolle, daß es nicht krank werde. Sie baten auch Herrn Dorn, daß er das in der Morgenandacht, die er bekanntlich zu halten übernommen hatte, thun möchte, und konnten es nicht begreifen, daß Herr Dorn diese Bitte nicht erfüllte. —

„Weißt Du," sagte Fränzchen zu Clara, „Herr Dorn hat Leokadie doch nicht so lieb wie wir." —

Und Hildegard und Dorn? —

Frau von Mannhardt hatte zwar ihrem Leokadie gegebenen Wort getreu außer zu ihrem Gemahl, zu Niemanden, auch nicht zu Hildegard von dem gesprochen, was sie wußte. Auch der Vater hatte es vermieden, in Hildegard's Gegenwart davon zu sprechen. Aber des Vaters auffallendes Wesen bei dem letzten Bohnenfest, Leokadie's Erröthen und Erblassen, als sie stumm von Dorn Abschied genommen, die Abreise selbst, die Hildegard gegenüber nur schlecht mit dem Wunsche der Großmama motivirt war, dann daß Dorn sorgfältig vermied, jemals von Leokadie zu sprechen, und Leokadie in ihren Briefen an die Schwester niemals Dorn's Erwähnung that: das Alles hatte Hildegard die Stellung der beiden zu einander zur Gewißheit gemacht. Wir sahen bei dem Besuch bei Graf Osten, daß Hildegard dieses Verhältniß nicht mehr unbekannt war. —

Wie stand sie aber innerlich dazu? —

Kennten wir sie auch nur aus der Ausschmückung ihres Antheils am Fräuleinzimmer, so könnten wir daraus schon abnehmen, daß ihr der Gedanke an eine Verbindung zwischen einem Bürgerlichen und ihrer Schwester nichts weniger als angenehm sein konnte. Sie war in der Auffassung der Adelsstellung ihrem Onkel ähnlich, und wenn sie auch Herrn Dorn als ihren treuen Lehrer und Retter ihrer Geschwister mit dankbarer Liebe ergeben war, so war ihr doch der Gedanke unerträglich, ihre Schwester als seine Frau als „Frau Pastorin" sich zu denken. Lieber, sagte sie sich, nie heirathen, als einen Bürgerlichen, und noch dazu einen Geistlichen. Nicht, als wenn sie dem geistlichen Leben entfremdet gewesen wäre, im Gegentheil, fehlte ihr auch die religiöse Tiefe ihrer Schwester, so hielt sie doch hohe Stücke auf kirchliches Leben, und nahm allen Ernstes an dem Hausgottesdienste Theil. Aber sie kannte so Manchen der umwohnenden Geistlichen zum Beispiel den pastor loci und dessen Frau —; es war ihr unmöglich, ihre Schwester in den näheren Verkehr mit solchen „ströhernen Eisteln," wie sie die Herren nannte, und mit „Frau Schwestern" dieser Art sich zu denken. Und allerdings können wir ihn nicht ganz unrecht geben. Weil die protestantische Geistlichkeit, in jenen Tagen wenigstens, sich gewöhnlich nur aus den untern Schichten der Gesellschaft, aus dem niedern Bürger- und Bauernstande rekrutirte, und weil der herrschende Rationalismus, diese impotente Geistesrichtung, nicht im Stande war, die ererbte unfeine Sitte zu corrigiren, so kam es, daß die meisten Geistlichen sich in ihren Sitten und Lebensanschauungen nicht viel über das Niveau ihres Ursprungs erhoben. Was Wunder, daß der stolzen Hildegard vor einem Eintritt ihrer Schwester in solche Gesellschaft graute. Zudem, wäre ihre Schwester Frau Pastorin geworden, so wäre sie am Ende selbst in Gefahr gerathen mit Gevatter Schuster und Tischler und mit dem Bauer und der Bäuerin so und so, den Eltern oder Vettern und Basen der besuchenden Amtsbrüder und Frau Schwestern zusammenzukommen! „Huh — das wäre ja uner-

träglich!" war ihr unwillkürlicher Ausruf, als Reflexionen dieser Art in ihrer Seele aufstiegen.

Wäre Hildegard eine triviale Natur gewesen, so würde ihre Wahrnehmung und die Gedanken, die sich an sie knüpften einen Schatten auf ihre Stellung zu Torn geworfen haben. Das war aber nicht der Fall, sie behandelte ihn mit gleicher Achtung und Freundlichkeit wie früher, vielleicht auch, weil sie nicht ihm, sondern ihrer Schwester den Haupttheil der Neigung, die sich unter beiden gebildet hatte, zuschrieb. Sie hielt in der That Torn für viel zu vernünftig, als daß sie sich hätte denken können, er würde sich dem, wie sie meinte, thörichten Gedanken einer Verbindung mit ihrer Schwester haben hingeben können. — Leokadie, nun ja, der traute sie etwas der Art zu, die hielt, das wußte sie, auf sich nach ihrer Meinung viel zu wenig. —

Man kann nicht sagen, daß Hildegard für eine tiefere Neigung unempfänglich gewesen wäre, aber bisher hatte trotz ihrer achtzehn Sommer ihr Herz nichts von Liebe erfahren.

Torn? Er wußte ja, daß Leokadie ihn liebe, wie er sie liebte, wiewohl beide glaubten, es tief vor einander verborgen zu haben. Aber er wußte auch, daß seine schönen Träume, von künftigem Glücke, die dann und wann unwillkürlich in seiner Seele aufstiegen, nichts als Schäume waren. Er kannte ja die Ansichten des Onkels und wenn er auch glaubte bemerkt zu haben, daß die Großmama und ihre Töchter weniger als Herr von Raben in den aristokratischen Ideen „der Gesellschaft" befangen waren, so unterschätzte er doch mit Recht nicht den Einfluß des Onkels und der Anschauungen, die einmal in jenem Lande herrschten. Dazu hatte er seit dem letzten Bohnenfest und seit Leokadie's Abreise, die so schnell auf jenes gefolgt war, die Gewißheit erlangt, daß der Vater um die Liebe seiner Tochter zu ihm wissen müsse, und daß der es trotz seiner christlichen Lebensrichtung und der Achtung, mit der er ihm begegnete, niemals zugeben werde, daß seine schönen Träume sich verwirklichten.

„Nein, nie wird sie die Deine werden, sie darf es nicht, denn du bist ihrer nicht werth — sie kann es nicht — sie ist ja von

Adel" — hatte er sich gesagt, und es wollte ihm schier das Herz darüber brechen. Er nahm den Kampf wider sein eignes Herz mit all' dem Ernste von Neuem auf — den sein Gewissen, und die klare Einsicht in die Verhältnisse erforderte. —

Die Großmama hatte Leokadie zur Erleichterung des Sieges in ihrem Kampf in eine bestimmte geordnete Thätigkeit geführt; es schien als ob Dorn eine ähnliche Hülfe zu Theil werden sollte. Es ist das Hülfe, wenn in solchen Situationen der Geist auf einen bestimmten, seine volle Kraft in Anspruch nehmenden Gegenstand hingerichtet wird. Wie in aller Arbeit ein großer Segen ruht, so erleichtert eine bestimmte, dem Gegenstand der das Gemüth bewegt, fernliegende, geistige Anstrengung die Kämpfe des Herzens.

„Lesen Sie diesen Brief," wandte sich an einem der Abende, in denen unter den Ulmen im Park die Familie zur Theestunde versammelt war, Dorn an Frau von Mannhardt, und überreichte ihr einen Brief, der an ihn adressirt war, und dessen Siegel das Gräflich Ostensche Wappen zeigte.

„Unsere Fahrt nach Schloß Osten ist nicht ohne Frucht geblieben," wandte er sich an Herrn von Mannhardt, der sich zu seiner Gemahlin hinüberneigte, um zu sehen, ob er die Handschrift kenne.

„Ah, jedenfalls eine weitere Anfrage von Gräfin Theodora über Kern und Schale," rief Hildegard lachend, als die Mutter den Brief aus dem Couvert zog — „und wie lang der ist," — setzte sie hinzu, als Frau von Mannhardt den vier enggeschriebenen Seiten enthaltenden Brief entfaltete.

„Darf ich ihn vorlesen?" frug Frau von Mannhardt den Candidaten.

Dagegen aber erhob Hildegard, als dieser schon die Erlaubniß ertheilen wollte, entschieden Widerspruch: — „Wüßte das Gräfin Theodora, daß Sie ihre Briefe zum Gemeingut machen" —

„Sie haben recht Fräulein Hildegard," unterbrach Dorn, „doch dagegen glaube ich," setzte er hinzu, „würde die Gräfin

nichts einzuwenden haben, daß ich den Brief Ihrer Frau Mutter mittheile."

„Wer weiß," sagte Hildegard halb ernst, halb scherzend, „mir wenigstens wäre es nicht lieb, wenn ein Andrer als der Adressat meine Herzensgeheimnisse erführe."

„Herzensgeheimnisse!" meinte Torn — „wenigstens sind diese hier der Art, daß sie ein allgemeines Interesse haben. Sie haben recht gerathen, Fräulein Hildegard, der Brief enthielt gewissermaßen eine Fortsetzung unsers Gesprächs, dem Sie die Ueberschrift gegeben haben Kern und Schale."

„Dacht' ich's mir doch," erwiderte Hildegard lachend, „ja, ja, die Theodora hat ein Gemüth wie unser eins, nur zarter und einen Geist wie ein Mann — nein für mich paßt besser ihre Schwester Mathilde — die hat doch ihre Freude an Wald und Feld — Theodora kann ich mir nur als Nonne denken."

„Daran scheint sie nach diesem Briefe," meinte die Mutter, als sie die ersten zwei Seiten durchflogen hatte, „nicht zu denken."

„Gratuliere Herr Torn," verbeugte sich nun Hildegard vor ihm, „Sie scheinen also wirklich eine Seele aus dem Fegefeuer der alleinseligmachenden Kirche erlöst zu haben, was wird dazu aber ihr Freund Michael sagen?"

„So weit ist's noch lange nicht," erwiderte Torn ernst, „aber allerdings scheinen der Gräfin seit jenem Gespräch vor einigen Wochen mancherlei Zweifel an der Wahrheit ihrer Kirche aufgestiegen zu sein."

„Und die hat ihr Freund nicht beseitigen können?" frug Hildegard.

Torn zuckt mit den Achseln.

„Der Domvikar," berichtete Frau von Mannhardt, als sie den durchlesenen Brief wieder zusammenfaltete, „scheint selbst nicht mehr ganz sicher auf dem Boden seiner Kirche zu stehn."

„Das wäre," sagte freudig erregt Herr von Mannhardt, — „nun Hildchen," wendete er sich an seine Tochter, „dann geht doch noch mein letztes Wort an Graf Osten in Erfüllung — Du zeichnest ihm seine Kirche."

„Schwerlich", erwiderte Dorn, „der Graf Osten scheint um so ägrirter zu sein, als auch seine Gemahlin und Gräfin Mathilde, die ja mit Gräfin Theodora erst nach dem Uebertritt des Grafen convertirt sind, sich den Zweifeln der Gräfin Theodora anzuschließen scheinen."

„So theile uns doch wenigstens die Quintessenz des Briefes mit, wandte sich Herr von Mannhardt an seine Gemahlin, „das wird selbst Hildegard nicht indiscret finden, wir wissen ja doch jetzt schon, um was es sich handelt."

„Einige Tage nach unserer Abreise," referirte Frau von Mannhardt, „ist es in der Theestunde zum gegenseitigen Aussprechen zwischen Gräfin Theodora und dem Domvikar über das Gespräch gekommen, was Herr Dorn mit beiden geführt. — Sie müssen der Gräfin, Herr Dorn," wandte sie sich an diesen, „wohl allerlei Zweifel über die Wahrheit der katholischen Kirche in die Seele geworfen haben."

„Allerdings," erwiderte dieser, „habe ich der Gräfin aus der Geschichte der Concilien bewiesen, daß die Kirche sich vielfach widersprochen habe."

„Die Gräfin scheint," fuhr Frau von Mannhardt fort, „die Bibel zur Hand genommen und sich aus dieser überzeugt zu haben, daß allerdings, wie von Ihnen, Herr Dorn, muß behauptet sein, die Bilderverehrung und namentlich die Art der Verehrung, wie sie die katholische Kirche der Jungfrau Maria zollt, in ihr keinen Grund habe. Sie scheint auf die bekannte Stelle gekommen zu sein, wo der Herr zu seiner Mutter sagt: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen, und wie der Herr fragt: „Wer ist meine Mutter?" Genug, sie hat dem Domvikar ihren Zweifel geäußert, ob es auch recht sei, zur Jungfrau Maria zu beten und von ihr Hülfe zu erwarten."

„Nun," unterbrach Herr von Mannhardt seine Gemahlin, „wer das noch nicht einsieht, daß es nicht allein unvernünftig, sondern geradezu Abgöttereisünde ist, von einem Menschenkinde, das dazu verstorben ist, aller Orten Hülfe zu erwarten, dem möcht' ich doch rathen, zunächst das erste Gebot zu lernen."

„Gräfin Theodora scheint wirklich das eingesehen zu haben", sagte Dorn, „aber verzeihen Sie," wendete er sich an Frau von Mannhardt, „ich unterbreche Sie."

„Der Graf," fuhr Frau von Mannhardt fort, „ist anfänglich über die Aeußerung seiner Tochter höchlich erstaunt gewesen, hat ihr, wie auch der Domvikar zuerst noch mit der Auktorität der Kirche zu imponiren gesucht. Als dann aber Theodora geäußert, sie könne diese Auktorität in dem Falle nicht anerkennen, wenn die Bibel, die in ihrem alttestamentlichen Theile älter sei als die Kirche, dieser widerspreche, — und als der Domvikar ihr nichts Ueberzeugendes auf ihre runde Frage, ob die Bibel eine Stellung der Jungfrau Maria lehre, wie die katholische Kirche ihr zuerkenne, zu erwidern gewußt, da sei der Graf in höchster Erregung aufgestanden und habe gemeint, wenn alle Ketzer werden wollten, so bliebe er ein treuer Katholik, er wisse, was er an der katholischen Kirche besitze, sie habe ihm in schweren Tagen Trost gegeben und er sei nicht hochmüthig genug, das zu bezweifeln, was sie für recht und wahr anerkenne, möge es in der Bibel stehen oder nicht."

„Ach, wenn der Osten doch wieder zu unsrer Kirche treten wollte," rief Herr von Mannhardt, „der würde einmal ein guter treuer Lutheraner."

„Aber doch nicht darum," meinte Dorn, „daß er die Kirche über die Bibel stellt?"

„Nein, darum," erwiderte Herr von Mannhardt, „weil er so fest an der Kirche hängt — und Sie wissen, das Bekenntniß unsrer Kirche stimmt bis auf ein Haar mit der Schrift."

Dorn mußte das in der Hauptsache zugeben und über Nebenpunkte wollte er mit seinem Principal nicht streiten.

„Aber nun weiter," bat Herr von Mannhardt.

„Theodora," fuhr Frau von Mannhardt fort, „scheint durch die Erregung ihres Vaters nur zu tieferem Forschen in der heiligen Schrift veranlaßt worden zu sein. Sie stellt an Herrn Dorn allerlei Fragen, die darauf schließen lassen — doch Herr Dorn," wendete sie sich an diesen, „ich habe zu flüchtig

gelesen, um sie genau wiedergeben zu können," und damit reichte sie ihm den Brief zurück.

„Es sind in der That Fragen," fuhr dieser fort, „die den innersten Kern der Heilslehre berühren. Sie fragt, wie sie es reimen solle, daß St. Petrus Apostelgeschichte 4, 12. sage: es sei in keinem andern Heil, sei auch kein Name den Menschen gegeben, darinnen sie selig werden sollen, als allein der Name Jesus Christus, und daß sein Nachfolger, der jetzt regierende Papst Pio Nono lehre: „Ihr wißt wohl meine Brüder, daß alle unsere Zuversicht auf der allerheiligsten Jungfrau beruht.""

„Das hat der Papst wirklich gelehrt?" frug Herr von Mannhardt erstaunt.

„Allerdings," antwortete Dorn, „in einer seiner Encyclien."

„Nun, da helfe Gott den armen Katholiken," meinte Herr von Mannhardt.

„Dann fragt sie," fuhr Dorn fort, „was sie glauben solle: die Kirche lehre, daß der verflucht sei, der es leugne, daß der Gerechtfertigte selbst durch seine guten Werke eine Mehrung der Gnade und das ewige Leben wirklich und wahrhaftig verdiene und in der Bibel stehe, daß, wenn wir auch Alles gethan hätten, was wir zu thun schuldig wären, wir Gott gegenüber unnütze Knechte seien."

„Und diese Kirche, die unsere theuersten Wahrheiten verflucht, möchte sich in unserm Lande einnisten!" rief Herr von Mannhardt entrüstet.

„Aber wie die ihrer Kirche Lehre kennt!" — sagte Hildegard.

„Daran erkenne ich die Sorgfalt meines Freundes Michael, der die Familie zum Uebertritt vorbereitet hat," meinte Dorn.

„Nein, was mich besonders wundert," sagte Frau von Mannhardt, „sie hat unsrer Kirche ja angehört — daß sie nicht eher auf diesen Widerspruch zwischen der katholischen Kirche und der Bibel gerathen ist?"

„Das scheint mir doch nicht so ganz unerklärlich," meinte Dorn; „als sie übertrat war für sie die Bibel noch ein ver-

verschlossenes Buch — Sie wissen ja selbst, wie wenig hier zu Lande in sie hineingeführt wird. Sie nahm deshalb Alles, was ihr Michael über die katholische Lehre gesagt, um so mehr als bare Münze, als er es sicherlich geistvoll genug auseinandergesetzt und es auch nicht an der Vorsicht wird haben fehlen lassen, ihr die Auktorität der Bibel nicht anzutasten. Sie setzte in ihrer Unkenntniß mit ihrem Inhalt die Uebereinstimmung der katholischen Lehre mit ihr voraus. Da auf einmal in Folge jenes Gesprächs kommen ihr Zweifel, ob diese Annahme auch richtig — sie sieht zu, und siehe da!"

„Ja, wie so ein tiefsinniges Gemüth, das sich wie Gräfin Theodora's der Wahrheit nicht verschließt," fuhr Torn fort, „durch Gottes Erbarmen auch sofort auf den Kern und Stern aller Fragen dieser Art geführt wird, das beweist mir ihre dritte Frage. Sie meint, das könne sie am wenigsten fassen, daß ihre Kirche Verrichtung von Bußwerken fordere, weil man dadurch Gott dem Allerheiligsten und Gerechten für die ihm zugefügte Verunehrung und Uebertretung seiner Gebote einigen Ersatz leiste —; nach der Bibel dagegen, könne kein Mensch Gott Ersatz leisten, das habe ja der Herr Christus gethan, und der heilige Paulus sage, wer an den glaube, der sei gerecht! —"

„Prächtig," rief Herr von Mannhardt, „die ist auf dem besten Wege, aus Babel nach Jerusalem zurückzukehren, ei ei," und dabei rieb er sich die Hände, was bei ihm immer das Zeichen des höchsten Vergnügens war, „da setzen wir Gräfin gegen Gräfin!"

„Halt Papa," rief Hildegard erregt, „diese Ada und Theodora, nein, die kannst Du nicht mit einander vergleichen — Gräfin Theodora ist eine Lilie" —

„Und Gräfin Ada?" frug der Vater sarkastisch.

„Nun Papa, die Antwort erläßt Du mir wohl," erwiederte Hildegard schmollend, „aber daß die katholisch wurde, ist mir sehr begreiflich."

„Nehmen Sie sich in Acht," sagte Torn, „daß sie der katholischen Kirche nicht das höchste Lob spenden. Wenn Sie wirklich das vor unsrer Kirche voraus hätte, daß Sünder in ihr den

Frieden können finden, dann — würde ich auch katholisch," setzte er ernst hinzu. — „Aber," fuhr er fort, „das ist eben die bitterste Täuschung. Hätte die Dame, von der Sie sprechen, wirklich die Wahrheit unsrer lutherischen Kirche gekannt, und was noch richtiger ist, wäre sie wirklich eine arme Sünderin geworden, dann wäre ihr Uebertritt eine Unmöglichkeit gewesen; — aber allerdings eine Sündenkoketterie à la büßende Magdalena von Guido Reni findet in der katholischen Kirche ihre Befriedigung."

„Da haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen," sagte Herr von Mannhardt, „ich habe sie ja in ihren früheren Jahren gekannt — eine excentrische Person war sie immer." —

„Bitte lieber Mannhardt," unterbrach ihn seine Gemahlin, der es unangenehm war, wenn über einen Abwesenden mißliebig gesprochen wurde, „freuen wir uns lieber, daß Gräfin Theodora auf dem Wege ist, den Irrthum, in den sie gerathen, zu erkennen. Aber einen schweren Stand wird sie dem Vater gegenüber haben; der Graf — der scheint mir doch sehr katholisch zu sein."

„Da muß ich mich doch der Ansicht Ihres Herrn Gemahls anschließen," meinte darauf hin Dorn, „ich glaube auch, daß das eher eine gute als tadelnswerthe Eigenschaft des Grafen ist, daß er das ganz ist, was er nun einmal ist. Grade für solche Gemüther ist die meiste Hoffnung —: Gräfin Theodora, irre ich mich nicht, war nächst ihrem Vater die eifrigste Covertitin."

„Dann wollen wir nur hoffen," erwiederte Frau von Mannhardt, „daß der Vater sich eben so wenig der Tochter verschließen wird als es die Tochter früher ihm gegenüber gethan hat."

„Ob diese Hoffnung in Erfüllung gehen wird," — wollte Dorn erwidern, als Herr von Mannhardt, der einen Blick in die ihm eben überbrachten Zeitungen geworfen, wie erschrocken ausrief:

„Was ist das?!"

„Doch kein Unglück?!" sagte Frau von Mannhardt, indem sie nach der Zeitung herübersah, die ihr Gemahl in der Hand hielt.

„Bad . . . ., den 13. Juni," las Herr von Mannhardt aus der Augsburgerin, „gestern hat das leidige Spiel ein neues

Opfer gefordert. Ein Baron von Rotzen, fürstlich X.'scher Rittmeister a. D. hat, nachdem er an der Bank enorme Summen verloren, seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht."

„Entsetzlich!" riefen Alle.

„Ist das derselbe," frug Odo, „der bei dem Duell, worin der arme Vetter Franz gefallen ist, dem Baron Wüstenfeld sekundirte?"

Als er gehört, daß es derselbe sei, meinte er, dann gönne er's ihm, daß er sich nun selbst erschossen habe.

„Aber Odo!" rief die Mutter, „heißt das, wie Du in der Bibel lernst, seine Feinde lieben?"

„Siehst Du Mama," sagte Odo, „ich will auch Alle lieben, aber auf diesen Wüstenfeld und den Rotzen habe ich nun einmal einen Zahn, ich kann sie nicht ausstehn."

„Nicht wahr," meinte Dorn, „weil der Eine Vetter Franz getödtet, und der Andere sekundirt hat — aber was bist Du selbst, wenn Du sie nicht ausstehn kannst — wer seinen Bruder haßt, der ist? — nun Odo," frug Dorn.

„Ein Todtschläger," antwortete Odo kleinlaut.

„Ach, Sie haben immer recht," rief Hildegard etwas pikirt, weil Sie anerkennen mußte, daß Dorn wirklich recht habe und weil sie doch den Widerwillen Odos gegen Wüstenfeld und Rotzen vollkommen theilte, — „aber das werden Sie doch nicht in Abrede stellen können, daß ihn Gottes Hand ereilt hat."

„Und wenn ich Sie nun Fräulein Hildegard," erwiderte Dorn, „an das Wort des Herrn erinnerte, als er von den Achtzehn sprach, die der Thurm in Siloah erschlagen hatte?"

„Ach, gehen Sie, immer die Bibel und wieder die Bibel, Sie gestatten einen auch nicht einmal, so ein wenig abwärts seinen eigenen Neigungen nachzugehn," antwortete Hildegard doch nur scheinbar verstimmt. „Aber nun sagen Sie mir auch, Herr Dorn," fuhr Sie fort, „ob Sie das billigen können, daß man, wie der Zeitungsbericht es thut, dem Spiel in die Schuhe schiebt, was der Mensch doch nur selbst verschuldet?"

„Wie können Sie fragen?" erwiederte dieser, „ich müßte ja an der Verschuldung der Menschen zweifeln, wenn ich darin Ihnen nicht beistimmte: aber freilich, es verbinden sich mit gewissen Dingen dämonische Gewalten, wodurch diese Dinge solchen Menschen, die nicht dagegen gewaffnet sind, versuchlich werden. Ich bin zum Beispiel überzeugt, daß Ihr Herr Vater, darum weil er diese Waffe besitzt, von dem Dämon des Spiels unberührt bleiben würde, auch wenn er ihm zusähe."

„Bitte, Herr Torn, mir nicht zu viel zugetraut, — ich bleibe lieber vom Spiel weg," erwiderte der Baron.

„Wissen Sie," sagte nun Hildegard zu Torn, „ich glaube, solche dämonische Gewalt steckt auch in der katholischen Kirche, ich wüßte sonst in der That nicht, wie diese Theodora, — um ihres Vaters und ihrer übrigen Familienglieder nicht zu gedenken, ohne solche Gewalt zu ihr übergetreten wäre."

„Lassen wir das jetzt," sagte Herr von Mannhardt. „Der unglückliche Rotzen!" fuhr er fort. „Er war seiner Zeit ein talentvoller und braver Officier, dabei ein Mann von elegantem Aeußeren. Ich habe ihn dann und wann gesehen, wenn ich zur Aufwartung befohlen wurde. Du erinnerst Dich seiner ja auch wohl?" wandte er sich an seine Gemahlin.

Als diese sich doch nicht erinnern konnte, fuhr er fort: „Später ist er in den Strudel gerathen, in dem so mancher junge Mann untergeht. — Nach der unglücklichen Duellgeschichte, die so viel böses Blut bei Hofe machte, war seine Stellung unhaltbar, er nahm, als er seine Festungsstrafe ausgestanden, seinen Abschied. Seitdem hörte man nichts weiter von ihm, als daß seine Güter dergestalt verschuldet wären, daß, wie man zu zu sagen pflegt, kein Stein mehr sein war. — Im April las ich eine Anzeige, — ich zeigte sie Dir wohl," sagte er zu seiner Gemahlin, „daß er sich mit einem Fräulein Rebekka Isaaksohn, Tochter des Geheimen Commerzienraths Isaaksohn verheirathet habe, — Baron Rotzen und eine Jüdin! — Und nun dieses Ende!"

„Papa, kann denn der auch selig werden? Er hat sich doch erschossen und Herr Torn hat uns bei dem fünften Gebot

gesagt, der sich selbst tödte, könne nicht selig werden," sagte Fränzchen bekümmert, wiewohl sie den Mann, von dem die Rede war, nie gesehen hatte.

„Herr Dorn hat Recht," sagte der Vater, „aber er selbst hat schon soeben gesagt, daß man über den Einzelnen in solchen Fällen kein Urtheil fällen dürfe."

„Gott bewahre uns nur vor den Dämonen!" rief Hildegard, ohne daß man entscheiden konnte, wie viel Ernst oder wie viel neckischer Leichtsinn an diesem Ausruf Antheil hatte.

„Oder vielmehr," sagte Dorn ernst, „er rüste uns mit der rechten Waffenrüstung aus!"

„Aber auch gegen die katholischen Dämonen, nun ich traue Ihnen zu, daß Sie Gräfin Theodora zu einer wahren Jeanne d'Arc gegen alle Heere des Papismus machen werden," behielt Hildegard das letzte Wort, als der fallende Nachtthau die Familie nöthigte, das stille Plätzchen unter den Ulmen mit dem Zimmer zu vertauschen.

XXXIII.

Das Thal der Reuß hinan! Vom Kärstlenbach aus, jener Seitenschlucht, in die der mächtige Tödi herabblickt, thut man wohl, wenn man nicht vorzieht zu Fuß zu gehen, das sichere Schweizerpferd statt des Wagens zu wählen. Der Weg ist steil. Links schäumt in gähnender Schlucht die Reuß über Felsblöcke thalwärts. Rechts und jenseits des Flußes bilden die Felsen riesige Mauern. Die Vegetation hört, je höher hinan, fast gänzlich auf. Nackter, nur hier und dort mit Moos überflochtener Fels, die donnernde Reuß und hoch oben zwischen dem Spalt, der sich zwischen den Felsen öffnet, der Himmel. Das ist die Landschaft. So geht's zur Teufelsbrücke und drüber hin zum Urner Loch, einem schmalen und niedrigen Tunne', der durch den Fels gesprengt den Ausgang aus der schauerlichen Schlucht

zur lieblichen Flur von Andermatt bildet. Einige Schritte oberhalb der Brücke, noch bevor man das Urner Loch passirt hat, stürzt die Reuß in einen tiefen Felsenkessel. Das ist der Reußfall. —

Eine grause Stelle, die da auf dem schlüpfrigen, mosigen Stein. Wer dort hinabstürzt, — selbst den Schrei verschlingt das Gebrüll der stürzenden Wasser.

Es war an einem Abend in der letzten Hälfte des Juli; nach dunkelm Nebeltage hatte sich am Abend das Gewölk getheilt; der volle Mond schien in die Schlucht hinab und beleuchtete den schäumenden Fall. Wie Millionen Silberfunken rauschte der Gischt aufwärts, während die Felsen ringsum in die Nacht emporstarrten.

Eine kleine Reisegesellschaft zog thalaufwärts über die Teufelsbrücke. Neben dem Pferde, auf dem eine Dame saß, ging der Führer, hinter her zwei Männer, von denen der eine, so weit das zweifelhafte Mondlicht es erkennen ließ ein wohlbeleibter Herr, nur mit Mühe aufwärts stieg.

Jetzt erkennen wir sie, der Eine der Herren, der schlanke in elegantem Reiseanzuge, ist Wüstenfeld, der Andere der Geheime Commerzienrath Isaaksohn, die Dame mit dem dunkeln Haar und der üppigen Gestalt ist Rebekka.

Merkwürdig — der tiefgekränkte Vater in der Gesellschaft seiner Tochter und ihres Verführers! Es hatte sich Wüstenfeld's Ueberredungsgabe in glänzendster Weise bewährt.

Isaaksohn hatte die Flüchtigen in Frankfurt erreicht. Er hatte dem Flehen seiner Tochter nicht widerstehen können. Er hatte verziehen. Uebertriebene Liebe zu den Kindern ist nicht selten ein Zug des jüdischen Charakters, und Rebekka war seine Lieblingstochter. Das brachte es auch dahin, daß er Rebekka's Bitten nachgegeben und in ihre Verheirathung mit Wüstenfeld gewilligt hatte. Vielleicht, daß auch das Vermögen, das Wüstenfeld an der Bank gewonnen, nicht ohne Einfluß auf diese Einwilligung geblieben war.

Allerdings hatte Rebekka die Nachricht vom schauerlichen

Ende ihres Mannes einen Augenblick tief erschüttert; aber sie hatte sich bald durch die Aussicht darüber getröstet, daß sie nun des lästigen und langwierigen Scheidungsprocesses von ihm überhoben war. Die Rücksicht auf ihre Schwester war längst durch die Schwüre Wüstenfeld's geschwunden, der sie versichert hatte, daß er sie vom ersten Augenblicke, wo er sie gesehen, geliebt habe. Ein Geständniß, das sie dem Vater machte, zwang auch diesen, über das Verlöbniß Wüstenfeld's mit seiner zweiten Tochter hinwegzusehen.

In einem kleinen Städtchen des Rheinlandes, in dem ein Geistlicher gegen ein gutes Douceur zuweilen die Rolle des berühmten Schmiedts von Gretna Green übernahm, wurde die Trauung vollzogen und dann, damit, wie sich Wüstenfeld ausdrückte, die Geschichte in der Heimath erst verblute, eine gemeinsame Reise in die Schweiz beschlossen.

Das reizende Baden-Baden wurde zu einem kurzen Aufenthalte gewählt. Wüstenfeld hatte ja seinem Schwiegervater versprochen, nie mehr zu spielen. Aber was sind die Versprechungen eines Menschen wie Wüstenfeld! Allerdings erfuhr es weder der Geheime Commerzienrath, noch Rebekka, daß der wortbrüchige Mensch in einer Nacht sein ganzes Vermögen verspielt hatte. Wie gewonnen, so zerronnen!

Der folgende Morgen sah sie auf Wüstenfelds Veranstaltung, der es vermeiden wollte, daß etwa das Gerücht von seinem Verlust zu den Ohren seines Schwiegervaters käme, auf dem Wege nach der Schweiz.

Ein furchtbarer Entschluß reifte in der schwarzen Seele dieses verlorenen Menschen. Aber er verstand die Kunst meisterhaft, seine Gedanken zu verbergen. Er war der liebenswürdigste Reisegesellschafter, der zuvorkommendste Schwiegersohn und Gatte. Der Geheime Commerzienrath söhnte sich völlig mit ihm aus und vertraute Wüstenfeld gern, um selbst desto freier genießen zu können, die Reisekasse.

Hier — dachte Wüstenfeld, als sie zum Reußfall gekommen waren. —

„Reite Du nur voraus und bestelle uns Quartier,“ sagte er zu Rebekka, indem er ihr die Hand küßte, „wir wollen hier noch für einen Augenblick den prächtigen Reußfall betrachten.“

„Sehen Sie hier,“ wandte er sich dann an den Alten, als die Hufschläge durch das Urner Loch verhallt waren, und trat, seinen Schwiegervater nach sich ziehend, bis an den Rand des schauerlichen Abgrundes.

„Mich schauert,“ rief der Commerzienrath, als ob ihn eine plötzliche Angst erfaßte.

„Was schauern!“ sagte Wüstenfeld lachend, als ob die Hölle aus ihm auflachte, „sehen Sie nur diese Pracht der schäumenden Wasser.“

Der Alte wollte sich fester in seinen Regenmantel hüllen. Er ließ Wüstenfelds Arm los, der ihn auf jene Stelle geführt, wohin kaum ein sicherer Fuß treten darf.

Ein Stoß — ein Blick noch auf Wüstenfeld — ein kurzer Angstschrei — und nun Wüstenfeld allein und das Brausen der tobenden Wasser!

Einen Moment stand der Bösewicht da, wie von Entsetzen gebannt. So hat wohl Cain gestanden, als seines Bruders Blut gen Himmel schrie.

Es war geschehen, — der Baron Wüstenfeld war Mörder. Aber das brannte jetzt noch nicht in seiner Seele. Es blitzte im nächsten Augenblick wie Triumph aus seinem Auge. „Das ist der Weg zum Reichthum,“ murmelte er vor sich hin und verschwand dann eilenden Schrittes in die Nacht des Urner Loches. — —

Im Wirthshause zu Andermatt war an diesem Abende eine kleine uns wohlbekannte Reisegesellschaft bei ihrem frugalen Abendbrot versammelt.

Schon in Koblenz hatten sich die Damen aus den beiden Reisewagen, die wir zur selben Stunde aus dem Badeorte abfahren gesehen, zusammengefunden. Die table d'hôte im eleganten Gastzimmer zum Riesen hatte ihre Bekanntschaft vermittelt. Miß

James war auf den Wunsch von Louise von der Ossen, die sich von der Liebenswürdigkeit der Frau von Arning besonders angezogen fühlte, mit Freuden auf das Anerbieten des Assessors eingegangen, die von beiden Partheien beabsichtigte Reise in die Schweiz gemeinsam zu machen. Es war den drei Damen dieser Vorschlag um so willkommener, da Arning, der schon in seiner Studienzeit von Heidelberg aus die Schweiz bereist hatte, der geschickteste Führer zu den schönsten Parthieen des Alpenlandes zu werden versprach.

Die Eisenbahn von Straßburg bis in die Nähe Basels war damals schon vollendet. — Straßburg mit seinem Münster durfte nicht unberührt bleiben. Die Bahn bot ihnen Gelegenheit, das herrliche Panorama der Vogesen an sich vorüberziehen zu lassen.

Einen tiefen Eindruck machte auf Louise die Missionsthätigkeit, die sie zum erstenmale in dieser Ausführlichkeit durch die Mittheilungen des damaligen liebenswürdigen Inspektors bei einem Besuche des Missionshauses kennen lernte.

Man könnte sich darüber wundern, da ja Louisens Seele nach Darstellung des Glaubenslebens im Cultus Verlangen trug: und die bot allerdings diese Thätigkeit nicht. Aber ein Gemüth wie das ihrige, das nach einem Etwas sich sehnte, in dem sie die allgemeinen christlichen Lebensprincipien vertreten sah: dürfen wir uns wundern, daß auf sie ein Einblick in den gewaltigen Umfang einer Thätigkeit den tiefsten Eindruck machte, in der die Keime zur reichsten Ausgestaltung christlicher Sitte, des Kultus und der Verfassung verborgen liegen?

„Wissen Sie," hatte sie zu Miß James, als sie von Basel abreisten, gesagt, „wenn ich wieder ganz gesund bin, und Papa und Mama nichts dagegen haben, möchte ich der Mission dienen."

Miß James freute sich dieses Wunsches, weil sie daraus zu erkennen glaubte, daß die „papistischen Neigungen", wie sie es nannte, in der Seele ihrer lieben Louise zurückgetreten seien; aber sie war viel zu verständig, als daß sie diese Freude geäußert hätte, sie sagte ihr im Gegentheil, daß zu solchem Dienst die

ernsteste Selbstprüfung gehöre, denn er sei der schwierigste von Allen, fordere die größte Selbstverläugnung.

Die weitere Reise verwischte zunächst diesen Wunsch Louisens.

Zürich mit seinem grünlichen Seespiegel, über den die Glarner Alpen sich thürmen; — der Rigi, der die Mühe des Ersteigens am Abend mit dem herrlichsten Alpenglühen lohnte; — der Vierwaldstädter See mit seinen schroffen in die tiefe Fluth herabstürzenden Felswänden und seinen durch die vorspringenden Felsen wechselnden Bildern; Altorf mit dem Brunnen des sagenhaften Tell; das Reußthal, das wir schon aufwärts gestiegen sind; — das Alles war am Auge der Pilger nicht vorübergezogen, sondern war vielmehr durch das Auge in Geist und Gemüth haften geblieben.

Das liebliche Thal von Andermatt, diese Idille nach dem wilden Streit der Reußschlucht, hatten sie sich für einige Tage zum Ausruhen gewählt, um dann neu gestärkt den beschwerlichen Weg über die Furka nach dem Wallis anzutreten.

„Wird's den Morgen gutes Wetter?" frug Frau von Arning ihren Gemahl, der aufgestanden war und nach dem Wetter ausgeblickt hatte.

„Vortrefflich — der Mond scheint hell und das Barometer ist gestiegen," antwortete dieser.

„Eigentlich," meinte Louise, „habe ich so einen Nebeltag wie den heutigen als Intermezzo sehr gern."

„Da sind Sie die erste Schweizerreisende, die diesen Geschmack hat," rief Arning lachend.

„Ich bitte Dich, nein, mir geht nichts über die klare, sonnenhelle Landschaft," sagte Angelika.

„Da geht's mir wie Dir," bemerkte Miß James zu Angelika gewandt.

„Gewiß hat Fräulein Louise ihre Gründe," nahm sich Frau von Arning der Angegriffenen an.

„Nun ich meine," erwiderte diese, „daß so eine Landschaft im Nebel der Phantasie viel freiern Spielraum läßt, als wenn alle Contouren in der Sonnenhelle scharf begrenzt hervortreten."

„Allerdings," bemerkte Arning scherzend, „aber dann müssen Sie, mein gnädiges Fräulein, die Landschaft bei Nacht noch für viel schöner halten."

Alle lachten, Louise aber meinte, — das würden Alle einräumen, daß ein Gebirge, halb in Nebel gehüllt, durch dessen Schleier es mit seinen Tannen nur wie ein Traum hervortrete, wie eine Ahnung zukünftiger Herrlichkeit sei, — wogegen das volle, helle Tageslicht diese Herrlichkeit völlig offenbare und dann doch ein unbefriedigtes Verlangen nach größerer Herrlichkeit zurückließe. „So eine Nebellandschaft," fuhr sie fort, „ist mir wie ein Bild der Kirche. Die ist auch nur, so weit ich sie fasse, eine Ahnung der zukünftigen Herrlichkeit!"

„Sehr schön," meinte Herr von Arning, — „aber verzeihen Sie, Beides ist Geschmackssache. Ich räume ein, daß die Kirche noch nicht ist, was sie werden soll, aber so sehr ich klare Landschaftsbilder den nebelhaften vorziehe, so ist mir doch eine klare, wenn auch noch nicht vollendete kirchliche Gestaltung lieber als die, verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, nebelhafte Ahnung einer künftigen Herrlichkeit, von der ich mir keine klare Vorstellung machen kann."

„Wenn es nur eine Kirche gäbe," seufzte Louise, „in der alle Bedürfnisse des menschlichen Geistes zur klaren Befriedigung kämen."

„Die lutherische Kirche," — erwiderte Arning schnell.

In diesem Augenblicke gellte ein heller Schrei durch das Haus, — Thüren wurden zugeschlagen, man rannte aus den oberen Gastzimmern hinab, und auf dem Hausflur ließ sich die Stimme des Wirths vernehmen — „das ist ja ein furchtbares Unglück!"

„Was ist geschehen?" riefen Alle erschrocken dem Wirthe entgegen, der jetzt in das Gastzimmer trat.

Der Mann, ein kräftiger Urner, dem man es ansah, daß er sonst vor Gefahr nicht zurückbebte, stand einen Augenblick bleich, keiner Antwort mächtig.

„Ein großes Unglück,“ sagte er dann tief Athem holend, „ein Herr ist in den Fall dort unten hinabgestürzt.“

„Hinabgestürzt?“ riefen die Frauen entsetzt.

„Vor ungefähr einer halben Stunde,“ berichtete der Wirth, kam eine Dame mit ihrem Führer, — ein schmuckes Frauenzimmer, und bestellte für sich, ihren Mann und ihren Vater drei Zimmer. Die beiden Herren, sagte sie, seien noch zurückgeblieben, um den Fall zu betrachten. Jetzt kommt eben der Eine von Beiden, — der Mann der Dame, und erzählt, — wie der Andere, — der Vater, — auf dem schlüpfrigen Gestein ausgeglitten und hinabgestürzt sei.“

„Ist denn da keine Rettung möglich?“ rief Herr von Arning.

„Ach, Herr,“ erwiderte der Urner kopfschüttelnd, „wen die Reuß einmal hat, den giebt sie nur als Leiche wieder heraus, und — der Herr hat ja doch den Fall gesehen, wer da hinabstürzt, der kommt nicht wieder an's Tageslicht, — der Kessel ist unergründlich und das Wasser wirbelt immer wieder, was hinabstürzt, in die Tiefe hinein. Im vorigen Sommer glitt mir am Fall eine Ziege aus, ich habe nichts wieder von ihr gesehen.“

„Aber der Versuch muß doch gemacht werden,“ meinte der Assessor.

„Das wird auch geschehen,“ erwiderte der Wirth, — „schon um die Dame zu beruhigen, die untröstlich ist.“ Und nun theilte er mit, daß er seinen Knechten befohlen, sich mit langen Stangen und Stricken auszurüsten, — auch Fackeln mitzunehmen, damit man noch thalabwärts suchen könne.

„Ich werde die Knechte begleiten,“ sagte Herr von Arning, „zwei Augen und zwei Arme mehr könne nicht schaden.“

„Lieber Mann,“ flehte Frau von Arning und hing sich an ihren Gatten, als ob sie ihn zurückhalten wolle, dann aber sagte sie gefaßt: — „Ja, geh, — nur bitt' ich Dich, nimm Dich um meinetwillen an dem bösen Fall in Acht.“

„Wenn die Damen sich nur etwas der jungen Frau annehmen wollten,“ sagte der Wirth, „sie liegt ohnmächtig oben

auf ihrem Zimmer und ihr Mann muß uns ja doch die Stelle zeigen, wo das Unglück geschehen ist," — damit ging er mit Herrn von Arning aus der Stube, um sich den Knechten, die mit Wüstenfeld schon vorausgezogen waren, anzuschließen.

Um die Dame war die Wirthin mit ihren zwei Töchtern beschäftigt. Als Frau von Arning hinzutrat und der Schein des Lichtes, das sie in der Hand hielt, auf die Ohnmächtige fiel, — trat sie plötzlich wie entsetzt zurück — „o mein Gott!" rief sie unwillkürlich aus.

„Kennen Sie die Dame?" frug Louise erschrocken, weil sie fürchtete, Frau von Arning habe in ihr eine Verwandtin gefunden.

„Die Frau des unglücklichen Rotzen, — die Tochter des Banquier's Isaaksohn, von der ich Ihnen erzählt habe," — flüsterte Frau von Arning; — „welch ein schreckliches Gottesgericht!" setzte sie innerlich zusammenschauernd hinzu. Sie ahnte nicht, wie furchtbar das über Rebekka, die untreue Frau, hereingebrochen war. —

Der Hilfe der Damen gelang es bald, die Ohnmächtige in's Leben zurückzurufen.

„Wo ist mein Vater!" rief die Unglückliche, als sie die Augen wieder aufgeschlagen und zur Besinnung gekommen war.

„Wo ist mein Vater?" kreischte sie noch einmal auf, als sie keine Antwort erhielt.

„Fassen Sie sich," sagte die Wirthin in ihrem Urner Dialekt, „die Mannsleute sind hin, ihm zu helfen."

„O laßt mich hin, ich muß ihm helfen, — ich, sein Kind, — seine Rebekka, — ich helfe ihm, — wo ist er?" und damit sprang sie auf und konnte nur mit Mühe von der Wirthin und ihren Töchtern zurückgehalten werden, daß sie nicht aus der Thüre stürzte.

„Beruhigen Sie sich," sagte nun Miß James mit zitternder Stimme, als das arme Weib wieder auf das Bette zurückgedrängt war, „es wird Alles geschehen, um ihren Herrn Vater zu retten!"

„Retten?“ rief nun Rebekka in höchster Angst, „ist er denn wirklich in Todesgefahr? — Ha, — ich besinne mich,“ murmelte sie dann für sich hin, — und dann schrie sie auf, daß es Mark und Bein der Umstehenden durchbebte: „Wüstenfeld, wo hast Du meinen Vater?“

Durchzuckte ihre Seele eine Ahnung? Wie war das möglich —! Und doch, es wird in solchen Augenblicken die Seele oft hellsehend, sie weiß, ohne daß doch das Bewußtsein etwas davon vernimmt.

„Wüstenfeld, wo hast Du meinen Vater?“ kreischte sie noch einmal und sank dann wieder in die Ohnmacht zurück.

Fast hätte man wünschen mögen, sie wäre nicht wieder erwacht, — und doch — die Ehebrecherin mußte sich zum Heil den Kelch des Zornes Gottes bis auf die Hefen leeren.

Es wurde von den Damen von Neuem Alles angewandt, die Ohnmacht zu beseitigen. Da ließen sich unten im Hause Schritte hören. Die Männer waren zurückgekehrt.

Frau von Arning bebte zusammen, als sie Schritte die Treppe herauf kommen hörte. Das mußte Wüstenfeld sein, dieser Mensch, vor dem sie erbebte wie vor einer Viper.

Die Thüre öffnete sich, da stand Wüstenfeld, — wohl etwas bleich, aber sonst, wie es schien, gefaßt, — hinter ihm Arning, ernsten Blickes, der seiner Gattin und den Damen hinauswinkte.

„Wollen Sie meine arme Frau verlassen?“ wandte sich Wüstenfeld sich verneigend an Frau von Arning.

„Ihre Frau?“ rief diese unwillkürlich wie entsetzt.

War es nun, daß Rebekka in diesem Augenblicke von der Ohnmacht erwachte, — oder schlug die Stimme dieses Cain durch den Tod der Ohnmacht an ihr Ohr, — plötzlich sprang sie auf und rief in einem Tone, der Alle grausen machte: „Wüstenfeld, wo hast Du meinen Vater?“

Einen Augenblick stand der Sünder wie vom Donner gerührt, seine Kniee bebten, sein Gesicht wurde erdfahl, — und sein Blick schwirrte unstät in dem Zimmer umher. — Die

Stimme Gottes hatte aus dem Munde seines Weibes sein Gewissen getroffen.

Aber es war nur ein Moment, der aber dem scharfblickenden Arning nicht entgangen war. Wüstenfeld, wir wissen es, war Meister in der Selbstbeherrschung der Verstellung.

„Liebe," sagte er mit erheucheltem Schmerz zu Rebekka, indem er ihre Hände nehmen wollte, „ich habe ja eben so viel verloren wie Du, den treuesten Vater" —

„Hinweg!" schrie Rebekka ihn unterbrechend, ihrer selbst nicht mächtig und ihre Hand aus der seinigen reißend. „Hinweg, Deine Hände riechen nach Blut!" — und dann sank sie wieder zusammen.

„Das arme Weib hat der Schmerz wahnsinnig gemacht" wandte sich Wüstenfeld an Arning und die Damen, die mit dem Assessor sich schweigend entfernten.

„Was war das?" frug Frau von Arning ihren Gemahl, als sie, nachdem auf die folgende Morgenfrühe die Abreise mit den Damen festgesetzt war und diese sich entfernt hatten, auf ihrem Zimmer angekommen waren.

„Ach liebe Marie," bat dieser, „laß uns nicht weiter davon reden, ich kann nicht läugnen, dieses Menschen Benehmen, als wir an die Stelle gekommen waren, wo nach seiner Aussage das Unglück geschehen war, hat in mir einen grausen Verdacht erweckt. Er konnte es nicht über sich gewinnen, in den Schlund hinabzublicken und drängte äußernd, es sei doch alles Suchen vergebens, zur baldigen Rückkehr. — Und hast Du wohl bemerkt, wie er sich verfärbte, als ihm sein Weib das schreckliche Wort entgegenrief? — Und dieser Abscheu seines Weibes, — o Marie, in dem Menschen ist eine schwarze Seele!" setzte er ernst hinzu.

„Ach, Arning, ich wollte, wir könnten schon heut Abend weg," sagte Marie mit innerlichem Erbangen.

„Das geht nun nicht," erwiderte er, „aber morgen zum Frühesten, — und dann ist mein Wunsch, daß dieser Mensch nicht zum drittenmale unsere Reisefreuden durchkreuzt."

„Das ist auch mein Wunsch, — aber das arme Weib,“ setzte Frau von Arning hinzu.

„Die Sünde ist der Leute Verderben, — und es ist noch eine Gnade Gottes, wenn er über diejenigen, die dafür noch empfänglich sind, schnell mit seinen Gerichten hereinbricht, — doch nun genug,“ setzte ihr Gemahl hinzu, „laß dem Schirm und Schutz des gnadenreichen Gottes uns anbefehlen,“ — und damit nahm er sein Testament und las, wie wir wissen, nach seiner Gewohnheit — dessen Trost.

XXXIV.

Es gehört die fast militairische Gewalt, die in der katholischen Kirche die kirchlichen Oberen über die niedere Geistlichkeit auszuüben berechtigt sind, zu den großen Vorzügen dieser Kirche.

Was für Mühe innerhalb des Protestantismus für die kirchlichen Behörden, einen unwürdigen Geistlichen aus seinem Amte zu entfernen. Von einer Versetzung eines Geistlichen auf eine andere Stelle ohne dessen oder gar wider dessen Einwilligung ist außer in seltenen Disciplinarfällen niemals die Rede.

Es hat in der That innerhalb dieser Kirche oft den Anschein, als sei die Pfarre weiter nichts als eine Versorgungsanstalt der Familie ihres geistlichen Inhabers. Ob für diese und jene Gemeindeverhältnisse sich der Mann als passend erweist, das kommt selten in Betracht.

Allerdings hängt dieser Uebelstand mit dem protestantischen Grundsatz der Parität aller Geistlichen und wohl auch mit der Verheirathungslicenz auf das Genaueste zusammen. Dem Protestantismus fehlt die geschichtlich gewordene Hierarchie. Die Ordination stellt den geringsten Hilfsgeistlichen in Bezug auf kirchliche Würde und Macht den höchsten Würdenträgern der Kirche gleich. Wie wollen also die Gleichen die Gleichen richten

oder gar über sie jene militärische Gewalt ausüben? Geschieht es in großen Disciplinarfällen dennoch, so geschieht es nur vermöge der weltlichen obrigkeitlichen Gewalt, die das ihr zustehende jus circa sacra in ein jus in sacra verwandelt hat. Dazu kommt die allerdings vom allgemein menschlichen Standpunkte sehr berechtigte Rücksichtsnahme auf die Familie des Geistlichen. Gemeinden mit wohl dotirten Pfarrstellen sind daher innerhalb dieser Kirche oft in der traurigen Lage, immer altersschwache Pfarrer zu bekommen, weil die menschliche Rücksicht es gebietet, diese durch sogenannte „bessere Stellen“ zu versorgen.

Die legitime hierarchische Gliederung innerhalb der katholischen Kirche vermeidet, abgesehen von dem schriftwidrigen Coelibatsgesetz, alle diese Uebelstände.

Der Bischof ist Kriegsherr in seiner Kirchenprovinz. Wie jener das Recht hat, seine Officiere anzustellen, abzusetzen und zu versetzen, wohin er es für gut findet, so steht auch diesem das Recht zu, Geistliche kirchlichen Exercitien zu unterwerfen, oder die ihm an dem einen Orte nicht passend erscheinen, an einen andern zu versetzen, und der Geistliche hat eben so unbedingt den Anordnungen seines Bischofs Folge zu leisten, wie der Officier den Befehlen seines Kriegsherrn.

Es ist das namentlich für die sogenannten Missionsstellen, für die werdenden katholischen Gemeinden in protestantischen Gebieten von der größten Wichtigkeit. Unpassende Persönlichkeiten werden entfernt und geschicktere an deren Stelle berufen.

Wir haben schon einmal gesehen, wie auf diese Weise die Gefahr, die der katholischen Mission im Gräflich Osten'schen Hause durch den Kaplan von Stapel drohte, durch bischöfliche Amtsgewalt beseitigt wurde. Nach jenen Mittheilungen, die der Graf neuerdings dem Bischof gemacht, war nun auch Michael von dort entfernt worden. Es konnte das den Unbetheiligten nicht auffallen, weil des Domvikars Stellung von Anfang eine interimistische war. — Aber ob die Abberufung dennoch nicht zu spät erfolgt war, ob nicht auch bei Michael das Gift der Ketzerei, das er durch den Umgang mit Dorn und durch den ihm mit-

getheilten brieflichen Verkehr zwischen diesem und Gräfin Theodora in sich aufgenommen hatte, schon zu tief eingedrungen war? — —

Wir kennen Michael's Entwickelungsgang in dem letzten Jahre. Jene Arbeit über die heilige Jungfrau Maria hatte zum erstenmal einen Zweifel an der Wahrheit der katholischen Kirche über diesen Gegenstand in seine Seele geworfen. Er war zum entschiedenen Gegner der von seinem Orden auf Grund der bisherigen Praxis der Kirche erstrebten Dogmatisirung dieser Lehre geworden. Und in der That, nichts ist für den katholischen Theologen gefährlicher als Zweifel auch nur an einer Lehre der Kirche. Während der protestantische Theologe innerhalb der freieren Entwickelung seiner Kirche Raum hat, aufsteigende Zweifel an der heiligen Schrift zu prüfen, muß in dem kathotholischen, dem das Dogma von der Infalibilität der Kirche Mittelpunkt seiner ganzen innern Stellung zu dieser ist, ein Zweifel an irgend einer Lehre, namentlich einer, die so enge, wie die von der allerseligsten Jungfrau, mit dem gesammten katholischen Kirchenwesen verwachsen ist, wie eine ätzende Säure in Bezug auf jene Summa aller Lehren wirken. —

Wir wissen, daß Michael auch den Gründen, die sein Freund gegen die Anordnung des Coelibats geltend machte, nichts Genügendes entgegenzustellen wußte.

Als nun nach jenem Gespräch, in dem Michael durch seine Gereiztheit schon gezeigt, daß er dem Angriff seines Freundes auf die Kirche keine hinreichenden Gründe entgegenzusetzen wußte, der Briefwechsel zwischen diesem und Theodora ihn zum Nachdenken über die Hauptunterschiede der Lehren beider Kirchen veranlaßt hatte, und er nach der Ehrlichkeit seines Charakters es nicht leugnen konnte, daß die protestantische Rechtfertigungslehre eben so der Schrift gemäß, als die katholische Lehre vom Meßopfer dieser nicht allein, sondern auch den Schriften der Väter widerspreche, — da war es um sein früheres Vertrauen zu seiner Kirche geschehen.

Freilich sind Charaktere, wie Michael einer war, nicht so-

gleich bereit das wegzuwerfen, an dem sie Fehler und Mängel wahrnehmen.

Er kannte den Protestantismus in seiner inneren und äußeren Zerfahrenheit zu genau, als daß er durch den Einblick in die Schriftmäßigkeit des Dogmas, wie es in den symbolischen Schriften der lutherischen Kirche enthalten ist, sich hätte sollen bewegen lassen, zu ihr überzutreten. Gerade damals hatte ein David Strauß kürzlich sein famoses Leben Jesu vom Stapel gelassen und ein großer Theil der protestantischen Theologen hatte diesem neuen Parakleten zugejauchzt. Außerdem konnte er sich nicht verhehlen, daß seine eigene Kirche trotz ihrer großen Schäden, ihrer Irrlehren und Sünden doch die Kirche sei, die das Ansehen des Christenthums in der immer mehr zum Abfall hinstürzenden Welt aufrecht erhalte. Auf ihr Alter, ihre Einrichtungen und ihr Ansehen auch bei den Mächtigen der Erde sah er auch jetzt noch mit jener Genugthuung, die einem Katholiken, dem die Wahrheit von der Gnade Gottes allein durch den Glauben noch nicht zur inneren Erfahrung geworden, wohl zu verzeihen ist. Und das war sie allerdings Michael noch nicht, er war erst durch theologische Einsicht zu dieser Wahrheit durchgedrungen.

So stand der Domvikar, als er auf Befehl seines Bischofs Schloß Osten verließ; seine frühere Unschuld der Kirche gegenüber war allerdings dahin, aber an einen Uebertritt zur lutherischen Kirche dachte er nicht, er glaubte vielmehr nach dem Beispiele eines Seiler und eines Martin Boos in der Kirche bleiben und das lautere Evangelium verkündigen zu können. Daß von Seiten Roms das die größten Verfolgungen nach sich zieht, hätte ihn die Lebensgeschichte des Letzteren lehren können, aber es ist die Eigenthümlichkeit der Jugend, immer zu hoffen, daß es ihr besser gelingen werde.

Herr Kaplan Geusepote, der Michael's Stelle auf Schloß Osten eingenommen hatte, war das gerade Gegentheil seiner beiden Vorgänger.

Es schien der Bischof den Versuch mit Bornirtheit machen

zu wollen. Es war das nicht ganz unrichtig. Beschränkte Geister halten wenigstens das, was sie ergriffen haben, mit jener Zähigkeit fest, die allen denjenigen eignet, die vernünftigen Gründen nicht zugänglich sind. Und darauf glaubte der Bischof, der das Terrain nicht kannte, und nicht wußte, wie weit schon die Ketzerei in dem Herzen Theodora's und des weiblichen Theils der gräflichen Familie um sich gegriffen hatte, komme es allein an.

Herr Geusepote, der Sohn eines kleinen Bauern aus dem katholischen Theile Westphalens, gehörte zu jener zahlreichen Sorte von katholischen Geistlichen, die auf der Schule nichts weiter als Latein und das zum Examen benöthigte Griechisch gelernt haben, um beides im Seminarcursus so weit wieder zu vergessen, als es die noch zu bestehenden Prüfungen zulassen. Von einem wissenschaftlichen oder gar künstlerischen Interesse wie bei Stapel und Michael war bei ihm keine Rede. Dagegen hatte er sich die katholische Kirchenlehre auf das Genaueste eingeprägt, und das wäre allerdings für eine Stellung in einer katholischen Dorfgemeinde, die sich an seinen bäuerischen Sitten nicht würde gestoßen haben, mehr als hinreichend gewesen.

Herr Geusepote war in seinem Aeußern das Musterbild eines bigotten katholischen Geistlichen. Seine Tonsur hielt er auf das reinlichste. Der schwarze Rock mit dem niedrigen Stehkragen und der einen Reihe schwarz übersponnener Knöpfe reichte bis auf die Füße der großen knochenstarken Gestalt. Kniehosen, schwarze Strümpfe, ziemlich plumpe Schuhe mit Schnallen und ein niedriger breitkrämpiger Hut vollendeten den priesterlichen Habit dieses Weltgeistlichen. Sein glattes rothwangiges nichtssagendes Gesicht mit der niedrigen Stirn, in die er noch zum Ueberfluß das rothe Haar glatt herabgekämmt trug, paßte zu den dicken Händen mit den kurzen knubbelichten Fingern mit abgekauten Nägeln und dem plumpen Gange, der etwas an seinen Namen erinnerte.

Herr Geusepote hatte immer das Brevir in den tiefen Taschen seines Rockes, und nichts konnte ihn abhalten zur gesetzlichen Zeit die verordneten Abschnitte aus demselben vor sich

hin zu murmeln. Für einen Geistlichen der Kirche, die auf die Beobachtung der äußerlichen Form einen so großen Werth legt, eine achtungswerthe Treue.

Herr Geusepote nahm es sehr gewissenhaft in Bezug auf die gebotenen Fasttage und hielt streng darauf, was seine Vorgänger in dem Maße nicht gethan hatten, daß Freitags in der gräflichen Familie nicht allein kein Fleisch gegessen, sondern auch bis auf den Abend wirklich gefastet wurde. Eine Einrichtung, der sich namentlich die protestantische Dienerschaft, auf die der Kaplan das Fastengebot ebenfalls ausgedehnt wissen wollte, auf das entschiedenste widersetzte. Herr Geusepote erkannte den Protestantismus gar nicht an und meinte, es sei ein verdienstliches Werk, Irrgläubige auch wider deren Willen den Gesetzen der Kirche zu unterwerfen.

Schon der unschöne Name des neuen Kaplans war weniger Theodora, die sich über dergleichen leicht wegsetzte, als ihrer Mutter und Schwester sehr anstößig, sie nannten ihn deshalb lieber nur bei seinem Amtstitel. Der Dienerschaft gegenüber, die wegen des Fastengebots auf den Kaplan doppelt erbittert war, mußte der Graf strenge jede Witzelei über diesen Namen verbieten. „Dor watschelt de Geusepote, als wenn he Vadder van dine Geuse wöre," hatte die Kuhmagd zum Gänsejungen laut genug gesagt, daß der vorübergehende Kaplan es hatte hören können.

War Theodora auch in Bezug auf den Namen des neuen Seelenhirten vor den Uebrigen tolerant, so konnte ein ernstes Zusammentreffen gerade zwischen ihr und ihm doch nicht ausbleiben.

Theodora hatte, seitdem sie von der Unhaltbarkeit der Marienverehrung war überzeugt worden, aus ihrem Zimmer das schöne Marienbild, vor dem sie früher ihre Gebete, wie wir wissen, verrichtet, entfernen lassen. Auch das kleine Weihbecken mit dem Crucifix darüber, war schon seit einiger Zeit wasserleer geworden, und auf ihrem Betpult lag, statt des katholischen Ge-

betbuches, die Bibel nach der lutherischen Uebersetzung. Den Rosenkranz, der sonst an der Seite des Pultes gehangen, hatte sie eben so entfernt wie das Marienbild.

Als nun der Kaplan mit Erlaubniß des Grafen auch in den Gemächern der Damen, wie er sich ausdrückte, geistliche Visitation hielt, wurde er über den ketzerischen Eindruck, den Theodora's Zimmer auf ihn machte, auf das höchste erbittert. Er befahl ihr in grobem Ton, sofort das Marienbild, von dem er vom Vater gehört, wieder an seinen Ort zu stellen und den Rosenkranz zu beten. Das „Teufelsbuch", wie er die Bibel nannte, wollte er auf der Stelle konfisciren und ins Feuer werfen. Dahin gehöre, wie er sich in höchstem Zorne ausdrückte, dieses vermaledeite Buch, das aller Ketzerei Vorschub leiste und das von dem Höllenkind — er mochte mit dem Namen Luther nicht seine heiligen Lippen verunreinigen — noch dazu verfälscht sei.

Das war Theodora zu viel. Sie hatte, weil es der Vater gestattet, sich den Eintritt des Kaplans in ihr Heiligthum gefallen lassen. Dieser Brutalität gegenüber erhob sich aber ihre weibliche Würde. Theodora war, wie wir wissen, sanfter Gemüthsart, daher kam es, daß, statt in aufflammendem Zorn, sie nur mit jener Erregung, die sich in dem Zittern ihrer Stimme kundgab, zu dem Kaplan sagte: „Wer giebt Ihnen, Herr Kaplan, das Recht, mir Etwas befehlen zu wollen und sogar Hand an mein Eigenthum zu legen?"

Herr Gensepote begriff diese Sprache kaum. In seines Vaters Hause war das Wort „des geistlichen Herrn Sohns" immer entscheidend gewesen; — dazu glaubte er in der That vollkommen in seinem Rechte zu sein.

„Wer mir das Recht giebt?" rief er hochroth vor Zorn in seiner platten Mundart, „Seine bischöflichen Gnaden haben mich hierher geschickt, die verdammte Ketzerei, die hier Platz gegriffen, auszurotten — und so befehle ich Ihnen im Namen Seiner bischöflichen Gnaden, dem Sie zu gehorchen haben, noch einmal, stellen Sie sofort das Muttergottesbild wieder an seinen Platz, und verrichten Sie

nach der Ordnung des Rosenkranzes vor ihm ihre Gebete — ich befehle es — und dieses Schandbuch," — und damit streckte er noch einmal seine dicke Hand mit den knubbelichten Fingern nach der Bibel aus, — „werde ich verbrennen, damit es Ihre Seele nicht weiter vergifte."

„Und ich befehle Ihnen, Herr Kaplan," sagte nun Theodora, indem sie sich blaß vor Erregung hoch aufrichtete, „daß Sie dieses Buch nicht anrühren und sofort dieses Zimmer verlassen!"

Menschen, wie Herr Gensepote, die in ihrer geistigen Vorurtheit unempfindlich gegen Würde sind, und die noch dazu in ihrem pastoralen Rechte zu sein glauben, lassen sich nicht so leicht imponiren. Statt das Zimmer zu verlassen, machte er Anstalt, gegen Theodora, die ihre Hand auf die Bibel gelegt hatte, Gewalt zu gebrauchen.

Ein leichter Tritt Theodora's auf den Messingknopf der Schelle führte sofort den Diener in das Zimmer der Gräfin.

„Führen Sie diesen Herrn heraus!" befahl die Gräfin.

Friedrich, der älteste Diener des gräflichen Hauses, der über den Uebertritt der Familie sehr betrübt gewesen und mit innerem Wohlbehagen die religiöse Wandlung seiner jungen Herrin bemerkt hatte, begriff sofort die Situation. Als der Kaplan daher Miene machte, bleiben und Theodora die Bibel dennoch entreißen zu wollen, erinnerte ihn ein so derber und fester Griff Friedrich's an seinen Arm so eindringlich, daß er hier nicht Herr sei, daß er schleunig von seinem Bibelraub abstand und sich, nachdem er Theodora noch einen wüthenden Blick voll des tiefsten Hasses zugeworfen, mit seinem handfesten Begleiter aus deren Zimmer entfernte. —

„O Gott, welch eine Gnade Gottes," sagte Theodora tief aufathmend, als sich die Thür hinter ihrem Peiniger geschlossen, „daß mir noch bei Zeiten die Augen aufgegangen sind; nein, welch' eine Kirche, deren Diener die theure Bibel für ein Teufelsbuch erklären!"

„Das soll Euch schwer zu stehen kommen, daß Ihr Eure

Hand an einen Priester gelegt," sagte der Kaplan ingrimmig zu Friedrich, als dieser ihn losließ und sich vor die Thür des Zimmers seiner Herrin postirte. Friedrich's Antwort war nur ein mitleidiges Achselzucken. —

Herr Geusepote eilte, so schnell als sein watschelnder Gang es zuließ, zum Grafen. Er vergaß in dem Ingrimm seines Zorns die einfachste Anstandsregel, er trat, ohne vorher angeklopft zu haben, in dessen Zimmer, so daß Graf Osten ihn überrascht von oben bis unten mit eben nicht freundlichem Blicke maß. Wir können überhaupt nicht in Abrede stellen, daß dem feingebildeten Grafen die bäuerischen Manieren seines jetzigen Kaplans nichts weniger als angenehm waren. Er ertrug sie aus Achtung vor dem Priesterstande.

Herr Geusepote ließ dem Grafen nicht Zeit zu der Frage, was ihn so eilig zu ihm führe.

„Ich bin beschimpft," rief er in seinem niederwestfälischen Dialekt in höchster Erregung, — „Ihr Bedienter hat auf den Befehl Ihrer Tochter Gewalt gegen mich gebraucht — ein Priester ist in Ihrem Hause beschimpft, ich fordere von Ihnen Satisfaction!"

Herr Geusepote hatte keine Ahnung, was für eine Bedeutung das letztere Wort in gebildeten Kreisen habe, er gerieth darum in noch höheren Zorn, als er in der Miene des Grafen ein spöttisches Lächeln wahrnahm.

„Sie lachen," schrie er, „Sie sollten weinen, daß so Etwas in Ihrem Hause passiren kann, — ein Priester wird vom Bedienten bei'm Arm gepackt und aus der Thür geworfen!"

Geworfen war er ja nun nicht, aber es ist gemeiner Naturen Art, das vermeintliche Unrecht, das ihnen widerfahren, zu übertreiben.

„Was ist denn eigentlich geschehen?" frug nun der Graf erstaunt.

Herr Geusepote hatte im dunkeln Gefühl, daß er doch wohl der Gräfin gegenüber die Grenzen seiner Amtsgewalt überschritten habe, die Schlauheit, sein grobes Benehmen gegen diese zu

verschweigen. Es mußte deshalb Theodora's Maßnahme und Friedrich's Benehmen allerdings ganz exorbitant erscheinen.

„Wenn das so ist," erwiderte deshalb der Graf, als der Kaplan seinen gehässigen Bericht beendet, „so verspreche ich Ihnen die glänzendste Genugthuung. Aber ich kann mir kaum denken," setzte er hinzu, „daß meine Tochter ohne Ursache so sehr die Achtung, die sie Ihnen schuldet, sollte aus den Augen gesetzt haben."

„Bezweifeln Sie etwa meine Worte?" frug der Kaplan gereizt. —

Der Antwort wurde der Graf durch Theodora überhoben, die in diesem Augenblicke in das Zimmer ihres Vaters trat, um ihn um Hilfe gegen eine mögliche Wiederholung des Auftrittes anzuflehen, den Sie eben erlebt hatte.

„Da ist meine Tochter selbst," sagte der Graf, „nun wiederholen Sie, Herr Kaplan, Ihre Anschuldigung!"

„Anschuldigung?" sagte Theodora erstaunt zu ihrem Vater, „ich hoffe doch nicht, daß dieser Herr zu seiner Ungebührlichkeit noch die Unwahrheit fügen wird?"

Der Kaplan sah das Mißliche seiner Lage — aber nach der Weise der Leute seiner Art, suchte er sich nun durch freches Bekenntniß seiner Brutalität, als ob sich solch Benehmen von selbst verstände, herauszuwinden.

„Nun ja," sagte er mit wegwerfendem Tone, „ich habe Ihrer Tochter befohlen, das heilige Muttergottesbild wieder aufzustellen und habe ihr das Ketzerbuch wegnehmen wollen — ich habe dazu das Recht," setzte er trotzig hinzu.

„Da irren Sie sich, Herr Kaplan," nahm nun der Graf seinerseits das Wort, „Sie haben weder das Recht, meiner Tochter Etwas zu befehlen, noch wider ihren Willen Etwas von ihrem Eigenthum zu entfernen, und wenn ich auch bedauern muß, daß Sie auf eine Ihnen unliebsame Weise aus dem Zimmer meiner Tochter entfernt sind, so kann ich dieser doch nicht Unrecht geben, daß sie Ihrem Benehmen gegenüber die Hilfe des Dieners in Anspruch genommen hat."

„Also auch Sie sind der Ketzerei verfallen!“ brauste nun Geusepote auf.

Ein Wink des Grafen entfernte Theodora aus dem Zimmer.

„Wie können Sie sich unterstehen,“ sagte nun der Graf, als er mit dem Kaplan allein war, „mir solch ein Wort zu sagen. Ich bin treuer Katholik und hoffe es auch trotz der Ungeschliffenheit Ihres Benehmens bis an mein Lebensende zu bleiben. Ich gehöre aber nicht zu der Sorte von Katholiken, die Andern ihr Bekenntniß octroyiren wollen. Ich gestatte den Meinigen Freiheit, und wenn es mir auch höchst schmerzlich sein würde, wenn diese nicht mehr mit mir denselben Glauben bekennten, so zwinge ich doch Niemand, am allerwenigsten meine Hausgenossen, einer Kirche ferner anzugehören, in der sie vielleicht nicht mehr ihr Genüge finden.

Sie sind ein thörichter Mann, Herr Kaplan,“ fuhr der Graf fort, „glauben Sie, daß Ihre Weise der Weg ist, auf dem irrende Gemüther der Kirche wieder gewonnen werden können. Wahrlich das ist nicht die Weise eines Dieners des sanftmüthigsten Menschenfreundes!

Uebrigens, Herr Kaplan,“ setzte er hinzu, „ist nach diesem Vorfall Ihres Bleibens hier nicht länger, Sie werden noch heute den Wagen bereit finden, Sie nach Machlow zu fahren. Für Ihre Weiterreise wird mein Kutscher Sorge tragen.“

Der Kaplan wollte Einwendungen machen, er hatte das nicht erwartet — aber der helle Silberton der Schelle, die auf des Grafen Tisch stand, rief alsbald seinen Leibjäger herbei.

„Sorge dafür, daß um ein Uhr der Wagen bereit ist, diesen Herrn nach Machlow zu fahren, und schicke mir den Kutscher, daß ich ihm die nöthigen Befehle ertheile!“ befahl der Graf diesem.

Als Geusepote noch stehen blieb, befahl der Graf: „Führe den Herrn Kaplan in die Kaplanei!“ und damit zog sich der Graf in sein Arbeitszimmer zurück. —

Das Gerücht von der ungnädigen Entlassung des Kaplans verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Schloß, und

selbst der katholischen Kammerfrau der Frau Gräfin war die Entfernung dieses bäuerischen Vertreters des Priesterstandes nicht unangenehm.

Der Gräfin und Mathilde war er seit seinem Eintritt in die Familie lästig. Sie waren, wie wir gesehen, den Gedanken, die Theodora bewegten, nicht fern geblieben, und empfanden es als einen unleidlichen Druck, daß sie durch den Kaplan genöthigt wurden, Formen zu huldigen, die auch für sie anfingen, ihre Lebenskraft einzubüßen.

Theodora dankte es fast dem Kaplan, daß er selbst es bei ihr zur Entscheidung gebracht hatte. Sie war innerlich schon völlig von dem katholischen Dogma geschieden, nun faßte sie den Entschluß, auch äußerlich sich von der katholischen Kirche wieder zu trennen. Sie benutzte den Tag der Abreise des Kaplans, Dorn von diesem Entschlusse schriftlich in Kenntniß zu setzen.

Und der Graf? —

Wir können nicht leugnen, daß Theodora's — seiner Lieblingstochter — Sinnesänderung einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hatte, als er es sich merken ließ. Gerade Theodora war ja fast eifriger im katholischen Bekenntniß gewesen als er selbst, und Leichtigkeit des Charakters konnte ihr am allerwenigsten zum Vorwurfe gemacht werden. Dem Vater waren die inneren heißen Kämpfe seines Kindes nicht entgangen. Die Gespräche, die er mit ihr geführt, um sie in ihrem Bekenntniß wieder zu befestigen, hatten ihn selbst zum Nachsinnen über das Bekenntniß der gegenseitigen Kirchen gebracht. Ganz besonders hatte es ihn stutzig gemacht, daß Michael, der geistvolle Theologe, der ihn und seine Familie zum Uebertritt unterrichtet hatte, auf so manche Frage Theodora's keine genügende, ihren Irrthum, wie er anfänglich noch glaubte, widerlegende Antwort hatte geben können.

Ganz in der Stille hatte er sich mit Schriften beschäftigt, die von den Controverslehren beider Kirchen handelten. Nachdem er Möhler's Symbolik mit Eifer durchstudirt, verglich er damit Mart. Chemniz' Examen des Tridentiner Concils und vertiefte sich in das Concordienbuch und in Joh. Gerhard's Schriften,

deren Dorn in einem seiner Briefe an seine Tochter Erwähnung gethan hatte. Daß die heilige Schrift, die der Kaplan ein „Schandbuch“ genannt, ihm bei diesem Studium Wegweiser wurde, das kann nicht Wunder nehmen, da auch ihm wie Theodora die Achtung vor der Bibel aus seiner früheren Zeit, wenngleich er ihren Inhalt damals wenig kannte, geblieben war. —

Es kam unter diesen Studien eine tiefe Beklommenheit über ihn. Er rief sich zwar die Eindrücke in sein Gedächtniß zurück, die zuerst den Entschluß des Uebertritts in ihm zur Reife gebracht, die Schönheit der katholischen Gottesdienste, den Trost, den er in jener schweren Zeit seines Lebens, als ihn der Tod seines Sohnes so tief darniedergebeugt, in dem katholischen Beichtinstitut gefunden; aber er fand jetzt zu seinem Erstaunen, daß die lutherische Kirche diesen Trost nicht nur eben so sicher wie die katholische, sondern in viel höherem Maße gewähre, weil sie zu der von ihr bekannten priesterlichen Schlüsselgewalt die Wahrheit von dem alleinigen Verdienste Christi fügt, während die katholische Kirche als Bedingung der Sündenvergebung noch allerlei selbsterfonnene Bußwerke fordert. Was aber die Gottesdienste betraf, so wuchs sein Erstaunen, als er aus den alten agendarischen Formen der lutherischen Kirche seines Landes, die er sich von dem Pastor seines Dorfes erbeten hatte, zu der Einsicht kam, daß die lutherische Kirche mit Nichten mit den alten Gottesdiensten, wie sie in der Kirche sich geschichtlich gestaltet hatten, gebrochen, sondern diese nur von den Theilen gesäubert habe, die ihrer reineren Lehre widersprechen. Allerdings war in jenen Tagen diese Form in den Gottesdiensten vielfach verkümmert, das lag ja aber nicht an der Kirche, sondern an dem zeitweiligen Einflusse des Rationalismus auf ihre Diener.

Auch die letzte Stütze brach ihm unter den ernsten geschichtlichen Studien, die er mit seinen theologischen verband, allmählich zusammen. Auf seinen Uebertritt hatte nicht geringen Einfluß die Meinung ausgeübt, daß innerhalb der katholischen Kirche die im Papstthum gipfelnde kirchliche Einheit und Auctorität, eine ungebrochene sei, während der Protestantismus dem Grundsatze

gehuldigt hatte cujus regio ejus religio. — Aber war denn diese Ansicht auch der Wahrheit gemäß? Hatte nicht das vierzehnte Jahrhundert das traurige Beispiel von zwei ja von drei Päpsten geboten, die sich gegenseitig mit dem Bannfluch belegt, und hatten nicht die beiden großen Concilien von Constanz und Basel sich grundsätzlich über den Papst gestellt?

Graf Osten hatte bisher die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts als eine widergöttliche Revolution angesehn, so war sie ihm von Michael und den übrigen Katholiken, mit denen er in Berührung gerathen, dargestellt worden. Jetzt mußte er sich überzeugen, daß sie nichts weniger als das, sondern eine That gewesen, die durch die Verweltlichung der Kirche und durch den Irrthum, der sich in die Lehre eingeschlichen, mit Nothwendigkeit erfordert war. Er konnte dem Manifest des Hussitenführers Procop nicht unrecht geben, der den Priestern des Concils von Basel zugerufen: „Ihr entweiht den Gottesdienst durch eure Laster. Wollt ihr, daß es besser werde mit der Christenheit, so verjagt eure schlechten Priester, dann werdet ihr gute haben. Euere Sünden haben die Kirche krank gemacht, aber wenn ihr die Sünden meidet, wird die Ursache der Krankheit, und mithin diese selber künftig hinwegfallen." Er erstaunte, als er erfahren mußte, daß das Concil der hussitischen sittenstrengen Gesandtschaft an dasselbe zu Liebe den Befehl gegeben hatte, daß während der Anwesenheit derselben bei schwerer Strafe sich kein unehrbares Frauenzimmer auf den Straßen zu Basel durfte sehen lassen, und daß Würfelspiel, Musik und Tanz so lange als diese anwesend, sollte verboten sein, ja daß der ganze Ertrag des Baseler Concils hauptsächlich darin bestand, daß die alte Verordnung wieder eingeschärft wurde, die Priester sollten keine Concubinen halten. Wie traurig mußte es also um den sittlichen Zustand der damaligen Kirche gestanden haben — und nun gar der religiöse!

Graf Osten mußte sich nach diesem Einblick in die Dinge wider Willen gestehn, daß, wenn er das Alles früher erkannt, er nimmermehr zur römischen Kirche würde übergetreten sein.

Aber er hatte den verhängnißvollen Schritt einmal gethan, und wie es ihn auch innerlich peinigte, daß er den furchtbaren Convertiteneid geschworen, er konnte sich nicht entschließen, was er in Unwissenheit gethan, jetzt zu widerrufen. — Er fürchtete sich davor, als ein schwankendes Rohr angesehn zu werden. Es ging ihm in gewisser Beziehung, wie Michael — der Einblick in die Wahrheit des lutherischen Bekenntnisses war ihm nicht in's Herz, sondern erst in seinen Verstand eingedrungen — und allerdings, so lange Jemanden die Wahrheit noch nicht Herzenssache geworden, ist es ihm auch unmöglich, den Vorwurf der Inconsequenz, bekanntlich der bitterste, der in der Welt einem Manne gemacht werden kann, gleichmütig zu ertragen. Was er Herrn Gensepote gesagt, war ihm Ernst, er wollte Katholik bleiben, — allerdings war das Wort „treu," das er hinzugefügt hatte, eine Selbsttäuschung. Das bewies er in dem Vorsatz, die neue Kirche, die er bauen ließ, nun nicht dem katholischen, sondern dem lutherischen Gottesdienst zu übergeben. Die lutherische Dorfkirche war so baufällig, daß sie einer Restauration, die ihm als Patron zufiel, dringend bedurfte. Was hatte er jetzt noch für ein Interesse, einem Cultus eine Kirche zu errichten, dessen Irrthümer ihm klar geworden waren? Theodora, die Erbin seines Besitzes, das war ihm einleuchtend, werde über kurz oder lang zur lutherischen Kirche zurücktreten und seine Gemahlin und Mathilde würden wohl nicht anstehn, mit seiner Erlaubniß, die er jetzt nicht mehr versagen konnte, dem Beispiel Theodora's zu folgen. Einen neuen Kaplan wollte er sich nach seinen bisherigen Erfahrungen nicht wieder erbitten. Für seine Person wollte er an den Hauptfesttagen in der nächsten katholischen Kirche dem Gottesdienste beiwohnen und in der österlichen Zeit die gesetzliche Beichte vollziehen. — — Der arme Graf! — Er ahnte noch nicht, daß diese Zwitterstellung auf die Dauer unhaltbar ist, daß geistlicher Tod die nothwendige Folge sein muß. Daß er vor diesem später dennoch bewahrt blieb, das war die Folge seines Entschlusses, wenn die Kirche fertig geworden, neben dem Geistlichen seines Dorfes einen tüchtigen jüngern lutherischen Geist-

lichen berufen zu wollen. Er ersah sich dazu schon jetzt in seinen Gedanken Dorn.

Merkwürdig, so schien sich durch eine besondere Führung doch Herrn von Mannhardts Wort an Graf Osten erfüllen zu wollen, worin er seine Hoffnung ausgesprochen hatte, daß Hildegard noch einmal mit Freuden seine Kirche zeichnen werde.

XXXV.

Es war in jenen Tagen in der norddeutschen Hauptstadt durch die Munificenz des königlichen Herrn ein großartiges Krankenhaus ins Leben gerufen worden. War das Gebäude selbst in seinen würdevollen architektonischen Verhältnissen ein Zeugniß für den kunstliebenden Sinn seines erhabenen Erbauers, und ließ die innere Einrichtung mit ihrem geschmackvollen Vestibule, ihren luftigen Corridoren und ihren mit allem zur Bequemlichkeit und zur Pflege der Kranken nöthigem Comfort eingerichteten Krankensälen nichts zu wünschen übrig: so zeugte die Verbindung einer edel stylisirten Kirche mit dem Hause und die Berufung zweier lutherisch gesinnten gläubigen Hausgeistlichen von der tiefen christlichen Gesinnung des königlichen Stifters dieses Hauses. Nicht blos dem Leibe sollte durch tüchtige an demselben angestellte Aerzte geholfen werden, sondern vor allen Dingen sollte die Seele dort finden, was ihr noth that. Der König ging von dem richtigen Grundsatze aus, daß in den meisten Fällen die leibliche Heilung durch den Frieden erleichtert wird, den die Seele findet, und ist die erstere nicht möglich, so sollte doch der Aufenthalt in seinem Krankenhause, das war des Königs Wunsch, für die letztere nicht vergeblich gewesen sein.

Ein gottesfürchtiger christlicher Regent ist der größte Segen für ein Land. Eines solchen Herrschers Regiment entbehrt vielleicht des Glanzes äußerer in die Augen springender groß-

artigen Erfolge — desto tiefer und segensreicher dringt dasselbe dagegen nach Innen; — ein frommer König dient zur Christianisirung seines Volkes.

Die Errichtung eines Krankenhauses von diesen Tendenzen durch den König, dem seine hohe Gemahlin helfend zur Seite stand, übte außer auf den nächsten Zweck nach vielen Seiten hin seinen segensreichsten Einfluß aus.

Es hatte bisher innerhalb des Protestantismus den unverheiratheten Damen der höheren Stände an einem passenden Thätigkeitskreise gefehlt. Die ehemals katholischen Fräuleinsstiftungen und Klöster waren zwar theilweise ihren Bestimmungen verblieben, unverheiratheten Damen des Adels und zuweilen auch des höheren Bürgerstandes eine Zufluchtsstätte zu gewähren. Sogar der Titel der Vorsteherin Aebtissin oder Priorin — Domina — erinnerte noch an die frühere geistliche Bestimmung. Aber der geistliche Charakter war aus denselben längst gewichen. Die mit solchen Stellen verbundenen Revenüen wurden zwar gerne bezogen, dann und wann nahm wohl auch ein alterndes Fräulein die für sie bestimmte Klosterwohnung ein, aber von einer Thätigkeit, die an geistliches Leben erinnert hätte, war in den seltensten Fällen die Rede.

Jenes Krankenhaus zeigte mit einemmale den christlich gerichteten Damen jener Kreise einen bestimmten Beruf, und weil die Königin mit liebender Theilnahme sich an diesem Lieblingswerke ihres hohen Gemahls betheiligte, so wurde es unter ihnen Ehrensache, sich der allerdings nicht leichten Diakonissenarbeit zu unterziehen.

Von größter Bedeutung wurde dieses Haus der katholischen Kirche gegenüber.

Selbst in protestantischen Kreisen hatte man sich daran gewöhnt, die Impotenz des Protestantismus in Bezug auf kirchliche Liebesthätigkeit anzuerkennen, und irren wir uns nicht, so fand mancher Uebertritt zu der katholischen Kirche seinen ersten Keim in der kirchlichen Ordnung und Pflege derartiger Anstalten, an der diese Kirche so reich ist. Jedenfalls hatte die katholische

Kirche ein gewisses Recht, nach dieser Seite hin mit einer Art von Mitleiden auf den Protestantismus herabzusehn. Das hatte nun aufgehört. Das edelste Glied der Evangelischen Kirchengemeinschaften in Deutschland hatte in seiner Eigenschaft als summus episcopus ein Haus errichtet, das völlig lutherisch-kirchlich eingerichtet, so den thatsächlichen Beweis lieferte, daß der Protestantismus mit Nichten auf diesem Gebiete einer wasser- und baumlosen Wüste zu vergleichen war.

Gerade dieses Haus gab auch Leokadie von Mannhardt ein bestimmtes Ziel ihrem Wunsche, den sie auf jenem Spaziergange ihrer Tante Eugenie gegenüber ausgesprochen hatte.

Seit jenem Maienabende waren fast drei Monate verflossen. Der August erinnerte schon wieder an das Scheiden des Sommers.

Das Verhältniß zwischen ihr und ihrer Tante war seit jenem Abende ein fast schwesterliches geworden, und weil, nachdem das Geständniß einmal geschehn, die Scheu überwunden war, so war auch die Großmutter die Vertraute ihres Entsagungskampfes geworden.

So weit das in ihrer Gemüthsstimmung möglich war, fühlte sie sich jetzt ganz glücklich in Golenau. Es ist nun einmal so, getheiltes Leid ist nicht nur halbes Leid, sondern wenn man das eigne Leid von denen mitgetragen fühlt, die wie die Großmutter und Tante Eugenie es mit dem ganzen Reichthum der Liebe tragen, die aus dem Herzen Jesu in ein Menschenherz gelegt wird, so liegt in dieser Liebe ein solches Gegengewicht gegen das Leid, daß man fast geneigt ist, das Leid lieb zu gewinnen, weil es die Veranlassung zur Offenbarung solcher Liebe geworden ist.

Leokadie hatte wirklich das Versprechen, das sie ihrer Tante gegeben, wahr gemacht, sie hatte die rechten Mittel gebraucht, darum war sie stark zum Siege über sich selbst geworden. Sie hatte bisher nur zweimal des Jahres das heilige Abendmahl empfangen; als sie aber aus einer Predigt aus Scrivers Seelenschatz von dem Segen des Sacraments für den geistlichen Kampf gelesen,

empfing sie häufig des Herrn Leib und Blut. Sie schrieb es wohl nicht mit Unrecht der Kraft zu, die ihr aus dieser oft erneuerten Gemeinschaft mit dem Herrn zuströmte, daß sie innerlich ruhiger wurde. Daß das Wort der heiligen Schrift ihre tägliche Speise war, wissen wir, und auch an der Fürbitte für „das liebe Kind," wie die Großmutter sie nannte, ließ weder diese noch Tante Eugenie es fehlen. Wir glauben auch, daß Frau von Mannhardt ihrer Tochter täglich in ihren Gebeten gedachte.

Das fühlte Leokadie, daß ihre Liebe zu Dorn sie bis an die Gruft geleiten werde, aber sie konnte doch nun ohne jenen Schmerz, der früher ihr Herz erfüllte, an ihn denken und von ihm reden und er war oft der Gegenstand der Unterhaltung in dem stillen Frauenkreise im obern Stockwerk des Herrenhauses Es machte ihr zwar eine unbeschreibliche Freude, wenn sie aus den Briefen ihrer Mutter an die Großmama und Tante erfuhr, welche Fortschritte die jüngern Geschwister unter seiner Leitung machten, und es war ein gewisses stolzes Behagen, was sie erfüllte, als sie von dem Einflusse hörte, den sein Gespräch und der darauffolgende Briefwechsel auf Gräfin Theodora ausgeübt — als die Mama schrieb, daß der Vater so sehr glücklich darüber sei; aber es stiegen dabei doch keine Wünsche andrer Art in ihrem Herzen mehr auf, — sie meinte einmal sogar, sie könne nun ganz gut wieder zurückkehren, sie würde Dorn nur eine treue Schwester sein. Die Großmutter schwieg zwar, aber sie war andrer Ansicht, sie wußte, daß ein derartiges Feuer wohl verdeckt werden, aber zu voreilig wieder in die Nähe des Hauchs gebracht, der es angefacht, auch wieder zur lichten Flamme auflodern könne.

Auch zu den Bewohnern des untern Stockwerks war ihr Verhältniß ein gar freundliches geworden.

Als der Onkel sich überzeugt hatte, daß zwischen seiner Nichte und Dorn kein Briefwechsel stattfinde, und als ihre natürliche Heiterkeit wieder an die Stelle der Schwermuth trat die bei ihrer Ankunft in Golenau ihm darum so unangenehm gewesen war, weil er wohl nicht mit Unrecht sie auf Rechnung ihrer Neigung zu Dorn setzte, glaubte er, daß diese selbst der ver-

nünftigen Ueberlegung gegenüber, wozu sie hier Zeit gehabt, gewichen sei.

Es giebt nur wenige Männer, die ein tiefer angelegtes weibliches Gemüth verstehn. Am allerwenigsten sind dazu Männer wie Herr von Raben im Stande, der selbst nicht nach Neigung sich vermählt, sondern eine Convenienzheirath geschlossen, und der in seiner Gemahlin kein Gemüth dieser Art gefunden hatte.

„Leokadie ist ein vernünftiges Kind,“ hatte er zu dieser geäußert, „ich wußte ja wohl, daß eine Mannhardt solche thörichte Gedanken würde fahren lassen.“

„Das hat sie mir zu verdanken,“ hatte diese entgegnet, „Du siehst, wie gut es gewesen ist, daß ich Deinem Wunsche nicht strikte nachgekommen bin, sondern recht oft ihr die Unschicklichkeit einer Verbindung eines adlichen Fräuleins mit einem Bürgerlichen vorgehalten habe.“

Herr von Raben schwieg zwar, weil seine Gemahlin nicht gut Widerspruch ertragen konnte, aber er dachte zu edel, als daß er die Ansicht derselben hätte theilen können.

Mochten nun die Gründe zu Leokadie's Sinnesänderung sein, welche sie wollten, ihm war es genug, daß er diese voraussetzen durfte. Und das war so bei Herrn von Raben, wenn er in diesem Punkte nicht mehr fürchten mußte, so war er die Liebenswürdigkeit selbst. Alles, was er daher Leokadie an den Augen absehen konnte, that er, ja man konnte es ihm anmerken, daß er ihr den Aufenthalt in Golenau so angenehm als möglich zu machen suchte. Sie brauchte nur einmal ein neues Buch zufällig zu nennen, so lag es am folgenden Morgen auf ihrem Arbeitstisch. War ihr das Zeichnenpapier oder die Bleistifte und Farben ausgegangen, so fand sie einige Tage nachher wieder einen Vorrath davon angesammelt. Daß Pferde und Wagen zu Spazierfahrten in den Wald oder zu der unter ihrer treuen Pflege völlig genesenen Freibäuerin ihr jeden Augenblick zur Disposition standen, verstand sich von selbst.

Leokadie's Geburtstag, der auf den funfzehnten August

fiel, gab ihm eine willkommene Gelegenheit, ihr die Rückkehr seiner Liebe in besonderer Weise zu zeigen.

Die Schuljugend des Dorfes, von dem tüchtigen Cantor dazu eingeübt, weckte sie in der Morgenfrühe durch den Choral „Lobe den Herrn o meine Seele,“ den sie unter ihrem Fenster in einer Weise vortrug, die den Dorfkindern alle Ehre machte.

Blumenguirlanden führten von ihrem Schlafzimmer zum Frühstückssalon und der Weg war mit Blumen bestreut. Zu den vielen Gaben, die von Schloß Mannhardt angekommen waren und die mit den Geschenken von der Großmama und Tante Eugenie den mit Blumenvasen reich geschmückten Geburtstagstisch bedeckten, hatte Herr von Raben ein besonderes kostbares Geschenk gefügt. Nachdem er seiner Nichte seinen herzlichen Glückwunsch und die Hoffnung ausgesprochen, daß der Aufenthalt in Golenau ihr nicht unlieb sein werde, führte er sie die Treppe hinab vor die ebenfalls mit Blumen bekränzte geöffnete Hausthür.

Einen eleganten leichten Korbwagen mit einem Paar auserlesener Ponys bespannt bat er sie als sein Geburtstagsangebinde anzunehmen.

Leokadie hätte weniger ihren Onkel lieb haben müssen, als sie doch wirklich hatte, wenn nicht diese große Güte sie auf das tiefste sollte bewegt haben. Sie bat es innerlich ihrem Onkel herzlich ab, daß es eine Zeit gegeben, in der sie seiner nur mit Schmerzen gedacht hatte.

In ihrer Weise wetteiferte auch Tante Anna mit ihrem Gemahl, Leokadie ihre Liebe zu beweisen. Kostbare Kleiderstoffe und Spitzen — Gegenstände, die Leokadie allerdings ziemlich gleichgültig waren, deckten als ihre Gabe den Geburtstagstisch und das ganze männliche und weibliche Dienstpersonal mußte auf ihre Anordnung dem gnädigen Fräulein die Glückwünsche in feierlichem Aufzuge abstatten. Dessen wäre Leokadie freilich lieber überhoben gewesen. Wir wissen es, sie liebte es, eine stille Waldblume ohne Gepränge zu leben. Das verstand aber nun einmal Tante Anna nicht, sie meinte man müsse sich nicht

so zurückziehen, ein junges lebensfrisches Fräulein müsse in die Welt hinaustreten. Daher kam es, daß sie zur Feier des Geburtstages auf den Nachmittag fast den ganzen Adel der Umgegend nach Golenau eingeladen hatte.

Das war eine peinliche Situation für Leokadie, denn abgesehen von ihrem natürlichen Widerstreben, aus sich so viel gemacht zu sehen, war für ihre Seelenstimmung ein solch pompöses Fest noch viel zu früh, und sie dankte Gott, als endlich am späten Abend, nachdem noch auf Veranstaltung des Inspektionspersonals ein Feuerwerk ihr zu Ehren am See war abgebrannt worden, die zahlreichen Gäste ihre Heimfahrt antraten.

Aber gerade jene Gesellschaft an ihrem Geburtstage war doch, so schwer sie ihr geworden, ohne daß die Betheiligten es ahnten, die äußere Veranlassung, ihrem angedeuteten Wunsche jene bestimmte Richtung zu geben, die wir so eben erwähnten.

„Haben Sie denn schon, meine Gnädigste, von dem närrischen Einfalle des überfrommen Königs gehört?“ hatte der wohlbeleibte Kammerherr von Bodenstädt zu einem Kreise von Damen gesagt, die sich um Leokadie gesammelt hatten. „Er will eine Art Kloster eirichten, in der auch adelige Damen unter der Aufsicht einer Oberin und eines Pfarrers Kranke verpflegen sollen.“

„Ist das denn wirklich wahr?“ hatte Fräulein von Aldenhofen ausgerufen, — eine Dame, die sich in dem Stadium des Alters befand, in dem die Damen, wie wir bemerkt, von ihrer Wohnung in dem Kloster, in das sie eingekauft sind, bald pflegen Gebrauch zu machen, — „puh — Kranke pflegen, wie garstig — nein, da lobe ich mir unsere Klöster, da lebt man ganz nach seiner Façon.“

„Und das sollen auch Damen aus der Gesellschaft thun?“ hatte Frau von Lawzow gefragt, — „mich deucht, wenn man das einmal will, und ich räume ein, daß die christliche Moral das gebietet,“ — es war das eine stehende Redensart bei Frau von Lawzow, die sich für sehr fromm hielt, „dann wären bürgerliche Frauenzimmer genug zu haben.“

„Das ist noch das affreusefte," hatte nun der dicke Kammerherr gesagt, „daß auch Bürgerliche sich zu dieser Pflege melden können."

Eine Art Schauder bemächtigte sich der meisten Damen. — „Nein, da begreife ich den König nicht," hatte die korpulente Gräfin Rüsselmann bemerkt, „aber das macht sein Pietismus," war von ihr mit einem Seitenblick auf Frau von Lawzow hinzugesetzt worden, die sie darum für eine Pietistin hielt, weil sie von christlicher Moral gesprochen hatte.

„Bitte, Herr Kammerherr," hatte nun Fräulein von Biesenstroh gefragt, eine junge Dame, die vielleicht gern diese Frage, als sie geschehen war, zurückgeholt hätte, „werden denn da auch Männer verpflegt?"

Ein unterdrücktes Kichern bei den Jüngeren vom zarten Geschlecht und ein zwischen Lachen und ernster Rüge schwebender Blick bei den älteren Damen hatten Fräulein von Biesenstroh überzeugt, daß sie mehr als eine Albernheit ausgesprochen hatte.

Die Ernste im Kreise war Leokadie geblieben. Sie hatte sich an dem Gespräch nicht betheiligt, aber die Nachricht, die ihr geworden, hatte sie noch am Abende des Tages vielfach innerlich beschäftigt. —

„Erinnerst Du Dich," sagte sie am folgenden Morgen zu Tante Eugenie, als beide ihr Frühstück ohne die Großmutter einnahmen, die nach den Strapazen des gestrigen Tages länger ruhte, „was ich Dir auf unserem Wege zur Freibäuerin — als sie so krank war, für einen Wunsch aussprach?"

„O ja," antwortete diese, „Du meintest, wenn Du katholisch wärst, würdest Du barmherzige Schwester."

„Katholisch brauche ich darum nicht mehr zu werden," sagte nun Leokadie lachend, „weißt Du — gestern erzählte der Kammerherr von Bodenstädt, daß der König in der Hauptstadt ein Krankenhaus eingerichtet habe, und daß junge Damen dort als Pflegerinnen eintreten könnten."

„Aber ich bitte Dich, Kind," frug die Tante Eugenie fast erschrocken, „Du hast doch wohl nicht die Idee dort einzutreten?"

„Warum denn nicht," antwortete Leokadie, „hab' ich nicht bei der Freibäuerin bewiesen, daß ich Talent zur Krankenpflege habe? Und dann, liebe Tante," setzte sie hinzu, „wirst Du es verstehen, daß gerade ich eine Sehnsucht nach so einer Art geistlichem Beruf habe."

„Kind, Kind," drohte die Tante halb im Scherz, halb ernsthaft mit dem Finger, „ich meinte, Du hättest gesiegt!"

„Das habe ich auch," sagte Leokadie ernst, „aber darum treibt es mich, weil mir Gott so gnädig gewesen, nun aus Dank gegen Ihn in seinen Dienst zu treten."

Was sollte die Tante dem entgegensetzen, sie fühlte, daß Leokadie recht habe, und doch war ihr der Gedanke so weh — es lag darin ja, wenn er sich realisiren sollte, die Trennung von dem lieben Kinde ausgesprochen. —

„Zunächst, mein Kind," sagte sie nach einer Pause, „weißt Du, bist Du nicht Dein eigener Herr, Vater und Mutter müssen einwilligen, und dann wollen wir zu allererst hören, was die Großmama zu Deinem Vorhaben sagen wird."

„O, die wird gewiß einwilligen," antwortete Leokadie schnell. Die Tante glaubte das auch, aber sie sprach es nicht aus, sondern setzte hinzu, — „und der Onkel und Tante Anna — meinst Du, daß die Dich so willig würden ziehen lassen?"

Leokadie fühlte nur zu gut, daß Tante Eugenie darin recht habe und es that ihr weh, namentlich dem Onkel seine große Güte, die er ihr gestern noch in so hohem Maße bewiesen hatte, nicht in der Weise, wie er es wünschte, vergelten zu können, aber sie meinte: „Nun dagegen wird der Onkel, wenn er sieht, daß es mir ernst ist, doch schließlich nichts haben können, daß ich mich einem christlichen Liebesdienst widme, ich bleibe dabei ja doch Fräulein von Mannhardt."

Es flog einen Augenblick wie ein tiefer Schmerz über Tante Eugenien's Züge, dann aber sagte sie: „Nun, liebes Kind, laß uns erst das Urtheil der Großmama abwarten."

Leokadie hatte recht vermuthet; die Großmama war, wenn auch anfänglich überrascht, doch mit Leokadie's Vorhaben völlig

einverstanden. Nach ihrer ganzen Denkweise, durch geordnete Thätigkeit der Seele eine bestimmte Richtung und dem Leben einen wohlgefälligen Inhalt zu geben, konnte sie es nur billigen, daß Leokadie sich diesem königlichen Berufe, wie sie ihn doppelsinnig nannte, widmen wollte.

„Du weißt, mein liebes Kind," sagte sie zu ihr, als die Tante Eugenie ihr Leokadie's Wunsch mitgetheilt hatte, „wie schwer es mir wird, Dich von mir zu lassen, aber ich würde egoistisch handeln, wenn ich auf mich Rücksicht nähme; Du hast vom Herrn Talent zu diesem Beruf empfangen, das hast Du bewiesen, und gerade für Dich ist es viel besser so." —

Leokadie fühlte, was die Großmutter damit sagen wollte und dankte es ihr innerlich, daß sie so gut ihr geheimstes Motiv verstanden hatte. Allerdings glaubte Leokadie, so völlig aus sich heraustreten und den sauer errungenen Sieg über sich selbst bewahren zu können. —

„Für die Einwilligung Deiner Mutter," fuhr die Großmama fort, „sage ich Dir gut, und ich glaube auch, so weit ich ihn kenne, daß Dein Vater nichts dagegen haben wird, er ist ja ein so entschieden christlicher Mann, — aber freilich," setzte sie hinzu, „Onkel und Tante Anna werden mancherlei Einwendungen machen — doch ich denke, sie werden zuletzt auch einwilligen — ich werde es übernehmen, ihnen Deinen Entschluß mitzutheilen, wenn wir nur erst der Einwilligung Deiner Eltern gewiß sind."

Es ist ein eigenthümlich Ding um ein Menschenherz. Das Fassen eines großen Entschlusses wird ihm, wenn es überhaupt dazu fähig ist, nicht so schwer. Wenn aber der Ausführung nichts mehr im Wege steht, dann fällt es oft wie ein Bleigewicht auf die Seele. Das fühlte auch Leokadie jetzt, wo sie durch die Zustimmung der Großmutter und die von dieser ihr gemachte Aussicht, daß sie der elterlichen Einwilligung gewiß sein dürfe — so wie, daß sie selbst den Onkel dafür stimmen würde, der Ausführung um so Vieles näher gerückt war.

„Du willst Dich vielleicht für immer von Deiner Heimath

trennen," sagte sie nun zu sich selbst, „willst einen Beruf übernehmen, der, wie schön er auch ist, doch auch wohl einer der schwersten ist, die es giebt. Wirst Du auch Kraft haben, ihn in aller Treue auszuführen?"

Leokadie wußte noch nichts von der in jenem Krankenhause geltenden Hausordnung, sie kannte noch nicht die gänzliche Aufgabe des eigenen Willens und Wunsches, die man dort von den pflegenden Schwestern forderte. Wir können dies nicht mißbilligen. Es ist das Alles zwar das gerade Gegentheil des usuellen protestantischen Libertinismus, aber es ist diese „katholisirende Richtung," wie Ultraprotestanten sie nannten, die einzig mögliche zur Handhabung guter Ordnung. Was sollte aus einer so großartigen Anstalt, wie dieses königliche Institut, werden, wenn ein Jedes nach seinem Belieben darin schalten und walten könnte. Sie sind alle Schwestern, mögen sie Gräfinnen oder Bürgerstöchter sein, haben für die Zeit ihres Dienstes im Hause ihre irdische Würde abgelegt, werden Alle nur mit ihrem Vornamen genannt und haben sich unbedingt den Anordnungen der Oberin zu unterwerfen. Selbst das können wir nur billigen, daß den Schwestern das protestantische Umhernaschen in allerlei außer dem Hause abgehaltenen Gottesdiensten nicht gestattet ist. Es knüpft sich daran gar zu leicht eine geistliche Genußsucht, die zu der schwierigen Arbeit der Krankenpflege die so nöthige geistliche Nüchternheit zu rauben Gefahr bringt.

Das Alles wußte nun zwar Leokadie noch nicht, aber zu ihrer Ehre dürfen wir voraussetzen, daß sie es, wenn sie es gewußt, eben so wenig in ihrem Entschlusse würde schwankend gemacht haben, als es die Gedanken thaten, die allerdings mit ihrer Schwere sich ihr auf die Seele legten. — Sie blieb trotz dieser dabei, was sie sich vorgenommen, und ließ sich dadurch nur desto ernstlicher in die Bitte führen, daß der treue Gott ihr Kraft zur Ausführung schenken möge.

XXXVI.

Der erste Septembertag hatte unerwarteten aber gar lieben Besuch nach Schloß Mannhardt geführt.

Frau von Eberzahn konnte es sich nicht versagen, mit ihrem Hans, ihren Kindern, die gegen die Mitte des August glücklich von ihrer Hochzeitsreise zurückgekehrt waren, auf ihrer Reise in die neue Heimath ihrer Tochter das Geleit zu geben.

Wir wissen, daß Schloß Mannhardt unfern der Straße lag, die von Zülgen nach der Hauptstadt des Fürstenthums führte.

Der Wunsch Frau von Eberzahn's bei dieser Gelegenheit Frau von Mannhardt zu begrüßen, und ihrer Tochter, etwas Näheres über Lokadie's Vorhaben, über das diese ihrer Freundin berichtet hatte, zu erfahren, war es dieseemal nicht allein, was die Reisegesellschaft bewog, für einen Tag die Gastlichkeit des befreundeten Schlosses in Anspruch zu nehmen.

Ihr lieber Pastor Levisohn hatte geglaubt, so schwer es ihm auch geworden, die Berufung zum Consistorialrath an das Consistorium der Hauptstadt nicht ablehnen zu dürfen. Kolbing, an den sie bei dem Gedanken an die Wiederbesetzung der Stelle wohl gedacht, konnte sie dieses Amt nicht anbieten. Seine eigne Pfarrstelle war viel besser dotirt als die zu Zülgen. Sie hatte daher ihr Augenmerk auf Dorn gerichtet, den sie ja selbst an jenem dritten Weihnachtstage des vorigen Jahres hatte kennen und schätzen gelernt, und den ihr Levisohn selbst genannt, der ihn zwar persönlich nicht kannte, der aber Einsicht in eine theologische Arbeit über den liturgischen Theil des Gottesdienstes gehabt, die Dorn nach der Ordnung der Kirche seines Landes an seinen Superintendenten abgeliefert hatte.

Während des Diner's hatten natürlich die Reiseerlebnisse des jungen Ehepaares den Hauptgegenstand der Unterhaltung gebildet. Die prächtigen Rheinlandschaften und die Majestät der

Alpenwelt wurden mit einer Lebhaftigkeit von Frau von Arning geschildert, daß Hildegard meinte, darnach könne sie sofort zeichnen, und Herr von Mannhardt einmal über das andere rief: „Prächtig! — Es ist als ob ich noch einmal die Burgen sähe und die Jungfrau und den Montblanc dort über dem Genfersee."

Nach dem Diner hatten die erwachsenen Glieder der Gesellschaft unter den uns bekannten schattigen Ulmen im Parke Platz genommen, während Odo mit seinen beiden Schwestern dem kleinen Hans seinen Ponnywagen vorfuhr, und auf die Erlaubniß seines Vaters mit diesem in Begleitung Dorn's eine Fahrt in den Wald machte.

„Es wird Ihnen schwer werden, gnädige Frau," meinte Herr von Mannhardt zu Frau von Arning gewandt, „sich an unsere arme nordische Heimath wieder zu gewöhnen."

Frau von Arning sah ihren Gatten an und legte statt der Antwort ihre Hand in die seinige.

„Wenigstens sind hier meine Kinder," sagte Frau von Eberzahn, „vor den schmerzlichen Episoden gesichert, an denen es auf ihrer Reise doch auch nicht gefehlt hat."

„Schmerzliche, wie das?" riefen nun Alle.

Herr von Arning theilte nun unter steigender Spannung des Theils seiner Zuhörer, dem es noch unbekannt war, die uns bekannten Begegnisse mit.

„Also Sie haben das Unglück mit Notzen erlebt," rief Herr von Mannhardt, — — „o über diesen Wüstenfeldt," setzte er hinzu, — „aber den Verdacht, den Sie ausgesprochen, möchte ich doch nicht theilen — nein, so tief kann kein Edelmann fallen — ich habe seinen Vater gekannt, das war ein braver Mann."

„Aber, lieber Mannhardt," bemerkte seine Gemahlin vorwurfsvoll, „der Versucher stößt sich wohl nicht daran, ob Jemand ein Edelmann ist oder nicht."

Frau von Arning fühlte es, daß die Mittheilungen ihres Gemahls einen Schatten über die Heiterkeit der Gesellschaft gebreitet hatten.

„Aber diese unangenehmen Erfahrungen sind uns doch auch

durch unsere liebenswürdige Reisegesellschaft reichlich vergütet worden," sagte sie. „denke nur," wandte sie sich an ihren Gemahl, „an das herrliche Zusammenreisen mit Louise von der Ossen und deren Schwester und Miß James!"

„Wie, mit der Baptistin?" rief Hildegard erstaunt.

„Schon lange keine Baptistin mehr," erwiderte Frau von Arning.

„Was Sie sagen!" sagte Herr von Mannhardt erfreut, „das ist ja herrlich — aber wie ist das zugegangen?"

Frau von Arning theilte, so viel sie aus Louisen's Erzählungen wußte, über die eigenthümliche Führung mit, durch die Louise aus dem Baptismus war erlöst worden, „und was das Beste ist," setzte sie hinzu, „mein lieber Mann ist so ein halber Theolog, der hat sie richtig dahin gebracht, daß sie Willens ist, sich der lutherischen Kirche anzuschließen."

„Prächtig!" rief Herr von Mannhardt, „aber was wird der Alte von der Ossen dazu sagen?"

„Dem scheint das allerdings nicht sehr lieb zu sein," bemerkte Frau von Arning, „aber er will seine Tochter nicht zwingen einer Gemeinschaft länger anzugehören, in der sie nicht mehr das Heil ihrer Seele findet. So lautete wenigstens sein Brief, den Louise in Vevey empfing, nachdem sie von Bern aus um Erlaubniß gebeten hatte, sich der lutherischen Kirche anschließen zu dürfen."

„Ich glaube überhaupt," setzte Herr von Arning hinzu, „daß es hier zu Lande mit dem Baptismus zu Ende geht. Die beiden Söhne des Herrn von der Ossen gehören eben so wenig der Geistesrichtung ihres Vaters an wie Louise, und Angelika folgt ihrer Schwester. Die Mutter kenne ich nicht."

„Die Söhne?" frug Herr von Mannhardt.

„Ach ja," sagte Frau von Arning, „das haben wir noch nicht erzählt — das war gar zu schön. Denken Sie sich, als wir in Vevey ins Hôtel Monnet treten, kommt uns ein elegant gekleideter, prächtig aussehender, junger Herr entgegen. Louise schreit laut auf: Theodor! und schließt im selben Augenblick

ihren ältesten Bruder in die Arme. Es war ein herrlich Zusammentreffen! Und der andere Bruder Georg war auch da. Beide Brüder hatten sich auch zufällig in demselben Hôtel getroffen. Der Aelteste war aus dem südlichen Frankreich auf der Heimreise begriffen, und wollte die Schweiz noch mitnehmen. Der Jüngere hatte von Heidelberg aus einen Abstecher in's Alpenland vor." —

„Das geht gut hier zu Lande," rief nun Herr von Mannhardt, sich erfreut die Hände reibend; „nun will ich Ihnen auch eine Neuig'eit mittheilen, die Ihnen Freude machen wird."

Als Frau von Eberzahn, Arning und seine Gemahlin gespannt ihn ansahen, sagte er: „Mit dem Katholicismus unter uns ist es auch aus."

„Wie denn das?" frug der Assessor.

„Sie verstehen nicht allein die Kunst die Leute zu bekehren," sagte Herr von Mannhardt fröhlich, „Herr Torn ist hierin ihr Rival."

„Und darauf können wir uns Etwas einbilden," bemerkte Hildegard scherzend, „daß die Geschichte eigentlich in unserem Hause ihren Anfang genommen hat. Erinnern Sie sich noch der Abendgesellschaft im vorigen Jahr bei uns," frug sie Frau von Eberzahn, die aufmerksam zuhörte.

„Wie sollte ich nicht?" erwiderte diese, „seit diesem Abend ist uns Ihr Hauslehrer noch ein Exposée schuldig." —

„Ah, Sie meinen von Kern und Schale; — Sie waren ja dabei, als er dieses Bonmot eben seinem Freunde Michael, dem Domvikar hinwarf, als zu Tische gerufen wurde — nun sehen Sie, das ist der Haken, an den er seinen Ariadenfaden angeknüpft und Gräfin Theodora vom päpstlichen Minotaurus erlöst hat," sagte Hildegard mit komischer Wichtigkeit.

„Und was noch mehr ist," bemerkte Herr von Mannhardt, „nicht allein Gräfin Theodora, sondern auch ihre Mutter und Schwester wollen zur lutherischen Kirche zurücktreten."

„Ich hab's mir wohl gedacht," setzte er triumphirend hinzu,

„im Papismus findet nun einmal eine heilsbedürftige Seele keine Befriedigung.“

„Aber was sagt denn der Domvikar?“ frug Frau von Eberzahn.

„Ich glaube,“ antwortete Herr von Mannhardt, „der hat auch zu tief in die lutherische Wahrheit hineingesehen — er ist plötzlich abberufen worden. Hinter ihm her kam Einer, wie Gräfin Theodora an Herrn Dorn geschrieben, der durch sein Benehmen die Sache scheint zum Abschluß gebracht zu haben, jetzt ist gar keiner auf Schloß Osten.“

„Und der Graf?“ frug Herr von Arning.

„Ueber den weiß ich Ihnen nichts weiter zu berichten,“ erwiderte Herr von Mannhardt, „als daß er seinen letzten Kaplan selbst fortgeschickt hat.

Er ist so ein prächtiger Mensch der Graf,“ setzte er hinzu, „ich habe immer noch Hoffnung, daß er dem Beispiele seiner Tochter folgen wird.“

„Was mir noch wichtiger ist, als Ihre Nachricht,“ sagte nun Frau von Eberzahn die Pause unterbrechend, die nach der Aeußerung des Herrn von Mannhardt eingetreten war, „das ist das gute Zeugniß, das Sie über Ihren Candidaten abgelegt haben.“

„Er ist in der That ein vortrefflicher junger Mann,“ äußerte Herr von Mannhardt, „ich glaube, wenn er einmal in einer katholischen Gegend eine Pfarrstelle bekäme, würde er noch manchen Katholiken zur reinen Kirche zurückführen.“

„Solche Leute,“ bemerkte nun Frau von Eberzahn, „passen auch in Gegenden, wo keine Katholiken wohnen; ein theologisch gebildeter Pastor ist, wenn sein Herz dem HErrn gehört, auch für eine ganz evangelische Landschaft von großem Werth.“

Nachdem sie mitgetheilt, daß ihr lieber Levisohn dem uns bekannten Rufe werde folgen müssen, eröffnete sie dann ihren Plan, Dorn zu seinem Nachfolger zu berufen.

„Das wäre ja prächtig,“ rief Hildegard, „dann käme ich

zu Ihnen, gnädige Frau, er muß mir noch manche kleine Chikane im Malen zeigen."

Hildegard hatte ähnlich wie ihr Onkel sich die Möglichkeit eines Verhältnisses zwischen Dorn und Leokadie aus dem Sinne geschlagen; dazu war ja diese durch den Beruf, den sie gewählt, weit genug von Zülgen entfernt. —

Ihrer Mutter dagegen fiel der Wunsch von Frau von Eberzahn wie ein schwerer Stein auf das Herz. Sie wußte, was Liebe heißt, und fürchtete, daß doch über kurz oder lang, wenn Dorn so in der Nähe eine amtliche Stellung habe, sich eine Gelegenheit finden werde, daß beide sich sähen und dann?!

„Wenn doch," dachte sie, „meine Bitte an Sturm Erfolg haben möchte! —"

Wir wissen, daß sie auf ihres Gemahls Wunsch dem Major geschrieben, daß sie seinen Vorschlag annehme und ihn dringend bitte, all' seinen Einfluß anzuwenden, Dorn in seiner Heimath ein Pfarramt zu verschaffen. Sie hatte bis jetzt keine Antwort empfangen. Vielleicht mochte die kühle Höflichkeit in ihrem Briefe, dessen sie sich, nach dem Auftritte mit ihrem Gemahl sich selbst wohl zur Sühne, absichtlich befleißigt hatte, der Grund sein, daß Sturm nicht wieder geschrieben.

„Sehr freundlich, gnädige Frau," sagte Herr von Mannhardt, „das wird Herrn Dorn eben so überraschend als lieb sein, denn wie gern er auch bei uns zu sein scheint, so ist's doch klar, daß ein Geist wie der seinige, sich nach pfarramtlicher Thätigkeit sehnen muß." Dabei konnte sich aber auch Herr von Mannhardt innerlich nicht verhehlen, daß er Dorn lieber ein ferneres Pfarramt gewünscht hätte. —

In diesem Augenblicke sprangen von der Fahrt zurückgekehrt die Kinder außer Odo, der noch für seine Pony's zu sorgen hatte, fröhlich herbei.

„O, Mama," sagte Hans zu seiner Mutter, „Odo's Pony's laufen viel schneller als die meinigen und auch sein Wagen ist viel schöner."

„Wo habt ihr denn Herrn Dorn?“ frug Frau von Mannhardt die Kinder.

„Der liest zwei große Briefe, die ihm eben Johann von der Post gebracht hat,“ sagte Fränzchen.

„Große?“ frug Frau von Mannhardt — und es durchzuckte sie wie eine Ahnung, als ob ihr Wunsch sich erfüllen sollte. —

„Ja so groß, wie wenn der Papa vom Amt einen Brief bekommt und auch ein eben so großes Siegel darauf,“ sagte Clara.

„Und gleich zwei?“ frug Herr von Mannhardt, der aufmerksam wurde, — „nun es wäre doch ein eigenthümliches Zusammentreffen,“ wendete er sich an Frau von Eberzahn, wenn Herr Dorn vielleicht — doch da kommt er ja selbst,“ fügte er hinzu, als dieser grüßend mit den beiden Briefen in der Hand unter die Gesellschaft trat. —

„Herr Dorn,“ rief Hildegard ihm entgegen, „Frau von Eberzahn will Sie zu ihrem Pastor machen!“ —

Dorn sah erregt aus, man merkte es ihm an, daß seine Seele tief bewegt war. Als Hildegard ihm diese Nachricht zurief, verbeugte er sich zwar tief wie dankend vor Frau von Eberzahn, sagte aber, indem er auf die Briefe zeigte, die er in der Hand hatte —: „Es thut mir sehr leid, gnädige Frau, daß ich die Ehre Ihres Rufes ablehnen muß, ich habe soeben von dem Consistorio meiner Provinz den Ruf in das Pfarramt von X. erhalten.“

„Gratulire!“ rief Herr von Mannhardt hoch erfreut — auch darum, daß seine Sorge nun auf einmal beseitigt war. —

„Und dann wollen Sie uns verlassen, Herr Dorn?“ sagte nun Fränzchen fast weinend sich an ihn schmiegend.

„Ei, bedenke doch,“ interpellirte sie Clara, „Herr Dorn wird ja Pastor!“

„Ja, aber dann geht er auch, Tienchen ist weg und nun er auch!“ sagte Fränzchen traurig.

Fränzchen ahnte nicht, wie sie durch diese Zusammenstellung

ihrer Mutter einen Stich in's Herz gab. Und auch über Hildegard's klare Stirn zog es wie eine Wolke. Glücklicherweise waren die Gäste zu unbefangen, als daß sie diese Gemüthsbewegung auf etwas Anderes bezogen hätten als auf den Schmerz der Trennung von der Tochter und Schwester.

„Nun Du bist doch einfältig," meinte Odo, „Herr Dorn kann doch nicht immer bei uns bleiben." —

Es war eigenthümlich, wie sich die verschiedene Herzensstellung der Kinder in diesen wenigen Worten aussprach. —

„Sie haben ja aber noch einen Brief bekommen," bemerkte Frau Mannhardt, als sie Herrn Dorn ihren Glückwunsch dargebracht hatte. —

„Der ist mir der wunderbarste," sagte dieser, als er ihr den Brief überreichte.

„Wie, das gräflich Osten'sche Wappen — und diese kräftige Hand? — Der ist nicht von Gräfin Theodora," sagte Frau von Mannhardt.

„Er ist vom Grafen," fuhr Dorn fort, „denken Sie sich, der Graf schreibt mir, daß er sich entschlossen habe, da seine Familie wieder zur lutherischen Kirche zurückzutreten Willens sei, die Kirche, die er erbaue, dem lutherischen Gottesdienste zu eröffnen, und er fragt bei mir an, ob ich bereit sei, zunächst als Adjunkt des alten Pastors schon zu Weihnachten das Amt eines Seelsorgers in der Gemeinde Osten zu übernehmen."

„Nun Herr Dorn," rief Herr von Mannhardt ergötzt sich die Hände reibend, „es geht Ihnen noch schlimmer als Buridan's Esel, der stand doch wenigstens nur zwischen zwei Bündeln Heu. Uebrigens," setzte er hinzu, „prächtig ist die Sache doch; sehen Sie, Herr von Arning," wandte er sich nun an diesen, „daß ich recht habe, daß es mit dem Katholicismus hier zu Lande aus ist?"

„Es scheint in der That so," meinte dieser, „aber hat denn der Graf nicht geschrieben," wandte er sich an Dorn, „ob er selbst auch Mitglied Ihrer Gemeinde sein werde?"

Als dieser das verneint, sagte Frau von Eberzahn, die nicht

gern die Hoffnung, Dorn für ihre Pfarrstelle zu gewinnen, aufgeben mochte, „da Sie nun drei Vocitionen auf einmal bekommen haben, können Sie wählen, ich glaube, Herr Candidat, ich bin in der Vorhand."

„Verzeihen Sie, Theuerste," warf schnell Frau von Mannhardt ein, „Herr Dorn hat erst, nachdem er jene Briefe empfangen, Ihr freundliches Anerbieten gehört."

„Sie scheinen mir ihn nicht zu gönnen," sagte Frau von Eberzahn scherzend; — hätte sie in Frau von Mannhardt's Seele lesen können, so würde sie gewußt haben, weshalb diese Dorn die Annahme ihres Rufes abzuschneiden suchte. Dorn selbst fühlte es, warum seine Principalin ihn nöthigen wollte, diesen Ruf abzulehnen. —

„Ich kann Ihnen für Ihr Vertrauen nicht dankbar genug sein," sagte er zu Frau von Eberzahn, „aber ich habe es dem Herrn gelobt, den ersten Ruf in's Amt, der an mich ergehen würde, als seine Berufung anzusehen. Und — da habe ich denn den Brief von meiner Behörde zuerst geöffnet." —

„Sie sind also entschieden?" frug Frau von Eberzahn.

„Ich muß wohl," antwortete Dorn, „wenn ich nicht dem Wort, das ich dem HErrn gegeben, untreu werden soll."

„Die Stelle ist auch wohl viel besser als die meinige?" sagte Frau von Eberzahn nicht ohne ein gewisses Mißvergnügen. —

„Wie hoch der Gehalt ist, den Ihre Stelle bietet, weiß ich ja nicht," antwortete Dorn lächelnd, „von den beiden mir zuerst gebotenen beträgt aber die Osten'sche fast das Doppelte des Einkommens von der, für die ich mich entschieden habe."

„Verzeihen Sie," sagte nun Frau von Eberzahn, indem sie ihre Frage wieder gut machen wollte, „gewöhnlich wählen doch die Herren nach dem Einkommen — und man kann ihnen das am Ende auch nicht verargen."

„Ich verurtheile Niemand darum," bemerkte Dorn, der auch auf die Einnahme sieht — namentlich muß das oft ein

verheiratheter Pfarrer; ich für meinen Theil habe aber nun einmal den eben angedeuteten Grundsatz."

„Sehr schön," sagte Frau von Eberzahn. „um so mehr beklage ich es, daß ich meine Hoffnung nicht realisirt sehe."

„Nun geht ja auch Ihr Wunsch in Erfüllung," wendete sich Herr von Arning zu Mannhardt, „daß Ihr Herr Candidat in einer katholischen Gegend möchte Pfarrer werden; wenn ich nicht irre ist X. ganz katholisch."

„Allerdings," sagte Dorn, „die protestantische Gemeinde ist nur so hineingesprengt."

„Am Ende," meinte Herr von Mannhardt vergnügt, „bringen Sie da Ihren Freund Michael noch ganz herum." —

Frau von Arning hatte sich auf Fränzchen's Bemerkung während dieses Gesprächs mit Hildegard über Leokadie's Entschluß unterhalten. Leokadie, hatte sie gemeint, passe zwar vortrefflich in ihrem stillen hingebenden Wesen zu diesem Berufe, aber es sei doch ein sehr schwerer Beruf. —

„Aber es ist doch nun einmal ihr Wunsch," äußerte Hildegard mit einem Seufzer, da es ihr sehr schwer fiel, von ihrem lieben Dienchen sich vielleicht für immer getrennt zu sehen, „und Papa und Mama haben denn auch eingewilligt."

„Wann wird sie denn ihren Diakonissenberuf antreten?" frug Frau von Arning.

„Das wissen wir noch nicht genau;" meinte Hildegard, „jedenfalls Anfangs October. Mama, Papa und ich werden Ende dieses Monats nach Golenau reisen, und dann wird sie Papa wohl begleiten und ihrer Einführung beiwohnen."

„Ach ja," sagte jetzt Frau von Eberzahn, die die letzten Worte gehört, zu Frau von Mannhardt, „die liebenswürdige Leokadie hat sich entschlossen Diakonissin zu werden. Ich kann ihr das nicht verdenken, wäre ich eben so jung nnd ungebunden wie sie, so würde ich denselben Beruf wählen. Es ist doch einmal der schönste Beruf, dem unsereins sich hingeben kann."

„Allerdings!" seufzte Frau von Mannhardt. Frau von

Eberzahn verstand den Seufzer nicht, sie schrieb ihn dem Schmerz der Trennung zu, der nun bald der Mutter von der Tochter bevorstand.

„Es wird Ihnen schwer, ich kann es mir wohl denken," sagte theilnahmsvoll Frau von Eberzahn, „aber der Gedanke, daß Leokadie dem Herrn dient, wird ja dieses Opfer dem Mutterherzen erleichtern."

Der Diener meldete, daß im Salon der Thee servirt sei.

Als die Gesellschaft auf die Bitte von Frau von Mannhardt sich erhob und Hildegard Frau von Arning den Arm reichte, frug sie die letztere: „Ist denn Louise von der Offen mit Ihnen in die Heimath zurückgekehrt?"

„Freilich," antwortete diese, „aber ihr Aufenthalt im elterlichen Hause wird nur von kurzer Dauer sein, denken Sie sich — wir besuchten doch, wie ich heute Mittag erzählte, auch das Missionshaus in Basel. Louise war ganz hingenommen von der Anstalt und ihrer Thätigkeit. Ich muß auch sagen, daß auch auf Arning und mich das stille Walten in dem Hause — der Hauch echt christlicher Gesinnung, der durch das Ganze zieht, den wohlthuendsten Eindruck machte. Soll ich's für Louise als eine Gottesführung ansehen? Dem ersten Lehrer, einem höchst liebenswürdigen Manne, war vor einem Jahre seine Frau gestorben. Bei unserm ersten Besuch fiel es nicht auf, daß er sich angelegentlich mit Louise unterhielt. Sie that fortgesetzt an ihn Fragen und wollte über den kleinsten Gegenstand, der das Haus und die Mission betraf, Belehrung. Ich weiß nun nicht, ob der Wittwer zu tief in die schönen Augen der früheren Baptistin gesehen, oder ob ihm die Liebe zu der Anstalt, die beide nicht verhehlten, den Wunsch erweckt hat, genug, als wir auf der Rückreise Basel wieder berührten, und unser erster Gang natürlich wieder in das Missionshaus war, empfing Louise am folgenden Tage im Hôtel einen Brief von diesem Lehrer, worin er in optima forma um ihre Hand anhielt — er meinte, Gott selbst habe ihm in ihr eine Mutter für seine Familie und die Anstalt zugeführt."

„Und Louise hat Ja gesagt?“ frug Hildegard gespannt.

„Nicht sogleich,“ antwortete Frau von Arning. „Sie hat ihm nicht verhehlt, daß sie Baptistin gewesen, daß ihr Vater und ihre Mutter noch dieser Sekte angehörten.“

„Also doch darauf eingegangen,“ unterbrach unwillig Hildegard, — „ein Fräulein von der Ossen heirathet einen Missionslehrer und noch dazu einen Wittwer!“

„Das freilich,“ sagte Frau von Arning, „ist mir auch unverständlich, wie man einen Wittwer heirathen kann, man muß sich entweder mit der halben oder Viertelsneigung begnügen, oder noch viel Schlimmeres voraussetzen, ich möchte auch nicht eine bloße Haushaltungsgehülfin sein: — aber warum sollte auch ein Fräulein von der Ossen nicht einen Missionslehrer heirathen dürfen? Ist das nicht eine sehr geachtete Lebensstellung?“

„Das wohl,“ entgegnete Hildegard, „aber es widerspricht so sehr der hier herrschenden Sitte —“

„Da denkt man bei uns zu Lande doch anders,“ warf Frau von Arning schnell ein, „ich bin zwar auch nicht dafür, daß man Heirathen zwischen Adeligen und Bürgerlichen zur Regel machen soll, damit würde schließlich die Bedeutung, die der Adel haben soll, verwischt werden, am allerwenigsten kann ich es leiden, wie es leider bei uns immer häufiger vorkommt, wenn ein Mann von altem Adel durch die Heirath irgend eines bürgerlichen reichen Mädchens, ohne Rücksicht auf deren Familie seine äußere Situation zu repariren sucht, — wie noch neulich bei uns der Scandal vorgekommen ist, daß ein hochstehender Graf eine Apothekerstochter geheirathet hat —: aber wenn die bürgerliche Familie darnach ist, der Mann brav und seine Lebensstellung wie in diesem Falle eine geachtete, — dann sehe ich in der That nicht ein, warum eine vom Adel einem solchen Manne nicht sollte die Hand geben.“

Hildegard war diese Aeußerung um so überraschender als sie aus dem Munde einer Dame der hohen Gesellschaft und einer entschiedenen Christin kam. Nach der Meinung der Gesellschaft

ihres Landes gehörte eine Ansicht dieser Art nur den heimlichen Anhängern revolutionärer Ideen an.

Man hatte sich um den Theetisch gesetzt, Dorn war mit der Erlaubniß seiner Principalin, nicht an der Theestunde theilzunehmen, auf sein Zimmer gegangen, er wollte die Briefe beantworten. Die Kinder waren in ihre Spielstube gezogen, um Hans alle ihre schönen Sachen zu zeigen.

„Würden Sie denn einen Bürgerlichen heirathen?“ frug Hildegard, als sie bemerkte, daß Dorn nicht zugegen war.

„Ich bin nicht in der Lage,“ antwortete Frau von Arning lachend und reichte ihrem Gemahl, der sich neben sie gesetzt hatte, ihre Hand.

Als sie Arning kurz den Gegenstand ihres Disputs mitgetheilt, mußte dieser seiner Gemahlin beipflichten und meinte, er sähe gar keinen hinreichenden Grund, weshalb mit den Beschränkungen, die seine Marie aufgestellt, eine Adelige nicht einen Bürgerlichen heirathen sollte.

„Da sind Sie aber anderer Ansicht als unsere ganze Gesellschaft,“ mischte sich Herr von Mannhardt in das Gespräch, dem es peinlich war, daß in Gegenwart seiner Tochter, wie er meinte, so gefährliche Grundsätze ausgesprochen würden.

„Verzeihung, lieber Baron,“ wandte sich nun Herr von Arning an diesen, „ich halte diesen Grundsatz unserer Gesellschaft auch nicht für richtig; denken sie sich doch nur, der Adel würde mit diesem Grundsatze ja zu einer Kaste zusammen schrumpfen.“

„Oder vielmehr, wenn Ihre Ansicht maßgebend würde, alsbald aufhören müssen,“ entgegnete Herr von Mannhardt.

„Das folgt daraus noch keineswegs,“ erwiderte Herr von Arning, „im Gegentheil, dem Adel würden dadurch neue Bildungselemente zugeführt werden. Und ist denn etwa,“ setzte er hinzu, „der bürgerliche Stand kein Ehrenstand? Ich schließe mich allerdings, wenn ich einer Verbindung zwischen Adeligen und Bürgerlichen das Wort rede, den Beschränkungen an, die meine Frau aufgestellt hat.“

„Ich bin doch der Ansicht,“ meinte Herr von Mannhardt,

daß nur dann eine solche Verbindung zulässig wäre, wenn der Landesfürst den unadeligen Theil zuvor geadelt, und daß die Gesellschaft ihn recipirt hätte."

„Damit verwerfen Sie also meine Ansicht unbedingt," erwiderte Herr von Arning.

Frau von Mannhardt mischte sich nicht in das Gespräch. Wir wissen, daß sie der Ansicht des Herrn von Arning beipflichtete, aber wir kennen auch den Grund, weshalb sie es vermied sich darüber auszusprechen. Desto lebhafter trat Frau von Eberzahn auf die Seite ihres Schwiegersohnes und ihrer Tochter.

„Ich bin zwar auch der Meinung," sagte sie, „daß bei einer Verbindung zwischen Bürgerlichen und Adeligen mit großer Vorsicht verfahren werden muß, aber wie ich glaube beiderseits. So gewiß ein Adeliger wohl zusehen muß, ob nicht auch die Verwandtschaft künftige Inconvenienzen mit sich bringt, so könnte ich es doch auch einer bürgerlichen Familie nicht verdenken, wenn sie darauf sähe, daß kein adeliger Roué in ihre Mitte aufgenommen würde."

„Ich bedauere Ihre Ansicht nicht theilen zu können, gnädige Frau," sagte Herr von Mannhardt etwas verstimmt, „ich theile die Meinung meines Schwagers, daß man sich der Sitte, die in einem Lande einmal herrscht, unbedingt fügen muß, und die ist hier allerdings Ihrer Ansicht entgegen."

„Uebereinstimmung scheint darin doch nicht zu herrschen," meinte Frau von Arning nun und theilte dann mit, daß Herr von der Offen, als der Missionslehrer sich an dem Baptismus des Vaters und dem frühern der Tochter nicht gestoßen, seine Einwilligung zur Verbindung Louisens mit jenem ertheilt habe.

„Das thut mir leid," sagte Herr von Mannhardt kurz, „ich würde meinen Töchtern nie erlauben, einen Bürgerlichen zu heirathen."

Es war Hildegard peinlich, daß das Gespräch diese Wendung genommen, um ihm eine andere Richtung zu geben, sagte

sie lachend: „Und denke Dir, Papa, der Mann ist dazu Wittwer!"

In diesem Punkte fand sie aber ihren Vater toleranter als sie es war.

„Das möchte er immer sein," erwiderte Herr von Mannhardt, — „nur nicht bürgerlich!" —

Jetzt hatte aber Herr von Mannhardt alle Damen wider sich. —

„Das verstehen Sie," rief Frau von Arning, „daß ein Wittwer wieder heirathet —?"

„Nein, Papa," sagte Hildegard, „lieber noch einen Bürgerlichen, wenn's nur kein Geistlicher ist, und sonst eine achtungswerthe Lebensstellung einnimmt, — nur keinen Wittwer!"

Auch Frau von Eberzahn meinte, obgleich es gewisse Verhältnisse geben könne, daß ein Mann, dem seine Frau genommen, sich wieder verheirathen müsse, so sei es doch für ein junges Mädchen ein schwerer Entschluß, einen Wittwer heirathen zu sollen.

Nur Frau von Mannhardt schwieg auch jetzt bei diesen Angriffen auf ihren Gemahl.

„Was wollen Sie denn," rief Herr von Mannhardt fast ärgerlich, „die heilige Schrift läßt die Wiederverheirathung ja zu!" —

„Verbietet die denn, daß Adelige und Bürgerliche sich verehelichen?" frug nun Herr von Arning. —

Es ist ein mißlich Ding, wenn man die heilige Schrift für eine Sache, die einem gefällt, in's Gefecht führt, diese heilige Schneide wendet sich dann gar zu leicht gegen uns.

Herr von Mannhardt hatte keine andere Auskunft, als daß er sich darauf berief, daß es hier zu Lande einmal so geordnet sei, und daß man nicht befugt sei selbstwillig diese Ordnung zu durchbrechen.

Herr von Arning war aber wie alle Juristen hartnäckig in Bezug auf die Vertheidigung seiner Ansicht. Er meinte, menschliche Ordnungen trügen immer nur einen temporären

Charakter, und wenn nicht ein Wort der Schrift entgegenstehe, so habe jede Zeit das Recht, diese menschlichen Ordnungen zu entwickeln. Er gebe zu, daß es eine Zeit gegeben, in der die Entfernung der beiden Stände nothwendig gewesen; die feinere Sitte und der Grundbesitz, die der Adel vertreten, sei damals noch nicht Gemeingut gewesen. Jetzt sei das anders. Der höhere Bürgerstand participire an der ersteren und selbst hier zu Lande komme der Grundbesitz immer mehr in die Hände von Bürgerlichen; es falle darum in der That der hinreichende Grund für jene frühere strenge Scheidung fort.

„Sie würden also auch ein bürgerliches Mädchen geheirathet haben?“ frug Herr von Mannhardt den Assessor gereizt.

„Gott hat mir meine liebe Marie von Eberzahn gegeben,“ sagte Herr von Arning lächelnd, „ich stehe aber nicht an, Ihnen mit einem runden Ja zu antworten, wenn es Gott der Herr anders gefügt hätte.“

Hätte der Assessor ahnen können, wie tief er die anwesenden Glieder dieser Familie traf, und wie seine Ansichten, wenn sie die richtigen, die Thatsache des Trauerspiels, das in ihr jetzt gespielt, und das schon einmal vor Jahren in Scene gesetzt, so viel Thränen und Schmerzen g kostet hatte, als irrige erscheinen ließen, so würde er um so weniger dieselben ausgesprochen haben, als er seinem lieben Wirth und dessen Familie dadurch die schon überstandenen Kämpfe wieder wach rief —: aber so ist es, es ist nicht selten Gottes Führung, daß völlig Unbetheiligte sorgfältig gehegten und gepflegten Irrthümern entgegen treten müssen, damit wir nicht in Meinungen fortgehen, die der ewigen Wahrheit gegenüber nicht stichhaltig sind.

„Sie werden nach dieser Antwort und Ihrem Exposé meine Ansicht für ein Vorurtheil halten,“ sagte nun Herr von Mannhardt, „aber gestatten Sie es mir, daß ich es festhalte.“

„Nur wünsche ich nicht,“ antwortete der Assessor, „daß etwa Zeiten kommen, in denen wir gezwungen werden, solche veraltete und unhaltbare Dinge aufzugeben. Es ist immer viel gerathener, sich dem Strom gesunder Entwickelung — und diese

ist trotz so mancher krankhafter, aus dem Hochmuth kommender Auswüchse, im Ganzen eine gesunde, — mit Freiheit hinzugeben, als später genöthigt zu werden."

„Das lautet ja, als ob Sie eine Revolution im Anzuge sähen," bemerkte achselzuckend Herr von Mannhardt, — „nein, glauben Sie mir, die Zeiten sind vorüber!"

„Ich wollte, Sie sagten wahr," erwiderte Herr von Arning, „nach meinen Beobachtungen aber grollt es in den Tiefen des Volkslebens, der Rationalismus hat vorgearbeitet, und der Adel, der wider die Entwickelung der Zeiten seine früheren Vorrechte festhalten will, verfehlt damit ganz seines hohen Berufs, Führer der Menge zu sein." —

Es war gut, daß in diesem Augenblicke die Kinder von ihrem Spiel zurückkamen, Herr von Mannhardt wollte wider seine sonstige Gemüthsart eine bittere Antwort geben — da rief der kleine Hans seiner Mutter entgegen:

„O, Mama, was hat Odo für viele Soldaten, aber denke Dir, es sind fast lauter Oesterreicher, — ich habe doch lauter Preußen, aber so viele habe ich nicht."

„Der Oesterreicher können auch mehr sein als der Preußen," sagte seine Mutter, „Du weißt doch, deren Land ist viel größer."

„Ja," sagte der Kleine triumphirend, „aber der alte Fritz hat sie doch geschlagen."

„Heute haben aber die Oesterreicher gesiegt," sagte Odo.

„Ueber Deine Franzosen," bemerkte Hans verächtlich, — „aber wenn Du zu mir kommst," meinte er zu Odo gewandt, „dann siegen meine Preußen."

„Und denke Dir, Mama," sprang der Kleine auf ein anderes Thema über, „Fränzchen hatte eine Puppe, die ist beinahe so groß wie ich."

„Ach mit der großen Puppe," sagte Clara, „läßt sich aber lange nicht so gut spielen, wie mit meinen kleinen."

„Clara hat Püppchen," plauderte der Kleine fort, „die sind kaum so groß wie mein kleiner Finger." —

„Aber nun ist es Zeit für Dich, zu Bette zu gehn,“ unterbrach ihn Frau von Eberzahn.

„Ach Mama, bitte noch ein klein wenig!“ Frau von Eberzahn aber sagte einfach —: „Hans, Du bist hier wie zu Hause.“ In diesem Augenblicke trat auch der alte Jacob in den Salon, um seinen Junker zu Bette zu geleiten. —

„Willst Du uns nicht Deine neuesten Skizzen holen,“ wandte sich nun Frau von Mannhardt an ihre Tochter, um ja nicht nach Entfernung der Kinder das Gespräch wieder auf das unterbrochene unerquickliche Thema kommen zu lassen. —

XXXVII.

Wir treten in ein reich ausgestattetes Zimmer der Bell-Etage des Isaaksohn'schen Hôtels. Es ist zu reich — es ist zu überladen, ein gewöhnlicher Uebelstand jüdischen Geschmacks.

Unter einem mächtigen Kronleuchter von Goldbronze, der von der boissirten Decke herabhängt, steht fast in der Mitte der saalartigen Stube der Wiener Flügel, dessen Tastbret von vergoldeten Cherubimsgestalten getragen wird.

Zwischen den hohen Fenstern, die von hellgelben Damastvorhängen verhängt sind, ein hoher Spiegel in reich vergoldetem Barokrahmen und vor demselben auf blendendweißen Marmorsäulen, um die sich Epheu schlingt, die halblebensgroße Marmorgruppe des Amor und der Psyche. Zu beiden Seiten der in Mahagonie mit Gold ausgelegten Flügelthüren, die in das anstoßende Gemach führen, decken Gemälde, deren Gegenstand man am allerwenigsten in einem Frauengemach gesucht haben würde, und deren reiche Rahmen ihren künstlerischen Werth weit übertrafen, die Wände, die mit hellgrauen mit goldenem Blumendruck gezierten Ledertapeten bekleidet waren. Unter den Gemälden in mannich-

faltigster Auswahl, sodaß man unwillkürlich an einen eleganten Laden erinnert wurde, Konsolen und kleinere Tische zwischen den Stühlen mit allerlei Statuetten, Stutzuhren, Nippsachen und reich bemalten Porzellanvasen, in denen ein üppiger Blumenflor seinen Duft durch die Stube ergoß.

An der entgegengesetzten Wand unter dem lebensgroßen und gut ausgeführten Figurenbilde des Banquier's Isaaksohn, — das mit schwarzem Krepp leicht verhangen war, stand ein Sopha, die Polster mit gleichem Stoff in gleicher Farbe wie die Fenstervorhänge bedeckt. Um den ovalen reich gearbeiteten Polysandertisch, der in schreiendem Farbencontrast mit einer hellrothen allerdings sehr reichen Decke bekleidet war, die nöthigen Feuteuils, während auf dem Tisch, was zu der Eleganz der Stube nicht recht passen wollte, das Licht einer einfachen Schiebelampe die Dunkelheit des hereinbrechenden Abends in dem großen Raume zwar nicht hinderte, aber doch genug Helligkeit gab, um die auf dem Tisch ausgebreiteten Comptoirbücher und das Gesicht der auf dem Sopha sich in die Kissen zurücklehnenden Dame zu beleuchten. —

Es ist Rebekka. Zum tiefen Schwarz ihres Kleides und der Krepphaube paßt ihre ganze Erscheinung. Das früher so lebhafte Auge ist erloschen, man sieht ihm an, es hat viel geweint. Ihre frischen Farben sind dahin, und Gesicht und Gestalt sind abgemagert. —

Es war ein erschütternder Gegensatz zwischen dieser in sich zusammengesunkenen Trauergestalt und dem Reichthum der an das frische fröhliche Leben von ehemals erinnernden reichen Zimmerausstattung, die sie umgab. —

Rebekka, — Frau von Wüstenfeld hieß sie ja jetzt, hatte nicht allein ihren Vater zu betrauern, — kurz nach einander hatte sie bald nach ihrer Rückkehr in das Elternhaus, die etliche Tage nach dem Ereigniß, das wir kennen gelernt, erfolgt war, auch ihre Mutter und Schwester müssen zur letzten Ruhestätte hinaustragen sehen. —

Man sagte, Eulalie sei am gebrochenen Herzen gestorben,

und die Mutter an dem Schmerz über das plötzliche Ende ihres Gatten. Sie waren nur kurze Zeit krank gewesen, und der Hausarzt, der geheime Medizinalrath, hatte nicht die Kunst verstanden, dem verzehrenden Fieber zu gebieten. —

So war das arme Weib allein, denn ihr Gatte liebte nicht die schwarze Farbe und hatte daher gemeint, sie könne es ihm nicht verargen, daß er, so lange als die Trauerzeit währe, sich in seine Gemächer zurückziehe, und seinen zahlreichen Freunden seine Zeit widme. Nur einmal des Tages, nach der Morgentoilette, stattete er seiner Frau einen kurzen Besuch ab. Die übrige Zeit sah sie ihn nicht. —

Es war ihr eigentlich lieb, daß er sie allein ließ. Wiewohl in der Einsamkeit das Gewissen seine Sprache mit ihr hielt, und sie oft, wenn diese Sprache wie Messer ihr in die Seele drang, laut aufschreien mußte, so hatte sie doch Muße an ihren Vater zu denken, und dann nahm sie den Florschleier von seinem Bilde und betrachtete es stundenlang, bis ein Strom von Thränen ihrem gepreßten Herzen Luft machte. Auch darum war es ihr lieb, daß sie Wüstenfeld nur auf kurze Augenblicke sah, — sie konnte sich in seiner Gegenwart eines ihr selbst völlig unerklärlichen Grauens nicht erwehren. Er war, abgesehen von der fühlbaren Vernachlässigung, deren er sich gegen sie schuldig machte, sonst völlig derselbe wie früher, — elegant, freundlich; wenn er seine Morgenvisite machte, so küßte er ihr jedesmal die Hand und erkundigte sich, wie sie geschlafen habe. Aber es war ihr zu Muthe, als hätte sie ihm ihre Hand immer entziehen sollen, und sie war froh, wenn diese ängstlichen Augenblicke für sie vorüber waren und die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte.

Dabei drückten sie noch allerlei sonstige schwere Sorgen. —

Ihr Vater hatte à la hausse an der Getreidebörse spekulirt. Aber auf ein Frühjahr, was zu dieser Spekulation Veranlassung gegeben, war ein herrlicher Sommer und eine sehr ergiebige Ernte gefolgt. Die Hoffnung der Hausse war in dem Segen Gottes, den Er auf die Felder ausgegossen, ertrunken. Wäre Herr Isaaksohn am Leben geblieben, so würde sein kaufmännisches Genie,

wie schon so oft, Mittel und Wege gefunden haben, die voraussichtliche große Einbuße zu repariren. Jetzt trafen sie bei dem Octobertermin Schlag auf Schlag die enormsten Verluste, so daß man an der Börse schon von dem Sturze des Hauses Isaakssohn sich in die Ohren raunte.

Dahin konnten es allerdings diese Vorfälle nicht so leicht bringen. Der verstorbene Isaakssohn gehörte nicht zu den leichtfertigen Börsenmännern, die va banque spielen; er war wirklich sehr reich. Er hatte noch kurz vor seiner Abreise den subhastirten Gütercomplex des Baron Wüstenfeld an sich gekauft, um ihn bei der Hochzeit Eulalie als Morgengabe zu übergeben. Seine Reserven an Baarem, ausstehenden Capitalien und Grundbesitz waren viel bedeutender als es irgend Jemand von der Börse ahnte. Er hatte aus seiner früheren Zeit, als er noch hausiren ging, die Eigenthümlichkeit beibehalten, die große Vermehrung seines Vermögens vor Andern zu verbergen. Darum wären jene Verluste noch zu ertragen gewesen, wenn nicht Wüstenfeld, der jetzige Inhaber der Firma, fortgesetzt gespielt hätte. Dorn hatte Recht, es ist eine dämonische Gewalt, die den Spieler fortreißt. —

Nachdem Rebekka eine Zeit lang ihren Gedanken nachgebrütet, fing sie an die vor ihr liegenden Bücher zu durchblättern. Die Tochter des Banquier's war nicht unerfahren in Geschäften dieser Art, und die frühere Jüdin besaß die ihrem Volke eigenthümliche Geschicklichkeit, sich leicht in den verwirrtesten Rechnungsangelegenheiten zurecht finden zu können. —

Sie erschrak als sie die Höhe der verlorenen Summe übersah. Ueber zweimalhunderttausend Thaler; das war zu viel, das durfte so nicht fortgehen.

In diesem Augenblicke pochte es leise an der Thür. Herr Levi, der erste Buchhalter, trat ein. Er war eine kleine etwas gebückte hagere Gestalt mit jenem eigenthümlichen Profil, das an die Physiognomie eines Aasgeiers erinnert. Sein Anzug war modern, aber die goldene Erbsenkette seiner Uhr zu voluminös und die verschiedenen kostbaren Berloq's, sowie der Solitair in

seinem Siegelringe verriethen, daß die Spesen, die im Geschäft auf ihn fielen, nicht unbedeutend sein mußten. Herr Levi war früher gegen Rebekka's Reize nicht unempfindlich gewesen, war aber, als er nach einem Diner es gewagt, in etwas zu zuvorkommender Weise sich ihr zu nähern, mit tiefer Verachtung von ihr zurückgewiesen worden, und nur seine außerordentliche Geschäftstüchtigkeit hatte Herrn Isaaksohn, dem Rebekka mit tiefer Indignation den Vorfall mitgetheilt, bewogen, Herrn Levi nicht sofort zu entlassen. Zu den Familienfesten war er seitdem nicht eingeladen worden, und wenn Herr Isaaksohn es nicht umgehen konnte, auch ihn an dem Diner Theil nehmen zu lassen, das er seinem Bureaupersonal alljährlich einmal zu geben pflegte, so waren seine Töchter von der Zeit an bei demselben nicht anwesend. — Herr Levi hatte diese Zurücksetzung tief empfunden, und die Qualen der Eifersucht, als Rebekka Frau von Rotzen wurde, hatten bei ihm mit dem Ingrimm um den Vorrang gestritten, den er als Jude empfand, als Rebekka in Anlaß der Heirath sich taufen ließ. Aber er hatte beides unter äußerlichem Gleichmuth wohl zu verbergen gewußt. Die Stellung bei Herrn Isaaksohn war zu vortheilhaft und er wußte sich über Rebekka's Sprödigkeit in seiner Weise hinlänglich zu trösten. —

Das war der Mann, der jetzt mit einem Bündel von Papieren in der Hand zu der betrübten Frau eintrat. —

„Was bringen Sie mir denn, Herr Levi?" frug Rebekka, ängstlich auf die ihr wohlbekannte Form der Papiere blickend, die er ihr entgegenstreckte.

„Wechsel, schöne Frau," antwortete Herr Levi unverschämt und mit dem Ausdrucke des Hohnes auf ihre verfallene Gestalt hinblickend.

„Diese Ausdrucksweise muß ich mir verbitten, Herr Levi," sagte Rebekka erregt, „theilen Sie mir jetzt die geschäftlichen Sachen mit!"

„Wie Sie wollen, Frau von Wüstenfeld," sagte Herr Levi gleichgültig. „Hier ist ein Wechsel von zehntausend Thalern auf das Haus Berlepsch; hier einer von funfzehntausend auf die Firma

Meierstein; hier ein geringerer von dreitausend Thaler auf Brechterfeld; hier einer von fünfundzwanzigtausend auf Izigsohn und hier noch eine Menge geringerer Posten im Betrage von fünftausend Thalern, macht in Summa achtundfunfzigtausend Thaler."

„Aber ich bitte Sie, Herr Levi, davon steht ja hier in den Büchern nichts, wer hat denn die Wechsel ausgestellt."

„Der Herr Baron von Wüstenfeld," erwiderte Levi scheinbar kalt aber mit innerlichem Triumph.

„So zahlen Sie," sagte Rebekka seufzend.

„Ich habe hier noch einige Capitalskündigungen," fuhr Herr Levi, ohne zu antworten, gleichmüthig fort. „Der Herr Superintendent Möller kündigt uns auf den ersten Januar sein Kapital von dreiundsechzigtausend Thalern."

„Der?" frug Rebekka überrascht und nicht ohne tiefe Mißstimmung, „und der ist doch meinem seligen Vater so vielen Dank schuldig, hat sein Vermögen durch den billigen Ankauf der Bohm'schen Güter und durch die Anlage in amerikanischen Papieren durch meines Vaters Güte fast verdoppelt!"

Herr Levi zuckte mit den Achseln und fuhr ruhig fort: „Herr Oberamtmann von Königshorst verlangt seine sechsundzwanzigtausend Thaler ebenfalls zum ersten Januar zurück."

Er ließ eine kleine Pause, damit Rebekka Zeit habe, die Summe zu addiren. Dann nahm er ein anderes Papier aus seinem Bündel, — hier verlangt die Firma Lilienthal ihre Geschäftseinlage von einmalhundertsechzigtausend Thalern zum ersten April künftigen Jahres zurück, und zu ihrer Sicherheit sofort eine gerichtliche Schuldverschreibung auf die früher Baron Wüstenfeld'schen Güter."

„Aber warum denn das, Herr Levi?" frug Rebekka erstaunt, „ist denn unser Haus dem Lilienthal nicht sicher genug?"

„Summiren Sie gütigst," antwortete Levi ruhig. „Dreiundsechzig und sechsundzwanzig und hundertdreiundsechzig macht zweimalhundertzweiundfunfzigtausend Thaler, dazu die obigen achtundfunfzigtausend macht in Summa dreihundertzehntausend."

„Und dazu," rief Rebekka erschreckt, „die mehr als zweimalhunderttausend Thaler, die hier in den Büchern stehn!"

Jetzt zog Herr Levi ein eingefaltetes Papier aus der Brusttasche, öffnete es langsam und legte es vor Rebekka hin.

„Ich habe hier die Bilançe gezogen," sagte Herr Levi, indem er seine Freude unter äußerlicher Ruhe verbarg.

Rebekka warf einen Blick auf das Papier, — „was ist das?" rief sie dann entsetzt, — „da sind wir ja —"

„Banquerott," sagte Levi ruhig; „allerdings stellt sich, wenn allen Verpflichtungen sollte nachgekommen werden, ein Deficit von circa hunderttausend Thalern heraus."

Rebekka warf von Neuem einen Blick in das verhängnißvolle Papier, — „aber Sie haben ja dieses Haus nicht in den Vermögensansatz gestellt," frug sie, und ein Hoffnungsstrahl leuchtete in ihr auf, „dieses Haus mit Einrichtung ist doch seine hundertfunfzigtausend Thaler werth!"

„Sie verzeihen," sagte Herr Levi kalt, „die gerichtliche Taxe des Hauses ist zweiundfunfzigtausend Thaler sieben Groschen und sechs Pfennige, und die Einrichtung" —

„Um des Gottes unsrer Väter willen," rief nun das geängstigte Weib, und vergaß, daß sie nicht mehr Jüdin war, — „wer hat denn mein Haus gerichtlich taxiren lassen?"

„Sie sind die Tochter des Herrn Banquier's Isaaksohn," antwortete Herr Levi ironisch, „da werden Sie es verstehen, daß ein Geschäftsmann sicher gehen muß. Ich habe einen großen Theil meines Gehalts jahrelang im Geschäft stehen lassen und auch meine Ersparnisse darin angelegt; Ihr Herr Vater war damit völlig einverstanden. Ich habe natürlich bei dem Schwanken des Geschäfts in den letzten Monaten mir Sicherheit verschaffen müssen. Was Sie hier sehen und das ganze Haus hat gerade ausgereicht, meine Forderung zu decken."

Rebekka war wie vernichtet, sie war völlig in die Hand dieses Menschen gegeben, den Sie einst nicht mit ungerechtem Unwillen von sich gewiesen hatte. —

„Sie sehen, Rebekka," hub nun ihr Peiniger an, „daß der

Gott unserer Väter ein gerechter Gott ist. Sie sind eine Nazarenerin, eine von den Gojims geworden, um einen von dem verfluchten Samen zu heirathen; — Sie haben den Levi, als er um Ihre Hand anhalten wollte, schnöde abgewiesen, — nun hat sich das Blatt gewandt, — gelobt sei der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's!" sagte mit satanischer Freude der Jude.

Rebekka antwortete nicht, sie hielt ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt und legte sich in die Kissen des Sopha's, das nicht mehr ihr Eigenthum war. —

„Rebekka," hub Herr Levi von Neuem an und rückte seinen Stuhl näher, „Sie sind arm, bettelarm, und es stände in meiner Macht, Sie und Ihren saubern Herrn Gemahl noch heute aus diesem Hause, meinem Eigenthum, hinauszustoßen" —

„Sagen Sie was Sie wollen und thuen Sie, was Sie nicht lassen können," unterbrach ihn nun Rebekka hochroth vor Zorn, „aber jede unehrerbietige Aeußerung gegen meinen Mann verbitte ich mir."

Es flammte in diesem Augenblicke wieder ihr Auge und die Röthe ihrer Wangen erinnerte für einen Moment an ihre frühere Schönheit.

„Ich werde schweigen von Ihrem Gemahl," sagte Herr Levi, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, „ich werde auch nicht Gebrauch machen von meinem Recht — aber, schöne Rebekka" —

„Auch das verbitte ich mir," — sagte Rebekka schnell, „überhaupt, Herr Levi, wenn Sie der Tochter Ihres früheren Principals eine Gunst erzeigen wollen, so" — und damit machte sie eine sehr wenig mißverständliche Handbewegung.

„Noch immer so stolz," sagte Herr Levi, indem er die ihm widerfahrene Abweisung herunterschluckte, — „vergessen Sie nicht, Rebekka, daß Sie in meiner Macht sind." —

„Nein, das vergesse ich nicht," sagte nun Rebekka in höchster Erregung, „daß ein Mensch, der in dem Hause und von der Güte meines Vaters reich geworden ist, jetzt das einzige Kind seines Wohlthäters vor die Thüre setzt."

„Aber so hören Sie doch," sagte Herr Levi, der in seinem Ton seine Ruhe nicht verleugnete, „ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich das nicht thun werde, — ich suche Ihr Bestes, Rebekka, es wäre doch gar zu schön in diesem Hause zu bleiben, — es gibt ja noch Gerichte; — Sie verstehen mich." —

„Aber ich will Sie nicht verstehen," rief nun Rebekka, indem sie sich erhob, „ich ersuche Sie noch einmal, lassen Sie mich allein."

In diesem Augenblicke ließen sich schnelle Schritte durch das Seitenzimmer, das nach den Wohngemächern Wüstenfeld's führte, vernehmen. Feigheit ist seit der Zeit, daß der Fluch in Erfüllung gegangen: „Gott wird euch ein bebend Herz geben," — ein Erbtheil des jüdischen Charakters. Herr Levi erhob sich schnell und verließ kurz grüßend und leisen Schrittes das Zimmer.

Wüstenfeld trat auf ungewöhnliche Weise erregt zu seiner Gattin. „Denke Dir," rief er, „ich schicke soeben in's Comptoir, um mir die lumpige Summe von tausend Thalern holen zu lassen, — die ich soeben verloren, da läßt mir der zweite Buchhalter sagen, daß das Geld nicht könne verabreicht werden, die Kasse sei von den jüngsten Zahlungen leer geworden. Ich denke, der Mensch wolle mich foppen, gehe selbst, lasse mir die Kasse aufschließen — und wahrhaftig ich finde nur diese zweihundert Thaler," und damit warf er unmuthig die beiden Banknoten auf den Tisch.

„Aber wie ist Dir?" frug er jetzt, als er Rebekka ansah, „Du siehst ja ganz erregt und verstört aus."

Rebekka verschwieg ihm die Andeutungen, die Levi ihr gemacht, — sie überreichte ihm nur schweigend das Papier, das vor ihr lag. —

Wüstenfeld war einen Moment wie vom Donner gerührt. Er ließ die Arme schlaff am Leibe herabhängen, sah bald Rebekka an, bald das Papier, das er von Neuem gegen das Licht hielt.

„Also ein Bettler!" sagte er dumpf vor sich hin, — „ge-

rechter Gott!" Das war vielleicht das erste mal, daß dieser Name in dieser Betonung über seine Lippen kam. Was war es doch, was in dem Ton Alles lag! Rebekka fühlte mit doppelter Stärke, das ihr unerklärliche Grauen, das sie bei Wüstenfeld's Gegenwart ergriff.

Allerdings, es giebt Augenblicke, in denen auch der verstockteste Verbrecher von der Majestät des Gottes, der die Sünde auf seinen verborgenen Wegen heimsucht, dergestalt überwältigt wird, daß in unwillkürlichem Ausruf die Anerkenntniß dieser Majestät hervorbricht.

„Ja, Bettler!" wiederholte Rebekka, „auch dieses Haus gehört uns nicht mehr, nicht der Platz, auf dem Du stehst."

Wüstenfeld faßte sich an die Stirn, als wollte er die Gedanken, die dahinter arbeiteten, herausholen. Plötzlich sagte er, und die alte Leichtigkeit schien ihm zurückgekehrt: „Gieb Dich zufrieden, Rebekka, noch ist eigentlich nichts verloren, der Credit des berühmten Hauses Isaakssohn giebt uns noch die glänzendste Aussicht."

Rebekka verstand ihn nur zu gut. „Und wenn der Credit noch bestände," sagte sie mit Abscheu gegen den Plan, der im Kopfe ihres Mannes sich ausgebrütet hatte, „so würden sich die Gebeine meines Vaters in seinem kühlen Grabe umdrehen, wenn die ehrliche Firma Isaakssohn durch solch einen Betrug sollte befleckt werden. — Wüstenfeld," sagte sie, und der Schmerz der Täuschung kämpfte mit ihrer Indignation, „das hätte ich Dir niemals zugetraut!"

„Aber Schätzchen," sagte er und wollte ihre Hand ergreifen, die sie ihm aber entzog, „Du wirst doch nicht vor den Thüren betteln gehen wollen, — ich wenigstens verspüre dazu für meinen Theil nicht den mindesten Beruf."

„Lieber Betteln, als ein Verbrechen begehn," sagte Rebekka mit Nachdruck.

„Verbrechen!" lachte Wüstenfeld mit jenem Lachen hellauf, das wir schon einmal dort am Wasserfall der Reuß gehört haben. „Was ist ein Verbrechen!? Ist es ein Verbrechen, wenn

ich Alles thue, meine Existenz zu sichern. Nothwehr höchstens, wenn ich das letzte Mittel anwende, um Dich und mich aus der drohenden Calamität retten zu wollen. Ich weiß wohl, die Welt nennt das Schurkerei, aber sind Jene weniger Schurken, die aus Furcht, sie möchten Etwas von ihrem lieben Gott Mammon verlieren, uns in diese fatale Situation gebracht haben?"

„Du vergißt, Wüstenfeld," sagte Rebekka, „daß hauptsächlich Deine enormen Spielschulden die Kasse geleert und uns gezwungen haben, die Gläubiger aus dem Grundbesitz zu befriedigen."

„Lappalien das," sagte Wüstenfeld achselzuckend, — „was waren diese lumpigten funfzig oder sechzigtausend Thaler, wenn Dein Alter uns nicht die tollen Speculationen vermacht hätte!"

„Bitte mir aus," erwiderte Rebekka ernst, „meinen braven Vater nicht so geringschätzig zu nennen."

„Bon," sagte Wüstenfeld und warf das Papier, das er noch immer in der Hand hielt, verächtlich auf den Tisch, — hättest Du nur noch Juwelen, — damit ich wenigstens die Ehrenschuld richtig machen könnte, die Herren warten drüben in meinem Salon."

„Die habe ich ja noch," sagte Rebekka, „aber sie sind mein letztes Besitzthum, und der Vater gab sie mir an meinem Hochzeitstage, als ich mich mit Rotzen verheirathete."

„Du hast sie noch?" rief Wüstenfeld lachend, — „verzeihe, — ich habe die echten Steine gegen unechte vertauschen lassen. Sie funkeln wirklich beinahe gerade so wie die echten."

„Auch das!" rief das unglückliche Weib, und sank auf dem Sopha zurück. Mehr noch als der Verlust dieser Steine, ihrer letzten Zuflucht, zerriß ihr diese Schlechtigkeit ihres Mannes das Herz.

„Also ein Dieb bist Du, Wüstenfeld!" rief sie zusammengesunken im Schmerz. —

„Bitte mir das aus," sagte Wüstenfeld höhnisch, — „der Mann bestiehlt nie seine Frau. — Doch die Herren warten, —

besinne Dich, ob Du auf meinen vernünftigen Vorschlag den Credit zu gebrauchen, eingehen willst." —

„Nie!" rief Rebekka ihm nach, als er das Zimmer verließ.

Lassen wir sie in ihrem Leid allein; folgen wir einen Augenblick Wüstenfeld.

In einem Zimmer, dessen Fenster dicht verhangen sind, und dessen Thür verschlossen ist, sind bei dem Schein einer Ampel, die von der Decke herabhängt, fünf Herren um einen grünbedeckten Tisch versammelt, auf dem Charten zerstreut umherliegen. Auf einem Seitentisch stehen entleerte Champagnerflaschen und theils leere, theils gefüllte Gläser.

„Paßt auf!" sagte der Eine, in dem die kahlen Schläfe einen Roué erster Klasse erkennen ließen, „er bringt kein Geld, mit der Herrlichkeit hier geht's zu Ende."

„So schlimm wird's wohl noch nicht sein," meinte ein zweiter, indem er das dastehende Champagnerglas sich voll schenkte, und den Schaum wegschlürfte, — „der Jude hat ein enormes Vermögen hinterlassen, mag Wüstenfeld auch einige funfzigtausend verloren haben, Kleinigkeit gegen diesen Besitz."

„Meine Erren," sagte ein dritter, dem man den Franzosen ansah und anhörte, „nix Vermögen, Geld is rund, nix gangue, viel perd, Alles weck!"

„Ich war gestern an der Börse," bemerkte der ehemalige Rittergutsbesitzer von Schmerlenbach, „der Credit der Firma Isaakssohn ist dahin, verlassen Sie sich darauf."

„Na," nahm der Erstere wieder das Wort, „wenn er uns heute nur noch auszahlt; wie viel hat er denn eigentlich verloren?"

Die Herren rechneten zusammen und fanden, daß es ungefähr funfzehnhundert Thaler waren.

„J, eine Kleinigkeit," meinte eine lange Gestalt mit mächtigem Schnurrbart, ein Gardeoffizier in Civil, der seinem Vater enorme Summen kostete, „aus dem Loch, wo so manches tausend herausgekommen, wird auch noch dieses Lumpengeld fließen."

„Elegant ist es hier," bemerkte der ehemalige Ritterguts-

besitzer, indem er sich im Zimmer umhersah und an frühere Zeiten dachte, wo er seiner Frau und Töchtern, die jetzt in einer kleinen Stadt zur Miethe wohnten und sich von Handarbeit nährten, ähnliche Räume hatte ausstatten können.

„Der Havannahvorrath ist zu Ende," sagte der Offizier, als er vergebens in dem Polysanderkästchen nach einer neuen sich umsah um die ausgerauchte zu ersetzten.

„Das wird doch nicht sein ganzer Vorrath sein, suchen wir," animirte der Herr mit den kahlen Schläfen. Und nun wurde in allen Winkeln des Zimmers, und allen großen und kleinen Laden der Tische und des Schreibsekretairs, die nach Wüstenfeld's Gewohnheit unverschlossen waren, nachgesucht.

„Was Teufel," was hat er denn da für ein Pulver," sagte der Gardelieutenant, als er aus einem verborgenen Fache des Schreibtisches ein Fläschchen hervorlangte, in dem ein weißes Pulver sich befand.

„Der Franzose nahm das Gefäß in die Hand, — „Arsenik," sagte er dann es zurückreichend lakonisch.

„Hat der Wüstenfeld hier denn so viel Mäuse, daß er solche Menge Arsenik gebraucht?" bemerkte lachend der ehemalige Rittergutsbesitzer.

„I," meinte der Mann mit den kahlen Schläfen, — „solch ein Arkanum im Hause haben ist für alle Fälle gut," und stellte das Fläschchen wieder an seinen Ort. —

Das Suchen war vergeblich gewesen, der Vorrath schien allerdings ausgegangen zu sein.

„Auf Ehre, das paßt nicht zu der Einrichtung, — nur so ein paar Cigarren hier?" rief der Gardelieutenant und füllte sich zum Ersatz das Glas mit dem schäumenden Champagner.

In diesem Augenblicke klopfte es. Die Parole zum Oeffnen wurde gefordert und gegeben; Wüstenfeld trat ein.

„Nun Baron, mit den Schätzen Peru's beladen?" rief der ehemalige Gutsbesitzer, der am meisten gewonnen hatte, ihm entgegen.

„Wenigstens mit guten Wechseln auf Sicht auf die Firma

Bleichenwang ausgestellt," — antwortete Wüstenfeld lachend und schob einem Jeden einen Wechsel hin, der den Betrag seines Gewinnstes enthielt.

Die Herren, die sich soeben von dem unsichern Zustande des Hauses Isaakssohn unterhalten hatten, sahen sich an, als wollten sie sagen, wir haben recht gehabt.

„Aber wenn Bleichenwang nicht acceptiren würde?" frug Herr von Schmerlenbach.

Wüstenfeld that erstaunt und beleidigt und frug: „Seit wann sind die Wechsel, die ich als Inhaber der Firma Isaakssohn ausstellte, nicht eben so gut wie baares Geld?"

„Na, Wüstenfeld," sagte Herr von Schmerlenbach, „seid nicht unwirsch, Ihr wißt in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf, — darum sage ich's offen, Baria wäre mir lieber, zudem brauche ich's heut' Abend. Seid Ihr mit von der Parthie, Ihr Herren, — es soll heute Abend frische Butter geben," — ein euphemistischer Ausdruck in dem Jargon dieser sauberen Gesellschaft. —

„Mich werdet Ihr entschuldigen," sagte Wüstenfeld, während die Andern zusagten, „ich habe heute Abend noch ein kleines Geschäft abzumachen."

„Wohl eine Privatvorlesung," grinzte der Schmächtige mit den kahlen Schläfen.

Wüstenfeld ließ ihn dabei, und als der ehemalige Gutsbesitzer noch einmal stark betonte, daß er das Geld haben müsse, Bleichenwang's Comptoir sei doch schon geschlossen, übergab ihm Wüstenfeld seinen Siegelring, dem Anscheine nach einen kostbaren Solitair.

„Gehen Sie zum ersten besten Juwelier, fünfhundert Thaler giebt Ihnen jeder Jude dafür," sagte Wüstenfeld.

„Auf Abschlag!" lachte der Gutsbesitzer, als sich die Gesellschaft mit ihm entfernte.

Er war betrogen, der Stein war falsch.

XXXVIII.

Der zwanzigste December, Dorn's Abschiedstag, war ein prächtiger Tag, ein wahrer Winterfrühlingstag. Der Wald war wie eine Zaubermähr. Die Zweige schimmerten im lichten Wintersonnenschein von Millionen Diamanten, die der Reif auch an das kleinste Zweiglein gehängt, und die Tannenbäume streckten aus dem blendenden Schneemantel ihre grünen Finger hervor und zeigten so auf den künftigen Frühling. Es ist etwas Wunderbares um solch eine sonnige Winterlandschaft! Ist's der Greis im Silberhaar, der nach wohlvollbrachtem Tagewerk heiter in den Himmel blickt, seine nahende Heimath? Ist's ein Mummenschwank neckischer Kinder, die sich in Mama's Ballrobe gekleidet haben, die aber viel zu weit und lang für sie ist? Ist's eine Weissagung auf die Zeit, wenn der Diamant in dem Lichte einst auf Erden funkeln wird, das von der ewigen Leuchte ausgeht, das das Lamm ist, wo die Gassen der Stadt golden und ihre Thore Perlen sind? Alles und wiederum keins von Allem, — sie ist eine Offenbarung des großen Gottes, der wie den Frühling so den Winter mit seiner Herrlichkeit bekleidet, wie jener, so predigt er, — nicht allein Gott ist die Liebe, sondern Gott ist die Schönheit!

Dorn hatte, nachdem er den Morgen mit Packen zugebracht am Nachmittage noch einmal mit den Kindern all' die Plätze in Wald und Feld besucht, die für ihn so reich an Erinnerungen geworden waren. Er hatte oft Mühe gehabt, seine Bewegung zu unterdrücken, wenn er an eine Stelle kam, an der die Gedanken an Freud und Leid ihn umwehten. Er hatte an diesem Tage nicht verhindern können, daß der Name sich mit diesen Gedanken verwob, der ihm von allen, die er kannte, der theuerste war. Hier war er mit der Mutter und der Schwester gewandert, dort war die Stelle, wo es Leokadie zum ersten mal versucht, Baumwerk nach der Natur zu skizziren, — hier wieder der Platz am Hügel unter überhangenden Buchen,

wohin er an schönem Sommernachmittag des vorigen Jahres die Litteraturstunde verlegt hatte. Es war ihm lieb, daß der Schnee seine Decke darüber hingebreitet, und daß statt der grünen duftigen Blätter die Zweige mit ihren feinen Eiskrystallen darüber herabhingen; und doch bückte er sich, als er an dieser Stelle ein noch grünes Blatt aus dem Schnee am Boden hervorblicken sah und pflückte es und legte es, als die Kinder stille voraus wanderten, in sein Taschenbuch.

„Das ist der Platz," sagte Odo zu seinem Lehrer, als sie zu einer Wiese gekommen waren, die nach dieser Seite den Mannhardt'schen Besitz begrenzte und die von drei Seiten vom Wald umgeben, nach der offenen den Blick auf das ferne Schloß vergönnte, „wo wir so oft Kriegen gespielt, — und wissen Sie noch, Herr Dorn, wie wir diesen Herbst, als Richard in den Ferien hier war, Sie hier unter gekriegt haben?"

„Ja, und Richard wurde noch so böse, als Sie ihn zuerst hingeworfen und schlug nachher so unbarmherzig auf Sie los," bemerkte Fränzchen, dem das noch in der Rückerinnerung leid that.

„Laß gut sein, Fränzchen," sagte Dorn, der durch die Plaudereien der Kinder aus seinen Gedanken aufgeweckt war, „Richard hat es so böse nicht gemeint, er war nur ärgerlich, daß ich ihn überwältigt hatte."

„Aber Richard ist doch auch stark," sagte Clara, die auf ihren Bruder Richard nicht gern Etwas kommen lassen mochte, und Körperkraft schien ihr für einen Knaben die höchste Tugend zu sein.

„Gewiß," sagte Dorn, „es hat mir Mühe genug gemacht, ihn niederzuwerfen."

Eine Zeit lang waren die Kinder wieder stille neben ihrem Lehrer hergegangen, als Fränzchen mit einem Mal heftig an zu weinen fing, als sie auf dem Rückwege zu einem Platze kamen, wo sie so oft in ihres Lehrers Gesellschaft Blumen gepflückt und Kränze gewunden hatten, während er sich unter dem Schatten einer mächtigen Eiche lesend hingestreckt hatte. „Ach, Herr

Dorn," sagte die Kleine klagend, „wer wird nun mit uns ausgehen, wenn es wieder Sommer ist; Leokadie ist fort, und Hildegard geht lieber allein."

„Aber bist Du dumm," bemerkte Odo, dem die übermäßige Traurigkeit seiner Schwester lästig war, — nicht als ob er nicht auch seinen Lehrer lieb gehabt hätte, aber er mochte nicht gern weinen sehen, dann kamen ihm auch die Thränen, und das, meinte er, schicke sich für einen Knaben nicht, — „der neue Lehrer wird doch auch wohl mit uns spatzieren gehen!"

„O, mit dem mag ich gar nicht gehen," sagte Fränzchen.

„Warum nicht, Du kennst ihn ja noch gar nicht," warf Clara ein. Jedenfalls fühlte Fränzchen am Tiefsten von den beiden Schwestern.

„Mir zu Liebe," sagte nun Dorn zu Fränzchen, indem er ihr die Wange strich und sie an die Hand nahm, „wirst Du den neuen Lehrer recht lieb haben." —

„Ja," sagte Fränzchen, „aber mit ihm spatzieren gehen kann ich doch nicht." —

Unter diesen Gesprächen war der Spatziergang beendet. Nach der Theestunde hatten die Kinder von ihrem Lehrer Abschied genommen. Selbst Odo, dem sonst so strammen Jungen, traten die Thränen in die Augen, als er seinem Lehrer zum letzten Male die Hand reichte. Clara war die gefaßteste, Fränzchen konnte nicht aufhören zu weinen.

Auch von den Damen des Hauses hatte Dorn nach dem Abendbrod Abschied genommen. Die Post, die Dorn benutzen mußte, fuhr schon um drei Uhr des andern Morgens. Frau von Mannhardt war zu bewegt, als daß sie ihm noch hätte viel sagen können. Sie reichte ihm stumm die Hand, und nur die tiefe Blässe ihres Angesichts verrieth den Schmerz, der durch ihre Seele zog. Auch Hildegard war sehr ernst. Ihre Hochachtung gegen Dorn hatte sich in den letzten Monaten nur noch erhöht. Sie war stolz darauf, daß ihr Lehrer dem Katholicismus im Lande ein Ende gemacht hatte. Dazu hatte sie bei ihrer Anwesenheit in Golenau, als sie von Leokadie Abschied genommen,

tiefe Blicke in deren Herz gethan. Es war ihr nun ganz klar geworden, daß Leokadie ihn liebe. Sie hatte ihrer Mutter das mitgetheilt und diese hatte nicht angestanden, da ja Alles vorüber war, ihr mitzutheilen, wie es ihr zur Gewißheit geworden, wiewohl Dorn nie davon gesprochen, daß auch dessen Herz von der Liebe zu Leokadie erfüllt sei. — Es würde das Hildegard nach ihrer früheren Stellung sehr unangenehm berührt haben. Seit dem letzten Gespräch, das sich zwischen ihr, Frau von Arning, dem Assessor und ihrem Vater über die Verbindung von Adelichen und Bürgerlichen entsponnen hatte, war sie in ihrer bisherigen Ansicht schwankend geworden. Sie konnte, besonders da Frau von Eberzahn derselben Ansicht war wie ihr Schwiegersohn, es nicht mehr für etwas Unerlaubtes ansehen, wenn sich unter jenen Bedingungen, die von Frau von Arning aufgestellt waren, eine Adeliche mit einem Bürgerlichen vermähle. Dazu waren ihr die Gründe, die ihr früher eine Verbindung ihrer Schwester mit einem Geistlichen so unlieb gemacht hatten, durch die Anstellung Dorn's in einer Gegend, in dem andere Verhältnisse als im eigenen Lande walteten, zurückgetreten. Sie hatte ja oft von Dorn erfahren, daß die Geistlichen bei ihm zu Lande anders geartet und meistentheils den besseren Ständen entsprossen seien. Wir können nicht leugnen, daß alles das zusammengenommen jetzt Hildegard's Seele mit einem gewissen Weh bei dem Gedanken erfüllte, daß die herrschenden Verhältnisse es unmöglich machten, an die Möglichkeit einer Verbindung ihrer Schwester mit dem von ihr so hochgeachteten Dorn zu denken. Daß aber Dorn so ritterlich gegen seine Neigung gekämpft, er solche Herrschaft über sich geübt, daß sie bis auf die letzte Zeit kaum eine flüchtige Ahnung davon gehabt, was seine Seele erfülle, daß er, wiewohl selbst gewiß der Ansicht des Assessors den Verhältnissen sein Herz und dessen Wünsche zum willigen Opfer gebracht, das konnte nur ihre Hochachtung gegen ihn vermehren.

Als sie ihm die Hand zum Abschied reichte, — konnte sie es nicht unterlassen, ihn zu versichern, daß er ihre tiefste Hoch

achtung mit von hinnen nehme. „Reisen Sie," sagte sie, „und seien Sie überzeugt, daß Ihrer Treue und so manches Anderen Ihre dankbare Schülerin nie vergessen wird."

Als sie dann außerordentlich gelungene Bleistiftzeichnungen des Schlosses Osten, des eigenen und des Herrenhauses in Golenau in zierlicher Mappe zum Angedenken in seine Hand gelegt, wandte sie sich schnell ab und verließ das Zimmer, um ihre Thränen ihm zu verbergen, die unwillkürlich ihr aus den Augen stürzten. —

Der Einzige, der noch nicht von ihm Abschied nahm, war Herr von Mannhardt. Er meinte, er würde am andern Morgen schon früh genug auf sein, um ihm noch einmal die Hand zu reichen.

Dorn war zum letzten Mal auf seiner Candidatenstube. Nachdem er die gepackten Kisten und Koffer noch einmal überblickt, ob Alles in Ordnung sei, und sich die elegante Reisepfeife mit dem silberbeschlagenen Wiener Meerschaumkopf, die ihm der Baron als Andenken geschenkt, zurecht gelegt hatte, ging er in großen Schritten in der Stube auf und ab; dann warf er sich in die Kissen seines Sophas und überließ sich seinen Gedanken.

Zwei Jahre fast, die er hier gelebt, — zwei Jahre, die bedeutungsreichsten seines bisherigen Lebens!

Ueberblickte er Alles, wie es so gekommen, dann konnte er nicht anders, er mußte in Allem die hohe Hand erkennen, die ihn geführt. Das erfüllte seine Seele mit tiefem inbrünstigem Dank gegen den gnadenreichen Gott. —

Allerdings stand auf der ersten Seite dieses Erinnerungsbuches, das er in Gedanken durchblätterte, seine schwere Schuld. Aber daneben auch Gottes wunderbare Huld, die ihn nicht verworfen, sondern ihm Raum zur Buße gegeben hatte.

Die rechte Buße ist kein pietistisches Sündengefühl, sondern jener tiefe männliche Schmerz, der Entschlüsse, Thaten erzeugt. Es war ihm von Neuem gewiß, daß Leokadie nie die Seine werden durfte, auch wenn die äußeren Verhältnisse es zugelassen hätten. Die Entsagung war die That seiner Buße, und er

dankte Gott, daß er ihm zu diesem Entschluß mit der Sitte, oder will man das lieber, mit dem dort herrschenden Vorurtheil zu Hülfe gekommen war. Auch dafür dankte er Gott. Das war nur sein Weh, daß Leokadie darunter leiden mußte, aber auch dieses Weh gehörte mit zu seiner Buße. Für sie hatte er die Zuversicht zu seinem Gott, daß er ihr den Weg, den sie seinethalben gehen mußte, an ihrem inwendigen Menschen reichlich segnen werde.

Wenn es wahr ist, daß Versuchung, ernste Selbstprüfung und Gebet die beste Schule für das Amt sind, zu dem er jetzt berufen war, so mußte er sich gestehen, daß die Treue Gottes ihn während der zwei Jahre, und insbesondere in den Tagen nach seiner Krankheit gründlich in diese Schule geführt hatte.

In der That, wir können für Dorn die Hoffnung hegen, daß er nicht, wie so manche Candidaten, die in's Amt treten, den Leuten über die Köpfe wegpredigen werde.

Auch für seine wissenschaftliche Entwickelung waren die zwei Jahr bedeutungsvoll für ihn gewesen. Er durfte sich sagen, daß er in Bezug auf die Lehre seiner Kirche an Einsicht zugenommen und an Festigkeit in ihr gewachsen war.

Schon die ernsten dogmengeschichtlichen Studien, zu denen ihn der Unterricht der erwachsenen Töchter nöthigte, hatten ihm in dieser Beziehung keinen geringen Austrag gewährt —; dann aber vor allen Dingen die eigenthümliche Führung, die ihn Michael und dem gräflich Osten'schen Hause nahe geführt, und ihn dahingebracht hatte, durch den genauen Vergleich der katholischen, lutherischen und reformirten Bekenntnißschriften, in seinem lutherischen Bekenntniß die Festigkeit zu erlangen, die ihn befähigt hatte, das Werkzeug zum Rücktritt der Gräfin Theodora zu werden.

Seine ganze frühere Entwickelung aber und der weitere Blick, den er durch die Gespräche mit dem geistvollen Domvikar und durch andauernde geschichtliche Studien gewonnen, hatten ihn, wie wir aus jenem Gespräch mit Theodora und Michael erfahren, vor jener Engherzigkeit bewahrt, die so häufig sonst

treuen Bekennern des lutherischen Bekenntnisses eigen ist. Er sah in der lutherischen Kirche nicht ein abgeschlossen Fertiges, sondern glaubte, daß gerade sie von allen Kirchen, wenn sie die Fußtapfen verfolge, in denen Luther gegangen, am befähigsten sei, das Gute aus allen bestehenden Kirchen in sich aufzunehmen und zu neuen lebenskräftigen Gestaltungen zu entwickeln.

Eine Ansicht, der wir unbedingt beistimmen müssen, wenn die lutherische Kirche es nie vergißt, daß die heilige Schrift die Leuchte ihres Fußes ist und das Licht auf ihrem Wege.

In der That, Dorn war durch diese Führungen ganz besonders zu einem Pfarramt an einer lutherischen Gemeinde in katholischer Umgebung geeignet. Und dürften wir voraussetzen, daß die kirchlichen Behörden ihm in der Entfaltung des Cultus, wie sie ihm vorschwebte, und in der er sich der von Levisohn adoptirten außerordentlich näherte, freie Hand ließe, so glauben wir, würde Herr von Mannhardt in seiner Hoffnung, daß er noch viele Katholiken zur reinen Kirche zurückführen würde, nicht fehl gegriffen haben.

Und welche Liebe hast du hier erfahren, mußte er sich sagen. In Stunden wie diese, entschwinden die kleineren unangenehmen Empfindungen, die durch die Seele gezogen sind — und es bleibt, wenn im Großen und Ganzen das Verhältniß ein so angenehmes gewesen ist, wie es hier der Fall war, der Blick nur auf den Lichtpunkten haften.

Dorn sah auf die Freundlichkeit des Herrn von Raben gegen ihn nach jener gefahrvollen Kahnfahrt und auf die Treue, mit der er sich um ihn in seiner Krankheit bemüht, mit innigem Dank zurück, — und alle Uebrigen, von Fränzchen bis zur Großmama herauf —: er mußte sich gestehen, sie hatten miteinander gewetteifert, ihn es vergessen zu lassen, daß er nur Hauslehrer war. Er war in der That trotz — oder vielleicht um deswillen, weil er sich selbst beherrscht und Leokadie, so weit er wußte, mit keiner Silbe seine Liebe gestanden, Familienglied geworden. Das hatte ihm der Abschied von Neuem bewiesen.

Der Abschied, — es war wirklich so, — er wollte es kaum glauben, er hatte sich so fest in die Familie hineingelebt, — aber es war so.

„Was, — dir kommen Thränen?“ sagte er zu sich, als es ihm feucht im Auge wurde, — „fasse dich, — du hast ja nur deinen Gott zu loben und ihm zu danken!“

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thür, und auf sein „Herein!“ trat Herr von Mannhardt in das Zimmer. —

„Verzeihen Sie, Herr Dorn,“ sagte dieser, „daß ich Sie noch so spät störe, und Ihre vielleicht kostbare Zeit,“ — er wies auf die umherstehenden Reiseutensilien —

„Ich bin mit Einpacken vollständig fertig,“ unterbrach ihn Dorn, „ich freue mich, daß Sie dem Scheidenden noch einige Augenblicke widmen wollen.“

„Wie schmeckt's denn aus der Pfeife?“ frug Herr von Mannhardt, als er sie auf dem Tische liegen sah.

„Wenn Sie es gestatten,“ sagte Dorn verbindlich, „so werde ich Ihr schönes Geschenk jetzt zum erstenmal probiren.“

„Das soll aber nicht besonders angenehm sein, wenn man zum erstenmal einen Meerschaumkopf raucht,“ bemerkte der Baron, der nie Pfeifen rauchte, „nehmen Sie lieber diese Havannah,“ und damit reichte er ihm seine Tasche, aus der er selbst eine nahm und sich wohl nur aus Freundlichkeit gegen Dorn, diesen für ihn seltenen Genuß gewährte. —

„Ich komme,“ hub der Baron an, als er neben Dorn Platz genommen, „um Ihnen noch einen ganz besonderen Dank zu sagen.“

Dorn ahnte, was der Baron meine. Er legte unwillkürlich die Cigarre aus der Hand.

„Es ist mir der ernste Kampf nicht entgangen,“ fuhr Herr von Mannhardt fort, „den Sie gekämpft haben.“ — Er schwieg einen Augenblick, als fühlte er, daß es Dorn sehr schwer sein müsse, daß er davon rede, aber er glaubte nach seiner offenen

Weise, es Dorn und sich schuldig zu sein, er wollte bei dessen Abschied keine Unklarheit zwischen ihnen lassen.

„Sie selbst," sagte der Baron weiter, „haben mir, ohne es zu wissen und zu wollen, Blicke in Ihr Herz gestattet," — und nun erzählte er dem Candidaten, was er während der Nächte, in denen er an seinem Bette gewacht, aus seinen Fieberphantasieen erfahren.

Dorn erschrak, — aber der Baron fuhr freundlich fort, indem er seine Hand auf die des Candidaten legte, — „mich erfüllte das nur Ihrethalben mit Trauer, ich habe aber keinen Augenblick gezweifelt, daß Sie, wie schwer es Ihnen auch werden würde, den hier einmal herrschenden Verhältnissen Rechnung tragen würden, und," setzte er warm hinzu, „ich habe mich nicht getäuscht, und dafür sage ich Ihnen noch meinen besonderen Dank."

Dorn sagte nichts, es war ihm peinlich, über das sprechen zu sollen, was seine Seele bis in ihre innersten Tiefen erfüllte. Als er schweigend vor sich hinsehend dasaß, hub Herr von Mannhardt von Neuem an:

„Ich weiß nicht, wie Sie über die hier herrschenden Verhältnisse, die ich soeben berührt, denken, ich kann auch darüber nur Ihnen meine Hochachtung aussprechen, daß Sie während Ihres Hierseins diesen Gegenstand nie berührt haben, — aber es sind einmal die herrschenden, — und ich glaube, sie sind auch die richtigen."

„Lassen wir das, Herr Baron," unterbrach nun Dorn sein bisheriges Schweigen, „ich sehe, sollte ich auch mit den Principien, denen Sie Ihre Zustimmung geben, nicht übereinstimmen, für mich in den hier herrschenden Anschauungen Gottes Führung, und das ist mir genug, um auch nach dieser Seite auf die Zeit, die ich in Ihrem Hause verlebt habe, ohne die mindeste Bitterkeit, vielmehr mit tiefem Dank gegen meinen treuen Gott hinsehen zu können."

„Also Sie sind doch anderer Ansicht?" frug der Baron, dem es leid that, daß in diesem Punkte zwischen ihm und

dem von ihm so hoch geachteten Candidaten eine Dissonanz bleiben sollte.

„Wenn Sie mich geradezu fragen," erwiderte Dorn, „nun ja, ich kann das nicht leugnen. Doch," setzte er hinzu, „brechen wir davon ab, es würde ja ein Eingehen in die Verschiedenheit dieser Ansicht jetzt in der Scheidestunde wenig Erfolg haben, Sie, Herr Baron, würden schwerlich von dieser Anschauung lassen, sie ist zu enge mit dem hiesigen gesellschaftlichen Leben verwachsen, und ich, — verzeihen Sie, daß ich es ausspreche, würde darum schwerlich von der Unrichtigkeit meiner Ansicht in diesem Punkte mich überzeugen können, weil sie aus einem Einblick in die geschichtliche Entwickelung des Lebens der Völker hervorgewachsen ist."

„Und sind Sie auch überzeugt," frug der Baron, der sichtlich diesen Gegenstand ungern fallen ließ, „daß Ihre Anschauung nicht den liberalen oft von Ihnen selbst als unchristlich gekennzeichneten Tagesideen in die Hände arbeitet?"

„Nichts weniger als das," erwiderte Dorn, „im Gegentheil glaube ich, arbeitet jenen Ideen nichts so sehr in die Hände als jene alle Verhältnisse außer Acht lassende exclusive Stellung, die hierorts der Adel einnimmt, — doch ich bitte Sie noch einmal," setzte der Candidat freundlich dringend hinzu, „reden wir davon nichts weiter, — nehmen Sie vielmehr, Herr Baron, nun auch meinerseits den innigsten Dank entgegen, den ich Ihnen für die große Freundlichkeit schulde, mit der Sie mich, trotzdem daß Sie einen Blick in mein Herz gethan, getragen und in Ihrem Hause fernerhin geduldet haben.

Ich erkenne darin," fuhr Dorn fort, „den ganzen Edelmuth Ihres Herzens, ich verhehle mir nicht, daß diese Entdeckung in einem anderen adeligen Hause dieses Landes als dem Ihrigen meinem Aufenthalt ein schnelles Ende würde gemacht haben."

Herr von Mannhard reichte, als er aufstand, Dorn die Hand, — „ich freue mich," sagte er, „daß der Unterschied der Ansichten in diesem einen Punkt Ihren Abschied nicht trübt," und damit schüttelte er dem Candidaten

herzhaft die Hand und meinte noch, indem er eine elegante Brieftasche auf den Tisch legte, — „sollte ich Sie morgen früh nicht mehr sehen, so erlauben Sie mir wenigstens, Ihnen durch den Inhalt dieser Brieftasche Ihre Reise und erste Einrichtung in Ihrer neuen Häuslichkeit zu erleichtern.

Damit ging er mit einem letzten „Leben Sie wohl“ schnell aus der Thür.

Es war eine reiche Gabe. Mit einer Banknote von fünfhundert Thalern hatten Herr von Mannhardt in der That auf echt edelmännische Weise für beides, dessen er erwähnt, gesorgt.

Dorn stand noch lange und sah auf die Thür, aus der Herr von Mannhardt so eben hinausgegangen war. Dann nahm er seine Bibel. Sein Blick fiel auf das Wort des Herrn durch den Propheten Jeremias: „Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.“

Er dankte Gott für dieses Wort. Das war ihm genug; es war ihm wie ein Amen Gottes auf die zwei letzten Jahre seines Lebens, wie eine Verheißung neu anhebender Treue seines Herrn für den neuen Lebensabschnitt in den er nun treten sollte.

Er öffnete noch einmal das Fenster und blickte in den klaren sternenbesäten Nachthimmel hinein. Woran er dachte? Wenigstens führten ihn seine Gedanken zum Gebet.

Punkt drei Uhr schmetterte das Posthorn ein lustig Liedlein, als der Wagen aus dem Thor des Städtleins fuhr. Dorn beugte sich noch einmal aus dem Schlage und sah noch die dunkeln Umrisse des Schlosses. Jetzt noch, noch einmal und nun war es hinter den Bäumen verschwunden.

XXXIX.

In derselben Nacht, als Dorn der neuen Heimath entgegenfuhr, saß Leokadie, jetzt „Schwester Leokadie“ in einer der reservirten Stuben des Krankenhauses an dem Lager eines Kran-

ken, der den Hals fest umwunden hatte, und aus dessen gurgelndem Athemholen man auf die Verwundung schließen konnte, die er sich selbst angethan hatte.

Der gedämpfte Schein der Nachtlampe ist stark genug, um uns die Züge des Mannes erkennen zu lassen. Es ist Wüstenfeld.

Die Geschichte mit dem Ringe hatte für ihn üble Folgen gehabt. Der ehemalige Gutsbesitzer drohte, ihn vor Gericht als Betrüger zu demaskiren, wenn er nicht sofort den ganzen Betrag der ihm schuldigen Summe zusende. Dazu waren die Wechsel, die er seinen übrigen Spielgenossen gegeben, sämmtlich von dem Hause Bleichenwang protestirt worden. Auch jener Versuch, den er Rebekka angedeutet, war fehlgeschlagen. Er mußte sich überzeugen, daß der Credit der Firma seines Hauses dahin war.

Was nun? Für Menschen, wie Wüstenfeld einer war, giebt es nur eine Auskunft. Etwa acht Tage nach jener Scene, deren Zeuge wir gewesen sind, fand sein Diener ihn in seinem Zimmer in seinem Blute schwimmend. Er hatte versucht, mit dem Rasirmesser seinem Leben ein Ende zu machen. Da der Schnitt nicht völlig tödtlich gewesen, hatte man ihn nach der ersten ärztlichen Behandlung dem Krankenhause zur Heilung übergeben.

Der Oberin waren die schmerzlichen Beziehungen, in denen der Verwundete zu dem Mannhardtischen Hause stand, völlig unbekannt. Schwester Leokadie hielt sie unter dem Schwesterpersonal am geeignetsten, einem Kranken dieser Art geistliche Pflege zu gewähren. So war es gekommen, daß Leokadie Wüstenfelds Pflegerin wurde.

Wir erkennen darin Gottes letzten Gnadenversuch. Aber die letzte Gnade des barmherzigen Gottes wird durch die Schuld des Menschen nicht selten der Anfang des letzten Gerichts hinnieden.

Wüstenfeld kannte Leokadie nicht; er hatte sie ja nie gesehen, und der Geschlechtsname der pflegendenden Schwestern war, wie wir wissen, während ihres Aufenthalts im Hause, abgelegt. So

konnte sie ihm gegenüber mit aller Unbefangenheit ihres in diesem Falle allerdings doppelt schweren Amtes warten.

So lange der Zustand des Kranken es zuließ, hatte Leokadie keinen Versuch unterlassen, ihn zur Erkenntniß seiner schweren Schuld zu bringen. Sie meinte den Selbstmordversuch. Sie that es nicht in jener plumpen pietistischen Weise, die erndten will, wo sie nicht vorher gesäet hat, sondern mit jenem menschenfreundlichen Eingehen auf die Seelenstellung des Kranken, der dem Leben aus Gott völlig entfremdet war. Es ist diese Art Seelenpflege allerdings nicht zu erlernen. Sie ist das Resultat des Taktes eines edelgesinnten Herzens und eines feinen Geistes.

Aber diese Versuche waren an der Ironie, mit der Wüstenfeld Alles von sich abwies, gescheitert. Er war innerlich unfähig geworden, die Sünde als Sünde zu erkennen. Wenn er noch nicht verstockt war, so reifte er doch diesem entsetzlichen Gericht um so schneller entgegen, als die Gnade Gottes durch Leokadie von Mannhardt unablässig an dem Mörder ihres Vetters arbeitete.

Auch von der schweren Verschuldung, einen Menschen im Duell getödtet zu haben, suchte Leokadie, als sie das Gespräch darauf hinzuleiten gewußt hatte, ihren Kranken zu überführen. Vergebens! Dieser That rühmte er sich. Er meinte ein Mann von Ehre könne vorkommenden Falles nicht ohne Duell bestehen, und habe es für den einen Theil einen unglücklichen Ausgang — nun so liege das in dieser nothwendigen Reparatur der Ehre.

Welche entsetzliche Selbstverblendung, daß ein Wüstenfeld noch von Ehre sprach! Aber freilich — die Exemplare dieser Art finden in den höheren Ständen in diesem Wüstenfeld nicht ein Unicum.

Der Zustand des Kranken hatte sich sehr verschlimmert. Verwundungen sind bei Menschen doppelt gefährlich, deren Säfte durch ein wüstes Leben vergiftet sind. Und was trotz der glatten Außenseite in dem Gewissen dieses Mörders vor sich gehen mochte, wer weiß es! Jedenfalls mußten die richtenden

Stimmen, die wider seinen Willen etwa in ihm laut wurden, zur Verschlimmerung seines körperlichen Zustandes beitragen.

Seit etlichen Tagen schon hatten sich Fieberzustände in erhöhtem Maße gezeigt. Dann war er abwesend und sich wiederholende Delirien ließen einen schlimmen Ausgang befürchten.

In jener Nacht gegen drei Uhr Morgens wurde Leokadie durch ein Geräusch aus dem leichten Schlummer aufgeweckt, in den sie auf dem Stuhl vor dem Tisch, der vor des Kranken Bette stand, verfallen war.

Wüstenfeld saß aufgerichtet in seinem Bette. Seine Augen waren weit geöffnet, — starr das Auge, wie überglast blickte er vor sich. Plötzlich machte er mit der Hand eine Bewegung, als stieße er etwas von sich, dann sah er seitwärts, als blicke er irgendwo hinab, — und dann lachte er, daß Leokadie ein Schauer durch die Seele fuhr. So hatte sie noch nie einen Menschen lachen hören.

Einen Moment legte er sich wieder hin, aber das Auge stierte sie an. Dann öffneten sich seine Lippen: „Eulalie? Es geht nicht anders, — nichts halb!"

Leokadie kannte den Namen nicht, — aber sie erbebte unter diesem Blick.

Nach einer Weile setzte sich der Kranke wieder wie vorher, nahm mit dem sichern Griff der Delirirenden eins der Pulver vom Tisch und schüttete es in ein dortstehendes Glas, — „so," sagte er dann, „das hat Deiner Mutter geholfen, das entledigt mich nun aller Sorgen."

„Rebekka ist sie todt?" frug er dann aufblickend, als sähe er Jemanden an.

Nun war er wieder einen Moment stille. Dann auf einmal schrie er laut auf: „Hülfe, Hülfe, — da sind sie ja alle wieder, — was willst Du alter Mann von mir, — was stierst Du mich so an, — Deine Haare sind so naß!"

„Verfluchte Jüdin!" rief er dann, wie entsetzt, „Du auch? — die Dosis war wohl nicht stark genug! Geh, — geh Eulalie, Dich kann ich nicht ansehen!" und damit hielt sich

der Kranke beide Hände vor die Augen. „Auch Du Roven!“ rief er dann wieder, — „Nein, ich bin nicht schuld, — stopf Dir doch die Wunde, — ich kann das Blut nicht sehen.“ — und damit sank er mit einem Mark und Bein durchschneidenden Schrei in die Kissen zurück.

Leokadie war entsetzt aufgestanden und hatte einen der männlichen Krankenwärter gerufen. Es war ihr unmöglich, bei dem Kranken länger auszuharren.

Als es Tag geworden, hatte sie den Hausgeistlichen um eine Unterredung bitten lassen.

„Nun, Schwester Leokadie,“ frug dieser mit pastoraler Würde, die er nie verleugnete, „was führt Sie denn schon so früh zu mir? Sie sehen angegriffen aus,“ setzte er hinzu, als er sie näher ansah, „ist Ihnen nicht wohl, bitte setzen Sie sich.“

„Ich wollte Sie bitten, Herr Pastor,“ erwiderte Leokadie ohne die letzte Frage zu beantworten, „sich eines unglücklichen Kranken selbst anzunehmen, ich fürchte, daß meine Erfahrung zur Seelenpflege bei ihm nicht ausreicht.“

„Wer ist doch Ihr Kranker?“ frug der Hausgeistliche; dann sagte er, als er sich einen Augenblick besonnen, „ach ja auf einem der abgesonderten Zimmer der unglückliche Baron Wüstenfeld, der den Selbstentleibungsversuch gemacht hat.“

Leokadie erzählte ihm nun, in welch traurigen Beziehungen der Kranke zu ihrer Familie stehe, und wie es ihr schon um deswillen schwer werde, bei ihm die Pflege zu übernehmen.

„Um so mehr, Schwester Leokadie,“ warf der Geistliche ein, „haben Sie den Beruf ihn zu pflegen.“ Die Feindesliebe, die echte Samariterliebe könne sich, meinte er, nicht herrlicher zeigen, als gerade in diesem Falle.

„Aber wenn nun alle Versuche, seine Seele auf das zu führen, was Noth ist, vergeblich sind?“ frug sie.

„So machen Sie den Versuch immer von Neuem,“ sagte der Geistliche, „damit Sie wenigstens Alles gethan haben, was Sie zu thun schuldig sind.“

„Das kann ich nicht mehr,“ sagte nun Leokadie bestimmt.

Als der Pastor sie erstaunt und strenge über eine so bestimmte Weigerung ansah, die nach seinen Begriffen vollständig wider die Hausordnung verstieß, fuhr sie fort:

„Ich werde mich niemals und würde es mir noch so schwer, weigern, den Befehlen der Frau Oberin zu gehorchen,“ — sie hätte eben so gut auch sagen können, den Ihrigen, nach dem Ansehen, in der der Pastor bei der Oberin stand —: „aber in diesem Falle,“ setzte sie hinzu, „ist es mir unmöglich, — Sie werden das selbst einsehen,“ und nun erzählte Sie ausführlich die Begebnisse der letzten Nacht.

Der Pastor, dem man eine tiefe Einsicht in die seelischen Zustände nicht absprechen konnte, hatte mit immer gespannterer Aufmerksamkeit zugehört. Als Leokadie geendet, sagte er:

„Allerdings jetzt verstehe und würdige ich Ihre Weigerung, die Pflege dieses Mannes ferner zu übernehmen, vollkommen. Es ist Ihnen in der That nicht zuzumuthen, fernerhin sich Scenen dieser Art auszusetzen. Ich werde die Frau Oberin bitten, an die Stelle Ihrer männliche Pflege treten zu lassen. Aber was Sie mir da erzählt,“ er stockte, er wollte vor der Schwester den Schleier der grausen Vermuthungen nicht lüften, die in ihm aufgestiegen waren; „jedenfalls,“ setzte er hinzu, „ist es hier meines Amtes, Seelsorge zu üben.“

Leokadie war im Begriff, auf diesen freundlichen Bescheid sich zu entfernen, als plötzlich und heftig die Thür aufgerissen wurde, und Einer der Krankenwärter leichenblaß hereintrat und zum Pastor sagte:

„Der Kranke, — Wüstenfeld, hat so eben in einem Anfall von Fieberraserei, ohne daß es einer von uns verhindern konnte, alle seine Verbände losgerissen und der Arzt sagt, daß die Verblutung, die nun eingetreten, in wenigen Minuten seinem Leben ein Ende machen werde.“

„Bleiben Sie hier bei meiner Frau,“ sagte der Geistliche zu Leokadie, die bei dieser Nachricht auf den Stuhl zurückgesunken war, „ich werde sehen, ob ich ihn noch am Leben treffe.“

und damit eilte er aus dem Zimmer, während die herbeigerufene Pastorin Leokadie in das ihrige führte.

Der Pastor war zu spät gekommen. Wüstenfeld war todt. Entsetzliches Ende eines entsetzlichen Lebens! Und ein noch viel entsetzlicherer Anfang!

XL.

Es ist ein eigenthümliches Bewegen, was sich im Herzen regt, wenn nach jahrelanger Abwesenheit man sich der Heimath wieder nähert. Ist's Freude? Auch das, wie sollte man sich nicht freuen, — Vater und Mutter und Geschwister und alle lieben Verwandten und Bekannten wiederzusehen. Aber es mischt sich zur Freude doch ein Zug der Wehmuth. Man kehrt insbesondere, wenn die Jahre der Abwesenheit reich an inneren Entwickelungen gewesen, anders zurück, als man gegangen. An Allem, was man wiedersieht, heftet sich die Erinnerung der entschwundenen Jugend und ihrer Unbefangenheit. Und bei dieser Erinnerung ziehts wie Wehmuth durch die Seele. Aber auch ein gewisses Gefühl des Behagens mischt sich mit ein. Als Jüngling verließ man das Elternhaus, in männlicher Reife kehrt man zurück. Der Kreis der Anschauungen hat sich erweitert, die Erkenntniß zugenommen, der Charakter entwickelt. Manches läßt man seitwärts liegen, was einem ehemals imponirte, für Manches hat man ein Auge gewonnen, was einem früher unbedeutend schien. Im Ganzen erscheint Alles in anderem Lichte, wie ja die Sonne im Mittag anders beleuchtet als in der Morgenfrühe. Die Klarheit, die man über die Dinge gewonnen, giebt der Seele das Gefühl der Sicherheit, das ist der Grund jenes Behagens, das bei solcher Rückkehr in die Heimath mit ein Faktor des Bewegens ist, das man empfindet.

„Da ist schon Hämenskrug," hatte der Reisegefährte von Dorn gesagt, ein Bewohner der Stadt, zu der die Reise ging, als er sich vom Schlaf durch das Schmettern des Posthorns aufgeweckt, aus dem Wagen beugte.

Richtig, da lag das alte bekannte Wirthshaus an der Brücke, die über ein Flüßchen führte, an das sich für Dorn so viele freundliche Erinnerungen aus der Knabenzeit knüpften. Wie oft hatte er dort sich mit Michael gekahnt und drüben in der Helle des Decembermorgens ragte aus den beschneiten Bäumen die Thurmspitze jenes Dörfchens, dessen Kirschen sie so oft gelabt hatten.

Er hatte das Alles seit der Zeit, daß er zur Universität gezogen war, nicht wider gesehen. Er kehrte jetzt zum erstenmale in die Heimath zurück.

Der Wagen rollte weiter. Dorn suchte mit seinen Blicken die Stadt. Jetzt — da lag sie langgestreckt im blauen Nebelduft am Horizont vor ihm. Richtig noch all' die alten wohlbekannten Thürme, es fehlte keiner; dort links der massige Zeuge zur lieben Frau, zur Seite mit seinen feinen luftigen Linien des heiligen Ludgerus durchbrochenes Gemäuer, in der Mitte die Domzwillinge —, hier hochragend zeigte St. Lambertus mit seinem etwas geneigten Finger gen Himmel und dort erinnerte der gebauschte Mantel des heiligen Martin an das Kleid, das er einst mit dem Bettler getheilt hatte.

Es wurde Dorn wunderbar zu Muthe, als er die Thürme sah; — das war die Stadt seiner Jugendzeit und nun zog er als designirter Pfarrer der dortigen Evangelischen Gemeinde wieder in sie ein! — Neben die Erinnerungen an seine Knabenjahre trat eine gewisse Beklemmung, — „wirst du auch inmitten all' dieser Repräsentanten des Katholicismus deiner Aufgabe gewachsen sein?" Er bat innerlich den Herrn, daß Er ihm Kraft und Weisheit geben möge, Ihm nichts zu verderben, sondern Viel zu gewinnen.

Jetzt links von der Straße das Stift des heiligen Mauritius. Andere Gedanken zogen hier durch seine Seele. Dort in

der Kastanienallee, die zu der Stiftskirche führte, hatte er oft wilde Kastanien gesucht, wenn der Großvater auf seinen täglichen Spatziergängen dem Knaben es gestattet hatte, ihn begleiten zu dürfen. Das war für ihn jedesmal ein Festtag gewesen. Denn außer der Kastanienfreude hatte er dann noch das besondere Vergnügen, von allerlei Geschichten alter Zeiten zu hören, und wenn sie an einen Stein an der alten Stiftskirche gekommen waren, auf dem in gothischen Buchstaben noch das anno domini 1400 zu lesen war, dann hub der Großvater an von den schweren Zeiten zu erzählen, die damals über Deutschland hereingebrochen seien, wie der Huß zu Costnitz verbrannt sei, und wie der böse Kaiser Sigismund ihm nicht Treue und Glauben gehalten, und wie dann die schrecklichen Hussitenkriege das Vaterland verwüstet hätten, und wie eigentlich die Hussiten völlig recht gehabt, weil der Papst und das Concil es nicht habe zugeben wollen, daß sie, wie es doch in Gottes Wort verordnet sei, neben dem Brot auch den Kelch im Abendmahl empfingen.

All' diese Erinnerungen zogen Dorn durch die Seele und er segnete den Großvater, — der längst dort auf dem Friedhofe zur Rechten der Straße schlummerte, daß er in dem Knaben früh die Liebe zu geschichtlichen Studien geweckt habe.

Jetzt fuhren sie an der alten mächtigen Silberpappel vorüber — nun unter der Last des Schnees und Reifes so recht eine Silberpappel. Jetzt hinein in das moderne Stadtthor, das nach der Verschönerungskunst der Neuern an Stelle des alten gewölbten Festungsthores getreten war, und die Poesie jenes dunkeln Thores mit seinem dumpfen Klange, wenn der Wagen hindurchrollte, mit der Prosa eines lichten Eisengitters vertauscht hatte.

Ach wie so Manches war während der sieben Jahre seiner Abwesenheit in den Straßen anders geworden! Wie manches überragende Giebelhaus mit seinem dunkeln Eichholzschnitzwerke, das in der Phantasie des Knaben vergangene Jahrhunderte mit ihren Sitten und Gebräuchen hervorgezaubert, hatte dem sym=

metrischen aber gedankenarmen Styl der neuen Zeit weichen müssen.

Doch — der Domhof war noch derselbe und gerade schlug die Domuhr die zehnte Stunde, als sie in den geräumigen Posthof einfuhren.

Richtig, da stehen sie, seine Mutter, Martha und Marie. Er hatte den Tag seiner Ankunft zeitig brieflich gemeldet.

Ein Sprung aus dem Wagen und er lag in den Armen seiner Mutter.

„Habe die Ehre, Ew. Hochehrwürden in spe pflichtschuldigst als dero künftiges Beichtkind zu begrüßen," sagte Martha mit komischem Pathos, als nun Dorn sich zu den Schwestern wandte. Dabei umarmte sie ihn aber auf das Herzlichste, konnte es aber in ihrer neckisch derben Weise doch nicht unterlassen ihm in's Ohr zu flüstern: „der Herr Bruder werden doch hoffentlich den Don Juan für immer in der Fremde gelassen haben."

Ein trauriger Blick Dorn's belehrte Marie, daß ihre Schwester wieder einen ihrer derben Witze gemacht — sie schloß darum um so zärtlicher ihren Bruder an ihr Herz und meinte, er kenne ja Martha, die könne nun einmal das Necken nicht lassen, aber sie meine es nicht so schlimm.

„Das weiß ich," sagte Dorn und reichte seiner älteren Schwester die Hand.

„Ich denke, Du wirst mit mir zufrieden sein," sagte er zu ihr. Dann reichte er, nachdem er einem Postofficianten den Gepäckschein übergeben, dem Martha noch hinzufügte, wohin er die Effecten zu bringen habe, seiner Mutter den Arm und die glückliche nach so langer Trennung nun wiedervereinigte Familie wanderte ihrer Wohnung zu.

Am zweiten Weihnachtstage hatte Dorn vor seinem väterlichen Freunde, dem Consistorialrath Temberg, und vor der zahlreich versammelten Gemeinde unter ungetheiltem Beifall die übliche Probepredigt gehalten.

Es war der Wittwe Dorn wohl der mütterliche Triumph

zu gönnen, als sie bei dem Ausgange aus der Kirche am Arme ihres Sohnes durch die Menge schreitend die ehrende Aufmerksamkeit Aller war, und sich Freundinnen und Bekannte an sie herandrängten, um ihr, — sie wollten es leise sagen, und sagten es doch so laut, daß es Dorn hören konnte, — zu einem so trefflichen Sohne zu gratulieren. — Auch Marien's sonst blasses Angesicht war geröthet vor Freude und sie konnte es nicht unterlassen, vor der Kirche ihrem Bruder um den Hals zu fallen und vor Freude zu weinen. Martha sagte nichts; als sie aber zu Hause gekommen, gab sie ihrem Bruder einen herzlichen Kuß und sagte: „nun werd' ich Dein Beichtkind. Uebrigens," setzte sie hinzu, „möchte ich Dich doch an des seligen Ludwig's Hofacker Mutter erinnern, die ihren Sohn einen Madensack nannte, der sich nichts dessen anzunehmen Ursach habe, als der auch durch seine Predigt einen großen Erfolg errungen hatte."

„Brav," sagte Dorn, „die Frau hatte recht, „ich danke Dir, Martha."

Für den Abend dieses glücklichen Tages hatte Frau Dorn den Consistorialrath Demberg und einen jungen Lehrer, einen der wenigen protestantischen Jugendfreunde ihres Robert zum Thee geladen. Der Consistorialrath durfte an diesem Tage nicht fehlen, er war ja auch ganz besonders das Werkzeug zur Berufung ihres Sohnes gewesen. — Und da auch Michael, der aus dem kirchlichen Anzeigeblatt die Rückkehr seines Freundes erfahren, kurz vor der Theestunde Dorn einen Besuch abstattete, so wurde auch er gebeten, den Abend bei ihnen zuzubringen.

Als Dorn's Mutter dem Consistorialrath nochmals ihren Dank für seine Verwendung für ihren Sohn abstattete, wehrte dieser lachend denselben von sich ab, und meinte: „wenn mein junger Herr College," so nannte er ihn jetzt schon, „nicht so einflußreiche Freunde hätte, so wäre mir meine Verwendung zu dieser wichtigen Stelle für ihn wohl sehr erschwert worden."

Dorn horchte auf, ihm war der tiefere Zusammenhang seiner Berufung unbekannt geblieben.

„Wissen Sie denn das nicht," wandte sich der Consistorialrath

nun an Dorn, „daß der Major Sturm sich bis zum Ministerium hin durch den ihm sehr befreundeten commandirenden General für Sie verwandt hat?“

Dorn fiel es mit einemmal wie Schuppen von den Augen. Sturm, der einstige Candidat von der Candidatenstube in Golenau, — also der hier? Dann mußte Frau von Mannhardt die Hand gewesen sein, die diese Fäden in Bewegung gesetzt hatte.

Demberg bemerkte sein Staunen und frug: „Nun Sie wissen doch vom Major Sturm?“

Das mußte Dorn bejahen, fügte aber hinzu, daß er ihn persönlich nicht kenne.

„Das ist klar,“ sagte Demberg lachend, „denn er wurde kurz nach Ihrem Abgange hierher in den Generalstab versetzt. Desto besser,“ setzte er hinzu, „kennt er Sie. Er muß Ihre frühere Principalin kennen, wenigstens hat er mir gesagt, daß diese ihm eine so vortheilhafte Beschreibung von Ihnen gemacht, daß er nicht umhin könne, Sie dringend zu dem vakanten Pfarramte zu empfehlen.“

Also richtig, Frau von Mannhardt! Und Frau von Mannhardt stand noch mit Sturm in brieflicher Verbindung. Wußte das ihr Gemahl? Es zog wie ein tiefer Schmerz durch Dorn's Seele, als diese Entdeckung ihm einen Schatten auf das edle Bild wärf, das ihm von dieser Frau vor seinem Geiste stand. Aber er faßte sich und sagte zum Consistorialrath:

„Jedenfalls ist Ihre Combination richtig.“

„Und Ihnen ist nichts davon mitgetheilt worden?“ frug Demberg. „Gewiß,“ setzte er, sich selbst die Frage beantwortend und Dorn zum Troste, hinzu, der nun der für ihn peinlichen Antwort überhoben war, „um Sie desto mehr zu überraschen und Ihrem Danke zu entgehen. —

Aber mag nun Frau von Mannhardt oder der Major Sturm das Werkzeug gewesen sein,“ sagte er nach einer Pause, indem er glaubte, in Dorn's Schweigen die unangenehme Empfindung zu lesen, daß er auf so menschliche Weise zum Amt ge-

kommen, „Ihr Amt empfangen Sie von Gott, Menschen sind nur Werkzeuge in seiner Hand." —

„Ist das derselbe Major Sturm," frug nun der Domvikar den Consistorialrath, „der alljährlich am St. Nikolausfeste so freundlich unsere katholischen Armen bedenkt?" —

„Ich habe davon gehört," antwortete Demberg, „er muß überhaupt ein offenes Herz für die Armen haben, auch in unserer Gemeinde wissen die Armen nicht genug von seiner Wohlthätigkeit zu rühmen. Er ist unverheirathet und wendet so sein bedeutendes Einkommen auf das Beste an, wenn er nur kirchlicher wäre!"

„Wenigstens ist er heute in Ihrer Kirche gewesen," bemerkte der Domvikar, „ich sah ihn hinter einem Pfeiler stehen, er schien tief bewegt zu sein."

„Also Du bist auch da gewesen?" rief Dorn erstaunt.

„Wie sollte ich nicht?" antwortete Michael, „ich mußte den Mann doch einmal predigen hören, der mir meine Schafe hat abspenstig gemacht," — sagte er in einem Tone, dem man es abfühlen konnte, daß keine Bitterkeit darüber in seiner Seele war.

Dem Consistorialrath war die Episode aus dem Candidatenleben seines künftigen Collegen, auf die Michael anspielte, nur flüchtig aus Briefen Dorn's an seine Schwester Marie bekannt geworden, und weil er aus der Art und Weise, wie Michael diese Bemerkung gemacht, herausgehört, daß er diesen nicht schmerzlich berühren würde, wenn er sich weitere Mittheilung erbitte, ersuchte er Dorn, den Hergang doch erzählen zu wollen.

Dorn that es mit einem Blick auf Michael, der aber seine Zustimmung ertheilte. Natürlich unterließ er es nicht, auch das Gemeinschaftliche zwischen der katholischen und evangelischen Kirche hervorzuheben und die Seiten an dem Katholicismus rühmend zu erwähnen, aus denen nach seiner Ansicht nicht allein der Protestantismus noch Vieles zu lernen habe, sondern die der Art seien, daß sie ihm wie eine Weissagung auf eine künftige Vereinigung der jetzt noch so tief getrennten Kirchen erschienen. —

„Aber bitte Ihr Herren," warf Martha hin, als ihr Bruder geendet und die Uebrigen mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatten, „lassen Sie jetzt die katholische Kirche und widmen Sie meinem Thee wenigstens einen kleinen Theil der Aufmerksamkeit, die sie der Auseinandersetzung meines Bruders geschenkt haben."

Aber die Herren waren in der That zu vertieft in den Gegenstand, der sie beschäftigte, als daß sie der Aufforderung Martha's anders als nur flüchtig entsprochen hätten.

„Das sind die Theologen," sagte Martha lachend zu ihrer Mutter gewandt, die still dazu lächelte, und ihre heimliche Freude an der Aufmerksamkeit hatte, die der verehrte Consistorialrath ihrem Sohne schenkte.

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Herr College," sagte er zu Dorn gewandt, „ja ja, wir müssen einmal Alle wieder Eins werden," — es quoll dieser Wunsch aus seinem irenischen Herzen.

„Wenn das nur bald geschähe," bemerkte der junge Lehrer, ein musikalisches Genie, der von Zeit zu Zeit in der evangelischen Kirche meisterhaft die Orgel spielte, und so oft er konnte, dem Hochamt im Dom beiwohnte, um sich an dem musikalischen Theil desselben zu erbauen. „Es ist bei uns doch gar zu jämmerlich um die Kirchenmusik bestellt!" seufzte er.

„Aber da werden es die Herren auch mir nicht verargen," sagte nun Michael, „daß ich, trotz meiner Einsicht in mancherlei Irrthümer in der Kirche, der ich angehöre, nicht aus ihr ausscheide."

Demberg lächelte, Dorn aber frug seinen Freund, „und wenn Du nun die Rechtfertigung ohne Werke predigst, und nicht mehr zur Jungfrau Maria betest, und all' die Verkehrtheit, die damit zusammenhängt, strafst, — ich bitte Dich, läßt Dir das Dein Bischof so durchgehn und was sagt Dein Orden?"

Der Consistorialrath war aufgestanden, ihn rief noch ein unaufschiebliches Amtsgeschäft.

„Aber Ihre Antwort, Herr Domvikar, muß ich noch hören,"

sagte er, als er Frau Dorns und ihrer Töchter Bitte, ob er nicht bleiben könne, hatte ablehnen müssen.

Michael war in sichtlicher Verlegenheit, — sollte er die Wahrheit bekennen, sagen, wie allerdings der Ordensgeneral ihm eine ernste Verwarnung habe zukommen lassen, und wie der Bischof, der den Abfall Theodora's mit auf seine Rechnung schob, ihn beobachten lasse und ihm schon mit einer Klosterpönitenz gedroht habe; das konnte, das durfte er nicht, er war noch zu sehr Katholik, als daß er die Schäden seiner Kirche so öffentlich hätte bloslegen sollen. Er suchte sich durch die Bemerkung aus der Verlegenheit zu ziehen, daß man ja unbeschadet der Wahrheit deren positive Seite hervorheben könne, ohne die negative derselben zu berühren.

„Das wird Ihnen auf die Dauer schwer genug werden," sagte der Consistorialrath, ihm die Hand zum Abschied reichend, „das ist gerade dasselbe Maneuvre, was die Herren von der Union anbefehlen, man darf als Lutheraner die positive lutherische Lehre predigen, aber den Gegensatz derselben gegen den Calvinismus soll man verschweigen."

„Halt!" wandte er sich dann an Dorn, indem er schon der Thüre zuging, „das Wichtigste hätte ich beinahe vergessen; am sechsten Januar, am heiligen Dreikönigstag, ist Ihre Ordination und Einführung. Richten Sie sich darauf ein." Und damit empfahl er sich in Begleitung des Lehrers, der glaubte, mit dem Herrn Consistorialrath sich verabschieden zu müssen.

„Also am heiligen Dreikönigstag!" sagte Dorn halb für sich hin.

„Ist Dir das nicht lieb?" frug Martha, die aus dem Ton ihres Bruders glaubte ein Bedenken herauszuhören.

„O ja, sogar sehr lieb!" erwiderte dieser.

Martha merkte aus diesem „sogar sehr lieb," daß dieser Tag für ihren Bruder irgend eine Bedeutung haben müsse. Was für eine, wußte sie nicht. In Dorn's Seele hieß es, also doch am Dreikönigstag eine Braut, — aber statt Leokadie die Gemeinde! —

„Was ist denn aus Deinem Vorgänger, dem Kaplan von Stapel geworden?" frug Torn seinen Freund Michael, wohl auch, um seinen eigenen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

„Der hat der Welt entsagt und ist in den Orden der Redemptoristen getreten," erwiderte Michael.

„Wie?" rief Torn erstaunt, „der reiche und elegante Kaplan von Stapel, dessen Herz für Louise von der Ossen so warm geschlagen, der gehört einem Orden an, dem Alphons von Liguori die Mission unter der Hefe des Volks angewiesen und von aller Bequemlichkeit des Lebens nichts übrig gelassen, als die äußerste Unbequemlichkeit, einen harten Strohsack, eine Zelle etwas höher als ein Sarg und Kleider, gegen die selbst das Kapuzinerhabit noch elegant ist?"

„Ich kann das nur höchst achtungswerth von Stapel finden," erwiderte Michael ernst. „Er ist an keiner Lehre der Kirche, als höchstens an der Einrichtung des Cölibats irre geworden, und geht durch den Eintritt in diesen Orden den Versuchungen aus dem Wege, die ihm sein Herz bereitet."

„Ob?" frug Torn langgedehnt, „sein Herz hat er auch unter dem groben Redemptoristengewand mitgenommen, und ich zweifle, ob die sonst achtungswerthe Thätigkeit, die gerade dieser Orden sich als sein Arbeitsgebiet gewählt, im Stande sein wird, sein Herz zu ändern. Es mag das eine Hilfe sein, aber ändern, verneuern, umgestalten kann doch nur allein die Gnade."

Das verstand Michael noch nicht recht; wir haben schon gehört, daß ihm erst das Verständniß über den Irrthum einzelner Lehren seiner Kirche aufgegangen war; das tiefsinnige Mysterium des evangelischen Glaubens, das Torn eben berührte, daß, wie die Gewißheit des Gnadenstandes, so auch alle Kraft zum gottwohlgefälligen Leben nur und allein nur aus dem Opfertode des Herrn und seiner Auferstehung erwächst, das will erfahren sein, und diese Erfahrung hatte Michael damals allerdings noch nicht gemacht. Er sagte deshalb:

„Wenn nicht die Redemptoristen nach dem Beispiel ihres er-

habenen Stifters so großen Werth auf die heilige Jungfrau legten —."

„Wenn ich nicht irre," warf Dorn ein, „ist ja Liguori ein besonderer Eiferer für die immaculata conceptio gewesen:"—

„Nun ja," fuhr Michael fort, „wenn das nicht so wäre, dann würde ich Stapel's Beispiel folgen, mich treibt ein tiefes Verlangen nach der Wirksamkeit unter den sittlich ganz verkommenen Leuten und dann —"

Der Domvikar stockte. —

„Und dann?" frug Dorn.

„Nun ja, wir sind jetzt allein," sagte Michael, „warum soll ich's Dir gegenüber nicht aussprechen, — dann wäre ich auch manchen Inconvenienzen, die mein hiesiges Amt bei meinen Anschauungen über so verschiedene Lehrpunkte mit sich bringt, entronnen."

„Ich verstehe, theurer Freund," sagte Dorn warm, — „aber meinst Du, dem Redemptoristen würden sie weniger auf die Finger, oder vielmehr auf die Worte passen? Und dann, liebster Michael, nur nicht fahnenflüchtig, Du hast die Hand an den Fahnenschaft der Fahne des wahren Glaubens an Jesum Christum gelegt. Faß ganz zu, versenke Dich in den Reichthum der lutherischen Bekenntnisse und dann diese Fahne, — dieses Panier, nach dem die Völker fragen, hoch gehalten! —

Wollen sie es denn," fuhr Dorn begeistert fort, „laß Dich gefangen setzen oder absetzen, wie es dem theuern Martin Boos ergangen ist, als er nicht, wie er sich ausdrückte, den ver=Moseten gehörnten Christus, sondern allein den Christus für uns, durch dessen theueres Verdienst wir allein Gnade finden, predigen wollte; — solch' Martyrium ist kostbarer als jenes, wenn sich Liguori in katholischem Irrthum den Leib mit eisernen Kettlein, daran Häklein saßen, den ganzen Tag blutig reißen ließ. Das hat uns der Herr nicht befohlen, aber wohl seinen hochgelobten Namen und sein alleiniges Verdienst ohne Mittlerschaft der heiligen Jungfrau und anderer Heiligen zu predigen, mag Welt und Teufel dann machen, was sie wollen!"

Michael sah seinen Freund groß an, dann blickte er eine Zeit lang still vor sich nieder. Plötzlich stand er auf, reichte Dorn die Hand, grüßte die Damen und eilte mit den Worten: „bis auf Wiedersehen an Deinem Einführungstage“ aus dem Zimmer.

„Was ist das?“ sagte Martha nach einer Pause, „der bleibt nimmermehr katholisch.“

„Wenn das dann nur nicht üble Folgen für Dich hat, wenn sie merken, daß Du das Werkzeug gewesen bist; — Du mußt bedenken, wir leben hier unter lauter Katholiken,“ sagte die Mutter besorgt zu ihrem Sohne.

„Wir leben nicht in Baiern,“ erwiderte dieser lächelnd, „wo den protestantischen Soldaten die Kniebeugung vor dem sogenannten Allerheiligsten befohlen ist.“

Dieser Befehl war damals noch in Kraft.

„Und wenn auch Verfolgung daraus erwachsen sollte,“ bemerkte nun Marie, und ihr Auge flammte vor innerer heiliger Erregung, „Du hast ja gehört, Mama,“ wandte sie sich zu dieser, „was Robert soeben seinem Freunde gesagt hat.“

„Na,“ meinte Martha in ihrer Weise, „an allerlei Mißhelligkeiten wird's dem chère frère auch in seiner eigenen künftigen Gemeinde nicht fehlen, wenn sie ihn erst anfängt zu begreifen. Heute war das was Neues, sie haben's noch nicht verstanden, und haben sich durch seine gute Stimme und seine Kanzelturnüre bestechen lassen; wenn sie aber erst merken, wie der Hase läuft, werden die Hunde schon hinter ihm drein sein.“

„Aber er predigt doch nichts anderes, als unser verehrter Demberg, und den haben doch alle Leute so lieb,“ sagte Frau Dorn, um den unangenehmen Gedanken, den das Prognostikon ihrer Tochter in ihr erweckte, von sich abzulehnen.

„Nichts anders?“ rief Martha, indem sie das Theeservice abräumte; — Du weißt, ich verehre den Consistorialrath auch, aber zwischen seiner und Robert's Predigt ist ein Unterschied wie zwischen Thee ohne Rum und Thee mit Rum, — Thee ist beides, aber es schmeckt anders.“

Dorn lachte über diesen komischen Vergleich seiner Schwester und sagte: „Du bist doch noch immer die Alte!“

„Wollen sehen, ob mich der Herr Bruder umzubacken versteht,“ war die Antwort der Schwester.

„Also am sechsten Januar!“ sagte Dorn und wünschte den Seinigen nach dem bewegten Tage eine recht sanfte Nacht.

„Apropos!“ rief noch Martha ihrem Bruder nach, „kamst Du nicht am sechsten zu Mannhardt's?“

„Ja,“ sagte Dorn. „Ah, nun verstehe ich,“ schloß Martha, „schlimmer Anfang gutes Ende, Du würdest sagen, der Herr hat Alles wohl gemacht — und ich sage Amen.“ —

Druck von C. Kreysing in Leipzig.

In gleichem Verlage erschien ferner und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Helene.

Eine Erzählung für christliche Kreise.

Elegant broschirt. Preis 18 Sgr.

„Ein feines Buch. Von Frauenhand geschrieben und namentlich für Jungfrauen bestimmt, aber doch für jedes christliche Gemüth gut und nützlich zu lesen, preiset es die Liebe, die stärker ist als der Tod, die Liebe des HErrn zu uns und die dadurch in uns entzündete Gegenliebe zu Ihm, die selbst den für ein Mädchenherz größten Schmerz, den Verlust des Verlobten, durch Stillesein im HErrn überwindet. „Sie erkannte, daß auch die reinste Liebe zu einem theuern Menschen nicht vergleichbar sei der heiligen Liebe, die wir dem HErrn darbringen sollen — — und Er gab ihr Seinen Frieden dafür.“ — Die geschichtliche Entwickelung, bald kurz angedeutet, bald ausführlicher vorgelegt, ist innerlich wahr, die Darstellung fesselnd, die Ausstattung ansprechend.“ (Stader Sonntagsblatt.)

Lebensbriefe

von

Auguste Teschner.

Mit einer Vorrede

von

Dr. W. F. Besser.

Zwei Theile à 1½ Thlr.

Dr. Besser (Der Verfasser der „Bibelstunden“) sagt in seiner Vorrede u. a.: „Es sollte mich von Herzen freuen, wenn meine Einladung: „Kommet und leset!“ Etliche oder Viele dazu bewegte, die Erquickung und den Segen mit zu genießen, wozu mir selbst diese „Lebensbriefe“ geworden sind. Schon mehr als einmal habe ich Bücher bevorwortet: keines aber wie dieses, in so freudiger Ueberzeugung, daß die meiner Einladung etwa folgenden Leser und Leserinnen sagen werden: „Wir haben mehr gefunden, als wir erwarteten.“

Wir empfehlen das schön ausgestattete Buch als passendes Festgeschenk für Töchter gebildeter Stände, die eine ernste, geistig anregende Lektüre zu schätzen wissen.

Erzählungen

von

Karl Stöber.

Gesammtausgabe

mit Bildern von Ludwig Richter.

4 Bände, cartonirt à 1 Thlr.

Karl Barthel sagt in seiner „Deutschen Nationalliteratur der Neuzeit" u. a.: „Karl Stöber ist nicht nur unter den noch lebenden Volksschriftstellern christlichen Sinnes einer der Aeltesten, da er schon bald nach Immermann auftrat, sondern zugleich auch wohl der erste nach Hebel, der es aus dem Grunde verstand, eine kurze Erzählung so anziehend zu geben, daß man mit gleicher Spannung eine hinter der andern weglieſt. Schon die blose Darstellungs- und Ausdrucksweise zwingt bei ihm zur Theilnahme, wenn auch nicht meistens das tiefe Interesse der Begebenheiten und die geschickte Anordnung des Stoffes hinzukäme. Vor allem ergötzt er durch seinen köstlichen Humor, zumal dieser bei ihm als ein Ausfluß jener evangelischen Tüchtigkeit und Gesundheit auftritt, durch die er so überaus wohl thut. Dabei hat seine Sprache eine Frische, Lebendigkeit und Kraft, die fast mit jedem Satze einschlägt und befruchtet. Er nimmt seine Geschichten aus allen Gebieten des Lebens und der Dichtung, schließt sie aber meist an bäuerliche oder bürgerliche Verhältnisse an und entwickelt hier vor allem in der Schilderung des Stilllebens kleiner Städte und des engen ärmlichen aber in Gott reichen Familienthums eine Meisterschaft, die von tiefpoetischer Auffassungsgabe und von entschiedener Frömmigkeit zeugt."

„Der ganze volle Reichthum seiner Gaben entfaltet sich in der Gesammtausgabe seiner Erzählungen, ein wahrer Schatz geistvoller und doch einfacher, gemüthlich heiterer und doch in die Tiefe der Wahrheit gehender Geschichten, auf deren Grunde überall die Perle des Evangeliums in den mannigfachsten Farben schimmert."

Die Freigemeindler.

Novelle

von

Emil Steffann.

Leipzig,
Verlag von Justus Naumann.
1871.

Bayerische

Bayerische Staatsbibliothek

Wie in dem Traum der Tag sich wiederspiegelt,
Was Du durchlebt von Freude und von Leid: —
So ist dies Buch ein Traumbild leicht geflügelt,
Von dem, was war in längst verklung'ner Zeit.

Gestalten giebt der Traum, als ob sie leben,
Doch keine ist, wie sie am Tage war,
Ob Züge auch vom Tag sich drin verweben,
Doch anders ist des Traumbilds Bilderschaar: —

So dieses Buch: was einstmals ist geschehen
Es lebt im Bild, das es Dir gerne beut;
Doch wie es war? — Wie Blätter dort verwehen,
Ist nichts in ihm aus jener schönen Zeit.

Drum, wer es liest, der wolle nimmer fragen,
Wer ist denn hier, wer ist denn dort gemeint?
Ich möchte selbst kaum eine Antwort sagen,
Weil nur die Dichtung Alles hat vereint.

Und doch ist's wahr, so wahr wie in den Fluthen
Der Sonne Bild, das blitzend draus erstrahlt,
So wahr, wie in des Abendrothes Gluthen
Der Tag ist wahr, der sterbend drin sich malt.

Der Geist ist wahr, darin die Bilder leben,
Der Ton ist wahr, der aus dem Buche klingt,
Der Glaub' ist wahr, der hier sich kund gegeben,
Die Lieb' ist wahr, die hier das Herz durchdringt.

Doch eins ist wahr, auch nach dem Maaß gemessen,
Das Prosa giebt. Wer einstens sie gekannt
Die theuern Männer, der wird leicht ermessen,
Wie schwer es war, daß ich sie nicht genannt.

Sie schlafen längst. — Ein stilles Dankeszeichen,
Ein Kirchhofsmal, das Lieb' hat aufgericht',
Das sei ihr Bild; mag auch in nichts erreichen,
Was einstens war, dies Bild hier im Gedicht. —

I.

Auf der halbgeöffneten Thür des stattlichen Bauernhauses lehnte gemächlich der Besitzer und blies aus seiner kurzen Pfeife mit tiefgebräuntem silberbeschlagenen Meerschaumkopf Rauchwolken in den hellen Augustabend hinein.

Die Fülle des blonden Haares, das nachlässig von einer weißen Zipfelmütze bedeckt war, hätte kaum vermuthen lassen, daß ihr Inhaber den Siebzigen näher war als den Sechzigen. Das volle gesunde Gesicht, mit den großen wasserblauen Augen und dem breiten etwas vorstehenden Kinn zeigte ein Gemisch von Gutmütigkeit und jener Festigkeit, die den Bewohnern dieser Gegend eigen ist. Eine dunkelblaue geblümte Leinwandjacke aus eigenem Gespinnst und Gewebe verrieth, daß der Besitzer des Vollmeierhofes wohlhabend genug war, vor der Zeit Feierabend zu machen, und die Aufsicht über die Erndte dem Statthalter zu überlassen, wie dort der erste Knecht genannt wird.

„Gun' Owend Badder[1]!" grüßte ein Mann von hohem Wuchse den Alten. Die Harke, die er über der Schulter trug, zeigte, daß er vom Felde kam.

Er war ein Mann im Anfange der Dreißiger. Der weiße kurztaillige lange Leinwandrock mit den schuppenartig übereinander-

[1] Guten Abend, Vater.

liegenden großen flachen Silberknöpfen auf beiden Seiten, die hohen Stiefeln, die rothe offene Weste, unter der noch eine weißgeblümte blaue Leinwandweste sichtbar war, und die grüne mit Fuchspelz besetzte Sammetmütze, deren runder Kopf oben von einem Knopf geschlossen wurde, Alles das ließ auf den wohlhabenden Bauern schließen. Ein sprechendes Profil gab der ganzen Gestalt einen geistvollen Ausdruck, während die nervige gebräunte Hand den tüchtigen Wirth verrieth.

„Gun' Owend!“ war die Antwort des Alten, als der junge Bauer stille stand, seine Harke an die Thür lehnte und aus der Rocktasche seine Pfeife und den ledernen Tabaksbeutel langte und langsam und vorsichtig, damit nichts von seinem Inhalte an die Erde falle, anhub, die kurze Begleiterin seiner Feldgänge und Arbeit in rauchbaren Zustand zu versetzen. Dann nahm er aus der Westentasche Stahl, Stein und Baumzunder, und mit einem Schlage hatte der Zunder gezündet, war auf den Tabak festgedrückt, und ein paar kräftige Züge bewirkten es, daß nun die beiden in gleicher Gemüthlichkeit des Gespräches pflegen konnten.

„Wann sallt' denn losgohn?“ war die Frage des jungen Mannes, als er sich mit einem Arm auf die Hausthür neben den Alten gelehnt und durch etliche mächtige Dampfwolken, die er von sich blies, überzeugt hatte, daß die Pfeife gut im Brand war.

Der Alte griff sich ein paar mal in sein dichtes Haar und schob die Zipfelmütze halb zur Seite. Dann antwortete er: „so bolle noch nich!“[1]

„Worüm nich?“ war die Gegenfrage.

„Ji weet[2] Vadder“ fuhr der junge Mann fort; „ik mött nu

[1] so bald noch nicht.

[2] Ihr wißt.

'ne Fru hebben; de Aarnte is bolle fahrig, et Hus is in Ordnung, nu möt de Fru 'rinner."[1]

„Ganz gud, min Sähn"[2] schmunzelte der Alte, als er an den prächtigen Hof dachte, auf dem sein Fiken, so hieß seine einzige Tochter, Meierin werden sollte. „Ganz gud min Sähn," wiederholte er noch einmal; „äwerst wel sall ju koppelären?[3] De Kierl" — und seine wasserblauen Augen schossen Blitze — „den dat Dämelkrotentüg taum Preester mokt hett, und de partout nicks glövt, wat Gotts Wurd seggt,[4] de sall min Kind nich koppelären." Dabei schlossen sich, als er das gesagt hatte, seine Lippen fest zusammen, und das war immer bei ihm das Zeichen, daß keiner Macht der Erde es möglich gewesen wäre, seinen Entschluß zu ändern.

Wahrscheinlich würde dieser Ausspruch, der die freundliche Aussicht des jungen Mannes in weite Ferne zu schieben schien, einen städtisch fühlenden Menschen zu allerlei Fragen oder Ausrufungen des Unwillens oder des Schmerzes getrieben haben. Das war hier anders. Der junge Bauer blies zwar einige unverhältnißmäßig dichte Rauchwolken aus seiner Pfeife, dann aber erwiederte er, ohne daß seine Stimme irgend eine Erregung verrieth: „hei het recht, Badder, wat dat Koppelären van den Kierl angaiht, äverst — wat sall nu warden?"[5]

„Töwen — töwen!"[6] war die eben so ruhige Antwort des Alten.

---

[1] ich muß nun eine Frau haben, die Erndte ist bald fertig, das Haus ist in Ordnung, nun muß die Frau herein.

[2] Ganz gut, mein Sohn.

[3] aber wer soll euch copuliren.

[4] den das Demokratenzeug zum Priester gemacht hat und der durchaus nichts glaubt, was Gottes Wort sagt.

[5] aber was soll nun werden?

[6] warten, warten.

Dann aber setzte er hinzu: „nu, min Sähn, wen't geröt, wat ik weet,[1] dann brukt ji nich mehr tau lange tau töwen!"[2]

Der junge Mann wußte nicht, worauf sein zukünftiger Schwiegervater hindeutete, aber, nachdem er noch einmal mit dem Finger die Asche in seinem Pfeifenkopfe zurechtgedrückt hatte, nahm er seine Harke über die Schulter, bot dem Alten ruhig guten Abend und ging dann gemächlichen Schrittes dem Erndtewagen nach, der so eben schwerbeladen über die Höhe seinem unfern gelegenen Hofe zuschwankte.

Der Alte klopfte indeß seine Pfeife über der Thüre aus, sah noch einmal mit befriedigtem Blicke seinem zukünftigen Schwiegersohne nach und ging dann in das Dunkel der langen Deele zurück, wie dort die Dreschtenne genannt wird.

II.

Bei aller äußerlichen Ruhe war es dem jungen Manne innerlich doch nicht ganz so zu Sinne.

Das schien zwar auch ihm unmöglich, sich von einem Geistlichen trauen zu lassen, der sich nicht scheute, von der Kanzel herab die theuersten Wahrheiten ? der heiligen Schrift für Mährlein oder Meinungen der ungebildeten Apostel zu erklären. Der Bauer macht noch nicht die subtile Unterscheidung zwischen dem Amte und dem Amtsträger. Er meint, Wort und Mann müßten mit einander

[1] wenn's geräth, was ich weiß.
[2] dann braucht ihr nicht mehr zu lange zu warten.

stimmen und hält nichts von einem Segenswort, das nicht aus einem segnenden Herzen kommt. Aber was nun?

Er hatte sein Fiken herzlich lieb und sie ihn auch. Sie liebten sich eigentlich, so lange sie sich gekannt hatten, und das war lange her. — Als Kinder waren sie Spielgenossen gewesen. Die Höfe ihrer Eltern lagen dicht neben einander. Sie waren zusammen zur Schule gegangen und er, drei Jahre älter als sie, hatte immer ihre Schulbücher getragen und ihr Erdbeeren gesucht oder Brombeeren gepflückt, und wenn die Haselnüsse reif waren, hatte er ihr manche Mütze voll gebracht. Im Winter aber, wenn der Schnee hoch lag, hatte er auf seinem kleinen Schlitten sein „lüt"[1] Fiken zur Schule gefahren.

Als einmal die übrigen Bauerbuben ihn und Fiken mit „Brud und Brüd'gam" an zu necken fingen, da hatte Jost Hermsmeier — so hieß er — Fiken seine Bibel und sein Gesangbuch und Katechismus in Verwahrung gegeben, und so weidlich zwischen die Buben dreingeschlagen, daß sie das Necken aufs Künftige für immer vergaßen.

Nach der Confirmation war er von seinem Vater selig zu einem Verwandten geschickt worden. Sein Vater meinte, ein junger Mensch müsse sich einmal anderwärts versuchen. Das dauerte aber nur ein drei oder vier Jahre, da mußte er dem Vater die Augen zudrücken und nun als der einzige Sohn der Mutter den Hof verwalten helfen.

Fiken war unterdessen zu einer stattlichen Bauerdirne herangewachsen. Eigentlich paßte dieses Wort nicht recht für Sophia Ehringhausen, so hatte sie ihren Namen in ihre Bibel und ihr Gesangbuch eingeschrieben. Sie war für eine Bäuerin viel zu schlank und fein gebaut. Sie hatte auch Etwas in ihrem Wesen, was zu ihren

[1] klein.

Standesgenossinnen nicht gehörte. Hätte man sie in städtischer Tracht gesehen, so würde man schwerlich in der hübschen Blondine mit den sprechenden blauen Augen und dem feingeschnittenen Profil das Bauermädchen erkannt haben.

Dazu war sie eine eben so brave Tochter als tüchtige Wirthin. Ihr Vater, dem vor etlichen Jahren seine Frau gestorben war, fühlte in seiner Wirthschaft diesen Verlust nicht. Fiken war die erste früh am Platz und während die Mägde ihre Müdigkeit schon im gesunden Schlaf vergessen hatten, übersah sie noch einmal die Wirthschaft, und setzte sich dann zu ihrem Vater und las diesem vor dem Zubettegehn noch ein Capitel aus der Bibel und ein Gebet aus Bogatzki's Schatzkästlein. Ihr Vater meinte, er höre Fiken gar zu gerne vorlesen. Er hatte recht. Fiken las wirklich so, daß man unwillkürlich die Hände falten mußte, wenn sie anhob: „das walt' Gott Vater, Sohn und heiliger Geist."

Es war dem jungen Jost Hermsmeier wahrlich nicht zu verargen, daß bei ihm die geschwisterliche Zärtlichkeit gegen Fiken allmälig einer andern Neigung Platz machte. Aber er ließ sich davon nichts merken, um seiner Mutter keine Ungelegenheit zu machen. Diese hätte ja, wenn er einen eigenen Hausstand würde gegründet haben, auf die Leibzucht ziehen müssen. Als aber die Mutter selbst eines Abends nach dem Abendsegen zu ihm gesagt: „Jost, min Sähn, ik ward gebrecklik, du weetst, de Kramp schüddet mi taum öftern gar te hadde, — Du mötst friggen"[1] und lächelnd hinzugesetzt hatte: „un wenn Du nich weetst, wen Du friggen söllst, denn will'k Di seggen, frigge Fiken Ehringhusen!" — da hatte er's mit dem Vater richtig gemacht, denn daß Fiken nicht nein sagen würde, das wußte er, ohne daß er je ein Wort mit ihr darüber gewechselt hatte.

[1] ich werde gebrechlich, Du weißt, der Krampf überfällt mich zum öftern gar sehr, Du mußt freien.

Dazu kam noch, daß seine Mutter im Anfange des Frühjahrs nach kurzem Krankenlager heimgegangen war. Nun war er ganz allein auf seinem großen Hofe, und wenn er auch seine Wirthschaft recht wohl zu führen verstand, so giebt es doch auf einem Bauernhofe tausenderlei Dinge, die nur von der Hausfrau gut besorgt werden können. — Dabei hatte er das Bedürfniß, sich nicht allein über die Wirthschaft, sondern auch über so Manches, was sonst noch seine Seele bewegte, aussprechen zu können. Er war ein religiös gerichtetes Gemüth und seiner seligen Mutter durfte er Alles anvertrauen, was ihn in dieser Beziehung bewegte. Bei ihr hatte er immer Verständniß und freundliches eingehendes Entgegenkommen gefunden. Er wußte, das konnte er bei seiner Fiken auch so haben. Und — nun war die Hoffnung, sie noch in diesem Herbste heimzuführen, wie er meinte, begraben; denn was sein zukünftiger Schwiegervater noch zum Schlusse gesagt, daraus wußte er sich keinen Vers zu machen, dachte auch nicht darüber nach. Ihm klang nur immer dessen verhängnißvolles Wort in's Ohr „töwen — töwen!“

So war er in Gedanken versunken hinter seinem Erndtewagen dahingegangen, und als der über den Steindamm in das Hofthor rollte, stand er unwillkürlich stille, und es war ihm trotz des hochgethürmten Erndtewagens gar nicht fröhlich zu Sinne.

Da lag sein prächtiger Hof vor ihm. Allerdings neben dem Ehringshäuser Vollmeierhofe gab es weit und breit keinen, der so von der Wohlhabenheit des Besitzers gezeugt hätte als der Halbmeierhof des Hermsmeier.

Ringsum eine Mauer von Sandsteinen, in die ein großes hölzernes Gitterthor den Eingang bildete.

Unter mächtigen Eichen, die schon manches Geschlecht der Hermsmeier hatten jung und alt werden sehen, das stattliche Wohnhaus, mit den Seitengebäuden, den Scheuern für die Ackerwagen und

sonstiges Ackergeräthe, dem Schafstall, der Leibzucht und der Einliegerwohnung.

Das Wohnhaus hatte sein Urgroßvater an Stelle des früheren neu aufbauen lassen. Ein hoher, bis zur Spitze in Fachwerk ausgeführter Giebel, dessen kernige Eichholzbalken mit Ziegelsteinen nach oben hin gar zierlich ausgekleidet waren, schloß das lange mächtige Strohdach. Die Schlußbalken des Giebels waren dort, wo sie sich kreuzten, in zwei weiß bemalte Pferdeköpfe ausgeschnitzt. Unter etlichen mit Bretterthüren versehenen Luken, die dem Getreideboden Zugwind gewährten, war das Eingangsthor, geräumig genug, um den hochbeladenen Erndtewagen durchzulassen. Ueber dem Eingangsthor stand, aus dem Balken ausgehauen, ein Bibelspruch sammt dem Namen des Erbauers und seiner Ehefrau mit Jahreszahl und Datum. In dem Eingangsthor befand sich eine kleinere Thür, deren oberer Theil zurückgeschlagen werden konnte. Wie manchesmal hatte sein Vater auf der untern Hälfte dieser Thür gelehnt, von dort den Hof inspicirt und sich über den vollen Mistfahl[1] gefreut, der des Landmanns Reichthumsquelle zu beiden Seiten des Thorweges so hoch aufgethürmt war, daß sein Inhalt auch den Steindamm bedeckte, der zum Giebelthor führte. —

Der Erndtewagen war durch das Thor auf die lang sich hinstreckende Deele gefahren, und während die vier Pferde abgeschirrt und in ihre Stallung links von der Deele geführt wurden, die Hühner aber, die schon ihre Nester auf der Deele gesucht, durch den Erndtewagen gestört, schreiend aufflogen und umherflatterten, waren die Knechte beschäftigt, seinen reichen Inhalt durch die Luke auf den untern Boden zu schaffen, über den sich dann noch der Kornboden hinstreckte.

---

[1] So heißt dort der Raum mit dem Dünger.

Aber das Alles wollte heute Abend den jungen Mann nicht erfreuen, er mußte immer wieder daran denken, daß die Zeit noch fern war, in der er sein Fiken in diesen reichen Besitz einführen konnte.

„Guten Abend, Herr Hermsmeier!“ weckte ihn eine bekannte Stimme aus seinen trüben Gedanken.

„Ah, guten Abend, Herr Cantor,“ erwiederte er hochdeutsch den Gruß. „Wollen Sie nicht ein wenig eintreten?“

Da der Erndtewagen die Deele versperrte, gingen beide Männer um das Haus herum der Thüre zu, die unmittelbar in die Küche, die hinter der Deele lag, und von dieser in die Wohnstube führte.

„Hanne, Lucht!“[1] rief der junge Bauer der Haushälterin zu, die er nach dem Tode seiner Mutter gemiethet hatte.

Eine messingene Schieblampe, damals noch ein Luxusartikel selbst auf reichen Bauerhöfen, wurde gebracht und auf die von gebauchten vom Alter gebräunten Eichholzfüßen getragene wuchtige polirte schwarze Steinplatte niedergesetzt. An der einen Seite des Tisches an der Wand hin waren feststehende Bänke angebracht. Etliche hölzerne Stühle, und ein mächtiger auf Steinunterlagen ruhender eiserner Ofen mit dicken Messingknöpfen auf den zwei Vorderecken, und dessen Eisenplatten Gegenstände aus der biblischen Geschichte und die Jahreszahl 1567 zeigten, so wie einige allerdings nicht gerade symmetrisch aufgehängte Schildereien, die Parabel des verlornen Sohnes darstellend, gaben dem sehr geräumigen Zimmer den Eindruck wohnlicher Behaglichkeit. Ein kleines vom Alter gebräuntes Eichholzschränkchen mit geöffneten Thüren, das zwischen dem Ofen und der Thür, die zur Schlafstube führte, in die Wand gemauert war, „das Schap“ genannt, enthielt die Bibel, das Gesangbuch und

[1] Licht.

einige Bände der von dem norddeutschen Verein herausgegebenen Kirchengeschichte, und gab so von der Herzensstellung des Bewohners Zeugniß.

Der Lehrer, den man Höflichkeits halber wohl Cantor titulirte, wiewohl er nur ein einfacher Lehrer der Bauerschaft war, kam zuweilen Sonntag Nachmittags zum Besuch auf den Hermshof, in der Woche fast nie, am allerwenigsten in der Erndtezeit, in der er selbst für die Einheimsung seines nicht gerade unbeträchtlichen Getreidevorraths zu sorgen hatte. Darum fragte der junge Bauer: „Nun, Herr Cantor, was führt Sie denn heute zu mir?"

„Wie?" erwiederte dieser, „haben Sie's denn noch nicht gehört, Herr Hermsmeier?"

Als der junge Bauer seine Pfeife zündend, wie fragend ihn ansah, fuhr jener fort: „Nun auf dem Jürgenshofe sind sie ja gestern zusammengekommen, Ihr zukünftiger Schwiegervater war auch da, und da hat man den Beschluß gefaßt, von dem Demokratenpriester, wie sie den Herrn Pastoor nennen, sich völlig loszusagen und auf Grund des allerdings von der Regierung angenommenen freien Associationsrechtes eine eigne Gemeinde zu stiften."

„J wo?" sagte der junge Bauer; dann aber schwieg er. Er wußte nun, was der alte Ehringhausen gemeint hatte, als er ihn getröstet: „wenn't gerött, denn brukt ji nich mehr tau lange tau töwen."

Der Lehrer legte sich den Ausruf und das Schweigen des jungen Hermsmeier nach seinen Wünschen aus. Dem eifrigen Anhänger jener Richtung im Lehrerstande, die aus Dinters Schullehrerbibel ihre religiöse Anschauung und aus Diesterwegs Schriften ihre Belehrung schöpfte, war ein Geistlicher ganz recht, der, wie er sich ausdrückte, in „rationeller" Weise die Bibel erklärte, und wenn er auch wußte, daß der Besitzer des Hermshofes zu den Gegnern jenes

Pastors gehörte, so war ihm doch auch nicht unbekannt, daß diesem jeder Eingriff in die bestehende Ordnung selbst dann unlieb war, wenn Vieles an ihr getadelt werden konnte. Daß es ein Gebiet gab, auf dem auch das conservativste Gemüth von seinen sonstigen Grundsätzen um des Gewissens willen abweichen muß, davon hatte der Lehrer keine Ahnung.

In dieser Meinung, und als sein Wirth das Schweigen nur mit den Worten unterbrach: „setzen Sie sich!" glaubte er sich berechtigt, sein Bedauern darüber auszusprechen, daß auch der alte würdige Ehringhausen an dieser ordnungswidrigen Versammlung Theil genommen habe.

Kaum aber hatte der Lehrer eine dahingehende Aeußerung gethan, als der junge Bauer seine Pfeife aus dem Munde nahm, sie auf den Tisch legte, aufstand, sich langaufgerichtet vor den Lehrer hinstellte und zwar ruhig, aber sehr bestimmt ihm erwiederte: „Herr Märtens," er nannte jetzt nur den Namen und nicht den Titel des Mannes, „Herr Märtens, Sie mögen anderer Ansicht sein als der Vollmeier Ehringhausen, ich aber sage Ihnen, daß ich unbesehens eine Sache für eine gute und richtige ansehe, der dieser Mann zustimmt, und ich will Ihnen nur sagen," fuhr er mit festem fast strengem Tone fort, „wenn wir gute Freunde bleiben sollen, dann sprechen Sie mir gegenüber nie wieder ihr Bedauern über eine Versammlung aus, an der er, ohne sie zu mißbilligen, Theil genommen hat."

Herr Märtens wurde blaß und dann wieder roth.

Ich habe manchen Lehrer kennen gelernt, der als Muster echter Demuth und Bescheidenheit aufgestellt werden darf. Nicht selten habe ich aber bei denjenigen, die nicht im Glauben an das Evangelium ein Gegengewicht gegen das prononcirte Selbstbewußtsein gefunden hatten, zu dem das Vielwissensollen bei beschränkter Befähigung nur gar zu leicht leitet, jene eigenthümliche Aufgeblasenheit wahr-

genommen, in der sie mit Geringschätzung auf diejenigen herabsehen, die sie nicht als ebenbürtig anerkennen.

Zu dieser letzteren Art gehörte Herr Märtens. Er fühlte sich weit über „die dummen Bauern," wie er sich unter seines Gleichen ausdrückte, erhaben. Aber er überlegte, daß der Hermsmeier seinen Acker im Frühjahr und Herbst umsonst bestellte und daß seine Kuh, ohne daß er dafür etwas zu zahlen brauchte, auf den Kämpen des Hermshofes mit zur Weide ging. Und weil er nun Andere nach sich selbst beurtheilte, so hielt er das bittere Wort, das ihm schon auf der Zunge schwebte, wohlweislich zurück und sagte so Etwas, das einer Entschuldigung ähnlich war, er habe das so schlimm nicht gemeint. — Dann aber stand er auf, und wiewohl ihn der junge Meier freundlich einlud, mit ihm zu vespern, hatte er doch dieses und jenes zur Entschuldigung und ging von dannen.

„Also dat hett de olle Vadder meint," sagte der junge Mann zu sich selber, als er dem Lehrer aus der Thür geleuchtet hatte. „Sall mi doch wünnern, of dat wat givt[1]!"

So ging er im Nachsinnen bald hoffend, bald wieder zweifelnd die Stube auf und ab, bis die Knechte und Mägde, die zum Abendbrod und Abendsegen in die Stube traten, seinen Gedanken eine andere Richtung gaben.

III.

Das Jahr, von dem ein treuer Bekenner unter den Hohen der Erde gesagt hat, daß die Thränen kommender Geschlechter vergebens

[1] Soll mich doch wundern, ob das was giebt.

seine Schuld würden auszuwaschen suchen, hatte seine schmutzigen Wasser auch über die Provinz dahingeworfen, die den heimatlichen Boden dieser Erzählung bildet, und in den Lachen, die hier und dort entstanden waren, als das Hochwasser anfing, sich zu verlaufen, hielt das Volk der ekelen Sumpfthiere sein widerliches Concert. Völkerfrühling nannte man damals diese Zeit. Allerdings insofern richtig, als die Frösche im Frühling ihre raisonnirenden Versammlungen in den Sümpfen zu halten pflegen. —

Waren auch die Städte die Hauptablagerungsorte der volksbeglückenden — oder, die Sache ist für die Ironie zu ernst — der volksverderbenden Volksversammlungen, so blieb doch auch das Land nicht davon verschont. Man kennt die Rührigkeit der Demokratie, und wenn nicht Männer, wie der alte Ehringhausen und der junge Hernsmeier das erste Wort geführt und durch ihr Ansehn, das sie unter ihren Standesgenossen besaßen, den demokratischen Bestrebungen Einhalt geboten hätten, dann würden die städtischen Emissaire mit den Vollbärten und Calabresern auch in der Landgemeinde, der jene Männer angehörten, ein um so leichteres Spiel gehabt haben, als sie in eine der Kirchen der Provinzialhauptstadt eingepfarrt in stetem Verkehr mit dieser stand.

Es war ein Unglück, daß in den ersten Tagen jenes thränenwerthen Jahres der alte treue Pastor an jener Kirche, der fast fünfzig Jahre die Gemeinde mit dem lauteren Gotteswort gespeist und in den letzten Jahren mit fast jugendlicher Kraft dem überhand nehmenden Geiste des Abfalles gewehrt hatte, zu des Herrn Frieden eingegangen war. Und es war ferner ein Unglück, daß die Kirchenbehörde sich dazu hatte drängen lassen, einem Candidaten nicht die Bestätigung zu versagen, dessen Glaubenslosigkeit und demokratische Gesinnung der demokratischen Majorität des Kirchencollegiums zu St. Jakobi — so hieß jene Kirche — entsprach.

Das war „de Kierl, de Dämelkrotenpreester," wie ihn der alte Ehringhausen genannt hatte. —

Zu dem „Kierl" gingen natürlich bei dem Ansehn, das der alte Ehringhausen und sein zukünftiger Schwiegersohn genossen, und bei der christlichen Gesinnung, die durch die langjährige Wirksamkeit des seligen Pastors sich vornämlich in der Landgemeinde verbreitet hatte, nur Wenige aus dieser in die Kirche. Waren auch nicht Alle so bibelfest wie der alte Ehringhausen, der das Wort anführte: „Einem Fremden folgen die Schafe nicht, sondern fliehen vor ihm, denn sie kennen des Fremden Stimme nicht," so waren doch Alle überzeugt, daß der kein christlicher Prediger sein könne, der die Gottheit des Herrn leugne und ihn nur den Weisen von Nazareth nenne und der von den Wundern, die in den Evangelien berichtet sind, erklärte, daß sie gar nicht stattgefunden hätten, sondern entweder nur auf Sinnestäuschung oder auf einem frommen Betruge beruhten.

Aber was sollte nun geschehen? Auf die Dauer konnten die in St. Jacobi eingepfarrten Landleute doch nicht ohne Gottesdienst bleiben. Dazu lagen viele Kinder ohne Taufe, die Confirmanden waren ohne Unterricht und um keinen Preis hätten sie bei jenem Manne gebeichtet und aus seinen Händen das Sacrament des Altars empfangen.

Kirchenmännern mag das übertrieben erscheinen; aber es war einmal so, und Ehringhausen und seine Leute glaubten zu ihrem Widerstande gegen diesen Pastor ein um so größeres Recht zu haben, als sie wußten, daß Herr Kranz — so hieß jener Geistliche — die Demokratenversammlung besuchte und im Gasthofe mit ihnen zusammensaß. Daß Kranz in Mäßigkeit vor seinen Genossen sich auszeichnete, das wußten sie allerdings nicht.

Mittlerweile war die volle Associationsfreiheit von den Regierungen proclamirt und zum Landesgesetz erhoben.

Dem alten Ehringhausen fiel es nicht ein, daß jetzt ein Weg geboten war, auf dem man vom „Dämelkrotenpreester" loskommen und eine eigene Gemeinde bilden könne. Ihm, wie seinem zukünftigen Schwiegersohne war Alles, was mit dem Jahr 1848 in Verbindung stand, ein Gräuel. Als er einst in jenem Jahre dem alten Paulsiek, seinem Gevatter, begegnete, sagte er: „ik wull, dat ik in de Hölle wöre!" „Worüm?" fragte der verwundert. „Wil de Düvels nu alle boven up de Jerde sün,"[1] antwortete er.

Aber er trug schwer an dem Gedanken, wie es doch zu machen sei, daß sein Fiken und der Hermsmeier Frau und Mann würden. Das mochte wohl die heimliche Ursache sein, daß er den Vorschlag des alten Meier Paulsiek nicht von der Hand wies. —

„Gevadder," hatte der vor einiger Zeit zu ihm gesagt, „dat gaiht nich länger so, wi mötten 'nen Pastoor hebben. Wo sallen wi denn Gotts Wurd hören un min Sähn hätt 'nen Jungen, de möt cunfermert warden,[2] äwers bi den nich! Un weet'ste wat,"[3] fuhr er fort, als ihn der alte Ehringhausen fragend ansah, „dat künn wi nu auk."[4]

„Wu so?" war die Gegenfrage.

„Hest denn nicks van dat Tüg hört," fuhr der alte Paulsiek fort, „se nümt et Assionsrechte."

„Bliv mi mit den Snak van Live,"[5] brummte der Alte los, „dat is jo nicks as Dämelkrotengewasel!"[6]

„Holt!" erwiederte der Andere, „nu nich mihr, seggt use Accesser[7] de Obbrigkeit het jo proclamert!"

---

[1] weil die Teufel all oben auf der Erde sind.
[2] confirmirt werden.
[3] weißt Du was.
[4] das können wir nun auch.
[5] bleibe mir mit dem Unsinn vom Leibe.
[6] Getwasel so viel als unsinniges Geschwätz.
[7] nun nicht mehr, sagt unser Assessor.

„Dat het de Accesser seggt?“ fiel der alte Ehringhausen ein und man hörte es seinem Tone an, was für ein Gewicht der Name bei ihm hatte.

„Süstu,“[1] fuhr der alte Paulsiek fort, „nu kün wi ohne us met dat Dämelkrotentüg te vermengeleren 'ne eigene Gemeinde stiften un us 'nen ordenliken Pastoor setten.“

Dem alten Ehringhausen wollte der Gedanke doch noch nicht so recht einleuchten. Die Kosten, die so Etwas verursachte, scheute er zwar nicht, seine Liebe zum Reiche Gottes hatte den Geiz, gewöhnlich das Erblaster der Bauern, überwunden; aber die Sache war ihm zu neu und — er mochte nicht die Aepfel essen, die ihm die Hand der ihm so verhaßten Demokraten vom Baume geschüttelt hatten.

Als sein Gevattersmann merkte, daß er noch nicht auf seinen Vorschlag eingehen wollte, schlug er die Seite an, die allerdings, wenn er nur nicht gegen die Obrigkeit Etwas thun sollte, bei ihm alle übrigen Bedenklichkeiten übertönte.

„Du wust' doch nich den Preester ut den Köller[2] Din Fiken koppelären loten?“ fragte der alte Paulsiek und sah ihn dabei halb treuherzig, halb lauernd an.

„Ne min Lewen nich!“ antwortete schnell der Alte.

„Un wat denn?“ fragte Paulsiek.

Nach einer Weile, als der alte Ehringhausen in die Luft gestarrt und unterdessen mächtige Dampfwolken aus seiner kurzen Pfeife geblasen hatte, erwiederte er: „Wat seggen denn die Annern?“[3]

„Miesmeier meint so as ik,“ sagte Paulsiek, „un Jürgens-

---

[1] Siehst Du.

[2] aus dem Keller im Gasthof.

[3] die Andern.

meier is auk inverstohn, up den Jürgenshof wullen wi morren Nomidag tohaupe komen."[1]

„Wenn't Gott will, bün'k auk dor,"[2] sagte nun der alte Ehringhausen schnell, setzte aber hinzu: „segg minen taukünsten[3] Schwiegersähn niks, de möt' ut't Speel bliwen."

„Worüm dat?" fragte Paulsiek.

„Is enerlei — äwer segg em nicks!" wiederholte der alte Ehringhausen.

Er fühlte, daß etwas Egoistisches von wegen der Trauung ihn geneigt gemacht hatte und davor wollte er seinen zukünftigen Schwiegersohn bewahren.

Wir wissen, daß jene Zusammenkunft gehalten und daß das Resultat der Besprechung die Bildung einer eigenen Gemeinde mit einem eigenen Pastor gewesen war. Wer der sein solle, das wußte man allerdings noch nicht, aber man wollte in einer größeren Versammlung die Sache weiter berathen und man meinte, daß Gott ihnen dann auch wohl den geeigneten Mann zeigen werde. —

IV.

Es ließ dem jungen Hermsmeier keine Ruhe. „Ik möt doch den Ollen es frogen, wat dat mit de Sake is"[4] sagte er zu sich selbst, als er am andern Tage gegen Abend dem Statthalter den Befehl

[1] wollen wir morgen Nachmittag zusammenkommen.
[2] bin ich auch da.
[3] zukünftigen.
[4] Ich muß doch den Alten fragen, was das mit der Sache ist.

gegeben, am nächsten Morgen „Meß up't Weitenslag to feuern"[1] und dem Knecht aufgetragen hatte, Roggen zur Mühle zu fahren.

Er bereitete sich mit einer gewissen Sorgfalt auf den Gang zum Ehringshofe vor. Er konnte gewiß sein, Fiken anzutreffen, und wenn das auch nicht, die Hochachtung, die er gegen seinen zukünftigen Schwiegervater empfand, ließ ihn, wenn nicht die Begegnung, wie am gestrigen Abende eine blos zufällige war, niemals in seinem Acker-Anzuge bei ihm vorsprechen.

Saubere Stiefeln, dunkelgrüne manschesterne Beinkleider, über der neuen Weste, unter der eine lange silberne mit Petschaft von gleichem Metall versehene Kette der dicken Uhr, einem Erbstück seines Urgroßvaters, das Gleichgewicht hielt, der dunkelblaue tuchene Sonntagsrock mit den silbernen thalergroßen schuppenartig übereinander liegenden Knöpfen, ein buntseidenes Halstuch, über dem ein blendend weißer Hemdkragen von Leinwand, die seine selige Mutter noch gesponnen und gewebt hatte, hervorblickte, und die neue grüne Sonntagssammtmütze gaben dem jungen hübschen Manne ein gar stattliches und feierliches Aussehen. — Natürlich fehlte die Pfeife nicht. Diesesmal war es die Staatspfeife, die seine selige Mutter seinem Vater, als sie Brautleute waren, geschenkt hatte, mit dem großen silberbeschlagenen Meerschaumkopf, der durch eine silberne Kette mit dem kurzen mit Perlmutter ausgelegten Ebenholzrohr in Verbindung stand. Aber die Pfeife hatte er nicht angebrannt. Das that er nie, wenn er auf den Ehringshof zum Besuch ging. Er wartete dann, bis ihn der Alte aufforderte, mit ihm „ens tau smöken."[2]

So ging der junge Mann den Fußpfad zum Nachbarhofe hinab. Der schmale Weg führte erst durch einen Eichenbusch, in dem einige

---

[1] Dünger auf das Weizenstück zu fahren.
[2] eins zu rauchen.

riesige Exemplare schon manches Jahrhundert hatten kommen und dahinziehen sehen; dann in ein Erlenholz, an dem ein Bach sich hinwand, dessen jenseitiges Ufer eine Wiese begrenzte, die schon zu dem Grund und Boden des Ehringhauser- oder, wie er kurzweg dort genannt wurde, des Ehringshofes gehörte. Jenseits der Wiese lugte zwischen den Eichen das mächtige Dach des Vaterhauses seiner Fiken hervor und ein gastlicher Rauch kreuselte aus dem Schornstein in den Abendhimmel hinein.

„Gun' Owend, Fiken!" rief der junge Mann, als er aus dem Erlenholz hervortrat, seiner Braut entgegen, deren schlanke Gestalt mit einem Korbe am Arm leichten Fußes fest über den Steg dahinschritt, der die beiden Ufer des Baches verband.

„Wer wußte denn to?[1] Wat hest denn in den Korf?" fragte er, als er die Hand reichend ihr an's steile Ufer half.

Sie schien etwas verlegen und wurde noch verlegener, als er den Deckel des Korbes lüftete. Aus weißer Leinwand, in der ein zinnerner Teller stand, drang der angenehme Duft seines Lieblingsbackwerks, in der dortigen Sprache Puffert genannt.

„Dat sall ik woll hebben?" sagte er, indem er ihr freundlich unter's Kinn herstrich.

„Ne, dine Hushöllerschke"[2] erwiederte sie und sah seitwärts in die Wellen des Bachs, litt es aber doch, daß er sie über den Steg zurückführte und meinte, er könne ja nun „dat Gebäcks met Vadder t'samen äten".[3]

„Weetst denn all Fiken, dat wi noch töwen möt?" fragte der junge Mann seine Braut, als sie den Weg nach dem Hofe ein-

---

[1] wo willst Du denn hin?
[2] Haushälterin.
[3] das Backwerk mit Vater zusammen essen.

schlugen. — Fiken antwortete erst nicht, dann aber meinte sie: „tau[1] lange magt doch wol nich warden.“

Es hielt den jungen Mann eine eigne Scheu ab, sie zu fragen, worauf sie diese Hoffnung gründe. Das war es ja eben, worüber er mit dem Alten sprechen wollte, und er mochte über eine Sache, worüber er den alten Ehringhausen befragen wollte, zu Niemanden, selbst nicht zu seiner Braut vorher etwas sagen. —

So waren sie zur Seitenthür des Wohnhauses gekommen und während Fiken zur Küche ging, um die Geräthschaften zum Tischdecken herbeizuholen, trat er in die Stube. —

Da saß der alte Ehringhausen in seinem lederüberzogenen Lehnstuhl, in dem schon Mancher seines Geschlechts vor ihm sich von der Arbeit ausgeruht hatte. Es war der Stuhl allerdings keins von jenen bequemen Möbeln der neuern Zeit. Eine hohe aufrecht stehende Rückenlehne, ein weit nach Außen ausgebauchtes Leder zwischen einer plumpen, vom Alter fast schwarzen, Eichholzfassung, in die ein paar Arme zur Lehne für die Hände eingelassen waren. Dazu war der Stuhl so hochbeinigt, daß man auf die dreizehn Zoll seines ersten Besitzers einen Rückschluß machen konnte. Der jetzige Besitzer, der etwas kürzer gerathen war, hatte darum einen mächtigen Holzklotz als Unterlage für seine Füße. Dennoch blieb das alte Möbel in Ehren und wenn auch nicht in Wirklichkeit, so war es doch in der Meinung der Ehringhauser der bequeme Ruhesitz nach des Tages Last und Hitze.

Der Stuhl stand in der Nähe des Ofens vor einem mächtigen blankgescheuerten Eichholztisch mit gedrehten Füßen, die unten noch durch Holzriegel mit einander verbunden waren. Der Tisch mochte den Stuhl an Alter noch wohl überragen, wenigstens hätte ein

[1] zu.

Alterthumsforscher in der eigenthümlichen Form der Windungen der Füße vielleicht mittelalterliche Kunst entdeckt. — Auf dem Tische stand eine ähnliche Schieblampe, wie wir sie schon auf dem Hermshofe gesehen haben.

Der alte Ehringhausen in seiner Hausjacke und der Zipfelmütze, auf der Nase jene eigenthümliche Brille, die man Nasenklemmer nennt, bemühte sich, ein Zeitungsblatt zu entziffern, das er in der rechten Hand hinter die dicht vor ihm stehende Lampe hielt, während seine Linke die kurze Pfeife umspannte. Er war so in seine Lektüre vertieft, daß er den Eintritt seines zukünftigen Schwiegersohnes nicht eher bemerkte, als bis dieser mit seinem: „Gun' Owend Vadder!" ihn begrüßte.

„Dat verslixte Dämelkrotentüg!" — sagte der Alte, als er aufsah, ohne den Gruß des jungen Mannes zu erwiedern.

„Wat hebben se denn nu weer dohn?[1]" fragte der junge Mann.

„Gun' Owend Sähn, sett di" besann sich der Alte, fuhr aber gleich fort: „Hebben de Kierls dor in Frankfort in dat verslixte Papperlament den Küning von Prüssen to'm Kaiser mokt."

„So'n Tüg" — fuhr der Alte auf und warf das Blatt unwillig auf den Tisch — „so'n Tüg! — Meint de Apen, de löt[2] sik van öhr tom Kaiser moken? Is jo just[3] so, as wenn mine Knechte met de Knechte van Paulssiek of[4] van Jürgenshof, of dinen Hof mi mir niks dir niks tau'm Meier öwer all de Höwe moken wullen."

„Hew wi denn kine Förften mihr?" fuhr er eifrig fort. „Wenn de den Küning van Prüssen taum Kaiser hebben wullen, warden se's

[1] wieder gethan.
[2] ließe.
[3] grade.
[4] oder.

em sülwers[1] wol seggen. Äwers de — Gevadder Snider un Schausters un Affkoten — dat Getakel[2] will 'nen Kaiser moken?! Na, de Prüsse ward öhr te Huse lüchten!"[3] beruhigte sich der Alte und ließ seinen Zorn in mächtigen Rauchwolken ausdampfen.

„Vadder," tröstete ihn der junge Mann, „de Küning van Prüssen het just so dacht as ji, he het de Kierls aflaupen loten, Ju Zeitung is all oll."[4]

Allerdings, sie war vom April.

„Äwers[5] wat ik seggen wull," fuhr der junge Mann fort, „bei weet, ik mag auk niks met de Demokraten te daun[6] hebben, sonderliken der Tid, dat se us den tau'm Preester sett hebben, äwer ein Gut's hebben se met dat Parlement doch ter Wege brocht."

„Wat denn?" fiel der Alte schnell ein, dem es unangenehm war, daß auch nur etwas Gutes vom „Papperlament" kommen sollte.

„De Freiheit us to haupe te dohn" erwiederte der junge Mann. „Mi het Märtens seggt, dat wi nu 'ne eigne Gemeine stiften un 'nen eignen Pastoor us setten künden."

„Dat het di Märtens seggt?" fragte der Alte schnell und that seine Zipfelmütze auf das andere Ohr. „Wu weit[7] de Slingel dat?"

Der junge Mann zuckte mit den Achseln, wußte aber nun, daß es so sei, wie der Lehrer es ihm mitgetheilt hatte. —

Nachdem der Alte eine Zeit lang geschwiegen, fuhr er fort: „T'is

---

[1] selber.
[2] von den schnatternden Gänsen genommener Ausdruck.
[3] zu Hause leuchten.
[4] Ihre Zeitung ist schon alt.
[5] Aber
[6] zu thun.
[7] Wie weiß.

richtig," wi willt ene eigene Gemeinde stiften" — da kam Fiken herein und der Alte verstummte.

Als Fiken den Tisch gedeckt und ihr Bräutigam unter freundlichem Zunicken Etwas von dem Gebäck genossen hatte, meinte der Alte, sie möge nun wieder abräumen, er habe mit Jost Einiges zu besprechen. — Um Fiken's Mund zog ein eigenthümlich schelmischer Zug, als sie bei dem Herausgehen dem Blicke ihres Bräutigams begegnete.

„Nu min Sähn — stick di 'ne Pipe an,"[1] nahm der Alte, als seine Tochter die Stube verlassen, das unterbrochene Gespräch wieder auf, schob dem jungen Manne den irdenen, buntbemalten Tabacksbehälter hin und fuhr fort: „Du un Fiken ji süllt eigentlich niks dorvan weeten, — äwers nu ist's ingal! —

Ji möt doch gekoppelärt warden — wi willt 'ne eigne Gemeinde stiften."

Der junge Mann sah eine Zeit lang wie in Gedanken versunken vor sich nieder, dann blickte er auf und seinem künftigen Schwiegervater treu und fest in's Auge schauend sagte er: „Vadder, hei weet, wu laiv[2] mi Fiken is, un dat ik auk 'ne Fru bruke, äwers dorüm sallt ji nich 'ne eigene Gemeinde stiften, un 'nen eigenen Pastoor hollen, dat wi gekoppelärt warden."

Als der Alte seinen künftigen Schwiegersohn verwundert ansah, fuhr dieser fort: „Wenn ji keine anneren Grünne[3] hevt as den, dann lat ji dat Gemeinde stiften man bliwen, Fiken un ik wi künnt töwen."

Der Alte sagte noch nichts. Da nahm denn der junge Mann von Neuem das Wort und meinte, es sei ihm die Sache, als der

---

[1] steck Dir eine Pfeife an.
[2] wie lieb.
[3] Gründe.

Schullehrer sie ihm mitgetheilt, sehr durch den Kopf gegangen, er habe sich auch anfangs über die Aussicht gefreut, daß er, wenn's zu Stande komme, seine Braut würde heimführen können; dann aber sei es ihm doch schwer auf die Seele gefallen, daß so eine wichtige Sache, wie die Stiftung einer Gemeinde mit einem so geringen Dinge, wie das sei, daß er und Fiken Frau und Mann würden, in Verbindung stehen sollte. „Nei Vadder," schloß er, „dat sall nich g'schein, un ik weit wisse, Fiken meint so as ik."[1] —

Als der junge Mann ausgesprochen, legte der Alte, der unterdessen aufgestanden und ein paar Mal in der Stube auf- und abgegangen war, seine Rechte auf die Schulter des jungen Mannes, sah ihn mit seinen wasserblauen Augen strahlend an und sein ganzes Gesicht lachte vor Freuden, als er sagte: „Du heft Recht min Sähn, et steit äwer auk eigentlich die Sake nich in Tausammenhang mit ju Gekoppelärung."

Als der Alte nun die Asche auf seiner Pfeife niedergedrückt hatte, erzählte er dem jungen Manne, wie die Angelegenheit, ohne daß dabei an seine Trauung gedacht worden, von dem Gevatter Paulsiek, dem Miesmeier, dem Jürgensmeier und noch anderen Gemeindegliedern besprochen worden sei, und wie diese als Grund angegeben hätten, daß man doch dem „Dämelkrotenpreester" unmöglich die Kinder zum Unterricht geben, zu ihm in die Kirche gehen und von ihm das heilige Abendmahl empfangen könne.

Der alte Mann verhehlte seinem zukünftigen Schwiegersohne nicht, daß allerdings auch er, als der Paulsiek ihm die Sache vorgestellt, an die Trauung gedacht, darum auch nicht gewollt habe, daß ihm Etwas davon gesagt werde, er habe gefühlt, daß Etwas von dem — das Seine suchen — bei ihm dahinter gesteckt habe, und damit

[1] wie ich.

solle sein Schwiegersohn nicht „vermängelert warden," wie er sich ausdrückte. Er habe aber recht, und den Ausschlag müsse des Apostels Wort geben „ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen!"

„Hewt ji denn all met den Accesser kürt?"[1] fragte nun der junge Mann, und man hörte der Frage an, daß die Persönlichkeit, die diesen Titel führte, bei ihm in gleichem Ansehen stehe, wie bei dem alten Ehringhausen.

Der Alte hatte sich unterdessen wieder in seinen Stuhl niedergelassen, schob seine Mütze ein paar Mal hin und her und meinte dann: „O tau'n weinigsten kann he nich dorwider sin, denn he het seggt, de Obbrigkeit het de Assionsrechte, of wi dat Tüg het,[2] annömt,[3] un wel de brukt, döt sik nu nich mihr met de Dämelkroten vermengeleren."[4]

Dem jungen Manne schien das noch nicht genug zu sein, er meinte, daß ohne den bestimmten Rath des Assessors in der Sache nichts geschehen dürfe, „denn," fuhr er fort, „de kennt de Gesetze un is en gläubigen Mann, dorüm ward he us niks roden,[5] wat gigen Gotts Wurd gaiht."

Der alte Ehringhausen war damit einverstanden und versprach seinem künftigen Schwiegersohne selbst zu dem Assessor nach der Stadt zu gehen und ihn zu bitten, an der nächsten Versammlung, die zur ferneren Berathung wieder auf dem Jürgenshofe stattfinden solle, Theil zu nehmen.

„Wenn hei kümp,[6] denn go ik met" — erwiederte der junge

---

[1] Habt ihr denn schon mit dem Assessor gesprochen?
[2] heißt.
[3] angenommen.
[4] und wer die braucht, thut sich nicht — verbinden.
[5] rathen.
[6] wenn er kommt.

Mann, stand auf, bot dem alten treuen Manne einen guten Abend und ging zur Thüre hinaus.

Draußen stand Fiken. Sie nahm ihres Bräutigams Hand, drückte sie und sagte leise: „Du hest recht, Jost!"

„Fiken, Fiken!" drohte dieser, „wer horcht an der Wand"

„Hört für dütmol nich sine eigne Schann," fiel sie schnell ein und meinte, er sei ihr, wenn das möglich, jetzt noch viel lieber. „Et is jo kin Grunn,"[1] setzte sie mit einem gewissen Selbstbewußtsein hinzu — „dat wi so bolle Hochtied hollen mößten."

V.

In die Fensternische seines hohen und geräumigen Arbeitszimmers gelehnt stand der Assessor Fels, ein junger Mann, der eben erst die Dreißig überschritten haben konnte.

Eine prächtige Gestalt, zwar nicht sehr groß, aber von einem solchen Ebenmaß des feinen und doch kräftigen Baues, daß man bei seinem Anblicke unwillkürlich an eine Antike erinnert wurde. Seine Stellung ließ das herrliche Profil seines edelgeformten Kopfes zur Geltung kommen. Es erinnerte an die Maske des Antinouskopfes und wenn nicht dann und wann ein Blitz aus seinem dunkelblauen Auge auf das Zeitungsblatt, das er in der Hand hielt, seine innere Bewegung verrathen hätte, so würde bei der Ruhe, die auf seinen Zügen lag, die Erinnerung an eine Antike noch mehr in die Augen gefallen sein.

---

[1] Grund.

Mit der Persönlichkeit harmonirte ihre Umgebung. Nichts von jener Unordnung, die man so häufig in Arbeitszimmern findet. Auf dem saubern Eichholzschreibtisch lag und stand Alles an seiner bestimmten Stelle, das Actenrepositorium zeigte die peinlichste Ordnung. Eine saubere mit einer Gardine verhüllte Toilette ließ vermuthen, daß der Inhaber sein Arbeitszimmer nie verließ, ohne vorher die Hände vom Actenstaube gesäubert zu haben.

Die reichverzierte Stuckdecke, Vergoldungen, die an der inneren Seite der Flügelthüren angebracht waren, und die allerdings etwas verblichnen bunten Seidentapeten, alles Kennzeichen, daß das jetzige Gerichtsgebäude früher der Sitz eines gefürsteten Prälaten gewesen war, machte den Eindruck der Vornehmheit, paßte aber doch nur zu dem jetzigen Inhaber des Arbeitszimmers.

Ein schweres Gehen vor der Thür, ein lautes Beiseitesetzen des Stocks, und dann ein nicht grade heftiges, aber doch sehr vernehmliches Klopfen ließ den Assessor die Zeitung niederlegen.

„Herein!“

Dann schien der draußen Stehende noch einmal die Füße auf der Binsenmatte zu säubern und nun öffnete sich endlich die Thür.

„Ah, mein lieber Ehringhausen!“ begrüßte der Assessor den Eintretenden, der aber, ohne den Gruß zu erwiedern, zuerst sich bemühte, die Thür zu schließen.

„Nun, was bringen Sie mir? Setzen Sie sich doch!“ sagte der Assessor mit jenem Ausdruck seiner wohltönenden Stimme, der das Wohlwollen seines reichen Herzens verrieth. Dann führte er den alten Mann, der mit der Sammetmütze in der Hand vor ihm stand, zu dem Sopha, das hinter dem Schreibtische an der Wand dem Eingange gegenüber seinen Platz hatte, und setzte sich selbst auf einem Stuhle ihm gegenüber.

„Sie wollen wohl wegen der Heirath Ihrer Tochter ihre Ver-

fügungen treffen?" fragte der Assessor, um dem alten Manne zu Hülfe zu kommen.

Der alte Ehringhausen drehte einige male, die Ellenbogen auf seine Kniee gestützt, seine grüne Sammtmütze in seinen Händen herum, dann erwiederte er, indem er sich aufrichtete: „Up Stuns[1] is't so wit noch nich, Herr Accesser!"

Als dieser ihn fragend ansah, fuhr er fort: „Min Gevadders-mann Paulsiek hat mi seggt, Se meinden, et künne nu Jedweder sik to haupe dohn un brukt sik dorüm met dat Dämelkrotentüg nich te vermengeleren."

„Das habe ich allerdings gesagt," erwiederte der Assessor, „das Associationsrecht ist Landesgesetz."

„Dann kün wi nu wol ene eigne Gemeinde stiften un 'nen eigenen Pastoor hollen?" fragte der alte Mann weiter.

„Auch davon," erwiederte der Assessor, „hat mir schon der Meier Paulsiek Etwas gesagt, ich habe ihn aber auf die Schwierigkeit solches Unternehmens ausdrücklich hingewiesen."

Als der alte Mann schwieg, setzte ihm der Assessor auseinander, wie es vor allen Dingen darauf ankomme, einen Geistlichen für die Gemeinde zu gewinnen, und wie sich auf eine so ungewisse Sache, die nur auf dem freien Zusammentritt einiger Personen beruhe, so leicht nicht Jemand einlassen werde. Dazu müsse dem Geistlichen doch ein bestimmtes Gehalt garantirt und eine Wohnung gegeben werden. Endlich, wo wolle die Gemeinde ihren Gottesdienst halten? Der Pastor an St. Petri, der Hauptkirche der Stadt, der Consistorial-rath Tikötter sei ein Gesinnungsgenosse des Kranz. Der Consistorial-rath Degen, der Präpositus und Pastor an der Barfüßerkirche, sei ein Gegner jeder Separation und werde nicht daran denken, der Ge-

---

[1] Zur Zeit.

meinde den Mitgebrauch seiner Kirche zu gestatten. Die Schloßkirche? Daran sei gar nicht zu denken, und der Propst werde schon wegen seiner amtlichen Stellung der Gemeinde die Thomaskirche nicht einräumen können. Der einzige Zufluchtsort sei die reformirte Kirche — an der der freundliche und milde Consistorialrath Landrier stehe.

„Ne Herr Accesser," erwiederte auf den letzteren Vorschlag der alte Ehringhausen schnell, „in die Kerke go wi so weinig as bi den Dämelkrotenpreester."

„Äwerst," setzte er hinzu, „kümp Tit, kümp Roth — wat ik Sei bidden wull, wi hew vör wecken[1] Dagen up den Jürgenshof den Beschlutt fatt, taukünsten Middewecken weer tohaupe te komen, un da sall ik Sei bidden, us met öhren Roth bitestohn."[2]

„Also schon eine Versammlung gehalten?" fragte der Assessor verwundert.

„De Tit drängt," erwiederte der alte Ehringhausen, „de September kümp heran, dor möt de Görens[3] in'n Underricht, un wi Ollen willt doch Gotts Wurd wedder hören un dat Owendmohl hebben."

„Und ihr wollt wahrscheinlich auch eure Tochter nicht von dem Kranz trauen lassen," setzte der Assessor lächelnd hinzu.

Der Alte gestand, daß vor dem Gespräch mit seinem zukünftigen Schwiegersohne auch dieser Grund im Hintergrunde seiner Seele gelegen habe, nun aber nicht mehr — „de beiden Lüde töwt so lange, as'st sin mößt"[4] — setzte er hinzu.

„Aber meint ihr denn wirklich," bemerkte nun der Assessor, „daß das so schnell ginge, habt ihr denn schon einen Pastor auf der Spur?"

---

[1] etlichen.
[2] beizustehen.
[3] Kinder.
[4] als es sein muß.

„Tor Stuns noch nich," war die Antwort, „äwer Gott de Hêr sall em all wol weeten."

Der Alte sagte das so treuherzig und so glaubensgewiß, daß der Assessor es nicht wagte, noch einen Einwurf zu machen, und weil er selbst zu dem Kranz eingepfarrt nicht wenig von der Noth der Gemeindeglieder fühlte, so glaubte er nicht Unrecht zu thun, diesen wenigstens mit seinem Rathe beizustehen um sie vor Illegalitäten zu bewahren.

„Also am Mittwoch Nachmittag auf dem Jürgenshofe?" fragte er noch einmal.

„Ik ward Sei mine Kutsge sgikken," sagte der alte Ehringhausen und erhob sich.

„Nur wenn es schlechtes Wetter ist, sonst komme ich zu Fuß," meinte der Assessor.

Als der alte Ehringhausen das Zimmer verlassen hatte, nahm der Assessor das Packet Briefe von seinem Arbeitstische, das ihm in der Frühstunde der Gerichtsbote mit der Kreuzzeitung gebracht und das er über dem Lesen jenes Blattes unbeachtet auf dem Tische hatte liegen lassen.

Etliche amtliche Briefe waren schnell eröffnet. Sie enthielten nichts von Wichtigkeit.

„Ah, sieh da, von Freund Thalberg endlich einmal!" rief der Assessor, als er den untersten Brief nahm und die wohlbekannten Schriftzüge der Adresse sah.

Thalberg war ein Universitäts-Freund des Assessors. Ihm war, wie das zuweilen so geht, eine schnellere Beförderung zu Theil geworden, als seinem ihm gleichbegabten Freunde. Er stand als Obergerichtsrath in X.

Nachdem er von seinem Ergehen, seiner glücklichen Ehe erzählt, in die er seit Jahresfrist getreten war, und seinen Freund scherzend

ermahnt hatte, doch nun endlich auch daran zu denken, dieses süße Joch über sich zu nehmen, fügte er zum Schluß noch einen Gruß von seinem Freunde, dem Diakonus Horst, hinzu — dem treuen Kämpen wider alles ungöttliche Wesen in Kirche und Staat und einem abgesagten Feinde des 1848ger Geistes, wie er sich ausdrückte.

„Horst?" fragte sich der Assessor. „Ei, sollte das der Candidat Horst sein, der vor fünf Jahren unsern alten treuen Pastor einige Zeit in der Predigt und im Confirmandenunterricht vertreten hat?"

Richtig! Der weitere Inhalt des Briefes zeigte es. Er war zum Diakonus an der St. Salvatorkirche in der Stadt seines Freundes berufen und hatte in kurzer Zeit die Liebe des gläubigen Theils der Gemeinde sich erworben, freilich wie ihm Thalberg schrieb, zum Leidwesen des Hauptpastors, eines verknöcherten alten Rationalisten.

„Horst!" rief der Assessor aus. „Ei, wenn der hierher käme, der steht noch in gutem Andenken bei der Gemeinde!"

„Aber," setzte er hinzu, „dürfte man ihn der dortigen Gemeinde nehmen und — würde er kommen?!"

Aber er konnte den Gedanken nicht wieder los werden, und er glaubte darin eine göttliche Führung zu sehen, daß gerade nach jenem Gespräch mit dem alten Ehringhausen durch diesen Brief seine Gedanken auf jenen Mann gelenkt wurden.

„Jedenfalls," sagte er zu sich selbst, „will ich am Mittwoch ihn nennen," und überließ sich dann an seinem Arbeitstisch den Geschäften, die sein Amt mit sich brachte.

VI.

Herr Märtens war unterdessen seinerseits nicht unthätig geblieben. Noch an demselben Abende, an dem er den Hermshof verlassen, glaubte er dem Pastor Kranz Nachricht über die ihm drohende Gefahr geben zu müssen.

Er hätte sich sagen können, daß er um die neunte Stunde den Herrn Pastor nicht zu Hause treffen würde. Das Dienstmädchen war ehrlich genug, zu gestehen, ihr Herr sei im Keller.

Der Keller war der untere Raum eines der größeren Gasthöfe der Stadt, in dem sich die Mitglieder des Vorstandes der Demokratie zum geselligen Zusammensein zu vereinigen pflegten.

„Nix — nix Kellör!“ schrie eine Stimme von Oben herab, „mon mari ist bei die gute Freund!“

Der Frau Pastorin, einer früheren Gouvernante aus der französischen Schweiz, der diese Stimme angehörte, war das offene Geständniß der Magd unangenehm.

Herr Märtens wußte Bescheid. Eine lebhafte Unterhaltung tönte ihm aus der ihm wohlbekannten Hinterstube des Kellers entgegen und als er die Thür öffnete, mußte er sich erst einen Augenblick daran gewöhnen, durch den dichten Tabaksdampf die Gestalten zu unterscheiden, die um den mit Bierseideln besetzten Tisch Platz genommen hatten.

„Ein Seidel für Bürger Märtens!“ quoll eine dicke Stimme aus einem Wald von ungeordnetem Barthaar, das den untern Theil eines Gesichts bedeckte, dessen oberer mit den hervorglotzenden Augen und in seiner Aufgedunsenheit mit dem Bauche harmonirte, der seinen Inhaber hinderte, dem Tische nahe zu kommen.

Dem dieses Trifolium angehörte, Bart, Bauch und Stimme, war der Gutsbesitzer Dünne, der sich trotz seiner demokratischen Ge-

sinnung gerne Rittergutsbesitzer tituliren hörte, wiewohl sein Gut nur in etlichen größeren Meierhöfen bestand, die sein Vater zusammengekauft hatte. Allerdings hatte einer dieser Höfe vor unvordenklicher Zeit eine eigne Gerichtsbarkeit besessen. Darauf mochte er wohl seinen Titelanspruch gründen.

Er galt für enorm reich, weil er die Herren Staatsbürger immer frei hielt und die Drucksachen des Volksvereins bezahlte. Er war auch nicht unvermögend. Außer seinem Gute, das nur wenige Stunden von der Stadt entfernt lag, besaß er in dieser ein ganz hübsches Haus, in dem er sonst nur die Wintermonate, in dieser Zeit der Volksbewegung aber auch den Sommer zubrachte. Aber wenn der Herr in Volkswohl macht, dann sorgt der Knecht gewöhnlich für sein eigenes.

Da Herr Dünne — der Name war in der That eine Satyre auf seine Corpulenz — sich ausschließlich in der sonnigen Luft des Völkerfrühlings umhertummelte, so wußte sein Inspektor aus der Erndte des Sommers seinen Nutzen zu ziehen, und weil das Gut schon seit lange durch allerlei wirthschaftliche Experimente eine ziemliche Hypothekenlast auf den Schultern hatte, diese aber bei den großen Summen, die sich Herr Dünne die achtundvierziger Freiheit hatte kosten lassen, nicht vermindert wurde, so stand es mit den Finanzen des Herrn Dünne sehr dünne, und seine Gattin keifte ihn nicht selten aus, wenn er nach einem mit Zeitungslesen und Correspondenzen an verschiedene Demokratenvereine verlungerten Tage Abends in den Keller wanderte.

Desto fröhlicher wurde er dort empfangen. Er war der Präsident des demokratischen Vereins, ein wüthender Feind alles positiven Christenthums und dadurch, daß er ihn der demokratischen Majorität des Kirchencollegiums empfohlen, ein mittelbarer Beförderer der Anstellung des Pastors Franz.

Der Wirth mochte wohl eine tiefere Einsicht in den Vermögensstand des „Rittergutsbesitzers" haben als die Uebrigen, er hatte die Vorsicht gebraucht, dessen Bier= und Weinschulden allerdings zur zweiten Hypothek auf das Haus in der Stadt eintragen zu lassen. So glaubte er sich gesichert und honorirte ruhig den Ruf nach einem neuen Seidel.

Herrn Gutsbesitzer Tünne zur Linken saß der Advokat Bröker, ein Mann, der die Fünfzig schon weit überschritten hatte. Ihm war im Grunde jede Staatsverfassung höchst gleichgültig; es kam ihm nur auf die Sporteln an. Er hätte sich schwerlich dem Demokratenverein angeschlossen, wenn er nicht der Meinung gewesen wäre, daß der damaligen Geistesströmung die Zukunft angehöre, und einen Schoppen, an dem es Herr Tünne nicht fehlen ließ, verschmähte er auch nicht gerade.

Zur Rechten des Präsidenten saß mit beiden Ellnbogen auf den Tisch gestützt, und während die eine Hand die Cigarre hielt, die andere den buschigen Backenbart drehte, eine hohe Männergestalt in dunkelgrauem Rocke, der den Schnitt des Reiseanzuges eines Touristen zeigte.

Ein schöner Kopf mit edlem Profil, das von dunklem lockigem Haar umschattet war.

Er sprach nicht viel, wenn er aber etwas sagte, war es gewiß eine Sentenz aus Schiller oder sonst einem Dichter.

Man hätte nicht glauben sollen, daß der Inhaber dieser Kleidung ein Geistlicher war. Es war Herr Pastor Kranz.

Noch zwei Individuen vervollständigten den Kreis der „Staatsbürger."

Das Eine war eine lange hagere Gestalt, dessen Ausruf, wenn Jemand einen gerade nicht feinen Witz machte, oder weidlich auf den reaktionären Oberbürgermeister oder auf die Regierung schimpfte —

„vortrefflich zu einem Artikel geeignet!“ ihn als einen jener Literaten erscheinen ließ, die der bekannte Völkerfrühling wie Pilze aus der Erde hat wachsen lassen und die, ob mit oder ohne Recht, gewöhnlich Doktor sich tituliren lassen.

Des Andern Geschäft, eines untersetzten Sechsundsechzigers konnte man bald aus seinen Vergleichungen entnehmen, die immer von Lederbereitung hergenommen ledern genug waren. Er war einer der Lohgerbermeister der Stadt.

Das überschäumende Seidel labte den neu Eingetretenen.

„Wie geht's, wie steht's — was giebt's Neues, Bürger Märtens!“ ließ sich die dicke Stimme des bärtigen Gutsbesitzers vernehmen.

„Viel Neues!“ sagte Herr Märtens mit einem eigenthümlich pfiffigen Gesicht und sah zu Pastor Kranz hinüber.

„Es ist richtig, Herr Pastoor.“

„Was Pastoor,“ brüllte der Gutsbesitzer los, „schlimm genug, daß der noch den Pfaffen spielen muß, aber hier sind wir nur Brüder und Bürger. — So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage“ — intonirte er, und sein schon sehr grau melirtes Haar, das an den Seiten seines kahlen Schädels sich krauste, stand in widerlichem Contrast zu dieser unziemlichen Lustigkeit. Aber die Uebrigen fielen außer Herrn Märtens und Kranz mit ein. Irre ich mich nicht, so zeigten die Züge des Letzteren ein tiefes Mißbehagen mit jener unwürdigen Ausgelassenheit.

Kranz klopfte mit dem Hausschlüssel auf den Tisch und gebot durch ein lautes Silentium! dem wilden Toben Einhalt.

„Herr Märtens hat das Wort,“ sagte er, eine stehende von den parlamentarischen Versammlungen jener Tage hergenommene Redensart.

„Es ist richtig," hub der Lehrer von Neuem an, „die mucker=schen Bauern wollen wirklich eine eigene Gemeinde bilden, und sich einen eigenen Geistlichen berufen."

Ein wieherndes Gelächter unterbrach den Sprecher von Neuem. Dieses mal konnte auch Kranz sich nicht enthalten, an der allgemeinen Heiterkeit Theil zu nehmen.

„Lachen Sie nicht," fuhr Märtens fort, als die Lachlust etwas nachgelassen, „die Sache ist sehr ernster Art!"

Beinahe wäre Herr Dünne wieder in ein lautes Lachen aus=gebrochen, wenn nicht der Pastor von Neuem mit seinem Schlüssel Ruhe geboten hätte.

Nun erzählte Märtens, wie die Bauern schon eine Besprechung auf dem Jürgenshofe gehalten und wie er zum Hermsmeier, neben dem alten Ehringhausen dem einflußreichsten Bauern der ganzen Gemeinde, gegangen, um zu sondiren, wie der gesonnen sei. Von dem komme er eben.

„Nun?" fragte Kranz, als Märtens einen Augenblick inne hielt, und man merkte es dieser Frage an, daß ihm die Sache doch nicht mehr so ganz lächerlich war.

„Er wußte," fuhr der Lehrer fort, „von der Sache noch nichts. Als er aber hörte, daß sein zukünftiger Schwiegervater auch auf der Versammlung gewesen sei, war er offenbar für sie eingenommen."

„Dummer Snack!" warf der Lohgerbermeister ein, „denen werden schgon ihre Felle wegswimmen!"

„Was wollen die Bauern machen," rief der Gutsbesitzer, „die und 'ne Gemeinde bilden!"

„Da kennen Sie den alten Ehringhausen und den Hermsmeier nicht, Herr Rittergutsbesitzer," sagte nun zu dem Dicken gewandt Herr Märtens, „wenn sich die einmal was in den Kopf gesetzt haben, dann setzen sie's auch durch."

„Wenn's die Obrigkeit zuläßt," wagte der Literat zu sagen, wurde aber sofort durch einen derben Schlag von der Hand des Gutsbesitzers auf seine hagere Schulter rectificirt.

„Wer redet hier von Obrigkeit," brüllte er, „wir, der Ausschuß des souveränen Volkes haben allein zu befehlen!"

„Und der Staat hat ja das freie Associationsrecht angenommen" erklärte der Advokat.

Kranz war nachdenklich geworden. Zu seiner Ehre darf man sagen, daß er nicht an den möglichen Ausfall seiner Besoldung dachte; aber er war ein Fanatiker des Unglaubens und der sogenannten Volksfreiheit. Er hielt wirklich den positiven Glauben für ein Verdummungsmittel des Volkes und für einen Hemmschuh, der den Fortschritten der Demokratie in den Weg geworfen werde. Er hielt sich für berufen, dem zu wehren. Er mußte sich aber sagen, daß, wenn jener Plan ausgeführt werde, auch der geringe Einfluß, den er noch durch den amtlichen Zusammenhang auf die Glieder seiner Landgemeinde hatte, ganz aufhören müsse.

„Nun," tröstete er sich, sie werden keinen finden, der ihnen nach ihrem Sinne predigt."

„Den Narren möchte ich auch sehen," sagte der Gutsbesitzer, der auf so einen Köder anbeißt — verhungern thut doch einer nicht gerne!"

„O, dafür werden die schon sorgen, daß er vollauf hat," meinte der Lehrer, „und dann," wandte er sich an den Pastor, „Herr Pastoor, was das Finden anbetrifft, Fanatiker der Verdummungslehre scheinen heutzutage von den Bäumen zu fallen — ich bin bei so einem als Hülfslehrer gewesen!"

„Na, das Beste ist," meinte der Lohgerbermeister, „der Balg sitzt noch auf der Kuh."

„Und käme es dahin," schlug der Dicke mit der Faust auf den

Tisch, daß die Bierseidel klirrten, „dann spricht das Volk auch noch ein Wort mit!"

Der Kellner, der das Klirren gehört, meinte, er sei gerufen. „Wein her!" rief Herr Dünne, und bald war bei den vollgeschenkten Gläsern die ganze Gemeindebildungsgeschichte vergessen.

Franz verließ, bevor das Convivium anhob, den Keller.

VII.

Der alte Ehringhausen brauchte dem Assessor seine Kutsche nicht zu schicken.

Es war ein prächtiger Augusttag jener Mittwoch, an dem die Versammlung auf dem Jürgenshofe stattfinden sollte.

Der Fußweg zum Hofe führte erst sanft, dann steiler durch einen mächtigen Buchenwald.

Ich weiß nicht, ob die Behauptung richtig ist, daß unsere Vorvordern einen Buchenwald zum Modell ihrer Säulen und Gewölbe in den mittelalterlichen Domen genommen haben, aber das ist richtig, es ist einem in solchem Walde, als wenn man in eine Kirche jener Zeiten trete, als noch das anbetende Gemüth im Bau der Säulenhallen, deren in einander gefaltete Gewölbe betenden Händen gleichen, dem Glauben einen Ausdruck zu geben suchte. Wie die kühnen Spitzbogengewölbe mit ihren in einander geschlungenen Ribben auf den schlanken Säulenschäften, so gestalten sich die in einander verschlungenen Aeste auf den schlanken weißbläulichen Buchenstämmen zu einem Laubgewölbe, durch das die Sonne ihre Strahlen sendend das Laub vergoldet oder im durchsichtigen Smaragd erglühen läßt.

Höher steigend tritt man auf eine Lichtung. Welch ein Blick! Zu den Füßen über die Waldeskronen hinweg ein weites Wiesenthal, durch das ein Fluß, bald zwischen Bäumen sich versteckt, die zerstreute Meierhöfe und Dörfer umgeben, bald wie ein silbernes hier und dort durch den Sonnenstrahl vergoldetes Band sich dahinwindet. —

Drüber hin wieder Wald, hinter dem ein nicht unbedeutender Bergzug in violetter Färbung den Horizont begrenzt.

Rechts von der Lichtung auf einem Vorsprunge des Höhenzuges, auf dem wir uns befinden, eine Burg, deren Mauerwerk und Thürme von dem jetzigen Besitzer im mittelalterlichen Styl wiederhergestellt sind, und die in dieser Umgebung unwillkürlich das Gemüth in die Zeiten versetzt, in der der Thürmer den Zug der Reisigen verkündigt, der zur Burg hinanzieht. Damals war sie freilich, da der Besitzer in einer andern Provinz des Landes lebte, die Wohnung eines friedlichen Pächters.

Noch eine kleine Viertelstunde durch den Wald aufwärts; nun sind wir oben und vor uns liegt der Jürgenshof.

Kann man sich eine prächtigere Lage denken! Rings von allerdings jetzt schon abgeerndteten Weizenäckern umgeben, das ganze Plateau vom Buchwald geschützt, inmitten der Aecker der Hof, ganz ähnlich gebaut wie der Hermshof — wie denn alle Bauerhöfe jener Tage in dortiger Gegend noch die gleiche Physiognomie trugen. Natürlich fehlten auch die Eichen nicht, die innerhalb der Umzäunung die Hofgebäude umschatteten. —

Der Assessor hatte sich zeitig auf den Weg gemacht. Er war in allen Dingen, die er that, auf die Minute pünktlich, wollte aber dieses mal auch darum gerne der erste auf dem Jürgenshofe sein, um, wo möglich, allem vergeblichen Hin- und Herreden der Bauern entgegentreten und ihren Gedanken die rechte Richtung geben zu

kommen. Er wußte es, wie bei den Bauern, wenn nicht eine Autorität zugegen, leicht der Eine oder Andere grundlose Bedenken vorbringen oder zu voreiligen Entschlüssen treiben kann.

Der Weg durch den Wald hatte sein Gemüth gehoben, es war ihm der grüne Dom mit seinem glitzernden Sonnenschein wie eine glückverheißende Weissagung auf das Werk vorgekommen, zu dessen Zustandekommen er nicht wenig beitragen sollte.

Aber es war ihm auf seiner einsamen Wanderung auch der Ernst der ganzen Lage und seine Verantwortung um so mehr entgegengetreten, als er sich sagen mußte, daß die Bauern zu ihm ein unbegrenztes Zutrauen hatten.

Ich glaube, daß fromme Gemüther es verstehen werden, daß er den letzten Theil des Weges in stillem Gebet zu dem ernsten Werke sich vorbereitete, und den Herrn anflehte, ihm doch die rechte Weisheit zu schenken, damit er zu nichts rathe, was wider seinen heiligen Willen sei.

Ganz hatte der Assessor seine Absicht, früher als die Uebrigen zu kommen, nicht erreicht. Neben dem Wirth, dem Jürgensmeier, einer langen hagern, aber dabei doch kräftigen Bauerngestalt, auf dessen Gesicht Wohlwollen und Festigkeit sich gleichmäßig ausprägte, einem tiefen Fünfziger, empfingen ihn an der Thüre der alte Ebringhausen und der junge Hermsmeier, die ihn, als er aus dem Walde trat, vom Zimmer des Hofes gesehen hatten.

Es lag in der Begrüßung der drei Männer jene Ehrerbietung, die fern von aller Kriecherei von der tiefen Hochachtung Zeugniß gab, die der Assessor bei den Landleuten, und wahrlich nicht mit Unrecht, genoß.

„Sie schon hier?“ wandte sich der Assessor, nachdem er den Jürgensmeier begrüßt hatte, nun auch den beiden Andern die Hand reichend an diese.

„Wi hevt us spurt,“ [1] erwiederte der alte Ehringhausen, „wi dachten, Sei würden, wu wi dat wennt [2] sün, tidig [3] komen un denn künn wi noch en Wurd öwer de Sake allene küren.“

Das traf ja mit des Assessors Wünschen zusammen, und indem er äußerte, das sei auch seine Meinung, führte der Jürgensmeier seine Gäste in die geräumige Stube.

„Laten Se sek bi mi et gefallen,“ sagte der Jürgensmeier, als er dem Assessor den Ehrenplatz auf dem Stuhl anwies, der auch hier eine ganze Geschichte des Geschlechtes der Jürgensmeier hätte erzählen können.

Schnell war der Tisch von der freundlichen Meierfrau, die, wie es bei den Bauern nicht selten der Fall ist, älter als ihr Mann war, mit einem blendend weißen Laken bedeckt und eine Reihe buntbemalter Tassen nebst mächtiger, bauchiger Porzellankaffeekanne und Backwerk bedeckte den Tisch. Der Assessor bekam aber die schönste Tasse, eine mit Goldrand, und weil man wußte, daß er stärkeren Kaffee gewohnt war, als die Bauern gewöhnlich trinken, so war dieses mal in der That das braune Getränk tadellos und gewährte nach einem solchen Marsche eine ganz besonders angenehme Erquickung.

„Herr Accesser,“ hub nun der alte Ehringhausen an, „wat wi öhr [4] noch allene seggen wullen, et sün auk wecke [5] gereformeerde Gemeindeglieder, de to use Gemeinde hertautreden wullen, Bröker van dem Berge und Kloppen-Jost un noch Annere, wat meinen Se dorto, drüff [6] wi die annemen?“

---

[1] Wir haben uns beeilt.
[2] gewohnt.
[3] zeitig.
[4] Ihnen.
[5] etliche.
[6] dürfen.

„Werden die heute hierher kommen?“ fragte der Assessor. Als er die bejahende Antwort erhalten, meinte er, daß man sie dann fragen könne, ob sie das lutherische Bekenntniß annähmen. Wenn das, dann wisse er nicht, wenn die Sache überhaupt zu Stande komme, weshalb man sie zurückweisen solle.

„Aber nur ja keine Unbestimmtheit,“ setzte er hinzu, „entweder lutherisch oder reformirt!“

„Wi sün un bliwen[1] luttersch,“ warf der alte Ehringhausen schnell ein, „un wenn se sik usen Katechismus un use Owendmohl gefallen loten, dann mein' ik auk, dat wi se nich taurügge-wisen dröfften.“[2]

Der Assessor wollte eben fragen, wie denn die Glieder der reformirten Gemeinde dazu kämen, zu den Lutheranern zu treten, da es doch bekannt sei, daß ihr Pastor der Consistorialrath Landrier ein gläubiger Mann sei, aber er wurde in seiner Frage durch den Eintritt mehrerer Männer unterbrochen.

Wir kennen der Ersteren Namen schon. Es war der alte Paulsiek, Miesmeier und Bolten up den Böhn. Alle drei in ihrem Sonntagsstaat, ob zu Ehren des Herrn „Accessers,“ von dem sie wußten, daß er kommen werde, oder der wichtigen Sache, die verhandelt werden sollte, muß ich unentschieden lassen.

Wenn man die kurzen Beinkleider abrechnet, die Strümpfe und Schuhe mit Schnallen, die der alte Paulsiek gleich seinem Gevattersmann dem alten Ehringhausen noch trug, so waren sich die Männer nach ihrem Anzuge ganz ähnlich. Derselbe lange blautuchene Rock mit den übereinanderliegenden Silberknöpfen, darunter die zwei bis drei Westen und die grüne Sammtmütze mit Fuchspelz besetzt. Dennoch, wie verschieden waren sie!

[1] bleiben.

[2] zurückweisen dürften.

Paulsiek, wie sein Gevatter Ehringhausen, eine kurz gedrungene Gestalt mit rundem wohlwollendem Gesicht und einem Zuge unverwüstlicher Jovialität.

Miesmeier mochte nicht viel jünger sein als Paulsiek, der dem Ende der Sechziger zuging, aber man sah es ihm nicht an. Eine wahre Hünengestalt, knochig und wie ein Gardist hochaufgerichtet! Eine mächtige Adlernase, von ein paar kleinen grauen Augen flankirt, die bald hier bald dorthin Blitze schossen, hätte ihm beinahe ein zurückschreckendes Ansehen gegeben, wenn nicht der zwar Festigkeit verrathende, aber doch wohlwollende Zug um den Mund ihm wieder Vertrauen erweckt hätte.

Bolten up den Böhn war ein kleines hageres Männchen von einigen fünfzig Jahren, dessen vom Vater ererbter Rock fast bis auf die Erde herabhing und dem die Aermel beinahe die Hände versteckten. Aber aus dieser weiten Montirung sah ein so kluges Gesicht hervor, daß man, wenn man ihm einmal in seine klugen hellblauen Augen gesehen hatte, das Komische seiner Erscheinung gerne vergaß.

Natürlich wurden auch diese Gäste von der geschäftigen Hausfrau mit Kaffee regalirt, den sie wegen der Gegenwart des Assessors oder durch den Gedanken an den Ernst dieser Stunde bewogen, mit einer gewissen Feierlichkeit genossen.

Es ließen sich weitere Tritte vernehmen. Der Vollmeier Jürgen-Kloft, dem Besitze nach der Matador unter den Bauern, seines gerade nicht sehr hervorragenden Verstandes wegen aber nicht der angesehenste, trat in Begleitung des Hümkemeier, des Schulten van der Beke und dessen Anerben in die Stube.

Ob der alte Schulten seinen Sohn darum mitgebracht hatte, weil er der Anerbe des nicht unbeträchtlichen Hofes war, und weil er gerne wollte, daß er seine Unterschrift zu den etwa zu fassenden

Beschlüssen geben sollte? Sonst schien der langaufgeschossene zwanzigjährige Bauerbursche, dessen Kopf mit dem sommersprossigen nichtssagenden Gesicht und dem herabhängenden fahlen Haar einem Flachswocken nicht unähnlich sah, und der mit seinen großen gläsernen grauen Augen den Assessor dummdreist anstarrte, gerade kein Element für diese Versammlung zu sein.

Wieder öffnete sich die Thür. Wirklich, der alte Bröker vom Berge und Kloppen-Jost die Reformirten traten in die Stube.

„Dor sün ji jo!"[1] sagte der alte Ehringhausen erfreut, als er von der Seite des Assessors aufstand und sie begrüßte.

„Wi dröften doch nich feilen hett dat, wenn't die Sake des Hären göll[2] hett dat!" erwiederte der alte Bröker, ein kleines lebhaftes Männchen von einigen Sechzigen mit Schuhen und Strümpfen, der bei feierlichen Gelegenheiten wie die heutige noch den von seinen übrigen Standesgenossen längst abgelegten Dreimaster trug.

Eine hohe Stirn, die er bei wichtigen Dingen ähnlich den Linien auf einem Notenblatt in Paralellinien zog und eine mächtige Adlernase hätten einem Diplomaten zur Zierde gereichen können.

Er hatte die eigenthümliche Gewohnheit, jeden Satz mit einem „hett dat" — heißt das — entweder zu beginnen oder zu beschließen. Die jüngeren Leute nannten ihn deshalb auch wohl scherzweise den „Ollen Hettdat."

„Hett dat Du meinst auk so," wandte sich der alte Bröker an Kloppen-Jost, seinen Nachbar, und bekam von diesem, als er seitwärts auf seinen Schäfer hingeblickt hatte, ein gutmüthiges Kopfnicken zur Antwort.

In ihrer Begleitung war nämlich eine eigenthümliche Persönlichkeit, ein kleines Kerlchen, dessen großer Kopf tief in den Schultern

[1] Da seid ihr ja.
[2] gilt.

faß. In den Zügen seines blassen etwas pockennarbigen Gesichts lag ein solches Gemisch von Gutmüthigkeit und Verschmitztheit, über Beides eine Art pietistische Süßlichkeit hingewoben, daß man in der That nicht recht wußte, welche von diesen Eigenthümlichkeiten die vorherrschende bei ihm war.

Das war der Schäfer von Kloppen-Jost, der aber bei ihm in solchem Ansehn stand, daß er ihn überall mit sich nahm, wo es in irgend einer Sache eine Entscheidung galt. So lange der kleine buckliche Schäfer bei ihm auf dem Hofe war, hatte er kein Haupt Vieh gekauft oder verkauft, ohne daß „de Schgaiper“ seinen Rath oder vielmehr den Ausschlag dazu gegeben hätte. Er war das Faktotum auf Kloppen-Jost's Hofe.

Es kamen noch Mehrere, so daß die ganze Stube voll wurde und sich der Assessor genöthigt sah, wie er sagte, um der schönen Sommerluft Eingang zu gönnen, eins der Fenster zu öffnen.

Jetzt waren so ziemlich alle beisammen und der alte Ebringhausen meinte zum Assessor gewendet: „Nu kant los gohn!“

Der Assessor äußerte, sie Alle würden sich der großen Wichtigkeit der Sache bewußt sein, die sie jetzt mit einander berathen wollten und er setze voraus, daß ein Jeder unter ihnen Gott den Herrn würde gefleht haben, daß Er ihnen den rechten Weg zeigen und ihre Berathungen segnen wolle. — Als Alle sich auf diese Anrede erhoben, glaubte er darin eine Aufforderung zu sehen, wenn auch nicht, was er in Anderer Gegenwart noch nie gethan, ein Gebet zu sprechen, doch im Namen des heiligen Dreieinigen Gottes die Berathungen eröffnen zu dürfen.

Als sich dann Alle niedergesetzt hatten, erinnerte er sie an den Zweck ihrer Zusammenkunft und wie er gerne auf ihren Wunsch bereit sei, ihnen mit seinem Rath, wo es nöthig, beizustehn.

Nach einer Pause, in der der Assessor herbeigebrachtes Papier, Feder und Tinte ordnete, begann der alte Ehringhausen.

„Leiwen Frünn',[1] wi sün all enns to haupe west, üm us tau bekären, up weke Ort wi us un usen Kinneren Gotts Wurd un rechte christliche Döp[2] un Owendmohl verschgaffen künden. — Nu het de Herr Assesser ju seggt, wat wi meinden, dat wi dohn mößten, un dat wull'n wi nu in't Richtige brengen."

Wiederum eine Pause!

„Bevor wir einen Beschluß fassen," brach der Assessor endlich das Schweigen, „müssen wir uns darüber nach allen Seiten klar werden, was wir thun wollen."

„Ich setze voraus," fuhr der Assessor fort, „daß alle Anwesenden über die Nothwendigkeit der Stiftung einer eigenen Gemeinde einverstanden sind."

„Dat sün wi!" rief der Miesmeier mit der Hünengestalt, und die Andern stimmten ihm kopfnickend zu, als er mit seiner gewaltigen Faust auf den Tisch schlagend, daß es dröhnte, mit den Augen nach allen Seiten blitzend ausrief: „Wi wullen för us un use Kinner Gott's Wurd rein hebben, un nich so'n Getwasel as de Dämelkrotenpreester vörbrengt — un justement[3] is't Tid," fügte er hinzu, indem er seine Atlethengestalt erhob, „de Dämelkroten heft us de Döhr upsloten,[4] un wi stött[5] se up un goht derdör!" Und mit einem gewaltigen Lachen begleitete er seine allerdings richtige Bemerkung.

„Aber bedenkt, lieben Freunde," nahm der Assessor wieder das Wort, „daß es keine leichte Sache ist, eine eigene Gemeinde zu stiften.

[1] Lieben Freunde.
[2] Taufe.
[3] gerade jetzt.
[4] aufgeschlossen.
[5] stoßen.

Allerdings giebt euch das Gesetz die Erlaubniß, aber" und nun setzte er alle die Erschwerungsgründe auseinander, die er schon dem alten Ehringhausen mitgetheilt hatte.

„Wenn't wider nix is, as de Kosten," sagte dieser, „so künn' wi die met Lichtigkeit to haupe brengen.[1] To hunnert Daler jöhrlik verplichte ik mi un min taukünsten[2] Schweigersähn givt auk nich wenniger."

„Wenn es sein muß, auch mehr," wandte sich der junge Hermsmeier an den Assessor.

„Un wat seggst Du?" fragte der Alte seinen Gevatter Paulsiek.

„Ik segge as Du," erwiederte dieser.

„Also dreihundert," notirte der Assessor.

„Nu melle[3] sik en Jedder, to wu vull hei sik stark mokt!"[4] rief der alte Ehringhausen in die Versammlung hinein und meinte zu dem Vollmeier Jürgen-Klost halb im Scherz, halb im Ernst: „Dat Du mi fifhunnert seggst."

So trat denn Einer nach dem Andern an den Tisch zum Assessor und bald war die Summe von tausend und etlichen Hundert Thalern gezeichnet.

„Volten up den Böhn feilt noch," rief der alte Ehringhausen. „Du olle Gizkruste," fügte er über den Erfolg aufgeräumt hinzu, „wust Du woll teknen!"

„Herr Accesser," wandte sich nun das kleine Männchen mit dem langen Rock und klugen Gesichte an diesen, ohne auf den etwas rohen Scherz des alten Ehringhausen zu erwiedern, „Se hevt segt, wi möten auk' ne Kerke bugen,[5] un en Huus möt de taukünftige

[1] zusammenbringen.
[2] zukünftiger.
[3] melde.
[4] zu wie viel er sich stark macht.
[5] Sie haben gesagt, wir müßten auch eine Kirche bauen.

Pastoor auk hebben, ik hew van Alen dat meiste Holt, dat will ik heranfeueren.“

„Bravo, lieber Bolten!“ rief der Assessor erfreut.

„Un ik legge up mine hunnert Daler noch de Steene ut minen Steenbruch“ sagte nun der Jürgensmeier.

„Un ik will met min Gespann van Bispinghusen den Kalk halen hett dat,“ fügte der alte Bröker hinzu.

„Gespann ümsüs giw wi Ale,“ riefen nun Mehrere.

„Gut,“ hob nun der Assessor an, „die Sache wäre abgemacht und nachher kann Jeder zu der Summe, und wozu er sich sonst verpflichtet hat, seinen Namen schreiben.“

Das war allerdings den Landleuten nicht ganz recht. Der Bauer hat eine eigenthümliche Scheu vor dem Unterschreiben seines Namens, aber weil der Assessor es gesagt, darum sprachen sie nicht dawider und der alte Ehringhausen bemerkte nur: „En Wurd, en Wurd, en Mann, en Mann!“

„Aber das Kind muß doch auch einen Namen haben,“ sagte nun der Assessor, wie denkt ihr denn die Gemeinde zu nennen?“

Daran hatte bis jetzt noch Niemand gedacht, sie sahen deshalb Alle den Assessor verwundert an und nur der verwachsene Schäfer winkte dem Assessor Beifall zu.

„Wenn es mich erlaubt ist, einige Würde[1] zu machen,“ erhob sich dieser von der Seite des Kloppen=Jost, „so möchte ich mir dahin verresolviren, daß der Herr Accesser ganz recht hat; — denn luttersch,“ fügte er mit einem Gemisch von Sarkasmus und Treuherzigkeit in seinem Mienenspiel hinzu, „luttersch können wir uns doch nicht nennen!“

Kloppen=Jost winkte ihm Beifall zu und der alte Bröker zog

[1] Worte.

seine Diplomatenstirn in die angedeuteten Paralellinien und meinte mit einigen Hettdat's, er müsse „dem Broer Schgaiper" beistimmen.

„Nich luttersch?" polterte nun der alte Ehringhausen heraus, „wat sin wi denn anners as 'ne luttersche Gemeine!"

„Ji weet," nahm der Schäfer wieder das Wort, „dat wi, so lange as de olle Mann noch levede, to ju in de Kerke gohn sün."[1] — „Un auk tom Owendmohl hett dat," fügte der alte Bröker hinzu.

„Halt!" sagte der Assessor, „warum das, ihr seid doch reformirt und habt seit langer Zeit einen treuen gläubigen Mann zu eurem Pastor!"

„Dat is he," antwortete für die beiden Andern der Schäfer, „aber die luttersche Lehre von's Owendmohl is nach Gotts Wurd und die reformeerde nich."

„Und doch wollt ihr euch nicht lutherisch nennen?" fragte verwundert der Assessor.

„Ne, Herr Accesser," erwiederte der Schäfer, „luttersch möcht wi us dorüm doch nich nennen."

„Worüm denn nich?" blitzte nun der Miesmeier den Schäfer an, „is dat Wurd „„luttersch"" nich en ihrlich[2] Wurd?"

„Et is en Minschgenname," bemerkte der Schäfer, und war gewiß, mit diesem Ausspruch die Meinung von Kloppen Jost und dem alten Bröker getroffen zu haben. „Un eines Minschgen Namen soll die christlike Gemeine nich führen, denn St. Paulus seggt," fügte er hinzu, „ihr sollt euch nicht kephisch noch apollisch nennen."

Dem lutherischen Theil der Versammlung war diese Auslegung ganz fremd, er hatte überhaupt über den Namen „lutherisch" noch nie nachgedacht, sondern ihn wie die Benennung „reformirt" für

[1] daß wir, so lange der alte Mann noch lebte, zu euch in die Kirche gegangen sind.
[2] ehrlich.

ganz selbstverständlich gehalten. Aber eben weil er darüber nicht nachgedacht, darum imponirte ihm der allerdings aus dem Zusammenhange gerissene vom Schäfer angeführte Ausspruch des Apostels, und der junge Hermsmeier meinte, daß man ja den Namen luttersch, wenn die reformirten Brüder einmal Anstoß daran nähmen, auch wohl fallen lassen könne.

Dem Assessor war es klar, daß mit der Darangabe des Namens „lutherisch" die künftige Gemeinde in Gefahr gerathe, in eine unklare Stellung sowohl zur lutherischen als auch zur reformirten Kirche zu kommen, aber er konnte und wollte jetzt nicht auf diese Gefahr aufmerksam machen. Er fand darin einen Ausweg, daß er meinte, man möge die ganze Namenfrage für jetzt noch ruhen lassen, im Bekenntnisse seien sie ja, wie die reformirten Brüder bemerkt, Alle eins, so möge denn der zukünftige Pastor entscheiden, wie die Gemeinde sich nennen solle.

Ganz war damit der alte Ehringhausen, der zum ersten male nicht mit seinem zukünftigen Schwiegersohne übereinstimmte, nicht zufrieden. Weil aber Niemand gegen des Assessors Rath etwas einzuwenden wußte, und auch er von wegen des angeführten apostolischen Ausspruches eine gewisse Unsicherheit in Bezug auf den Namen in sich verspürte, so schwieg er und meinte: „Ja, wenn wi nu man 'nen Pastoor wüßten — Kinners," fuhr er fort, „dat is de Hauptsake!"

„Freilich," sagte der Assessor, „ohne Pastor keine Gemeinde, „weiß denn Jemand von euch einen?"

Der alte Ehringhausen fuhr sich nach seiner Gewohnheit, wenn er über eine Sache nicht im Klaren war, in die Haare und meinte: „wi hev wol wecke up den Kiker nümt, äwers einmeüdig sün wi noch nich warden."[1]

[1] Wir haben wol Etliche in's Auge gefaßt, aber einhellig sind wir noch nicht geworden.

„Nun, dann will ich Euch einen Namen nennen," sagte nun der Assessor, „zu dem ihr vielleicht alle ja sagen werdet."

Die Bauern rückten ihre Stühle näher zum Assessor heran und horchten gespannt, wen er nennen werde.

Wir kennen den Namen. Kaum hatte er ihn ausgesprochen, da schlug sich der alte Ehringhausen vor die Stirn und rief: „Wi Döskoppe, worüm hev wi an den nich dacht, Se het recht, de sallt warden!"

„Inverstann'n," sagte der Miesmeier mit seiner derben Stimme und so die Uebrigen. Als auch der Schäfer beifällig nickte und meinte: „de het vör fif Johren, as de brave Olle noch levede, us Gotts Wurd rein preddiget" — da winkte auch Kloppen-Jost Beifall, und der alte Bröker meinte: „hett dat 'nen Betern fin wi nich, den will wi hebben hett dat!" —

„Ja wohl," lachte der Assessor, „den wollt Ihr haben, und ich möchte auch, daß er käme, aber wenn er nur Euch haben will.

Ich habe Euch nur seinen Namen genannt, weiß aber weiter nichts, als daß er Diakonus in X ist, — ob er auf euern Ruf kommen wird, darüber kann ich nichts sagen."

„Hei ward doch wull," bemerkte der Jürgensmeier, der sich schon freute, den zum „Pastoor" zu bekommen, der in jenen Tagen, als er Candidat bei dem seligen Pastor war, seine kranke „Olle," wie er sich ausdrückte, „weer gesund bet't[1] had."

„O de kümp,"[2] sagte der Schäfer mit einer Art süßlichem salbungsvollem Lächeln, „un den ist't ingal, wat wi för 'nen Namen hevt, de weit nix as Buße und Bekehrung."

Als das Hin- und Herreden, das über den Diakonus Horst unter den Anwesenden entstanden war, und bei dem der Eine diesen,

[1] wieder gesund gebetet hatte.
[2] kommt.

der Andere jenen löblichen Zug aus der frühern Amtswirksamkeit des damaligen Candidaten hervorgehoben, sich gelegt hatte, erbot sich der Assessor, wenn's ihnen recht wäre, an den Diakonus zu schreiben und bei ihm anzufragen, ob er den Ruf anzunehmen bereit sei.

„Ik denke mir das anners, mit Verlaub, Herr Accesser," sagte nun der Schäfer. „Ich meine, wir schgikken ihm gleich die Berufung."

„Das wäre doch wohl etwas übereilt," meinte der Assessor.

„Doch wohl nich, mit Verlaub, Herr Accesser," replicirte der Schäfer, „sehen Sie, ich frage auch die Schgafe nich, ob sie mich zum Schgäfer haben wollen. Er kann dann in die einhellige Berufung Gottes Stimme sehen."

Der Assessor übersah die merkwürdige Logik des Schäfers, mußte aber darin ihm innerlich recht geben, daß es für einen rechtschaffenen Prediger zwingender sein muß, wenn er in einer so wichtigen Sache, als die Uebernahme eines geistlichen Amtes ist, nicht vor das eigene Ueberlegen und Wählen gestellt wird. Er fragte darum: „Sind die Uebrigen damit einverstanden?"

Das waren sie. „Nun dann," fuhr der Assessor fort, „will ich in diesen Tagen die Berufungsurkunde an ihn ausstellen, die könnt Ihr dann unterschreiben, und der Regierung werde ich in Euerem Namen Anzeige von Euerem Entschlusse machen." —

„Aber nun zur Unterschrift!" fügte er hinzu.

Der alte Ehringhausen machte den Anfang, die Uebrigen folgten. Als aber die Reihe an Schulten van der Beke kam, stellte sich plötzlich sein Anerbe, der bis dahin einen theilnahmlosen Zuschauer gemacht hatte, schrittlings vor den Vater, richtete sein nichtssagendes Gesicht mit den Glotzaugen und der aufgestülpten Nase in die Höhe und sagte: „Hei underschrift nich!"

„Däskopp," war die nicht eben sehr zärtliche Antwort, „wat gait Di dat an?"

„Hei underschrift nich!“ blieb der Junge dabei.

„Worüm denn nich?“ fragte der alte Schulten ärgerlich.

„Ik willt nich hebben,“ war die sehr unkindliche Antwort des Sohnes.

„Nu kik es den Apen!“[1] brannte jetzt der Alte los, „Du wutt mi lären, wat ik daun of laten sall?“[2] — und wenn nicht der alte Ehringhausen dem aufgebrachten Vater den Arm festgehalten hätte, würde eine derbe, wohlverdiente Ohrfeige die väterliche Auctorität wieder hergestellt haben.

„Schgäme Di, Junge!“ sagte aber zugleich der Alte zu dem Anerben — „Du wutt Dinen Vader wat verbeiden?[3] büst Du Meier of he?“

Verblüfft zog sich der junge Mensch zurück, aber das wußte Niemand, daß er von Herrn Märtens aufgestachelt war und daß der zu ihm gesagt hatte, wenn es auf der Versammlung zum Unterschreiben käme, solle er seinen Vater um jeden Preis davon zurückhalten, er sei Anerbe und hätte mit dreinzureden, wenn dem Hofe sollten Lasten aufgelegt werden.

Die Unterschriften waren vollzogen, damit war aber auch der Abend herbeigekommen.

Der Mond trat eben in voller Pracht über den Wald hervor und goß sein klares Licht durch die Waldbäume und über das Thal dahin.

Der Assessor ging mit dem alten Ehringhausen und dem jungen Hermsmeier desselben Weges und meinte, „Gott gebe, daß das Werk, das heute beschlossen ist, so stille geschehen mag, wie der Mond dort am Himmel steht.“

---

[1] sieh einmal den Affen.
[2] Du willst mich lehren, was ich thun oder lassen soll.
[3] verbieten.

Wären die Männer abergläubig gewesen, so hätten sie es für ein böses Omen genommen, daß in demselben Augenblicke, als er das aussprach, der Assessor so heftig an eine Baumwurzel stieß, daß er gestürzt wäre, wenn nicht die kräftige Hand des jungen Hermsmeier ihn gehalten hätte.

„Se hevst sik doch niks Laiges[1] dohn?“ fragte der alte Ehringhausen besorgt.

„Hat nichts zu bedeuten,“ war die beruhigende Antwort.

VIII.

Der Diakonus Horst ging in weiten Schritten in seiner Studirstube auf und ab.

Talar, Barett und Beffchen, die auf der Sophalehne lagen, zeigten, daß er eben aus der Kirche gekommen war.

Jetzt strich er mit der Hand über die Stirn, dann blieb er stehen, das Auge auf den Boden geheftet. Ein Zug des Unwillens und der Trauer zog um seine geschlossenen Lippen. Dann setzte er wieder mit untergeschlagenen Armen seine Wanderung fort. Man sah, daß seine Seele tief bewegt war.

Er hatte nicht bemerkt, daß seine jugendliche Gattin, eine gar freundliche Erscheinung in ihrem blonden Haar und dem fast noch kindlichen Antlitz mit den seelenvollen blauen Augen, durch die Seitenthür in's Studirzimmer getreten war.

---

[1] Uebles, Böses.

„Was ist Dir, lieber Theodor?“ unterbrach sie mit ihrer in der That einer Silberglocke ähnlichen Stimme seine unruhige Wanderung.

„Ah, liebe Gertrud, Du da?“ erwiederte der junge Mann und die Züge seines Antlitzes erheiterten sich.

„Was ist Dir denn nur?“ fragte sie halb besorgt, halb durch den freundlichen Ausdruck beruhigt, den ihr gegenüber sein Antlitz annahm.

„Es ist kaum noch zu ertragen,“ erwiederte er, und seiner Stimme hörte man es an, wie weh ihm zu Muthe war.

„Denke Dir, da hat heute der Mann über das herrliche Evangelium von den Thränen Jesu über Jerusalem gepredigt — und was?“

Seine Frau sah ihn fragend an.

„Wie man sich hüten müsse, über Dinge zu weinen, die man doch nicht ändern könne, und — es kommt noch besser — in fleischlichen Eifer und Zorn zu gerathen!

Mit solcher Speise,“ fuhr der junge Mann nach einer Weile fort, — „wird die arme Gemeinde gefüttert, so wird der Heiland in den Staub getreten und eine Geschichte, die das härteste Herz zermalmen müßte, daß es weinend seinem Jesus zu den Füßen sänke, — wird so zu einer abgedroschenen elenden Moralvorschrift ausgeleert!

Kann man sich wundern,“ sagte er, indem er wieder in der Stube auf und ab schritt, „daß der Teufel solch' eine Macht über das arme Christenvolk gewinnt, wenn der Glaube an den hochgelobten Herrn und Heiland ihm durch dessen eigene Diener geraubt wird?

In der That“ — sagte er vor sich hin — „es kann, wo solche Diener sind, der revolutionäre Geist nicht gebannt werden!“

Es war ein heiliger Eifer, der die Seele des jungen Diakonus

bewegte. Er gedachte der Gemeinde, und der Raub, der an ihr geschah, erfüllte sein Herz mit Trauer, während die Unehre, die dem Herrn widerfuhr, in ihm tiefen Unwillen erweckte.

„Aber, Du, lieber Theodor,“ suchte ihn seine Gattin zu trösten, „kannst das doch wieder gut machen. Du hast ja schon oft am Nachmittage das Gegentheil von dem gepredigt, was der Hauptpastor am Vormittage vorgebracht hatte.“

„Das ist es ja eben, was ich ebenfalls auf das Tiefste beklage,“ fuhr der junge Mann schmerzlich bewegt fort, „daß ich das Gegentheil von dem bezeugen muß, was der Hauptpastor predigt.

Was für ein Unglück für die Gemeinde! Der Eine sagt schwarz, wenn der Andere weiß sagt — was sollen denn nun die Gemeindeglieder glauben?“

„Freilich schlimm!“ erwiederte seine Gattin, „aber nimm das auch, wie Du es mir sagst, und Du hast recht — aus Gottes Hand! Schwer ist es für Dich, das ist richtig,“ — und ihrer Stimme hörte man es an, wie sie mit ihrem Manne empfand, — „aber Du weißt ja,“ fuhr sie fort, „Gott legt Niemand mehr auf, als er tragen kann, und — Er kann ja das Alles in einer Kürze ändern!“

„Wie soll das geschehen!“ seufzte der junge Mann. „Ich fürchte, daß eher der Pardel seine Flecken ändert, als daß dieser Mann von seinem Unglauben läßt.“

„Aber Theodor!“ warf sie zwar nicht vorwurfsvoll, aber besorgt ein, — „die Liebe hoffet Alles!“

„Du hast recht, Gertrud,“ sagte er und reichte ihr die Hand, „ich danke Dir!“

Die Magd meldete, daß angerichtet sei und legte einen Brief auf den Tisch, den eben der Postbote gebracht hatte.

„Ein amtlicher," sagte die junge Frau, auf das Format blickend und den Brief ihrem Manne hinreichend.

„Das ist ein Privatsiegel," bemerkte der Diakonus, als er den Brief nahm, „die Hand ist mir unbekannt, von wem mag der sein?"

Das Siegel war schnell erbrochen.

„Was ist das?" rief er fast erschrocken, als er den Brief flüchtig überflogen und dann den einliegenden gebrochenen Bogen von derselben Hand, aber mit einer Menge von Unterschriften andrer Hände bedeckt, vor sich hin hielt.

„Was ist's denn, Du wirst ja ganz blaß," sagte sie.

„Lies!" und er reichte ihr die Blätter.

Sie las. — Dann ließ sie die Hand, die das Blatt hielt, sinken, und nun lag auf ihrem Antlitz tiefe Blässe.

Einen Moment war sie sprachlos und blickte ihren Mann wie träumend an, dann rief sie: „siehst Du, wie bald Gott Alles ändern kann!"

Der Assessor hatte sein Versprechen pünktlich erfüllt.

Nachdem er der Regierung den Beschluß der Theilnehmer zu erkennen gegeben und sofort auf Grund des freien Associationsrechtes mit der Verpflichtung, den zu berufenden Seelsorger selbst zu unterhalten und die Kosten des neuen Gemeindewesens zu tragen, die Genehmigung erhalten, hatte er eine Vokationsurkunde für den Diakonus Horst zu X. aufgesetzt und dieselbe von allen Hausvätern, die auf dem Jürgenshofe versammelt gewesen waren, unterschreiben lassen.

Es war ihm in der Vokation der Bekenntnißstand der Gemeinde mitgetheilt und ein passendes Gehalt nebst freier Wohnung und freiem Holz zugesichert worden.

In einem besondern Schreiben hatte der Assessor dem Diakonus mitgetheilt, was die Unterzeichner zur Bildung einer eignen Gemeinde

bewogen, und wie eigenthümlich, wie er glaube, durch Führung des Herrn, die Gedanken auf ihn geleitet worden seien.

Schließlich bat er ihn, sich nicht daran zu stoßen, daß die Gemeinde keinem Kirchenregiment unterworfen sei. Es sei das allerdings ein Nothstand, aber er möge die einhellige Berufung als einen Ruf des Herrn ansehen, getrost kommen, und das Hirtenamt in einer Gemeinde übernehmen, deren ganzes Absehen nur darauf gerichtet sei, Gottes Wort und Sacrament für sich und ihre Kinder rein zu behalten.

Er glaubte ihm auch nicht verschweigen zu dürfen, daß Gemeindeglieder, die bisher der reformirten Kirche angehört, längst aber im Herzen lutherisch gewesen, zur Gemeinde getreten seien, und daß ihrethalben die Gemeinde noch keinen bestimmten Namen angenommen habe, sondern ihm denselben überlasse.

Wenn er vielleicht seine Ansicht aussprechen dürfe, so glaube er, daß der Name „Evangelische Gemeinde" jedem Theile der genehmste sein werde.

Wir wissen, daß der Assessor nicht gleichgültig gegen den Namen war, aber er meinte, daß der Name, den die lutherische Kirche anfangs geführt, den Bekenntnißstand genugsam kennzeichne, und dabei den Anstoß vermeide, den die früher reformirten Gemeindeglieder an dem Namen „lutherisch" nun einmal nähmen.

Dem Diakonus war die Namenfrage damals noch ziemlich gleichgültig. Selbst der Confessionsstand der Gemeinde trat bei ihm noch nicht in den Vordergrund. Er gehörte zwar von Geburt, wenn ich so sagen darf, der lutherischen Kirche an und war auch in ihr zum Leben aus Gott erweckt worden. Es verstand sich deshalb das lutherische Bekenntniß für ihn von selbst. Aber die Geistlichen jener Tage, durch deren Dienst er zum Leben gekommen, waren sich selbst eines confessionellen Unterschiedes in jenem Landestheile noch so wenig bewußt, daß sie in ihre Conferenzen Brüder der reformirten Genossen=

schaft mit gleicher Freude wie die der eignen Kirche aufnahmen. Das einzige Erforderniß der gegenseitigen Bruderliebe bestand nur darin, daß sie, um mich des damaligen technischen Ausdrucks zu bedienen, — gläubig waren.

Es war eine schöne Zeit, diese der ersten Liebe, aber es war die Zeit des Frühlings. Und auf den Frühling kommt nothwendig der Sommer und Herbst.

In dieser Gemeinschaft zum Bekenner erzogen, legte auch der Diakonus auf die confessionellen Fragen keinen so hohen Werth, daß er einen Anstoß daran würde genommen haben, wenn ihm etwa eine Spendeformel bei der Verwaltung des heiligen Abendmahles würde geboten worden sein, die auch einem Reformirten den Zutritt ermöglicht hätte. Zwar nach Gottes Wort gewiß, daß im Abendmahl des Herrn Leib und Blut empfangen werde, war ihm das Studium der Lehrunterschiede damals doch noch fern geblieben.

Der Schäfer hatte ganz recht gehabt, ihm war Buße und Bekehrung des Sünders zu Gott so sehr die Hauptsache, daß ihm dagegen alle übrigen Fragen in den Hintergrund traten.

Diese innerliche Stellung hob ihn nicht allein über die Bedenken hinweg, die einem confessionell gerichteten Geistlichen wahrscheinlich ein unübersteigliches Hinderniß gegen die Annahme der Berufung würden in den Weg gelegt haben, sondern ließ ihn auch daran keinen Anstoß nehmen, daß die Gemeinde sich auf eigne Füße gestellt hatte. Ja, ihm schien es nach Gottes Wort ganz richtig zu sein, daß die Gemeinde einem Kirchenregiment sich entzogen habe, von dem ein Mann wie Pastor Kranz bestätigt worden sei.

Kultus und Kirchenschmuck abgerechnet, wofür er nach seinem Naturell immer ein warmes Herz hatte, wiewohl er den Studien darüber noch fern, in dieser Beziehung einem gewissen Dilettantismus huldigte, waren ihm nach seiner Richtung, in das Leben in Gott

sich und die ihm anvertraute Gemeinde zu versenken, die Fragen nach dem Regiment der Kirche und was in dieses Gebiet schlägt, noch höchst gleichgültig.

Ob die ihm gebotene Stellung eine äußerlich gesicherte, darnach zu fragen, kam ihm gar nicht in den Sinn. Er legte überhaupt kein Gewicht auf das Gehalt, sondern war überzeugt, daß der Herr, der ihn berufen, es ihm und den Seinigen an dem täglichen Brode nicht werde fehlen lassen. Er äußerte wohl Amtsbrüdern gegenüber, die ihn wegen seines kümmerlichen Diakonatseinkommens beklagten — er sei in der glücklichen Lage, die vierte Bitte mit den Seinen wirklich beten zu müssen.

Das Einzige, was ihm bei der an ihn ergangenen Berufung Sorge machte, und was ihn die Vokation in ernste Erwägung ziehen ließ, war die Frage, ob er die gegenwärtige Gemeinde verlassen, und sie ganz und gar dem Wolfe, wie er in erregten Augenblicken sich ausdrückte, Preis geben dürfe.

Das Familienzimmer, in dem der Tisch gedeckt war, paßte zu den bescheidenen Verhältnissen des Diakonus, verrieth aber in seiner ganzen Einrichtung den Geschmack des weiblichen Theils seiner Bewohner.

Die siebzehnjährige Schwester des Diakonus, eine hohe Gestalt, die in ihrer Haltung und in den Zügen des schönen blassen Angesichts, das von dunklem Haar umschattet war, Hoheit mit Liebreiz verband, harrte schon des Bruders und der Schwägerin und suchte die Ungeduld der kleinen zweijährigen Tilde, des Töchterleins ihres Bruders und ihres Pathkindes zu beschwichtigen.

Der Schwester war die Erregung ihres Bruders und seiner Frau aufgefallen. Aber sie pflegte nie zu fragen, sie wußte, daß bei wichtigen Angelegenheiten, die zur Mittheilung sich eigneten, ihr Bruder selbst ihr davon sagen würde.

Nachdem der Diakonus das Tischgebet gesprochen und Tildchen ihr: Komm', Herr Jesu, sei unser Gast, mit ihrem feinen Stimmchen dazu gesetzt hatte, unterbrach der Erstere das Schweigen.

„Du räthst nicht, Mathilde," wandte er sich an seine Schwester, „was für einen Brief ich soeben bekommen habe."

Die Schwester sah ihn fragend an und meinte, „wohl vom Doktor?"

Der Doktor war der Busenfreund des Diakonus. Er hatte eine Zeit lang in derselben Stadt practicirt und war seit einem Jahre dem Rufe an eine Heilansta t in eine größere Stadt Norddeutschlands gefolgt.

„Diesesmal nicht," erwiederte der Bruder.

„Ganz etwas Anderes," setzte ihre Schwägerin hinzu, „aber es fragt sich, ob es Dir gefallen wird."

„Was ist's denn?" fragte nun Mathilde gespannt.

„Ich bin in eine andere Stelle berufen," erwiederte Horst.

Mathilde war nach ihrer ruhigeren Gemüthsart weniger überrascht, als es ihr Bruder und ihre Schwägerin gewesen waren. Nachdem sie einige Sekunden ihren Bruder mit ihren forschenden Augen angesehen, fragte sie: „Wirst Du die Berufung annehmen?"

Daß sie nicht erst nach dem wo und wie sich erkundigte, nicht erst über Stellung und Einkommen Fragen that, kennzeichnete mehr, als es eine Beschreibung vermöchte, ihre Sinnesart. Sie stand vielleicht noch mehr als ihr Bruder in kindlichem Gehorsam gegen den Herrn. Sie meinte, daß selbst der Ruf in ein sogenannt schlechteres Amt, das an Gehalt geringer war, als das gegenwärtige, nicht abgelehnt werden dürfte. Freilich dachte sie dabei nur an einen Ruf durch die geordnete Kirchenbehörde. Von Verhältnissen, wie die in Rede stehenden, hatte sie ja keine Ahnung.

„Annehmen?" antwortete der Diakonus, „wir wollen Dein Urtheil hören, Mathilde!"

Eben wollte der Diakonus seiner Schwester die ganze Sachlage mittheilen, als es klopfte und auf das Herein! des Diakonus der Obergerichtsrath Thalberg eintrat.

Der Assessor hatte gleichzeitig mit dem Schreiben an den Diakonus auch einen Brief an ihn abgesandt und es ließ dem Obergerichtsrath keine Ruhe, er mußte seinen lieben Diakonus, wie er ihn nannte, sofort aufsuchen, um ihn zu bewegen, — — der Berufung nicht Folge zu leisten.

„Vergebung," wandte er sich in seiner offnen freundlichen Weise an die Hausfrau, „daß ich Sie bei Tische störe, aber Sie wissen, wenn mich eine Sache bewegt, dann muß ich sie schnell zur Entscheidung bringen."

„Sie sind immer willkommen, Herr Obergerichtsrath," erwiederte die Angeredete. „Wenn Sie mit unserm frugalen Mahle vorlieb nehmen wollen?" — —

„Danke, danke!" unterbrach sie der Obergerichtsrath, „lassen Sie sich aber nicht stören und erlauben Sie mir nur, daß ich mich zu Ihnen setzen darf" — damit nahm er einen Stuhl und setzte sich dem Diakonus gegenüber.

„Sie wissen also schon," nahm dieser jetzt das Wort, „was Ihr Freund an mich geschrieben und was für eine Berufung ich empfangen habe?" — —

„Und weil ich die Ueberredungsgabe meines lieben Fels kenne," warf der Obergerichtsrath ein, „darum komme ich eilend zu Ihnen, um — ich gestehe es Ihnen offen — eine Contremine anzulegen."

„Gesetzt," fuhr er fort, „es wären geordnete Verhältnisse, in die Sie berufen werden, so bedürfte es bei Ihrer hiesigen Stellung doch zehnmal der Überlegung, ob Sie dem Rufe folgen sollten."

„Bedenken Sie doch, mein lieber Diakonus," und er rückte mit

seinem Stuhle näher an den Tisch, „Sie wissen ja selbst, was der Hauptpastor für ein Mann ist — Sie hat Gott hierher gestellt, um der Gemeinde das Wort des Lebens zu bringen.“

„Aber, könnte ich nicht einen Nachfolger haben, der viel besser als ich der Gemeinde dienen kann?“ warf der Diakonus ein.

„Das wollen wir nicht erörtern,“ erwiederte der Obergerichtsrath schnell — „Sie sind nun einmal hier und Gott bekennt sich zu Ihrer Wirksamkeit!“

Als der Diakonus schwieg, fuhr er fort: „Und meinen Sie, daß der Hauptpastor es je zugeben würde, daß ein Mann Ihres Bekenntnisses jemals ihm wieder würde an die Seite gesetzt werden? Sie wissen, daß er unter dem Wahlcollegium viele Freunde hat.“

„Kommen aber doch nicht zu ihm in die Kirche,“ bemerkte der Diakonus.

„Thut nichts,“ erwiederte der Obergerichtsrath, „dagegen kommt er zu ihnen in die Loge, und — unterschätzen Sie es nicht, die meisten Mitglieder des Wahlcollegiums sind Freimaurer und der Hauptpastor ist, wie Sie wissen, Meister vom Stuhl!“

Der Diakonus mußte dem Gewichte dieses Grundes beistimmen. Er kannte aus seiner seelsorgerischen Wirksamkeit den heimlichen und darum weithin tragenden Einfluß, den die Loge ausübte und wußte es, daß, wenn der Hauptpastor es darauf anlege, grade seine Stellung in ihr das Mittel sein werde, die Wahl eines ihm unangenehmen Diakonus zu verhindern. Aber er sagte sich auch, daß Gottes Rath über der Menschen Vornehmen triumphire. Seine eigne Wahl war dafür Zeugniß gewesen. Durch Spaltung im Wahlcollegium, weil ein Mitglied desselben einen Verwandten durchsetzen wollte, war er mit der allerdings geringen Majorität einer Stimme gewählt worden. So, meinte er, zum Obergerichtsrath gewendet, könne Gott wieder allen freimaurerischen Einfluß zu nichte machen.

Der Obergerichtsrath schüttelte ungläubig den Kopf, nicht als ob er an der Kraft Gottes gezweifelt hätte, aber er meinte, es hieße Gott versuchen, wenn man auf die Möglichkeit, daß Gott ein solches Wunder thue, wie er sich ausdrückte, ein Amt aufgebe, das Er geschenkt habe.

Der Diakonus suchte eben auseinanderzusetzen, daß es in diesem Falle darauf ankomme, ob nicht die geschehene Berufung der Wille Gottes sei, und daß, wenn das erwiesen, alle andern Rücksichten schweigen müßten, als das zwei Uhr-Geläut ihn unterbrach.

„Verzeihen Sie," erhob er sich, „ich muß zur Kirche," sprach das Dankgebet und wollte den Obergerichtsrath bitten, wenn seine Damen nicht zur Kirche gingen, bei ihnen seiner zu harren.

„O nein," erwiederte dieser, „ich begleite Ihre Frau Gemahlin und Fräulein Schwester!" — — —

„Und diese Gemeinde könnten Sie verlassen?" nahm der Obergerichtsrath auf den zahlreichen Besuch des Nachmittag-Gottesdienstes hinweisend das Wort, als alle Vier aus der Kirche zurückgekehrt waren.

„Ihnen dürfen wir wohl keine Tasse anbieten, Sie speisen erst spät," sagte Frau Gertrud, als Mathilde den Kaffe servirte. Eine leichte Verbeugung gab ihr recht.

Als der Diakonus schwieg, drängte der Obergerichtsrath: „nein, nein, Sie dürfen es auch meinethalben nicht; Pastor Traugott" — ein anderer Pastor in X. — „ist zwar ein gläubiger Mann, aber ich bin nun einmal hierher eingepfarrt, und Sie wissen, ich liebe es nicht, die mir zugewiesene Parochie zu verlassen."

„Sie sind sehr gütig," erwiederte der Diakonus, „aber wenn ich Ihnen nun offen gestehe, liebster Obergerichtsrath, daß ich in der an mich ergangenen Berufung den Ruf des Herrn sehe, und darum,

wie schwer es mir auch wird, die jetzige Gemeinde zu verlassen, mich doch am Ende genöthigt sehen werde, dem Rufe zu folgen?"

„Wie?" fragte nun der Obergerichtsrath eifrig, „wählt Gott auch solche zu Interpreten seines Willens, die sich von der bestehenden Ordnung lossagen?"

Als Mathilde fragend ihren Bruder ansah, setzte ihr Horst, so weit er aus dem Briefe des Assessors sie kannte, die Verhältnisse der Gemeinde auseinander und meinte, zum Gerichtsrath gewendet, daß in diesem Falle eine Secession nicht allein erlaubt, sondern geboten sei.

„Es scheint mir doch noch gebotener," äußerte der Obergerichtsrath, „daß die Gemeinde in demüthigem Flehen zu Gott, ihr auf geordnetem Wege zu helfen, ausharrt, als daß sie diesen Weg geht."

„Und sie soll ohne Predigt, ohne Sacramentsverwaltung, ohne Seelsorge, ohne Unterricht für ihre Kinder bleiben?" fragte der Diakonus schnell.

„Freilich schlimm — sehr schlimm!" erwiederte der Obergerichtsrath, „aber meiner Meinung nach nicht ein so großes Übel, als der Bruch mit der bestehenden Ordnung!"

„Und dann, lieber Diakonus," fügte er dringend hinzu, „Sie sind ja Conservativer vom Haupt bis zur Zehe, und Sie wollen von der Frucht genießen, die auf dem Baume gewachsen ist, den der Teufel im Jahre 1848 in unser Volksleben hinein gepflanzt hat?"

Mathilde sah ihren Bruder erschrocken an. Sie war, wenn ich so sagen soll, eine Hochtory und darum die entschiedenste Gegnerin aller Auflehnung wider die bestehende Ordnung. Dabei hing sie mit einer wahrhaft schwärmerischen Liebe an dem frommen hohen Herrn, den jetzt das Anschauen seines Heilandes die Wunden vergessen läßt, die seinem edlen Herzen der fanatisirte Pöbel seiner Hauptstadt in den thränenwerthen Märztagen geschlagen hat. Darum war ihr Alles in tiefster Seele zuwider, was mit jener Revolution zusammenhing.

Zu dem Gedanken, daß Gott auch die Sünden der Menschen zu Gericht und Gnade wendet, und daß vor dem lebendigen Gott Finsterniß ist wie das Licht, hatte sie sich im frischen Gedenken an die Gräuel der Revolution noch nicht erhoben.

Als der Diakonus den Blick seiner Schwester traf und sofort alle Empfindungen las, die ihre Seele bewegten, sagte er zum Obergerichtsrath gewendet: „Das sei ferne, daß ich mich an dem betheiligen sollte, was mit der Revolution zusammenhängt; aber Sie wissen ja, und der Assessor Fels macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß das freie Associationsrecht den Eingang in das Landesgesetz gefunden hat."

Der Obergerichtsrath mußte einräumen, daß dieses allerdings die Sache ändere, daß die Gemeinde darum wenigstens nichts thue, was der Obrigkeit widerstrebe. Aber er meinte doch, daß gerade Horst sich dennoch an einer Sache, die jenen Ursprung habe, nicht betheiligen dürfe, und daß er glaube, Fräulein Mathilde stehe auf seiner Seite.

„Ich weiß nicht recht, was ich sagen soll," erwiederte diese darüber erröthend, daß man sich auf ihr Urtheil berufe. „Gott wird ja meinem Bruder schon das Rechte zeigen," meinte sie.

„Gewiß," sagte der Obergerichtsrath und erhob sich, weil seine Zeit abgelaufen war. Er verbeugte sich vor den Damen, empfing von diesen einen warmen Gruß an seine Frau und deren Schwester und nahm dann mit dem Worte an den Diakonus Abschied: „Erwägen Sie die ernste Sache vor dem Herrn!"

Horst ging noch einige male in dem Zimmer auf und ab, während Frau Gertrud, mehr, um stille über das Gehörte nachzusinnen, als zu lesen, ein Buch nahm und Mathilde das Kaffeegeschirr abräumte. Dann ging er sinnend in seine Studirstube.

IX.

Der große Sitzungssaal des alten ehrwürdigen Rathhauses war voll von Menschen.

Wie mochte dem alten Mauerwerk mit seinem Spitzbogengewölbe, das in der Mitte von einer mächtigen Säule getragen wurde, zu Muthe sein, als es diese Versammlung in dem prächtigen Raume, den es umschloß, sehen mußte!

Und die alten Herren dort an den Wänden in ihren Harnischen und Halskrausen, die eine Hand auf das Schwert gelehnt, mit der andern dagegen auf ein Crucifix, oder bei den Bildern aus der Reformationszeit, auf die Bibel hinweisend, — lebensgroße Porträts der früheren Bürgermeister und Schöffen der ehemals freien Reichsstadt: wären sie lebendig geworden, ich achte, sie wären in die Versammlung hineingestürmt und hätten sie mit der Klinge zu Paaren getrieben.

In der That es war eine wahre Musterkarte von Physiognomien und Gestalten diese Versammlung!

Der Kleidung nach gehörten die Meisten dem Handwerkerstande an. Wie sie gingen und standen, schienen Viele von ihnen unmittelbar von der Arbeit gekommen zu sein. Der Maurer hatte noch sein kalkbeflecktes Schurzfell vor und der Schuster verrieth schon von Weitem die Eigenthümlichkeit seines Handwerks. — Hier etliche Bäckergesellen, die, wenn auch nicht ihre Weisheit, doch ihre Weiße an den Mann brachten.

„Nun, nehmen Sie sich doch etwas in acht, Bürger!“ wandte sich ein angeweißter Schneider an einen vierschrötigen Bäckergesellen, der sich Platz zu machen suchte. Auch an Physiognomien von orientalischem Gesichtsschnitt fehlte es nicht, und hätte nicht dieser, so würde das Vordrängen zur Rednerbühne den Volksstamm ihrer Inhaber

verrathen haben. Irre ich nicht, so sehe ich unter der Menge auch die Figur des hoffnungsvollen Anerben des Meiers Schulte van der Beke.

Was wollen den all' die Leute, die mit dampfender Pfeife oder Cigarre, plaudernd, oder auch, weil ihnen die Besetzung der Rednerbühne zu lange dauerte, mit den Stöcken auf den Fußboden stampfend mit dem Geschrei „anfangen — anfangen!" hier zusammengekommen waren? Das wußten sie selber nicht. Sie hatten die Parole empfangen: „heute Abend sechs Uhr Volksversammlung." Das war in jenem Jahre, in dem die Wogen der aufgeregten See, während der Sturm sich schon gelegt hatte, hier und dort noch die Ufer umspülten, genug. Wie eine Hammelheerde drängte sich auf sie hin das souveräne Volk in den Saal hinein, den die Stadtverordneten und die demokratische Majorität des Magistratscollegiums zur Abhaltung der Volksversammlungen überlassen hatten, und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Endlich kamen sie. Vorerst noch nicht die Dinge, sondern die sie machten, der verehrliche Vorstand der souveränen Versammlung.

Herr Gutsbesitzer Dünne, den wir aus der Privatsitzung im Keller bereits kennen, schob seinen Bauch durch die Thür. Hinter ihm der Advokat Bröker mit einer Mappe unter dem Arm. Er versah das Amt eines Secretärs in der hohen Versammlung. Auf ihn folgten als Mitglieder des verehrlichen Vorstandes der Lohgerbermeister und der Literat, zuletzt Herr Kranz, der aber dieses Mal, weil er eine Rede halten wollte, nicht in dem grauen Touristenanzuge, sondern im schwarzen Leibrock erschien. Ob Herr Märtens, der den Beschluß machte, mit zum Vorstande gehörte, — fast möchte ich es nicht glauben, er trat zu befangen auf und bekanntlich war Bescheidenheit nicht gerade die Tugend der Volksführer jener Tage.

Nachdem die Herren an dem grünen Tisch, hinter dem eine

Art Rednerbühne improvisirt war, Platz genommen hatten, ergriff Herr Dünne in seiner Eigenschaft als praeses perpetuus die Schelle, und erhob, als auf deren Schall die bisherige laute Conversation einigermaßen zur Ruhe gekommen war, seine dicke Stimme: „Meine Herren, ich erkläre die Versammlung für eröffnet!“

„Bravo!“ klang es aus der hinteren Seite des Saales.

„Bürger Dünne soll leben!“ rief eine andere Stimme.

„Hurrah hoch!“ brüllte das souveräne Volk. Weshalb, wußte es natürlich nicht, aber es schrie Jeder, so gut er konnte, mit.

„Schafsköppe!“ wendete sich unter dem Geschrei Herr Dünne zu Kranz, der neben ihm stand und der verächtlich die Achseln zuckte, rief dann aber in die Versammlung hinein, indem er sich beugend ihr den haarlosen Schädel zeigte: „Meine Herren, ich danke Ihnen für das Zutrauen, das Sie mir schenken!“

Wiederum brüllte es: „Bravo — Bravo!“ Die Gesellen und Lehrburschen fühlten sich durch ihr Avencement zum Herrenstand außerordentlich geschmeichelt und es ging ihnen wie einem Tertianer mit dem „Sie,“ sie konnten sich an dem „Meine Herren“ und „Sie“ nicht satt hören. Das klang doch ganz anders als das „Du infamiger Slingel“ mit dem in den Tagen vor dem Völkerfrühling den Lehrburschen, wenn er das Leder verschnitten, der ehrsame Meister mit dem Knieriemen traktirt hatte. Natürlich lehnte sich gegen eine solche ehrenrührige Behandlung der „Herr“ Lehrbursche auch dem Meister gegenüber in jenen Tagen auf. Aber merkwürdig, daß diese daheim die Freiheit und Gleichheit nicht gelten lassen wollten, für die sie in der Volksversammlung mit Gesellen und Lehrburschen um die Wette schwärmten.

„Meine Herren,“ hob Herr Dünne von Neuem an, als ihm ein gewuchtiges „Ruhe!“ von Seiten eines Schmiedemeisters, der gewohnt war, die Schläge auf dem Ambos mit einem Donnerwetter

auf seinen Lehrburschen zu übertönen, die nöthige Ruhe zu weiteren Expektorationen verschafft hatte — „Meine Herren, es liegt ein dringlicher Fall vor, den wir der Entscheidung des souveränen Volkes“ — —

„Bravo — Bravo!“ tönte es nach diesem Ausspruche wieder von allen Seiten, und der Vorsitzende mußte sich diese Unterbrechung schon gefallen lassen, denn das Volk war ja souverän, also auch souverän, zu schreien, wann und wie es wollte!

Als sich der Bravosturm so ziemlich wieder gelegt hatte, fuhr Herr Dünne fort: „Es liegt ein Fall vor, den das Volk entscheiden muß.“

Dann wendete er sich an den Pastor Kranz: „Bürger Kranz, ich ertheile Ihnen das Wort!“

Dieser bestieg die Tribüne.

Es war schade um den Mann mit der hohen Gestalt und dem edlen Kopf, den das dunkle Lockenhaar umschattete. Er paßte offenbar nicht zu dieser Versammlung von Staatsbürgern mit dem Schurzfell und Pechgeruch. — Das dunkle Auge ruhte eine Zeitlang mit einem eigenthümlichen Ausdruck auf der Versammlung. — Ich weiß nicht, ob er sich dessen bewußt war, aber es lag im Hintergrunde seiner Seele ein mit Ironie gemischter Schmerz, der sich aber noch nicht durch seine Schwärmerei für die Sache der Freiheit, wie er die Bewegung jener Tage nannte, Bahn gebrochen hatte.

„Meine Herren,“ hob Herr Kranz mit volltönender Stimme an, „unser Schiller sagt:

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht!“

Bravo und Händeklatschen applaudirte den Redner.

„Hätt' ik doch min Lebdage nich dacht, dat use Schgiller so wis-

vörbringen künne" — bemerkte der Schuster Drewes zu seinem Nachbarn dem Tischlermeister Reikert.

Der Herbergsvater der Schusterinnung hieß zufällig Schiller.

Als das Bravo und das Händeklatschen zur Ruhe gekommen war, fuhr Kranz fort: „Dieser Ausspruch des großen Volksdichters findet seine Bestätigung in dem, was die Regierung in diesen Tagen gethan hat."

Und nun erzählte er, manichfach von Rufen des Unwillens des souveränen Volkes unterbrochen, wie die Pietisten, die das Volk nur verdummen wollten, eine eigene Gemeinde gestiftet hätten, und wie die Regierung, ohne das Volk zu fragen, auf Grund des freien Associationsrechtes dazu ihre Genehmigung ertheilt habe.

„Hört — hört," rief eine Stimme, deren Gutturaltöne ihren Inhaber leicht erkennen ließen.

„Wat, die wullen sik van us losseggen?!" brüllte eine andere aus der Mitte der Versammlung. Sie gehörte einem städtischen Mitgliede der Jacobigemeinde. Das war ja die des Pastors Kranz. Es überlegte sich der Mann schnell, daß durch ein solches Lossagen der Landleute alle Kirchenlasten auf die Stadtgemeinde fallen könnten.

Ein wildes Gejauchzt entstand, in dem man die einzelnen Aeußerungen nicht mehr unterscheiden konnte, bis endlich die Schelle des Vorsitzenden so weit Ruhe verschaffte, daß Herr Kranz fortfahren konnte.

„Meine Herren," hob er von Neuem an, „das Associationsrecht ist allerdings eine große Errungenschaft dieser großen Epoche, wie Schiller sagt, aber es ist dazu da, damit das Licht über die Finsterniß seine Triumphe feiere und nicht dazu, daß die Fahnenträger der Volksverdummung ihre Standarte aufpflanzen sollen."

Herr Kranz hielt einen Augenblick inne. Die Phrase war zu schön, er mußte sie wirken lassen. Aber es kamen nur vereinzelte

Bravo's von wegen der „Volksverdummung." Sie war im Ganzen dem mündigen Volke nicht ganz verständlich.

Herr Kranz fuhr prosaischer fort: „Meine Herren, wollen Sie sich gefallen lassen, daß die Mucker sich von der Jacobigemeinde trennen?"

Das verstanden sie. — „Ne" und „nein!" rief es von allen Seiten.

„Wollen Sie sich gefallen lassen, meine Herren, daß die Regierung ohne Ihre Genehmigung diesen Leuten das Recht giebt, eine eigene Gemeinde zu bilden?"

„Nein — ne!" brüllte wieder der ganze Haufe in choro.

„Nun, dann" —

„Ich bitte um's Wort," unterbrach eine starke Stimme aus dem hintern Raume der Versammlung in der Nähe der Thüre den Redner.

„Wer bittet um's Wort?" rief Herr Dünne von seinem Präsidialsitz.

„Ich," war die feste Antwort.

„Wer sind Sie!" fragte der Präsident.

„Ich bin der Bürger und Fleischermeister Treppelmann, den Sie wohl kennen," lautete die Antwort.

Ein Gemurmel in der Versammlung, und hier und dort Rufe „er ist ein Reactionär — ein Mucker!" ließen auf die Stimmung einen Rückschluß machen, die jener Name hervorrief.

Herr Dünne besprach sich einen Augenblick mit seinem Beisitzer, dann sagte er: „Bürger Treppelmann hat das Wort."

Der Fleischermeister wollte von dem Orte aus, wo er stand, sprechen, mußte aber auf die Einladung des Präsidenten, die auf den Ruf „auf die Tribüne!" erfolgte, sich durch die Menge drängen und in dem so bezeichneten Kasten Platz nehmen, den er mit seiner schweren Gestalt völlig ausfüllte.

Er war ein markiger, wuchtiger Mann der Treppelmann, und seiner Hand, die er auf die Brüstung der Tribüne legte, sah man es an, daß sie den Ochsen mit einem Hiebe niederzuwerfen verstand.

„Ich wollte nur Eins sagen," bemerkte er, und die tiefe Stille, die im Saale entstand, zeigte es, daß trotz jener Rufe dem souveränen Volk doch der Mann Respect einflößte.

„Ich wollte nur das sagen," fuhr er fort, „was dem Einen recht, ist dem Andern billig. Euch gestattet das freie Associationsrecht, euch zu versammeln und zu schwadroniren" — —

„Zur Ordnung — zur Ordnung!" riefen mehrere Stimmen, denen man es anhörte, wie sehr dieser Ausdruck die zarte Empfindlichkeit des souveränen Volkes verletzt habe.

Der Präsident erhob sich und rief den Bürger Treppelmann wegen seines Ausdruckes „schwadroniren" zur Ordnung.

„Mit Verlaub, Herr Tünne," wollte der Fleischermeister fortfahren, als wieder viele Stimmen riefen: „Herr Präsident."

„Na," fuhr der Rectificirte fort, „meinetwegen! — Also, ich wollte nur sagen, warum denn nun nicht auch die Leute, die sich jetzt zu einer eigenen Gemeinde zusammenthun, das Recht, das Alle haben, gebrauchen sollen, und mit welchem Rechte ihnen die Regierung das versagen könnte? Oder sollen blos die Gotteslängner das Recht haben, freie Gemeinden zu stiften?"

Herr Treppelmann spielte auf Vorgänge an anderen Orten an.

Die Bemerkung war so einfach und so richtig; aber eben weil ihre Wahrheit einem Jeden einleuchtete, entstand jene eigenthümliche Gegenbeweisführung in der ehrenwerthen Versammlung, der schon einst bei einer andern Gelegenheit Herr von Florencourt wehrlos hatte gegenüber gestanden.

„Herunter mit dem Reactionär!" „Heraus mit ihm!" „Soll [illegible] den Kerl prügeln?" so schrie und heulte es bald hier bald dort.

Aber Keiner hatte den Muth, der Drohung praktische Folge zu geben.

„Ich entziehe dem Bürger Treppelmann das Wort!“ beruhigte endlich Herr Dünne die Versammlung.

„So?“ meinte jener aber, „und ich entziehe dem Herrn Gutsbesitzer Dünne die Hypothek von zehntausend Thalern, die ich auf sein Haus habe,“ und damit verließ er gelassenen aber wuchtigen Schrittes die Rednerbühne, und ohne daß Einer der Maulhelden ihm auch nur den Platz verengt hätte, den „Schweinestall,“ wie er sich in eben nicht sehr zarter Weise über die Versammlung nachher ausdrückte.

Auf den Gutsbesitzer schien die Hypothekenkündigung doch keinen angenehmen Eindruck gemacht zu haben. Der obere sichtbare Theil seines roth aufgedunsenen Gesichts wechselte für einen Augenblick die Farbe und er wendete sich leise an den Advokaten mit der Frage, ob die Kündigung rechtliche Folgen habe.

Ganz fatal wirkte sie auf ein Dutzend kleinerer Handwerker in der Versammlung, die in der Meinung von des Herrn Gutsbesitzers Reichthum ihre Ersparnisse bei ihm angelegt hatten. „Hm,“ meinte der Schuster zu seinem Gevatter dem Tischlermeister und kraute sich hinter's Ohr, „dat hädd' ik nich dacht, dat he Geld lehnt hat.“ —

Diesen heimlichen Dialogen und der peinlichen Stille, die nach dem Abgange des Fleischermeisters eingetreten war, machte Bürger Kranz ein Ende.

Als er wieder die Tribüne bestiegen hatte, hob er von Neuem an: „Meine Herren, ich schlage Ihnen folgende Resolution vor:“ —

„In Erwägung, daß das freie Associationsrecht nur eine Errungenschaft für das Volk ist und nicht von denjenigen gemißbraucht werden darf, die nur auf die Verdummung des Volkes ausgehen —

In Erwägung, daß darum die Pietisten kein Recht haben, von dieser Errungenschaft Gebrauch zu machen,

Ferner: in Erwägung, daß die Regierung ihre Befugniß überschritten, indem sie besagten Pietisten dieses Recht eingeräumt hat,

erklärt das Volk diese Einräumung für null und nichtig und wird mit allen gesetzlichen Mitteln der Ausführung entgegentreten."

„Wer für diese Resolution, hebe die Hand auf!"

Alle Hände erheben sich, nur Jener waren nicht darunter, die über der Sorge von wegen ihrer Einlagen bei Herrn Dünne den Antrag überhört hatten.

Herr Kranz referirte dem Secretariat: „einstimmig angenommen!"

Unter dem Geschrei: „das Volk soll leben! Nieder mit den Pietisten und Reactionären!" drängte sich die Menge dem Ausgange zu und würde, erhitzt durch die Sache und durch die Kümmelflasche, die während der Versammlung unter den Handwerkern fleißig die Runde gemacht hatte, auf der Straße vielleicht mancherlei Excesse und Herrn Treppelmann einen unwillkommenen Besuch gemacht haben, wenn es dem Bäcker nicht zu rechter Zeit noch gelungen wäre, die Menge zum ruhigen Auseinandergehen zu bewegen.

Seine edlere Natur sträubte sich gegen die Ausbrüche der Gemeinheit.

Herr Gutsbesitzer Dünne suchte mit den übrigen Mitgliedern seines Stabes ein augenblickliches Vergessen der fatalen Kündigung in den bekannten Räumen des Kellers.

X.

Dem Diakonus Horst war doch die Entscheidung sehr schwer geworden.

Man hatte in der Gemeinde Alles versucht, ihn zu halten, und auch die Gläubigen unter seinen Amtsbrüdern hatten es an liebreichen Vorstellungen in der Weise des Obergerichtsraths nicht fehlen lassen.

Ueber die Sorge um seinen Nachfolger war er wunderbar hinweggehoben.

Der älteste Sohn des Hauptpastors war Instruktor an dem Cadettenhause der Hauptstadt. Er kannte ihn nicht, mußte aber nach den Aeußerungen des Vaters voraussetzen, daß er die theologische Anschauung desselben theile. Das war auch früher so gewesen, und das Wahlcollegium hatte deshalb um so lieber dem Wunsche des Vaters nachgegeben und dem Sohne im Fall der Erledigung des Diakonats die Stelle zugesagt. Bald darauf empfing Horst einen Brief von dem jungen Manne, worin ihm dieser seine Freude aussprach, daß er, sollte Horst sein dortiges Amt aufgeben, in ihm einen Vorgänger gehabt habe, in dessen Fußtapfen er den Herrn bitten wolle, ihn nachwandeln zu lassen. Der junge Mann hatte sich durch den Dienst eines treuen Zeugen in einer Kirche in der Nähe des Cadettenhauses aufrichtig zum Herrn gewandt.

Dennoch schwankte der Diakonus noch immer, die entscheidende Erklärung abzugeben. Der auch nur mittelbare Zusammenhang der Gemeinde mit den revolutionären Bestrebungen jener Tage, auf den ihn Thalberg aufmerksam gemacht hatte, war ihm der Stein des Anstoßes.

Er sprach das dem Assessor Fels in seinem Antwortsschreiben geradezu aus. Als aber dieser ihm in überzeugender Weise nachgewiesen, daß gerade das die conservative Gesinnung fordere, daß,

wenn Anordnungen des Staates nicht geradezu wider Gottes Wort seien, man, ohne weiter zu fragen, sich denselben unterordnen müsse, und ihn auf die Consequenzen hingewiesen hatte, wenn man die zufällige von uns unabhängige Ursache eines Gesetzes oder einer staatlichen Anordnung zum Princip des Gehorsams mache: da war auch dieses letzte Bedenken für ihn geschwunden, und als er in diesen Tagen auch ein zustimmendes Schreiben von seinem Freunde dem Doktor, welchem er die Sache vorgelegt, empfangen hatte, so nahm er im Aufblick auf den Herrn, dessen Willen er damit zu thun glaubte, die Berufung an die „Evangelische Gemeinde,“ für welchen Namen er sich entschieden hatte, getrost und so weit es die Trauer, seine jetzige Gemeinde zu verlassen, zuließ, auch mit freudigem Herzen an.

Ob sich Alle so sehr über diese Annahme freuten, wie es die lieben Landleute thaten, als sie diese Nachricht empfingen?

„Das ist eine vertrakte Geschichte!“ rief der Regierungspräsident dem Propste, dem ersten Geistlichen der Provinz entgegen, als sich die Herren auf dem Nachmittagsspaziergange trafen — „denken Sie sich, Herr Doktor, es hat sich wirklich ein Thor gefunden, der den Bauern predigen will!“

„Wirklich?“ erwiederte der Angeredete und fragte, als er den Weg mit dem Präsidenten fortsetzte: „wer ist das denn, der dieses Wagniß unternimmt?“

„Sie erinnern sich seiner wohl kaum noch,“ entgegnete der Präsident, „er hat vor mehrern Jahren zur Aushilfe des alten Herrn in Jacobi gepredigt.“

Der Propst mußte sich allerdings einige Zeit besinnen — dann rief er — „doch nicht der Candidat Horst?“

„Derselbe,“ erwiederte der Präsident, „er soll jetzt als Diakonus in X. stehen. Er muß ein sonderbarer Kauz sein,“ fuhr er fort, indem er stehen blieb, „giebt eine gesicherte Stellung gegen eine so

ungewisse auf, wie sie ihm die Bauern bieten; — doch das ist seine Sache," bemerkte er, als er weiter ging.

„Eigentlich schade um ihn," entgegnete der Propst, „er ist nicht ohne hübsche Kanzelgaben."

„Das habe ich auch gehört," sagte der Präsident, „und das ist schlimm," setzte er hinzu, indem er dem Propste aus seiner Tuladose eine Priese anbot.

„Sehen Sie," fuhr er fort, „der Kranz macht den Kohl nicht fett, — dumm ist er nicht, aber der liebe Himmel hat ihn im Zorn zum Theologen gemacht. — Und nun ist er noch so ein Narr und stößt die Pietisten durch sein ewiges Räsonniren gegen die Wunder und wer weiß was Alles, vor den Kopf. Kommt nun so einer wie der Horst — Sie sagen es ja selbst, daß er predigen kann — dann fällt am Ende die ganze Gemeinde ab."

Der Propst mußte die Richtigkeit dieser Voraussetzung anerkennen. Eine Weile ging er sinnend vor sich hin, dann sagte er: „das Beste wäre allerdings gewesen, die Erlaubniß zur Gemeindebildung nicht zu geben."

„Wie wäre das möglich gewesen," warf schnell der Präsident ein, „da die Staatsbehörde das freie Associationsrecht anerkannt hat, so war man gezwungen."

„Nun ja, es ist einmal geschehen," erwiederte der Propst. „Allerdings" — setzte er hinzu — „glaube ich, daß bevor es geschah, das Consistorium hätte befragt werden müssen."

„Daß ich nicht wüßte," entgegnete schnell der Präsident in etwas gereiztem Ton.

„Nun ja, es ist einmal geschehen," wiederholte der Propst, „und es kommt jetzt nur darauf an, daß den Leuten die Sache nicht gar zu leicht gemacht wird."

„Hm,“ schmunzelte der Präsident, „und was würden Sie für Vorschläge dieserhalb machen?“

„Ich kann in der That, bevor die Sache in der Sitzung reiflich erwogen ist, nichts sagen,“ erwiederte der Propst ausweichend.

„Aber vergessen Sie nicht, mein lieber Doktor,“ sagte nun der Präsident, „daß die Leutchen die Landeskirche quittirt und darum mit Ihnen und dem Consistorio nichts weiter zu schaffen haben. Jedenfalls,“ setzte er hinzu, „muß die Regierung doch die Annehmbarkeit der Vorschläge der geistlichen Herren prüfen.“

Dem Propst wollte diese Ansicht zwar nicht recht einleuchten; weil er aber die Charaktereigenthümlichkeit des Präsidenten kannte, der Widerspruch schwer ertragen konnte, und er darum jeder weitern Diskussion über die Competenzfrage aus dem Wege gehen wollte, brach er mit der Bemerkung das Gespräch ab, daß morgen Consistorialsitzung sei, in der die Angelegenheit erörtert werden könne.

Da man an dem Punkt des gemeinsamen Spazierganges angekommen war, wo sich die Wege der beiden Herren schieden, so verabschiedete sich der Propst vom Präsidenten.

„Machen Sie's nur gnädig mit den armen Leuten!“ rief dieser ihm noch nach.

Ob dieser Nachruf des Präsidenten sich in der Consistorialsitzung, die am folgenden Tage stattfand, erfüllt hat, weiß ich nicht. Es ging das Gerücht, daß gerade das reformirte Mitglied des Consistoriums, der Consistorialrath Landrier, ein Nachkomme eines jener Hugenotten, die das Martyrium des Exils der Verläugnung ihres Glaubens vorzogen, wiewohl er durch den Zutritt Mehrerer seiner Gemeindeglieder am meisten wider die Gemeinde hätte gestimmt sein können, sich sehr milde über ihre Sache in der Sitzung ausgesprochen habe, während die lutherischen Räthe — Degen, der Pfarrer an der Barfüßerkirche und Präpositus der Stadtgeistlichkeit,

und der Pastor an St. Petri, der Consistorialrath Tiktter, wie wir wissen, ein Gesinnungsgenosse des Pastors Kranz, weniger freundlich die Gemeindebildung und den Schritt des Diakonus Horst sollen beurtheilt haben.

XI.

Es war einer jener Septembertage, in denen Licht und Luft und Wald und Feld mit einander zu wetteifern scheinen, wer am meisten im Stande ist, an der Schwelle des Herbstes noch einmal die Herrlichkeit des Frühlings und Sommers ins Leben zu rufen.

Der Himmel tiefblau, nur dort, wo der Bergeszug den Horizont begrenzte, verlor sich das Blau allmälig in jenen zarten Tinten, die dem sinnenden Gemüth den Eindruck eines unendlichen Friedens geben.

In der Ebene, die jener Höhenzug abschloß, ragten hinter dem Waldgrün, das hier und dort schon eine herbstliche Färbung angenommen hatte, die Thürme der Stadt, deren Bau ein Stück Mittelalter in die Gegenwart hineinzauberte. Vor uns theils die röthlich grüne frischaufkeimende Saat, theils die braunen Flächen gepflügter Felder. Hier und dort rings um die zerstreuten Dörfer und Meierhöfe mit ihren Eichbüschen, die Gespanne der Pflügenden oder Schaafheerden, die auf der Brache ihr Futter suchten.

Der Weg führt durch einen Wiesengrund, der wie mit einem blendend weißen Schleier von dem feinen Gespinnst der Herbstspinne überzogen war. Hier geht er über eine alte steinerne Brücke, deren festes Gemäuer und hoher Schwibbogen darauf schließen ließ, daß

der Bach, dessen Ufer sie verband, wenn der Winterschnee auf den Höhen geschmolzen war, zum Strome werden konnte. Jetzt führt er allmählig aufwärts und wird zum tiefen Hohlwege, dessen Seitenwangen, von Wurzelästen durchflochten, die von Brombeergebüsch überwuchert waren, mächtige Eichen krönten, deren zackige Zweige über den Hohlweg herabhingen.

Ein prächtiger schattiger Weg der Waldweg dort! Die Mittagssonne, die vergeblich ihre Strahlen durch die Eichenzweige zu drängen suchte, erhöhte den Waldesduft, und der Boden feucht von einem Wässerlein, das an der Seite des Weges murmelnd herabfloß, vermehrte die Kühle und ließ den Wanderer es vergessen, daß der Weg ziemlich steil bergan ging.

Jetzt ist die Höhe erreicht. Der Eichforst öffnete sich bei einem steinernen Kreuz, das mit Moos bedeckt und von Schlingpflanzen überwuchert, vielleicht noch ein Erinnerungsmal an die früheren katholischen Zeiten war.

Da unten im Thal, in das jetzt der Weg schroff bergabwärts führt, liegt zwischen Wiesengrün und Saatfeldern der Mieshof, das Besitzthum des Miesmeiers. An ihm vorbei führt die Chaussee in's Ausland, wie man damals noch die Ländergebiete deutscher Zunge nannte, deren Grenzsteine ein anderes Wappen trugen.

Schon von der Höhe herab sieht man auf dem Mieshofe ein geschäftiges Regen und Bewegen. Aus dem Schornsteine des langgestreckten Strohdaches wirbelt der bläuliche, gastliche Rauch in die klare Luft hinein, und auf dem Hofe vor dem Meierhause steht unter den Eichen allerlei ländliches Fuhrwerk, unter ihm auch ein hochbepackter Reisewagen.

Wenn ich mich nicht täusche, tönt es wie Hornmusik bergaufwärts.

Was ist's denn auf dem Mieshofe? Erndtefest ist heute nicht.

Da drunten unter den Eichen stehen vor dem Eingange der Deele viele Bauern und Bäuerinnen im kleidsamen Feststaat.

Wir müssen näher gehen! — Ha, jetzt löst sich das Räthsel. Nicht umsonst ist es so ein sonniger prächtiger Tag. Für die Gemeinde ist's ein rechter Sonnentag. Ihr Pastor ist angekommen und auf dem Hofe des Miesmeier, dem äußersten Grenzhofe des Kirchspiels, feiert sie seinen Empfang.

Die große Deele ist zu einer Kirche improvisirt. In der Nähe des Einganges, damit auch die draußen hören können, ist eine Art Kanzel angebracht, eine Brettererhöhung, auf der ein Tisch und Stuhl steht. Der Tisch ist mit einem weißen Tischtuch bedeckt und mit Georginen reichlich verziert. Zu Häupten hängt ein mächtiger Kranz von Eichenlaub, in dem sinnig ein von buntfarbigen Astern gebildetes Kreuz angebracht ist.

Auf schnell aus langen Brettern hergestellten Bänken sitzt die Versammlung. Lauter alte Bekannte. Da ist der alte Ehringhausen, dem es zuweilen aus den Wimpern glitzert, und doch lacht das ganze alte treuherzige Gesicht. Neben ihm sitzt sein Gevatter Paulsiek in seiner kurzen gedrungenen Figur und mit seiner unverwüstlichen Jovialität in seinen Zügen. Der Jürgensmeier fehlt auch nicht, und Bolten up den Böhn hat seinen altväterischen Sonntagsrock auch hergetragen. Auch der Vollmeier Jürgen-Kloft und der Hümkemeier und Schulten van der Beke — sie sitzen alle da und ihre Frauen und Töchter hinter ihnen, während das jüngere Mannsvolk an der Seite steht. Dort war, wie wir wissen, die Stallung für Pferde und Kühe. Die Kühe aber waren bei dem schönen Septemberwetter noch draußen, und vor die Pferdekrippen, die nach der Deele zuliegen, waren die Deckklappen gelegt.

Unter den jungen Leuten fehlte natürlich der junge Hermsmeier nicht, er lehnte dort an eine jener Klappen, wo auf der Bank seine

Braut saß. Dort ragt auch die lange schlackerige Gestalt des Anerben des Schulten van der Beke aus den jungen Männern hervor. Er hatte mitgemußt.

Auch die Reformirten waren gekommen. Der alte Bröker zog seine Stirn in die stereotypen Falten, aber man konnte es nicht unterscheiden, ob es Bewunderung oder Rührung war. Kloppen-Jost sah von Zeit zu Zeit seinen „Schgaiper“ an, und als der mit großer Genugthuung mit dem Kopfe wiegte, da wurde es ihm auch so, daß die Sache doch gar zu herzerhebend sei.

Das war sie aber auch in der That.

Horst redete zwar unvorbereitet. Kaum daß er mit seiner Familie auf dem Mieshofe angekommen war, so meinte der Miesmeier: „Herr Pastoor — nu möt Se us en Wurd seggen, wi sün all to haupe un de Speellüde luert[1] up dat Leed, dat jungen warden söll!“ Der Miesmeier hatte sie zum Empfange des „nigen[2] Pastoors“ aus der Stadt kommen lassen.

Aber ob unvorbereitet, oder vielleicht gerade darum und weil er deshalb um so mehr dem Eindruck der Stunde hingegeben war, — der Herr gab Segen zu dem Wort, dem er den 23. Psalm zu Grunde gelegt hatte, und es zog wie ein Rauschen des Geistes Gottes durch die Versammlung.

Der Assessor, der natürlich nicht hatte fehlen dürfen, und den der alte Ehringhausen mit seinem „Kutsgwagen“ abgeholt hatte, schüttelte dem Diakonus, als er geendet und die Kanzel verlassen, die Hand, und Mathilde trat mit Thränen im Auge auf ihren Bruder zu und meinte, nun sei sie gewiß, daß die Sache vom Herrn sei. Frau Gertrud aber war innerlich still vergnügt, als sie die bewegten und doch so fröhlichen Gesichter sah.

[1] warten.
[2] neuen.

Als die Begrüßungsandacht zu Ende war, führte der Miesmeier mit seiner Frau „die Honoratioren," den neuen Pastor mit den Seinen und dem Assessor, in die Visitenstube.

Solch eine Stube war auf jedem Meierhofe. Sie lag neben der Schlafstube auf der der Wohnstube entgegengesetzten Seite des Hauses. Sie hatte gewöhnlich zwei Eingänge, den einen von der Küche, den andern von der Schlafstube aus. Hier lag noch vor ihr die Spinnstube. Ein Sopha, damals noch ein großer Luxusartikel selbst für den größeren Bauern, ein polirter Eichenholztisch mit den nöthigen Stühlen, und eine Glasspinde aus gleichem Holz, in dem das feine Geschirr der Meierin seine Stelle hatte, gaben dem Zimmer ein gar wohnliches Ansehn, das durch weiße Gardinen an den Fenstern noch erhöht wurde.

Die Gäste wurden mit Absicht durch die Spinnstube geführt. Hier traten die zwei Töchter des Miesmeier auf Frau Gertrud zu und die ältere, eine kräftige Bäuerin von einigen zwanzig Jahren, überreichte ihr ein Stück der feinsten selbstgesponnenen und gewobenen Leinwand, während die jüngere, ein siebzehnjähriges liebliches Mädchen, erröthend ein Spinnrad nebst einem starken Flachsrocken mit den Worten vor sie niedersetzte:

„Wir reichen ihr zum Hausrath hin
Als einer rechten Spinnerin
Den Flachs und auch den weißen Lein'
Und wünschen, daß Sie glücklich sein."

Ob eigene Dichtung, oder ob von einem verborgenen poetischen Talent in der Gemeinde zusammengereimt, kann ich nicht entscheiden. Jedenfalls war Frau Gertrud tief bewegt und hoch erfreut, und als sie den beiden Mädchen und der Frau Miesmeier ihren Dank aussprach, sagte ihr Herz auch dem treuen Gotte Dank, der ihr den Weg in die neuen Verhältnisse so lieblich erleichterte.

Der Assessor hatte bei der schnell improvisirten Andachtsstunde noch nicht Gelegenheit gehabt, den Diakonus förmlich zu begrüßen und den Damen sich vorstellen zu lassen.

„Ah, Sie sind der Assessor Fels," ging jetzt der Diakonus auf ihn zu, indem er ihm die Hand schüttelte; „es sind zwar fünf Jahre her, aber ich habe Sie gleich erkannt, als ich von dem Miesmeier auf meinen Platz auf der Deele geführt wurde."

„Sieh, liebe Gertrud," wendete er sich zu seiner Frau, indem er den Assessor bei der Hand hielt, der Freund unseres Thalberg, dem wir nächst Gott es verdanken, unter diese lieben Menschen gekommen zu sein!"

„Meine Schwester!" sagte er dem Assessor, indem sich Mathilde vor diesem verneigte.

„Nu setten Se sik dal!"[1] unterbrach die Miesmeierin die Vorstellungsscene und wies dem Pastor und seiner Frau den Ehrenplatz auf dem Sopha an, während der Assessor an der Seite des Pastors Platz nahm.

„Wor is denn de lütte Deern?"[2] fragte die Meierin ihre Töchter, die ihr bei dem Einschenken des Kaffee's zur Hand gingen.

„Se schlöppt en beten," antwortete die Aelteste.

„Lassen Sie Tildchen nur schlafen!" meinte Mathilde, „das Kind wird müde von der Reise sein."

Der Kaffee war vortrefflich. Das verdankten unsere Gäste, wie wir wissen, der Gegenwart des Assessors. Noch vorzüglicher waren Butter und Stuten, wie das Brod aus Weizenmehl in jener Gegend genannt wird. Es schien, als ob die guten Leute gleich bei seinem Eintritt, was Essen und Trinken betraf, ihrem Pastor eine wohlthuende Aussicht für die Zukunft hätten geben wollen.

[1] Nun setzen Sie sich nieder.
[2] Wo ist denn das kleine Kind?

„Es ist Ihnen der Abschied aus der Heimat gewiß recht schwer geworden,“ wendete sich der Assessor an die Pastorin.

„Freilich nicht leicht,“ erwiederte diese.

„Schwerer als wir dachten,“ warf der Diakonus ein, „es löst sich nicht so leicht das Band, das Gottes Gnade um Hirt und Heerde geschlungen hat und die Liebe, die uns der gläubige Theil meiner früheren Gemeinde entgegen getragen, verdoppelte sich, je näher die Stunde des Abschiedes kam.

„Dazu,“ setzte er hinzu, indem er die Beiden ansah, „sind meine Frau und Schwester so enge mit der Obergerichtsräthin Thalberg und deren Schwester befreundet!“

Es zog wie Wehmuth über Beider Angesicht und Frau Gertrud wendete sich dem Fenster zu, um ihre hervorquellenden Thränen zu verbergen.

„Um so mehr müssen wir Ihnen Allen dankbar sein,“ äußerte der Assessor und seine Stimme verrieth die tiefe Theilnahme seines Herzens.

„Aber seien Sie getrost,“ setzte er hinzu, „wenn Liebe Wunden heilt, die Liebe geschlagen hat, dann hoffe ich Ihnen verbürgen zu können, daß es Ihnen unter uns an diesem Heilmittel nicht fehlen soll. Sie haben ja schon gesehen, mit welcher Herzlichkeit sie empfangen worden sind.“

Jetzt trat der Miesmeier in das Zimmer, nahm ehrerbietig vor dem „Herrn Pastoor“ seine Mütze ab, die er sonst immer aufzubehalten pflegte und meinte: „wennt' gefällig is Herr Pastoor un Fru Pastörschke, de Ollen sün in den Stoven to haupe!“

Als sich Alle erhoben, öffnete er die Thür zur Schlafstube, in der das große Himmelbett stand, ein fast viereckiges, uraltes reich mit freilich grobem Schnitzwerk verziertes Bettgestell, dessen mächtige Kissen wenigstens vier Personen bequem Platz boten.

Wie manches Geschlecht der Miesmeier hatte diese Stube kommen und gehen sehen! Dort waren sie geboren und in dem Bette waren sie alterssatt und lebensmüde gestorben!

Fenster von Weinlaub umgittert öffneten den Blick auf den Garten, der, voll von Obstbäumen, in diesem Jahre eine besonders reiche Erndte versprach.

Als der Pastor in die Stube trat, wo sie versammelt waren, erhoben sich alle Anwesenden.

Das sehr geräumige Zimmer war dicht gedrängt voll. Ein jeder wollte seinen neuen Pastoor begrüßen und ihm die Hand reichen.

„Der Vollmeier zu Ehringhausen," stellte der Assessor vor.

„Ah," sagte Horst, indem er dem Alten die Hand reichte, „Sie haben sich gut gehalten, Sie sehen noch aus wie vor fünf Jahren!"

„Der Jürgensmeier!"

„Wir kennen uns schon," bemerkte Horst bei seinem Namen.

„Jo woll," lachte der Alte mit seinem breiten Gesichte, „Se heﬀt vör fif Johren mine Olle weer gesund bett."

„Süh, dat is hei Dörten," wendete er sich zu seiner Alten, die im Hintergrunde der Stube Platz genommen und die mit ihrem lieben freundlichen Gesicht herüberlachte.

„Der alte Paulsiek," fuhr der Assessor fort. — Horst erinnerte sich auch seiner.

„Meier Bolten up den Böhn," wies er auf das kluge Gesicht, das, einer Spitzmaus ähnlich, aus dem hohen Rockkragen hervorsah.

Einem jeden Genannten reichte Horst die Hand und so ging es fort; der Vollmeier Jürgen-Klost, der Hümkemeier, Schulten van der Beke, der alte Bröker, der seine Stirne in möglichst hohe Falten zog und meinte, „dat is us laiv dat Se door sün[1] hett dat" — so auch Kloppen-Jost — alle bekamen sie einen Händedruck.

[1] daß Sie da sind

„Der junge Hermsmeier!“ erwiederte der Assessor dem fragenden Blicke des Pastors, als an den die Reihe kam.

„Ei ei,“ meinte Horst, „Sie haben sich sehr verändert, „Sie sind stärker geworden! Wie geht's ihrer lieben Mutter?“

„Die ist heimgegangen,“ antwortete der Hermsmeier traurig.

„Das thut mir leid,“ sagte Horst, „sie war eine vortreffliche Frau.“

„Jo Här Pastoor,“ bemerkte dazu der alte Ehringhausen, „dat was 'ne Fru — ik segge ohr 'ne Wirthin! Nu dat sün us Fruenslüde to haupe — mine sälige Olle was't auk —! Awer düsse de Hermsmeiersche was mähr,“ fuhr er fort, „de was en laives Kind Gottes; un,“ setzte er mit inniger Freude seinen zukünftigen Schwiegersohn anblickend hinzu: „hier gait dat Sprüchwurd in Erfüllung: de Appel föllt nich wiet van sinen Stamm!“

Horst reichte dem jungen Hermsmeier noch einmal die Hand, und der drückte sie schweigend auf das kräftigste.

Schon lange hatte der bucklige Adjutant oder auch Befehlshaber des Kloppen-Jost gewartet, ob ihm nicht Gelegenheit gegeben würde, ein Wort zu sagen. Jetzt trat der Pastor auf ihn zu.

„Sieh da der Schäfer, auch Sie hier?“ rief Horst, als er ihm die Hand reichte, „ich meinte, Sie wären reformirt?“

„Es freut mir,“ erwiederte der Angeredete geschmeichelt, so vor allen Bauern vom neuen Pastor angeredet zu werden, „daß Sie mir noch kennen thun“ —

„I, wie sollte ich nicht?“ meinte Horst, „Sie sind ja, als ich vor fünf Jahren des seligen alten Pastors Hülfscandidat war, oft bei mir gewesen!“

Dieses Bekenntniß schmeichelte dem Schäfer noch mehr, und es wendeten sich in der That Aller Blicke auf ihn, als er nun erwiederte:

„Reformirt bin ich zwar der Geburt nach, aber seit meiner Wiedergeburt halte ich mir zur Jakobi-Gemeinde."

Kloppen-Jost nickte ihm freundlich zu, denn er verstand wie sein Schäfer, von dem er eigentlich die Unterscheidung zwischen Geburt und Wiedergeburt erst gelernt hatte, unter der letzteren nichts anderes, als eine gewisse Sündenerkenntniß und die gläubige Annahme des Wortes Gottes.

Horst selbst stand damals in Bezug auf den Artikel von der Wiedergeburt noch in den Anschauungen der neueren Theologie und erwiederte dem Schäfer darum freundlich: „nun, so gebe Gott in Gnaden, daß wir allesammt mehr und mehr in die Wiedergeburt uns hineinleben!"

Während dieser Unterredung drängte sich Schulten van der Beke auf seinen hoffnungsvollen Anerben zu, der, beide Hände in den Hosentaschen, seine lange Gestalt an die hintere Wand aufgepflanzt hatte.

„Slingel," war die leise Anrede, wutn[1] woll usen nigen Pastoor de Hand gieven?"

Aber der junge Mensch blieb unbeweglich in seiner Situation. Herr Märtens hatte ihm gesagt, er solle dem Mucker ja nicht die Hand geben, denn sonst wäre er gefangen. Sein Vater, der dieses Mal keine Störung veranlassen wollte, mußte darum ärgerlich genug „den Slingel" stehen lassen.

Die Vorstellung war vorüber, und nachdem die Meierfrauen sammt ihren Töchtern auch der „Fru Pastörschken" und Mathilden die Hand gereicht hatten, rüstete sich Alles zum Aufbruch.

Vor die zwei Pferde des Miethswagens wurden noch zwei vom Miesmeier lang gespannt, und der Anerbe des Miesmeier, an Größe und Gestalt seinem Vater ähnlich, ließ es sich nicht nehmen, „den nigen Pastoor no de Stadt te feueren."

[1] willst Du.

Nachdem noch verabredet war, daß am nächsten Sonntage, da die Kirchen der Gemeinde ja verschlossen waren, der erste Gottesdienst auf dem Ehringshofe stattfinden solle, brauste das Viergespann unter den Segenswünschen der Anwesenden der Stadt zu, wo die Gemeinde durch Vermittelung des Assessors ihrem Pastor vorläufig eine Miethswohnung hatte eingerichtet.

„Wie schön ist es doch hier,“ sagte Gertrud, als sie zum Wagen hinaussah und die mächtigen in der Abendsonne vergoldeten Eichenforste und Buchenwälder an ihrem Blicke vorüberflogen.

Jetzt führte der Weg aus dem Walde in's Freie. Vor ihnen lag in der Ebene tiefblau die alte Stadt mit ihren Thürmen. Noch einmal goß die Sonne ihr glühendes Licht über die Landschaft, dann sank sie hinter den fernen Bergen herab und als die Reisenden das Weichbild der Stadt erreicht hatten, stand der Abendstern hell und klar am Himmel.

Die Insassen des Wagens waren in Schweigen versunken. Die Eindrücke des Tages zogen an ihrer Seele vorüber, und der Diakonus konnte sich trotz seiner innerlichen Gewißheit, daß er des Herrn Willen gethan habe, doch jener Beklemmung nicht erwehren, die der Eintritt in so ganz neue und dazu so ungewöhnliche Verhältnisse mit sich bringt. Andeutungen, die ihm der Assessor in einem Briefe gegeben, hatten ihn auch damit vertraut gemacht, daß seine Ankunft nicht von Allen mit liebsamen Augen angesehen werde und daß er der Demokratie von Vorne herein ein Dorn im Auge sei.

Der Wagen hielt am Stadtthor zur bekannten Frage, ob etwas Steuerbares?

In diesem Augenblicke blies der Thürmer vom Thurme der Hauptkirche das Abendlied — für dieses Mal die Melodie: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“ Da wurde es Horst wieder leicht

um's Herz. Es klang ihm, als wenn der Herr ihm zugerufen hätte: Sorge nichts! und Mathilde, die vielleicht ähnlichen Gedanken wie ihr Bruder nachgehangen hatte, reichte diesem mit den Worten die Hand: „der Herr heißt Dich willkommen!“ — —

XII.

Von den Demokraten hatte der neue Pastor nichts mehr zu befürchten.

Der Fleischermeister Treppelmann hatte seine Drohung wahr gemacht. Gleich am folgenden Tage nach jener Versammlung hatte er dem Herrn Gutsbesitzer Dünne in aller Form die Kündigung seiner Hypothek auf den ersten Januar des folgenden Jahres eingereicht.

Herr Dünne hatte sich hier und dorthin gewandt, um die Lumperei von zehntausend Thalern, wie er sich ausdrückte, aufzutreiben. Aber Niemand war bereit, „die Lumperei“ ihm zu leihen. Die Thüren der Conservativen waren ihm verschlossen und seine Gesinnungsgenossen waren zwar reich an gesinnungstüchtigen Redensarten, aber nicht an Geldmitteln.

Wir haben gehört, wie durch die bloße Capitalskündigung in etlichen Handwerkern, die bei Herrn Dünne ihre Ersparnisse angelegt hatten, Fragen angeregt waren, bei denen auch die demokratische Gemüthlichkeit und Brüderlichkeit aufhört. Als sie nun von der Geldverlegenheit ihres Schuldners hörten, kam Einer nach dem Andern von diesen und bat den Herrn „Rittergutsbesitzer,“ ihm doch die „Kleinigkeit,“ die er ihm gegen mäßige Zinsen anvertraut habe, in

der nächsten Woche zurückzugeben. Als die Woche verstrichen war, fanden die armen Leute Herrn Dünne nie zu Hause und im wohlbekannten Keller war er Abends auch nicht zu finden.

Der Wirth, der, wie wir wissen, schon längst Verdacht geschöpft und darum die Schulden auf dessen Haus hatte eintragen lassen, kündigte nun auch seinerseits seine Hypothek, die sich auf einige hundert Thaler belaufen mochte und übersandte Herrn Dünne zugleich die Note der seit der Eintragung aufgelaufenen Bier- und Weinschulden, bekam aber auch trotzdem, daß er schließlich selbst hinging, den Bescheid, der Herr Rittergutsbesitzer sei gerade nicht zu Hause.

Jetzt zeigte es sich, daß auch sein Gut mit so bedeutenden Hypothekenschulden belastet war, daß der Banquerott erfolgen mußte.

Einige Wochen vor der Ankunft Horst's äußerte die Frau jenes Schustermeisters, dessen Sorge um sein Geld wir von der Demokratenversammlung her kennen, zu ihrem Manne: „Nu sühst Du, wat et met Dine Dämeli i's" — Dämeli nannte sie wohl nicht mit Unrecht den Demokratenschwindel — „nu kannst nich ens Din Geld weerkriegen, un ik möt doch ton Winter en nigen[1] Mantel hebben un de Görens[2] bruken auk Tüg! Nu segg 't Di, nu goh up Stuns[3] to den Kierl hen un lot Di nich weer afwisen. Un wenn he nich inne is,[4] denn blivst Du bi sine Fru, un wenn di auk nich inne is, denn holl Di an sine Dochter!"

Der Mann ging, fand aber im Vorhause und der Küche Niemand. Als er in der Hinterstube neben der Küche sprechen hörte, trat er ein.

[1] neuen.
[2] Kinder.
[3] sofort.
[4] zu Hause ist.

Frau Dünne ging, stumm die Hände ringend, durch die Stube. Die Tochter, ein Mädchen von achtzehn bis neunzehn Jahren, saß auf dem Sopha und starrte vor sich nieder, und der Inspector, der von dem Gute eilend in die Stadt geritten war, hielt einen Brief in der Hand, in dem Herr Dünne, der, wie er gesagt, auf einer Geschäftsreise seit einigen Tagen abwesend war, von Havre aus seine Abreise nach Amerika anzeigte.

Der Schuster stand wie angedonnert, endlich brach sein Zorn los: — „De verfluchtige Kierl, de foppt de armen Lüe met de Freiheit un Gleichheit, un verspreckt öhr golle[1] Barge van fri Holt un dat wi kine Afgawen mehr te betalen brukt — un dann bedrüggt he se üm eeren sueren Sweet!"

Er wollte noch in seiner Wuth in allerlei Verwünschungen gegen die unglückliche Frau des Flüchtigen losbrechen. Als der Inspector aber diese und die Tochter in das Nebenzimmer führte, stürzte er aus dem Hause und wie ein Lauffeuer ging es durch die Stadt — „Herr Dünne, der Rittergutsbesitzer, das Haupt der Demokratie, hat banquerott gemacht und er ist auf und davon!"

Natürlich nahmen sich sofort die Gerichte der Sache an. Alles wurde versiegelt, und als die Schuldposten summirt waren, überwogen die Passiva die Activa der Art, daß Frau und Tochter, wenn sie nicht bei fernen Verwandten ihre Zuflucht und Aufnahme gefunden hätten, das Thränenbrod der bittersten Armuth gewiß gewesen wäre.

Man kann sich denken, welchen tödtlichen Schlag diese Geschichte der Demokratie geben mußte!

Nicht allein die kleinen Leute, sondern auch die übrigen Häupter der Volksbewegung hatten einen nicht unbeträchtlichen Verlust erlitten.

---

[1] goldene.

Der Lohgerbermeister mußte viele seiner Felle „wegswimmen“ sehen. Franz hatte ihm das kleine Vermögen seiner Frau gegen einen Handschein überwiesen. Auch der Advokat Bröker hatte noch einige Sportelforderungen.

Alle diese Schuldposten, so wie auch die zweite Hypothek des Wirths mußten ad calendas graecas notirt werden und es war noch sehr fraglich, ob Herr Treppelmann zu dem Seinen kommen werde.

Daß den Herrn Demokraten es nicht an spitzen Reden fehlen konnte, und daß man ihnen ein gerüttelt und geschüttelt Maaß von Spott zurückgab, mit dem sie früher in ihrer Zeitung den Conservativen gemessen hatten, liegt ja leider in der menschlichen Natur.

Die betroffenen Handwerker waren durch diese bittere Medicin für immer von ihrem Freiheits- und Gleichheitsfieber kurirt.

Daß unter diesen Umständen die Beschlüsse der letzten Volksversammlung nicht zur Ausführung kamen, versteht sich von selbst — ja, man kann sagen, wenn auch nicht die politische Weltlage damals eine solche Gestalt gewonnen hätte, daß der bisherigen Freiheit der Demokratie wäre Einhalt geboten worden, so wäre für hier der Fall des Herrn Dünne hinreichend gewesen, den demokratischen Bestrebungen wenigstens für die nächsten Jahre den Garaus zu machen.

Auch die Regierung machte Horst keine Schwierigkeit. Im Gegentheil, als er am Tage nach seiner Ankunft dem Präsidenten seine Aufwartung machte, empfing ihn dieser sehr wohlwollend und meinte nur, er bewundere seinen Muth, eine sichere Stellung einer so precären zu opfern, die doch nur von dem Wohlwollen der Gemeinde abhängig sei.

Horst entgegnete, daß er glaube des Herrn Willen gethan zu haben. Der Präsident zuckte mit den Achseln und entließ ihn zwar freundlich, aber doch mit dem nicht gerade ermunternden Wunsche,

daß er es nie bereuen möge, daß er sich in eine so schwierige Lage begeben habe.

Was der Präsident mit der letzteren Bemerkung gemeint, das sollte Horst noch an demselben Tage erfahren.

Er wollte seinerseits Alles thun, das Band amtsbrüderlicher Gemeinschaft mit den Geistlichen der Stadt anzuknüpfen. Sein erster Besuch am Nachmittage dieses Tages galt daher dem Propste.

Dessen Frage: „was wünschen Sie?“ womit er den Eintretenden empfing, lautete um so weniger freundlich, als Horst dem Diener seine Karte übergeben hatte.

Horst gehörte nicht zu den Persönlichkeiten, die sich leicht einschüchtern lassen, er erwiederte darum bescheiden aber bestimmt: „Ihnen meine Aufwartung machen, Herr Propst!“

Eine leichte Handbewegung nöthigte ihn Platz zu nehmen.

„Sie haben sich in eine eigenthümliche Situation eingelassen, Herr Diakonus,“ begann der Propst.

„Aber doch wohl in eine vom Herrn so geführte,“ war die Antwort.

„O,“ meinte der Propst, „das müßte doch erst erwiesen werden, Gott ist ein Gott der Ordnung und ein Feind alles unordentlichen Wesens.“

Horst fing an, das Blut zu wallen. Nach seinen Begriffen bestand die Ordnung, die Gott wollte, in der Aufrechthaltung der lauteren Predigt und des reinen Sacraments, und ihm schien darum die Gemeinde, die ihn berufen, vielmehr diese Ordnung zu handhaben als die Behörde, die einen Feind der ewigen Wahrheit auf der Kanzel duldete.

Er wollte in diesem Sinne antworten, als der Diener den Consistorialrath Degen meldete.

Als der Propst Horst's Namen genannt, maß ihn Degen von

Oben bis Unten und sagte dann in seiner schneidigen Weise: „Also Sie wollen in unsere lutherische Landeskirche eine freie Gemeinde hineinbringen? Ich hatte," setzte er milder hinzu, „als Sie früher für den treuen entschlafenen Zeugen predigten, andere Hoffnungen für Sie!"

Ist das die Liebe der Amtsbrüder? dachte Horst, erwiederte dann aber ruhig und bestimmt: „Sie wissen, Herr Consistorialrath, daß der Name „freie Gemeinde" einen üblen Beigeschmack hat und daß die Gemeinde, die mich berufen, einen andern officiellen Namen führt."

„Ganz richtig," entgegnete Degen schnell, „es wird ihre Gemeinde dann wohl auch so ein Mischmasch von allerlei Bekenntnissen sein, wie jene Kirche, die ebenfalls officiell diesen Namen führt."

Horst kränkte es tief, daß eine Kirche, in der es, wie er wußte, so viele treue Zeugen gab, so mißachtend bezeichnet wurde. Er sagte daher: „Ich weiß nicht, Herr Consistorialrath, ob Sie das Recht haben, eine Kirche, die sich, so viel ich weiß, zum Herrn und Heilande bekennt, mit diesem Namen zu belegen: was aber die Gemeinde betrifft, der ich die Gnade habe vorzustehen, so muß ich die von Ihnen gebrauchte Bezeichnung für sie auf das entschiedenste ablehnen. Ihr Bekenntniß ist die unveränderte Augsburgische Confession und ihr Katechismus der lutherische.

„Aber, wie ich erfahren, gehören doch auch Reformirte zu Ihrer Gemeinde," meinte nun Degen.

„Allerdings," erwiederte Horst schnell, „aber sie haben sich ausdrücklich zu diesen Bekenntnißschriften bekannt."

„Wenn das nur aus Ueberzeugung geschehen ist," bemerkte Degen in einem Tone, als ob er daran zweifele und wendete sich dann an den Propst mit der Mittheilung, daß mehrere städtische Mitglieder der St. Jacobigemeinde, unter ihnen auch der wohlhabende Fleischermeister Treppelmann dem Pastor Kranz ihren Austritt und

ihren Anschluß an „Ihre Gemeinde," sagte er zu Horst, angezeigt hätten.

Der Propst sah einen Augenblick schweigend bald Degen bald Horst an und meinte dann zu dem letzteren sich wendend, man sehe, wie seine Ankunft lauter Unordnung zur Folge habe — seien auch die Pfarreinkünfte dem Pastor Kranz gewahrt, so sei doch die Spaltung in der Gemeinde ein gar trauriges Ereigniß.

Horst gab das letztere willig zu, meinte aber, daß diese Spaltung nicht durch diejenigen hervorgerufen sei, die Gottes Wort und Sacrament rein behalten möchten, sondern durch diejenigen, die es von der Kanzel und Altar verbannt hätten. Er meinte, im Kleinen liege es hier ähnlich wie in den Tagen der Reformation, nicht Luther, sondern der Papst, der dem lautern Evangelio gewehrt, habe die Kirchenspaltung hervorgerufen.

Es trat eine jener peinlichen Pausen ein, in der ein Jeder nach einem passenden Worte sucht, und es um so weniger findet, je länger die Pause dauert.

Nachdem der Propst nach einer Weile in etwas freundlicherem Tone sich nach Horst's Familienverhältnissen erkundigt hatte, stand dieser auf, und empfahl sich den Herren in stummer Verbeugung.

Horst war tief bekümmert, er hatte den Muth verloren, die übrigen Amtsbrüder aufzusuchen. Erst zu Hause, als ihm seine Frau mit strahlendem Gesichte, in der Hand einen schweren Korb, mit den Worten entgegentrat: „Sieh, lieber Theodor, dessen Inhalt hat mir eben ein Schlächtermeister, Namens Treppelmann, zum Geschenk geschickt!" fand er in dem fröhlichen Sinne seiner Gertrud seine Ruhe wieder, und als ihm seine Schwester sein liebes Tildchen brachte und das nach dem Papa seine Aermchen ausstreckte, da war alles Schwere, was er erlebt hatte, vergessen, und er setzte sich seelenvergnügt an

Bayerische Staatsbibliothek München

den Kaffeetisch, an dem sein Töchterchen betete: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast. Amen!"

XIII.

Der Sonntag, an dem die Gemeinde ihren ersten Gottesdienst hielt, war nicht so freundlich, als der Tag seines Empfanges.

Es zog ein anfröstelnder Nebel über die Wälder und Felder. Von dem Höhenzuge, an dessen Fuß tief im Thalgrunde der Ehringhäuser Hof lag, sah man nichts. Nur dann und wann, wenn ein Luftzug in den Nebel hineinjagte, wurde hier und dort ein dunkler Waldstreifen sichtbar.

Der alte Ehringhausen hatte zeitig seinen Wagen geschickt. Nachdem Horst in seiner Studirstube noch einmal den Herrn gefleht, daß er mit ihm sein und den ersten Gottesdienst segnen wolle, stieg er mit seiner Frau und Schwester ein, während Tildchen der bewährten Wärterin anvertraut blieb.

In der Stadt tönte von allen Thürmen das Vorgeläut. Das klang den Dreien im Wagen so heimathlich in die Seele hinein. So hatten noch am vorigen Sonntage die Glocken in der Salvatorkirche in X. ihm zur Abschiedspredigt geläutet. — Die Räume jener prächtigen Kirche traten Horst vor sein inneres Auge und es wollte wie Wemuth durch seine Seele ziehen, wenn er daran dachte, daß nun wohl für immer ihm die prächtigen gothischen Kirchen mit ihren Spitzbogengewölben, ihren bunten Fenstern, ihrem Orgelbrausen und ihren Hochaltären verschlossen bleiben würden, und daß nur die Deele eines Bauerhofes fortan die Stätte sein werde, in der er die Geheimnisse des Glaubens verkündigen und bieten solle.

Der trübe Morgen war auch nicht geeignet, seine Seele freudig zu stimmen und wenn ein Windstoß den feinen Regen, in den sich der Nebel auflöste, gegen die Wagenfenster trieb, oder wenn ein welkes Blatt in die Luft gewirbelt wurde, so war es ihm, als riefe ihm das Alles zu: so gestaltet sich fortan dein Leben und du bist losgelös't von der bestehenden kirchlichen Ordnung einem solchen Blatte gleich, das hin und hergeweht wird.

Es zeigte sich bei Horst, welchen Einfluß in trüben Stunden Aeußerungen Anderer auf die Seele ausüben, denen man zu andern Stunden ritterlich widerstanden hat.

Gertrud mochte seine trüben Gedanken bemerken, sie nahm sanft seine Hand, drückte sie und sagte: „Lieber Theodor, als wir einzogen, blies ja der Thürmer: was Gott thut, das ist wohlgethan, und jetzt — doch horch! klingt's da nicht wie Gesang?"

Es war so. Dort, wo der Weg in das Thal einbog, kam von der Höhe ein Zug von Bauern mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern, alle in ihrem Sonntagsstaat, dessen Kopfputz die Bäuerinnen mit weißen Tüchern gegen den Regen geschützt hatten.

Nach der Melodie zu schließen — die Worte konnte man nicht verstehen — sangen sie das Lied: „O, daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund, so stimmt ich damit in die Wette vom allertiefsten Herzensgrund ein Loblied nach dem andern an, von dem, was Gott an mir gethan!"

Die Drei hörten stille zu und als der Wagen näher kam, und wegen des abschüssigen Weges langsam fahren mußte, hörten sie deutlich die Worte:

„Was schweigt ihr denn, ihr meine Kräfte, auf, auf braucht allen euern Fleiß, und stehet munter im Geschäfte zu Gottes meines Herren Preis! Mein Leib und Seele schicke dich und lobe Gott herzinniglich!

Horst fühlte sich tief beschämt und zugleich hoch erhoben. Mitten im Sprühregen sangen seine Gemeindeglieder Gott ein Loblied, weil sie wieder zum Gottesdienst ziehen konnten, und er wollte verzagen und den Kindern Israel ähnlich, wenn auch nicht über die verlassenen Fleischtöpfe, — die gab es hier, nach dem Anfange zu urtheilen, in größerer Fülle — doch über die dahintengebliebenen schönen Kirchen trauern? Dazu — ist nicht die schönste Kirche doch nur ein ödes Haus, wenn nicht Gottes Wort treulich darin verkündigt wird? Wie aber eine Seele zur Kirche werden kann, das hatte er schon bei seinem Empfange erfahren.

In dieser Stimmung kam er mit den Sängern auf dem Ehringshofe an.

In die Deele konnte Niemand mehr hinein. Darum hatte der Vollmeier in Voraussicht des umschlagenden Wetters, theils von Brettern, theils von Leinwand eine Art Vorhalle improvisirt, die mit ihren Laubguirlanden einen gar freundlichen Anblick gewährte. Aber auch dieser Vorbau war schon besetzt.

Der alte Ehringhausen empfing seinen Pastor am Wagenschlag. Neben ihm stand seine Tochter und deren Bräutigam.

Sie sahen alle Drei gar stattlich aus. Der Alte im langen blauen Tuchrock mit der Doppelreihe der thalergroßen übereinanderliegenden Silberknöpfe und den verschiedenen Westen, — dazu schwarzmanschesterne Kniehosen, Strümpfe und Schuhe mit mächtigen Silberschnallen, in der Hand die neue grünsammtene Sonntagsmütze mit Pelzbesatz. Aehnlich gekleidet, nur daß er hohe Stiefeln trug, der junge Hermsmeier, dessen hohe und wohlgebaute Gestalt die Tracht noch vornehmer erscheinen ließ. Fiken, wir kennen sie ja, im enganschließenden, bis zum Halse reichenden schwarzen Tuchmieder, mit faltenreichem Tuchrock von gleicher Farbe, der unten mit mehreren Reihen grünseidener Bänder besetzt war. Um den Hals eine einem

Teller ähnliche mit echten Spitzen besetzte Fraise, auf der die dicke Bernsteinperlenschnur, das Erbtheil ihrer seligen Mutter, lag. Dazu jener eigenthümliche Kopfputz, eine kleine golddurchwirkte Haube, die von grünseidenem Band umwunden war, das über der Nasenwurzel in eine Schnippe auslief, und hinten zu einer Schleife zusammengeheftet die Enden weit über die Taille herabfallen ließ. In der That sie alle Drei waren gar stattlich anzusehen!

„De Här segen öhren Ingang, Herr Pastoor!" sagte der alte Ehringhausen tiefbewegt, als er den Wagenschlag öffnete und Horst die Hand reichte.

Der junge Hermsmeier half den Damen aus dem Wagen und Alle traten durch die Seitenthür, die wir kennen, in die Küche und von da in die Visitenstube.

Der Assessor war schon dort. Ihn hatte der junge Hermsmeier mit seinem Gespann schon vorher abgeholt. In seiner Begleitung war der Regierungsrath von Ehren, das jüngste Mitglied des Regierungscollegiums.

Er war eigentlich der einzige Umgang des Assessors, ein geistvoller Mann, in seinen politischen Anschauungen vollkommen mit ihm übereinstimmend, nur auf religiösem Gebiete im höchsten Grade unerfahren.

Früh von seinem Vater, einem wohlhabenden Rittergutsbesitzer, einem Gymnasio und einer Pension übergeben, die beide eher zerstörend als förderns auf sein religiöses Leben eingewirkt hatten, und von einem Geistlichen confirmirt, der an die Stelle der tiefen Glaubenswahrheiten seichte moralische Vorschriften gesetzt, war seinem sonst so reichem Gemüthe das Glaubensleben nie nahe getreten. Dabei war für ihn, wie er sich ausdrückte, die Schroffheit des Consistorialrathes und Präpositus Degen, den er, wiewohl in St. Jakobi eingepfarrt, zuweilen gehört hatte, nichts weniger als anziehend und die Spaltungen

innerhalb der protestantischen Kirchengemeinschaften hielten ihn ab, einer Sache weiter nachzusinnen, für die er von Vornherein kein Herz hatte. Er äußerte Fels gegenüber wohl, wenn die Theologen selbst nicht eins sind, wie können sie denn verlangen, daß wir die eine oder andere ihrer Lehrmeinungen als die Wahrheit ansehen sollen! Dennoch hatte der Umgang mit diesem, der durch die beiderseitige Junggesellenschaft noch befördert wurde, einen wohlthätigen Einfluß auf ihn ausgeübt, und sein Interesse der evangelischen Gemeinde zugewendet.

Als er nun von seinem Freunde erfahren, daß an diesem Sonntage der erste Gottesdienst der Gemeinde stattfinden solle, hatte er zu des Assessors Freude den Wunsch ausgesprochen, an ihm Theil nehmen zu wollen.

Nach der üblichen Vorstellung und während der Assessor und der Regierungsrath sich mit den Damen unterhielten, reichte der alte Ebringhausen dem Pastor das Gesangbuch. Es war der Elsnersche geistliche Liederschatz, der schon längst bei den Bauern in ihren Hausandachten das unter aller Würde schlechte Landesgesangbuch verdrängt hatte.

„Wu willt' Se't nu hollen?"[1] fragte der Alte. „De Muskanten ut de Stadt sün weer dor, de künt ävers nich alle Leeder speelen. So as: Herr Gott dich loben wir — oder — In allen meinen Thaten, un süke bekannte Melodien — dat mag wul gohn."

Die Lieder waren bald ausgesucht.

„Wie ist es denn," examinirte Horst, „habt ihr so etwas wie einen Altar hergestellt?"

„Kümp Se man herrinner!"[2] schmunzelte der Alte.

---

[1] Wie wollen Sie es nun halten.
[2] Kommen Sie nur herein.

In diesem Augenblicke trug der Wind das volltönige Geläut von der Stadt herüber.

„Dat göll us!“[1] meinte der alte Ehringhausen.

Horst legte sein Amtskleid an und schritt den Uebrigen voran.

Kopf an Kopf saß und stand die Versammlung, so daß der Pastor mit den Seinen nur mit Mühe sich hindurchdrängen konnte.

Ueber der Menge wölbte sich ein Laubdach. In ein solches war die Holzdecke der Deele durch Eichenlaubguirlanden verwandelt. An der Langseite in der Nähe des großen Einganges stand vor der Kanzel der Altar, ein mit weißer Leinwand verhüllter Tisch mit einem gußeisernem Crucifix, das früher in der Schlafstube von Hermsmeiers Mutter gestanden, und Leuchter aus gleichem Metall, die der alte Ehringhausen zu diesem Zwecke besonders angeschafft hatte. Auf den Leuchtern brannten Wachskerzen von eigen gezogenem Wachs.

In der That diese Deele mochte wohl dem prächtigsten gothischen Dome, in dem nur hier und dort ein Hörer sitzt, die Frage vorlegen, welche von uns Beiden ist die Kirche?

Horst trat tief bewegt vor den Altar und als er nun mit der ganzen Gemeinde zum Sündenbekenntniß niederkniete, da war es ihm, als müsse der gnädige Gott hier zu der Absolution, die er in seinem Namen aussprach, sein Amen sagen.

Der Text seiner Predigt war St. Johannis Wort: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“

Der Herr gab ihm das Wort. Als er ausgeredet, zog es wie ein tiefes Bewegen durch die Gemeinde und als er den Segen sprach, fiel alles auf die Knie und nach dem Amen erklang mit einem Male wie aus einem Ton Zinzendorfs unübertreffliches: „Marter Gottes, wer kann Dein vergessen!“

---

[1] Das gilt uns.

Nachdem Horst noch für den nächsten Sonntag die Feier des heiligen Abendmahles angezeigt und die Gemeindeglieder aufgefordert hatte, die Kinder zum Confirmandenunterrichte ihm zuzuführen, verließ er die Versammlung.

Horst hatte bereits sein Amtskleid wieder abgelegt, als der Assessor mit Herrn von Ehren in das Zimmer trat. Es schien, als wenn des Letzteren Auge feucht war. Er sagte nichts, er ging auf den Pastor zu und reichte ihm still die Hand. Des Assessors Augen glänzten vor innerlicher Freude.

„Solch eine volle Kirche hast Du wohl noch nie gehabt, lieber Theodor," sagte Frau Gertrud.

„Und solch eine Gemeinde auch noch nicht," erwiederte der Pastor.

Als der alte Ehringhausen hereinkam, machte er ein besonders vergnügtes Gesicht. Er trug an einem schweren zinnernen Becken. Es enthielt das Opfer, das ohne Wissen des Pastors nach dem Gottesdienst war eingesammelt worden. Allerdings schien es ein sehr reiches.

„Das heben Sie nur auf, mein lieber Ehringhausen," sagte Horst, „Sie können der Gemeindekassirer sein."

„Ne," erwiederte der alte Mann, „för dütmol[1] ist't öhre — Se künnt im Anfang bruken!"

„Äwer Fiken," sagte er zu seiner Tochter, die eben mit dem Tischzeuge eintrat, „nu deck' den Dischk, use Pastoor ward hungrig sin." —

Es war in der That ein solennes Mahl, das Fiken alle Ehre machte. Als Frau Gertrud das bemerkte, meinte der Alte lachend, der sich nach vielem Röthigen mit an den Tisch gesetzt hatte, oder

[1] Für dieses mal.

vielmehr einen Schritt davon, wie es der dortigen Bauern Sitte ist, „Nich wohr, Fru Pastörschke, dat gifft ne düchtige Meierschke.[1] Jo, Herr Pastoor," fuhr er fort, „Se hest woll van den Herren Accesser hört, dat min Fiken de Hermsmeier frigget, nu kann jo woll bolle[2] Hochtid sin?"

Horst wußte allerdings davon und meinte, sobald der Meier bei dem Pastor Kranz das Aufgebot bestellt habe, dem die Führung des Kirchenbuchs verblieben war.

„Ik weit," sagte der Alte etwas verstimmt, „äwer Se ward de Lüde doch auk upbeiden?"

„Versteht sich, am nächsten Sonntage, wenn Kranz das Aufgebot angenommen hat."

„Fiken, Fiken," rief der glückliche Alte seiner Tochter entgegen, die gerade mit einer Schüssel mit einem mächtigen Braten in's Zimmer trat, „in vier Weken is Hochtied!"

Fiken wurde über und über purpurroth, schlug die Augen nieder und eilte zur Thüre hinaus.

„Se frügget sik[3] doch," sagte der Alte vergnügt. „Se het äwers ok 'nen Brüdigam, 'nen Betern gift up Stuns nich in de ganze Buerschgap un wiet dröver hen!"

„Nu äten Se doch — Se brukt sik nich tau schgenneeren,"[4] wandte sich der Alte an den Regierungsrath, der sich eben mit Mathilde, seiner Nachbarin, unterhielt.

Der so Aufgeforderte nahm lächelnd sein Glas und füllte es mit dem guten Rheinwein, den der Alte zur Feier des Tages sich vom „Kröger" hatte besorgen lassen.

---

[1] sie giebt eine tüchtige Meierfrau.
[2] bald.
[3] Sie freut sich doch.
[4] geniren.

„Unser Pastor und seine Familie!“ hob nun der Assessor sein Glas. Der Brauch des Anstoßens war aber dem Alten eine unbekannte Sache, er faßte das Glas von oben her und stieß mit dem Fuße an.

Als der Pastor das Gratias gesprochen, meinte er, jetzt sei es wohl Zeit zum Anspannen.

„So fröh all?“ fragte der Alte; „Fiken,“ rief er aus der Thür, „de Pasteer will all weg, geswinne mok Koffee!“

Während Gertrud mit Mathilde zu Fiken hinausging, und sich ihre Ausstattung zeigen ließen, plauderten die Männer mit dem alten Ehringhausen anfangs über Dieses und Das, seinen Hof, seine Pferde, die Erndte.

„Aber, Herr Vollmeier, wie soll's denn nun weiter werden?“ fragte der Regierungsrath, als das Gespräch auf die Gemeinde und ihren Gottesdienst kam. „Auf Ihrer Deele kann der Gottesdienst doch nicht immer sein.“

Der alte Mann fuhr mit der Hand in die Haare und meinte: „dat is de Teuker![1] Wenn't Fröhjohr was, denn wör't nich slemm;[2] äwers nu is de Harvst un de Winter vor de Döhr!“

„Wir haben die Ausstattung Ihrer Tochter uns besehen,“ unterbrach die Pastorin, die mit Mathilden wieder eingetreten war, zum alten Ehringhausen sich wendend, das Gespräch. „O, so einen Reichthum von Leinwand habe ich noch nie gesehen,“ setzte sie hinzu.

„Ja, meine verehrte Frau Pastorin,“ sagte der Regierungsrath lächelnd, „unsre Bauern sitzen nicht allein in der Wolle, sondern auch im Leinen.“

„Und was für Federn!“ sagte sie zu Mathilde gewendet.

---

[1] das ist der Teufel.
[2] schlimm.

Fiken kam beinahe mit ihrem Kaffee zu spät.

Eben fuhr ihr Bräutigam, dem der Assessor einen Wink gegeben, mit seinen prächtigen Braunen vor dem leichten Korbwagen auf den Hof. Gleich darauf war auch die Kutsche des alten Ehringhausen bespannt.

„Alse bis taukünften Sündag,[1] Herr Pastoor!" sagte der alte Ehringhausen, als Horst mit seinen Damen Platz nahm.

„Bis auf Wiedersehn!" riefen die beiden Herren den Insassen der Kutsche zu, und die Braunen des Hermsmeier brausten vom Hofe.

Der Himmel hatte sich gegen Nachmittag aufgehellt. Immer größere Inseln bildeten die blauen Stellen im Wolkenmeer, dessen einzelne Wogen von der Spätnachmittagssonne goldig angeleuchtet wurden.

„Sieh, lieber Theodor," wendete sich Frau Gertrud an ihren Gatten, „wie freundlich Gott nach dem Regen wieder seine liebe Sonne scheinen läßt!"

„Das Beste ist," erwiederte dieser, „daß Er auch unter dem Dunkel des Regengewölks sein Licht leuchten läßt. Sangen die Gemeindeglieder nicht auch Euch heut' Morgen," wendete er sich fragend an seine Schwester, „lichte Gedanken in's Dunkel des sorgenden Herzens hinein?"

XIV.

Wir haben schon aus dem Munde des Consistorialraths Degen gehört, daß auch viele städtische Mitglieder der St. Jacobi-Parochie sich der Gemeinde angeschlossen hatten.

[1] Sonntag.

Außer dem Fleischermeister Treppelmann gehörten zu ihnen der Zimmermeister Oldenkott und der Kürschnermeister Tospann.

Durch des Ersteren Vermittlung fand Horst bald ein Lokal, das den vielen Confirmanden aus Stadt und Land, die bei ihm angemeldet wurden, hinlänglichen Raum gewährte. Herr Treppelmann war Altmeister der Fleischerinnung und wußte es bei derselben dahin zu bringen, daß das Tanzlokal der Herberge, das einen von dieser gesonderten Eingang hatte, zu diesem Zwecke eingeräumt wurde. Der Vollmeier Jürgen Kloft aber hatte bei der Anmeldung seiner beiden Kinder zum Unterricht gemeint, als ihm Horst seine Sorge wegen der künftigen Heizung des Lokales aussprach: „Da seien Se unbesorgt, Herr Pastoor, ich werde einen Vierspänner mit Holt anfeueren loten."

Als Horst gegen Mittag aus seiner Studirstube, in der er die neuen Gemeindeglieder empfangen und die Prüfung der angemeldeten Confirmanden vorgenommen hatte, in die Wohnstube zurückkehrte, rief ihm seine Frau fröhlich entgegen: „Rath' einmal, wer hier gewesen ist?"

„Der alte Ehringhausen?"

„Nein!"

„Seine Tochter?"

„Auch die nicht!"

„Ja, das soll ich rathen!" rief der Pastor lachend, „ich wüßte wirklich nicht, wer Dich besuchen könnte, Du hast hier ja noch keine Bekannte!"

„Die Schwester des liebenswürdigen Regierungsraths — wie heißt er doch nur auch? — der gestern mit dem Assessor im Gottesdienste war."

„Ehren," erwiederte ihr Mann.

„Richtig, Fräulein von Ehren! Höre, ist das aber eine liebenswürdige Dame!“ rief Frau Gertrud enthusiasmirt.

„Jung ist sie nicht mehr, sie ist gewiß zehn Jahre älter als ihr Bruder, aber ich sage Dir reizend!“

„Du bist ja ganz hingenommen!“ bemerkte Horst lächelnd.

„Ja, das kann man auch wohl sein,“ erwiederte Frau Gertrud, „ich bin überzeugt, Du wärst es auch, wenn Du sie sähest.

Ein nicht gerade großes zierliches Figürchen. Sie war schwarz angezogen, nicht reich, aber nobel.

Und dieses Gesicht! Ich konnte mich nicht satt daran sehen. — Einige Aehnlichkeit mit Fräulein von Ostenbrink, Du kennst sie ja, die Tante der Obergerichtsräthin Thalberg. Aber noch viel feiner!“

„Sie gleicht doch auch ihrem Bruder,“ meinte Mathilde, die eben mit dem Tischzeuge hereintrat und die letzten Worte gehört hatte.

„Diese feine, ein klein wenig gebogene Nase,“ fuhr Frau Gertrud begeistert fort. „Dieser zierliche freundliche Mund, um den ein stetes Wohlwollen spielt — und diese Augen! — Augen, ich sage Dir Theodor, wenn Du nächstens einmal eine dichterische Anwandlung hast, mußt Du diese Augen besingen! — Eigentlich sind's keine Augen“ —

„Nun, was sind's denn?“ lachte Horst hellauf.

„Seelen,“ erwiederte Gertrud, „die ganze unaussprechlich freundliche Seele der Dame ruht in diesen Augen.“

„Wie kam sie denn dazu,“ fragte der Pastor, „Dich zu besuchen.“

„Nun, so höre doch,“ sagte Frau Gertrud eifrig. „Wir saßen hier und unterhielten uns, wann der Möbelwagen wohl hier sein könne, und Tildchen spielte auf der Erde mit der Puppe, da meldet Lisette: „„Fräulein von Ehren!““ Ich schnell meine Schürze abgebunden

— ich weiß nicht einmal, wo ich sie in der Eile gelassen habe — da tritt sie auch schon herein.

„„Verzeihen Sie, meine liebe Frau Pastorin,““ sagte sie mit einer Stimme, die gerade so lieblich klang, als sie selbst aussah, „„daß ich Sie so früh überfalle, aber ich dachte, es würde Ihnen lieb sein, da Sie Niemanden hier kennen, wenn ich mich Ihnen anbiete, über dieses und jenes Ihnen Auskunft zu geben.““

Ich war nicht im mindesten verlegen," fuhr Frau Gertrud fort, „wie konnte man das auch diesem reizenden Wesen gegenüber! Ich sagte, daß ich gewiß auch ihrem Herrn Bruder die Freude ihres Besuchs verdanke. Sie lächelte so unbeschreiblich lieblich und meinte: „„allerdings hat mein guter Bruder sich gestern sehr an der Predigt Ihres Herrn Gemahls erbaut.““

„Aber ich bitte Dich, liebe Gertrud," rief Horst lachend, „Du hast wohl gleich Alles, was die Dame gesagt hat, aufgeschrieben!"

„Nun, so höre doch weiter," rief Gertrud eifrig. „Als Tildchen sie sah, lief sie gleich auf sie zu — denke Dir, die doch sonst Fremden gegenüber so blöde ist — fragte: Tante, wie heißt Du?

Und da hättest Du sehen sollen, wie freundlich sie mit dem Kinde sprach, dann nahm sie's auf den Schooß und sagte ihm, nächstens würde sie ihm etwas mitbringen.

Tilde spricht jetzt weiter nichts, als von der lieben Tante Franziska — den Namen hatte sie ihr genannt."

„Aber vergiß doch nicht die Bestellung an Deinen Mann," bemerkte Mathilde.

„Ja richtig — das hätt' ich bald vergessen, der Regierungsrath läßt Dich einladen, heut Abend mit dem Assessor zusammen bei ihm den Thee zu trinken.

Dann rieth sie mir," fuhr Gertrud fort, „doch ja bei Oberbürgermeisters einen Besuch zu machen, das seien gar liebe Leute.

Als ich ihr sagte, daß es Dir bei Deinem ersten Besuche bei dem Propst nicht zum Besten ergangen sei, und daß Du auch den Consistorialrath Degen dort getroffen hättest, meinte sie, das müßtest Du den Herren nicht so übel nehmen, die Sache sei ihnen gar zu neu, das würde später wohl anders werden. Ob Du denn nicht den reformirten Consistorialrath Landrier besucht hättest, das sei ein ganz vortrefflicher Mann.

Ueberhaupt, lieber Theodor," fuhr Gertrud warm fort, „kein hartes Wort in der ganzen Unterhaltung. Sie war eine lebendige Auslegung des achten Gebotes — Gutes vom Nächsten zu reden und Alles zum Besten kehren!"

„Das muß ja eine ganz vortreffliche Dame sein," bemerkte Horst.

„Ja, das ist sie," antwortete Gertrud, „und sie will morgen wiederkommen, und mit Mathilde und mir in den Laden gehn, — Du weißt, ich muß für Tildchen Stoff zu einem Kleide haben.

Ach, wie danke ich Gott," setzte sie hinzu, „daß Er uns dieses Herz aufgethan hat. Jetzt fühle ich mich hier schon gar nicht mehr fremd und Mathilde auch nicht," setzte sie hinzu, als diese Tildchens Stuhl an den gedeckten Tisch rückte und der Kleinen die Serviette vorband.

„Wo ist die Tante Franziska?" sagte die Kleine und sah sich in der Stube umher.

„Morgen kommt sie wieder," tröstete sie die Mutter. — — —

„Draußen ist ein Mann, der nennt sich Schweppe," meldete Lisette, als sich eben Horst mit den Seinen zu Tische setzen wollte.

„Mein künftiger Küster," sagte Horst zu Gertrud.

Der Schäfer, der am Vormittage die Kinder vom Kloppen-Jost zum Unterrichte angemeldet, hatte gemeint, er wisse einen christlichen Bruder in der Stadt, der sich zum Küster sehr wohl eigne, er wolle ihn schicken.

Das war Herr Schweppe.

Ein hagerer Mensch von mittlerer Größe trat in das Zimmer. Er mochte einige Dreißig zählen, trug einen etwas abgeschabten saftgrünen Leinwandrock und der kleine Kopf mit dem dunkeln glatten Haar, dem blassen Gesicht, der aufgestülpten Nase und den stechenden runden braunen Augen ruhte in einem weißen Halstuche, das allerdings schon längere Zeit seinen Dienst versehen haben mußte.

„Sie heißen Schweppe?“ fragte der Pastor.

„Der Bruder Drüner, der Schgäfer von Kloppen-Jost, hat mich gesagt, daß ich Ihnen besuchen sollte,“ war die Antwort des Herrn Schweppe.

„Gehören Sie zu unsrer Gemeinde?“ fragte Horst.

„Seit meiner Wiedergeburt,“ war die etwas eigenthümliche Antwort, bei der sich die beiden Damen mit jenem Blicke ansahen, hinter dem nur mit Mühe das Lachen zurückgehalten wird.

Herr Schweppe wollte aber nur sagen, daß er, ursprünglich auch reformirt, seit seiner Erweckung durch das Zeugniß des entschlafenen alten Pastors an St. Jacobi zu dieser Gemeinde sich gehalten habe.

„Sie wollen bei mir Küster werden?“

„Wenn es der Herr so haben will,“ antwortete er und faltete die Hände.

„Was haben Sie denn für ein Geschäft?“

„Ich bin meines Handwerks ein Seiler, ich kann aber auch Hasen jagen und Fisge fangen.“

„Werden Sie denn auch Zeit haben, Ihrem Küstergeschäft obzuliegen? Bedenken Sie, daß wir auch zuweilen in der Woche zu Krankencommunionen über Land müssen.“

„Das wird wohl gehen, der Herr weiß, daß ich ihm gerne diene.“

„Sind Sie verheirathet?“ fragte Horst weiter.

„Ich befinde mir seit neun Jahren in dieser Vorschgule des Himmels, und der Herr hat mich darin sieben Würmer gesgenkt, wofür ich ihm täglich danke,“ sagte Herr Schweppe und faltete die Hände und blickte dergestalt aufwärts, daß man fast nur das Weiße im Auge sah.

Bei der „Vorschule des Himmels“ hatten Gertrud und Mathilde alle mögliche Mühe, ihre Heiterkeit zurückzuhalten — die Sache war ja richtig — der Ehestand ist in der That eine Vorschule des Himmels — aber diese feierliche Benennung auf die einfache Frage und die sieben Würmer drin, das machte in der That einen komischen Eindruck.

„Was verlangen Sie denn für ihren Küsterdienst für eine Remuneration?“ fragte Horst, der ernst geblieben war.

„Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst sollt ihr's auch geben,“ antwortete der Seiler, Jäger und Fischer, meinte dann aber doch, daß die Brüder seiner sieben Würmer gedenken würden.

„Nun,“ brach Horst auf einen Wink Gertruds, die auf die Suppe hinwies, das Gespräch ab, „ich kann allein darüber nicht entscheiden, am nächsten Montage können Sie sich Bescheid holen.“

Aber Herr Schweppe machte noch keine Miene aufzustehen. Er brachte vielmehr eine kurze Pfeife und einen Tabaksbeutel aus der Tasche und fing zu Frau Getrud's und Mathilden's höchstem Erstaunen an, in aller Gemüthlichkeit seine Pfeife zu stopfen.

Als alle Drei schweigend zusahen, mochte er doch wohl etwas merken, er fragte deshalb Horst: „Sie rauchen doch auch, Herr Pastoor?“

„Wenigstens jetzt nicht, wo ich, wie Sie sehen, zu Tische gehen will,“ war die kurze Antwort.

„Soo,“ meinte Schweppe, „wir sind das sonst so unter christlichen Brüdern gewohnt, daß wir uns eine ansticken,“ aber er machte

doch jetzt von dieser Brudersitte keinen weiteren Gebrauch, sondern steckte seine Pfeife wieder ein, erhob sich und ging unter Anwünschung des Segens Gottes zur Thüre hinaus.

„Ist das ein sonderbarer Mensch!" riefen in einem Tone die beiden Damen.

„Weiter nichts, als ein Pietist," erwiederte Horst. „Dieser Leute Art ist es nun einmal, wenn sie den unteren Volksklassen angehören, in frommen Geberden und Worten den Ausdruck ihres Glaubens zu finden und auf Kosten der christlichen Bruderliebe den Standesunterschied zu verwischen." —

Gleich nach Tische trat der alte Ehringhausen in die Stube. Hinter dem Vater stand Fiken mit einem mächtigen Deckelkorb am Arme, den sie neben sich auf die Erde setzte.

„Ik möt doch es seihn[1] — wo use Pastoor bleven is," sagte der alte Mann munter und wischte sich trotz des kühlen Wetters den Schweiß vom Gesicht.

„Wi olle Lüde, wenn se so swor to dregen hevt," er wies dabei auf seine Corpulenz, „swetet[2] licht."

„Nun, setzen Sie sich doch, Herr Vollmeier," nöthigte ihn die Pastorin auf den Sopha, während Mathilde Fiken einen Stuhl hinschob.

Der Alte sah in dem Zimmer umher und meinte: „Nu vör't Erste, bet dat Se öhre eigenen Möbels heft, gait so."

„O, wir sind sehr zufrieden!" sagte die Pastorin.

„Dat frügget mi," erwiederte der Alte fröhlich, „äwerst van de Möbeln un Wänn[3] kann Kiner leven, nu Fiken," wendete er sich an seine Tochter, „doh Dine Schülligkeit!"[4]

---

[1] Ich muß doch einmal sehen.
[2] schwitzen.
[3] Wände.
[4] Schuldigkeit.

Fiken nahm den großen Deckelkorb, schlug eine blendend weiße Serviette zurück und entleerte den Inhalt des Korbes.

Da war eine Kalbskeule, zwei feine Stuten, eine Schlage Butter wie sie's nannte, in frische Kohlblätter gehüllt, und ein Tuch voll Eier.

„Aber lieber Herr Ehringhausen," rief Frau Gertrud, „das ist zu viel!"

„J dat löt sik Alens bolle upäten,"[1] lachte der Alte, „un Se dröft doch nich hungrig tau'n Bedde gohn, hier in Stadt weit Se doch noch nich Gelegenheit!"

Die schönen Sachen wurden dann von Gertrud, Mathilde und Fiken in die Küche gebracht, und Tildchen, die auch nicht vergessen war, lief an ihrer Zuckerbretzel knabbernd hinterher.

„Kennen Sie einen gewissen Schweppe?" fragte nun Horst den Alten.

„J wat sall'k den nich kennen, hei is en armen Slucker, het vull Kinner und weinig te äten,"[2] erwiederte der Alte.

„Er hat sich mir so eben zum Küster angeboten," sagte Horst, „aber er macht mir zu viel fromme Worte."

„Das sine Art so, accerat as wu den Schgaiper sine van Kloppen-Jost — de hört äwer't Gras wassen," meinte der alte Ehringhausen.

„Meint denn der Schweppe das so, wie er spricht?" examinirte Horst weiter.

„Int Hart kann man Nümmes kiken,"[3] sagte der Alte, „äwer up sinen Wannel löt sik niks brengen, ihrlik is hei, un Fru un Kinner tügt hei up in de Vermanung tau'm Hären.

---

[1] Das läßt sich Alles bald aufessen.
[2] wenig zu essen.
[3] In's Herz kann man Niemand sehen.

Ne, Här Pastoor," fügte er hinzu, „wenn Se son's niks tergegen hevt, dann moken's en taum Küster, dann kann hei doch sin Familge beter dör brengen!"

Es leuchtete überall das freundliche Herz des alten Ehringhausen hindurch und Horst strafte sich selbst, daß er sich durch das eigenthümliche Aeußere des Schwerpe zu einem geheimen Mißtrauen hatte verleiten lassen.

„Aber wäre es nicht gut," meinte Horst, „daß man erst die Sache Etlichen aus der Gemeinde vorlegte?"

„Dat küunt Se hollen,[1] as Se willt," sagte der Alte.

„Nein," meinte Horst, „das geht nicht so, überhaupt muß ein Gemeindevorstand ernannt werden, der die äußerlichen Gemeindeangelegenheiten mit mir leitet."

„Dann laten Se mi äwer man heruter," meinte der Alte, „ik bün all' te old."

„J wo," antwortete Horst, „zum Gemeindevorstand müssen gerade die Alten genommen werden, was würden Sie denn außer Ihnen für Männer vorschlagen?"

„Vör allen Dingen den Herrn Accesser," erwiederte der Vollmeier.

„Gewiß — gewiß," sagte Horst schnell.

„De het," fügte der Alte hinzu, „mihr Grütt" in sinen kleinen Finger, as wi Bueren all' to haupe in use Köppe heft, hei is min's Erachtens de Klökste in use ganze Provinz!"

„Und er ist nicht allein sehr gescheut" —

„Ne," fiel der Alte ein, „hei is auk en nederdrächtigen Minsken[2] un en frommen Mann."

---

[1] holten.

[2] ein demüthiger Mensch.

„Also der Assessor Fels; — wen nennen Sie weiter?“ fragte Horst.

„Wenn he all' frigget hädde, denn wull'k seggen' Hermsmeier.“[1]

„Nun, dem Uebel ist ja bald abgeholfen — sind Sie bei dem Pastor Kranz gewesen?“

„Ales afmokt,“[2] erwiederte der Alte.

„Wen nennen Sie dann?“

„Ja, dann sün se sik Alle so ziemlik glick,“ meinte der Alte, „man meinen Se Kloppen-Jost nich, wenn Se nich dat Mulwark van den Schgaiper drin hebben willt.“

Horst mußte im Stillen die richtige Einsicht des alten Mannes bewundern und sagte dann: „Gut, mein lieber Vollmeier, ich will die Sache noch mit dem Herrn Assessor besprechen und darauf am Sonntage die Männer fragen, ob sie das Amt annehmen wollen, am folgenden Sonntage können sie dann, so Gott will, in ihr Amt eingewiesen werden.“

„Ik wulle Se auk anzeigen, Här Pastoor,“ sagte nach einer Pause der alte Ehringhausen feierlich, „dat ik met Fiken an Sündag tor Bichte un tau'n Owendmohl gohn wull.“

„Gott wolle es Euch segnen,“ erwiederte Horst, „aber wie steht es mit den heiligen Gefäßen?“

„Dat dor Nümmes dran dacht hett,“ rief nun der Alte bestürzt und griff sich in die Haare. „Was nu tau meken?“

Unterdeß waren die Frauen wieder in das Zimmer getreten und Frau Gertrud meinte, man solle doch bis auf Weiteres den

---

[1] wenn er schon gefreit hätte, dann wollte ich sagen.

[2] Alles abgemacht.

silbernen Becher mit dem Tellerchen nehmen, Tildchens Pathengeschenk von der Obergerichtsräthin.

„Da hast Du recht," erwiederte Horst. „Das Trinkgefäß eines Kindes können die Kinder Gottes schon im Nothfall gebrauchen, um ihren Trank und ihre Himmelsspeise daraus zu empfangen."

So war man nun auch über diese Sorge hinweggehoben und der alte Ehringhausen ging fröhlichen Herzens mit seiner Tochter zu seinem Hofe zurück.

XV.

Die Alten hatten alle an der Feier des heiligen Abendmahles Theil genommen und unter den Jüngeren auch der junge Hermsmeier.

Der Kirchenvorstand war an dem darauf folgenden Sonntage in sein neues Amt eingetreten, und Schweppe hatte unter vielem Händefalten und Aufwärtsblicken zum ersten Male seine Küstergeschäfte verrichtet.

Der Confirmandenunterricht im Tanzlokal der Fleischerinnung nahm ebenfalls seinen guten Fortgang, und Horst war bei der großen Anzahl der Kinder, die sich gemeldet, froh, daß er solch einen großen Raum für den Unterricht bekommen hatte.

Der Besuch bei Oberbürgermeisters war gleichfalls gemacht und von den Damen auf das freundlichste erwiedert worden. Ja die Oberbürgermeisterin hatte offenbar der Pastorin und ihrer Schwägerin zu Ehren einen größeren Kaffee arrangirt, bei dem die Gattin des Consistorialraths Landrier Frau Gertrud und Mathilden sehr gefallen hatte.

Durch die Ankunft der Möbelwagen hatte auch Horst's Wohnung an behaglicher Gemüthlichkeit gewonnen und die Bauern freuten sich,

als sie die Bilder sahen, die jetzt die Wände zierten, „dat öhr Pastoor so smuck[1] wohnde."

Allerdings wollte es dem Schäfer und Bruder Schweppe nicht recht gefallen, daß sich so viel Weltlichkeit bei ihrem Pastoor finde.

Es ist das eine Eigenthümlichkeit des Pietismus, daß er die Form für das Wesen hält und, wenn er von einem niedrigen Bildungsgrade vertreten ist, nicht allein in Zier und Schmuck, sondern sogar in Reinlichkeit und Ordnung den Ausdruck weltlicher Gesinnung sieht.

Als eines Morgens nach der neuen Einrichtung der Küster in das Zimmer trat und Frau Gertrud eben damit beschäftigt fand, die Möbeln vom Staube zu säubern, und die messingenen Ofenthüren blank zu scheuern, äußerte er, indem er seine Hände faltete und seine Augen aufwärts richtete, ohne daß er eine Ahnung davon hatte, daß dieser Gebrauch eines Bibelworts nahe an Mißbrauch streife: „Martha, Martha, Du machst Dir viel Sorge und Mühe, aber eins ist noth!"

Und als an einem andern Morgen er gerade eintrat, als Tildchen gebadet wurde und sich etwas gegen das Wasser sträubte, sagte er in gleicher Geberde: „Die Creatur sehnet und ängstet sich immerdar und wartet auf die Offenbarung der Freiheit der Kinder Gottes."

Der gute Schweppe meinte nämlich allen Ernstes, das viele Waschen und Baden sei ein weltlich Geschäft und fürchtete, daß das kleine Tildchen, dem er von Herzen gewogen war, dadurch in eine weltliche Gesinnung hineingebracht werde.

Daß seine eigenen Kinder von dieser Weltlichkeit verschont blieben, davon gab ihr Aeußeres Beleg genug, bis allmälig mit der Correktur seiner Ansichten über Weltlichkeit und geistlichen Sinn,

[1] smuck — schön.

und durch die Fürsorge von Frau Gertrud und ihrer Schwägerin sie in einen Zustand kamen, daß Tildchen ohne Gefahr mit ihnen spielen konnte.

So waren vier Wochen dahin gezogen und Horst hatte Veranlassung genug, in seinen Hausandachten, an denen auch bald seine Wirthsleute regelmäßig Theil nahmen, dem HErrn zu danken, daß Er ihn bisher so freundlich geführt und ihm zu so vielen Herzen eine offne Thür gegeben habe. — —

Es war der Mittwoch in der letzten Octoberwoche. Mit den fahlen Blättern spielte der Wind und unter den Tritten im Walde rauschte das abgefallene Buchenlaub.

Aber trotz der vom Winde gejagten Wolken und der Kälte, die den warmen Ofen aufsuchen ließ — auf dem Ehringhauser Hofe und auf dem Hofe des Hermsmeier war wenigstens in den Herzen Frühling — es war Hochzeit! — —

War auch auf dem ersteren Hofe des Kochens und Bratens kein Ende, so war doch nach der Sitte, die Hochzeit auf dem Hofe zu feiern, auf den die Braut als Meierin zog, der Hermshof der Mittelpunkt eines in der That für bäuerliche Verhältnisse großartigen Treibens und Lebens.

Auf dem Heerde dort brannte schon seit mehreren Tagen, ich möchte sagen, Tag und Nacht ein mächtiges Feuer, und wenn vorher Herr Treppelmann mit seinen Gesellen vollauf zu thun gehabt hatte, den wuchtigen Ochsen und verschiedene Rinder, Kälber und Hammel für die Küche zuzurichten, so hatte nun die alte Jürgensmeierin, die mit ihren beiden Töchtern gerne die Leitung der Küche übernommen hatte, genug zu thun, um alle Braten und was sonst nöthig war, zuzubereiten. Sie hatte sich die „Ähre“ nicht allein um Fikens willen ausgebeten, die sie „unbändig laiv“[1] hatte, sondern auch, weil

[1] außerordentlich lieb.

der die Trauung verrichtete, der sie „vör sik Johren weer gesund bet't hadde," wie sie sagte.

Lassen wir die Küchengeschäfte, sie sind in guten Händen, und wenn all' die Braten verschiedenster Art, die Kessel voll Reisbrei, diese Hühnersuppen, diese Berge voll gekochten getrockneten Obstes, diese Massen von Stuten und sonstigem Backwerk, die eine ganze Stube füllten, wenn das Alles seine Verzehrer finden und diese Fässer voll Bier ausgeleert werden sollen, dann ist allerdings auf eine große Zahl von Gästen gerechnet.

Deren sind denn auch überflüssig. Die Verwandtschaft des alten Ehringhausen war sehr zahlreich. Und wenn auch sein Bruder, der — nach der dortigen Sitte, den Vatersnamen mit dem Namen des Hofes zu vertauschen, auf den man geheirathet oder den man gekauft hatte — der Meier zur Holte hieß, derselbe, zu dem der alte Ehringhausen seinen Anerben gegeben, keineswegs mit seinem Bruder in religiöser Beziehung stimmte und es darum sehr ungerne sah, daß sein Bruder der Gemeinde angehörte; so war er doch mit Frau und Kindern und seinem Neffen, dem jungen Ehringhausen, aus seinem fernen Dorfe herbeigekommen.

Zu zwei Feierlichkeiten kommt immer die bäuerliche Verwandtschaft zusammen, zur Hochzeit und zum Begräbniß. Bei solchen Gelegenheiten zu fehlen, würde für die größte Beleidigung angesehen.

Dazu kam dann die ebenfalls sehr zahlreiche Hermsmeiersche Verwandtschaft. Und — an der ersten Hochzeit in der Gemeinde wollte sich jedes Glied derselben betheiligen.

Daß auch Andere aus Stadt und Land zum Ehringshofe und Hermshofe zogen, die weder verwandt, noch wie die Uebrigen förmlich durch den bebänderten Hochzeitsbitter mit seinem stereotypen Spruche geladen waren — darf nicht Wunder nehmen. Auf einer großen Bauernhochzeit, wie diese eine war, gab es tüchtig was zu

essen und zu trinken, und es wurden von den willigen Brautleuten gerne noch dazu die Taschen manches armen Schluckers und das Tuch mancher armen Frau und manches Kindes mit Lebensmitteln gefüllt.

Auf beiden Höfen stand Wagen an Wagen. Es war jede Gestalt vertreten, vom Leiterwagen an, auf dem mit Stroh gefüllte Säcke die Sitze bildeten, bis zum Kutschwagen hinauf. Und weil auf dem Ehringhäuser Hofe die Deele zur Kirche eingerichtet war, so hatten die Pferde, so weit sie der Hermsmeier nicht unterbringen konnte, auf den Nachbarhöfen Platz gefunden.

Die Pastorin und Mathilde waren schon am Morgen von dem Anerben des alten Ehringhausen in dem Kutschwagen auf den Hof geholt worden.

Mathilde war mit der älteren Tochter des Jürgensmeier von Fiken zur Brautjungfer gewählt. Die Pastorin aber hatte nach der Sitte des Landes ein besonderes A t. Sie mußte der Braut die Brautkrone in das Haar nesteln, und das war bei der Wuchtigkeit der Krone, die aus gemachten Blumen, Gold- und Silberflittern und kleinen Spiegelgläsern bestand, keine kleine Arbeit.

Horst kam gegen ein Uhr auf dem Hofe an, auf dem es um den Vorbau herum Kopf an Kopf stand.

Von der Höhe herab, auf der der Hermshof lag, ertönte von Schüssen unterbrochen Hornmusik. Voran zog ein Zug von Bauerburschen, von deren Hüten bunte Bänder flatterten und von denen ein Jeder ein Blumenbouquet von gemachten Blumen im Knopfloch trug. Hinter ihnen die Musikanten. Auf sie folgte der Bräutigam mit seinen beiden Führern.

Seh' ich recht? Richtig der Assessor und der Regierungsrath!

Nun, Brautführer von solcher Lebensstellung hatte bis dahin noch kein Bauer gehabt. Aber man konnte nicht sagen, daß der junge Hermsmeier von ihnen gar sehr abgestochen hätte.

Die schöne, schlanke kräftige Gestalt, deren ebenmäßigen Bau der sonst nicht sehr kleidsame kurztaillige lange blaue Tuchrock mit den Silberknöpfen nicht verhüllen konnte, paßte zu den Figuren seiner Begleiter, die er um eines Kopfes Länge überragte, und das edle gebräunte Gesicht mit den blauen Augen und dem üppigen blonden Haar ließ ihn fast als einen Standesgenossen der beiden Freunde erscheinen. Der junge Mann hatte etwas Aristokratisches in seiner Erscheinung. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß der Bauerstand jener Gegend seinen Vorvordern nach der eigentliche Adel des Landes ist.

Als der Zug, den die Verwandtschaft des Hermsmeier schloß, auf dem Hofe angekommen war, empfing Horst im Amtskleide den Bräutigam und dessen Ehrenholde mit einem passenden Bibelworte und führte ihn sammt diesen und dem alten Ehringhausen, der seinem „laiven Schweigersähn" an der Thüre die Hand gedrückt hatte, in die Wohnstube, in der allerdings der Raum sehr beengt war.

In demselben Augenblicke, als Horst mit dem Bräutigam eintrat, öffnete sich die Thür zur Kammer, und die Braut kam mit ihren Brautjungfern dem Bräutigam entgegen.

Es war in der That ein reizendes Bild die Drei, nur daß allerdings von der Braut hinweg, die in ihrer hohen Krone etwas unbeholfen aussah, der Blick sich unwillkührlich auf ihre Brautjungfer zur Rechten — auf Mathilde hinwendete.

Sie war sehr einfach in Weiß gekleidet. Aber die Plastik ihrer hohen Gestalt, das edle Profil, das dunkle große von langen Wimpern überschattete Auge, und die Fülle des reichen dunklen Haares, das durch einen Silberpfeil zusammengehalten wurde — das Alles machte sie zu einer so anziehenden Erscheinung, daß man es selbst den Bauern nicht verdenken konnte, daß sie diese Brautjungfer erstaunt anstarrten.

Nachdem auch die Braut vom Pastor begrüßt war, setzte sich

der Zug unter Vortritt der Hornmusik in Bewegung. Horst führte ihn. Hinter ihm das Brautpaar mit seiner Begleitung. Diesem folgte der alte Ehringhausen mit der Tante des jungen Hermsmeier, der einzigen Schwester seines seligen Vaters, die auf einem fernen Meierhofe verheirathet war. Dann kam die übrige Verwandtschaft Alt und Jung.

Ja, das war aber eine Kunst hier durchzukommen. Es waren zwar nicht, wie zum Gottesdienste, Bänke gesetzt, aber in der Deele stand es Kopf an Kopf und die Bauerbuben und Knechte baumelten mit ihren Beinen von dem Sparrwerk des Gebälkes herab.

Einige junge Männer drängten voran und machten Platz. Endlich stand das Brautpaar vor dem Pastor am Altare, der nach der dortigen Sitte unter der „Luke" — unter der Oeffnung angebracht war, unter der die Erndtewagen halten, um ihren Segen desto leichter auf den Boden schaffen zu können. Eine sinnreiche Sitte, den heiligen Bund an der Stelle zu schließen, an der der irdische Segen abgeladen wird, der für diese Zeit den Boden des Hausstandes bildet. Hinter seiner Tochter der alte Ehringhausen, dem die hellen Freudenthränen aus den alten Augen perlten.

Horst hatte in seiner früheren Stellung schon manche Trauung für seinen Hauptpastor verrichtet, aber so wie heute war es ihm noch nie zu Muthe gewesen. Es schien ihm, als würde mit dieser Trauung der Grund der Gemeinde gefestigt. Es war ja das erste Paar, das innerhalb der Gemeinde einen Hausstand gründete.

Er wählte zum Trautext die beiden letzten Verse aus dem fünften Capitel des Briefes St. Pauli an die Epheser. Das hatten Viele noch nicht gehört, daß der Ehestand ein Bild der Kirche ist und daß das Geheimniß der ehelichen Gemeinschaft die Verbindung abschattet, in die Christus mit der Gemeinde auf Erden getreten ist.

Dem alten Ehringhausen klopfte sein Herz vor Freuden, als

er nun erfuhr, in welchen hohen und herrlichen Stand sein Fiken gewürdigt war einzutreten, und der junge Hermsmeier sah seinen Pastor mit leuchtenden Augen an, als dieser ihn daran erinnerte, daß es seine Aufgabe sei, die zu lieben, wie Christus seine Gemeinde liebe, die jetzt mit ihm durch Gottes Gnade für das ganze Leben, für gute und böse Tage, verbunden werde.

Als Horst nun die bekannten Fragen an den Bräutigam und die Braut richtete, da tönte ihr beiderseitiges Ja so klar und innig, daß man's ihnen abfühlen konnte, wie der Ernst dieses Ja nur von der Freude aufgewogen werde, daß sie es sagen durften. —

Und als dann der Pastor die Ringe nahm, sie wechselte und Beiden zum Zeichen der treuen Gemeinschaft auf den Finger steckte und sie niederknieten und den Segen des heiligen dreieinigen Gottes empfingen: da sagte die ganze Gemeinde ein lautes Amen und fiel dann singend in die von den Musicis geblasene Melodie des Liedes ein: „Jesu geh voran auf der Lebensbahn!“ — —

„Haben Sie ihn wohl gesehen?“ flüsterte Schweppe dem Pastor zu, während der Brautzug sich zurückwandte.

„Wen denn?“

„Den Kranz“ —

„Wie, Pastor Kranz ist hier gewesen?“ fragte Horst verwundert, „ich kenne ihn nicht.“

„Er stand da hinten in der Ecke,“ referirte Schweppe, „neben ihm der Lehrer Märtens und der Mann, der in die Volkszeitung immer früher geschrieben hat. Wenn sich die lieben Brüder doch bekehren wollten!“ fügte er mit gefalteten Händen und aufwärts gerichteten Augen hinzu.

Das war dem guten Schweppe wirklich Ernst, das wußte Horst jetzt, darum reichte er seinem Küster die Hand und sagte: „Gott gebe es, Schweppe!“

Verschiedene Schüsse und ein lautes Jauchzen verrieth, daß der Brautwagen vorgefahren sei.

Ein großer mit bunten Tüchern umwundener Leiterwagen, dem vier schön verzierte Braune vorgeschirrt waren, stand vor der Thür. Hochgethürmt war er mit Möbeln, Betten, Hausrath und Koffer bepackt. Oben auf stand nach der dortigen Sitte das Spinnrad und ein Besen, beide gar zierlich mit Silber- und Goldpapier umwunden. Das war der Brautwagen. Er durfte nicht fehlen, wenn auch die Entfernung noch kürzer, als die vom Ehringshofe zum Hermshofe gewesen wäre.

Dem Brautwagen voran fuhren die Musici, hinter ihnen her, auf ebenfalls mit vier Pferden bespanntem Leiterwagen das junge Ehepaar, dem die Brautjungfern und Ehrenholde zu Wagen folgten. Die Pferde des Brautwagens wurden von jungen Männern geführt.

So ging es unter den Klängen der Hornmusik auf den Hermshof.

Horst, für den die Kutsche des Meiers zur Holte angespannt war, weil die des alten Ehringhausen mit den beiden Brautjungfern dem Zuge folgte, hatte es vorgezogen, mit Gertrud, dem alten Ehringhausen und den übrigen Gästen den nahen Fußweg über den Bach durch das uns bekannte Holz zum Hermshofe zu gehen. Der Wind vom Vormittag hatte sich gelegt und die Sonne schien warm durch das sich verziehende Gewölk.

„Herr Pastoor," sagte der alte Ehringhausen, indem er Horst's Hand ergriff, „dat is de schgäunste[1] Dag mines Levens. Nu is min laiv Fiken sine Fru, und Se het' se trugget un heft öhr Aalens so an't Harte leggt!"

Dabei wischte sich der alte Mann über die Augen und meinte: „Nu will'k giern to mine Olle!"

[1] schönste.

„Nicht doch, mein lieber Ehringhausen," sagte Horst, „jetzt geht für Sie erst recht ein neues Leben an. Ihre Höfe liegen so dicht bei einander, Sie können alle Tage bei Ihrer Tochter sein und Ihr Schwiegersohn kann Ihnen unter die Arme greifen."

„Dat is wull wohr," erwiederte der Alte, „äwer ik hef't Meiern nu satt, min Junge is fifuntwintig, de kann nu t'Hus bliwen un den Hof anneimen."

„Nur nicht so hastig, dazu ist noch immer Zeit," meinte Horst und fügte hinzu, als ein Zug Gäste hinter ihnen her in ihre Nähe kam, „darüber sprechen wir noch einmal."

Die Wagen waren schon angelangt. Unter lustiger Musik wurde der Brautwagen abgeladen und dann ging es an die langgedeckten Tafeln, die in zwei Reihen die vom Heerdfeuer erwärmte Deele füllten.

Für den Pastor, die Seinen und die beiden Herren war oben an ein eigener Tisch gedeckt. Dort waren auch Weinflaschen mit Weingläsern hingestellt.

Nachdem Horst das Tischgebet gesprochen, wurden die Speisen aufgetragen. Mächtige Suppenterrinen mit einer Fülle von Geflügel bedeckten die Tafeln.

Bei dem ersten Gange wartete das Brautpaar selbst auf. Das war einmal Sitte so. Die junge Hausfrau mußte zum ersten Male auf ihrem Hofe ihr Amt verrichten und die Speisen auftragen, während der Bräutigam die schäumenden Biergläser auf den Tisch setzte.

Es herrschte anfangs ein feierliches Schweigen in der Versammlung, man hörte nur das Geräusch des Essens und hier und dort ein verstecktes Kichern, wenn irgend ein Gast seiner Nachbarin einen nicht gerade feinen Spaß applicirt hatte.

Nach und nach wurde die Unterhaltung lebhafter und als bei

der frühen Dunkelheit Laternen, die von den Balken der Decke herabgelassen wurden, ein allerdings nicht gerade zu helles Licht verbreiteten und die Musici lustige Weisen aufspielten, da fing harmlose Fröhlichkeit an, laut zu werden.

„Sühstu Schweigersähn, hef'k Di nich recht seggt, dat Ji nich tau lang tau töwen brukt!“ wendete sich der alte Ehringhausen, der in der Nähe des Pastortisches saß, an den jungen Hermsmeier, der just den Deckelkrug, frisch gefüllt, vor ihn hinsetzte.

„Dör Gottes Gnade,“ antwortete der junge Mann, „un dör uses Pastoors Liebe,“ setzte er hinzu und sah mit ungemeiner Freundlichkeit diesen an.

Die junge Frau war unterdeß von der Pastorin in Beschlag genommen, und wenn diese schon vorher die stille, freundliche Fike lieb gewonnen hatte, so gewann sie nun ein ganzes Herz für sie, als ihr Fiken wie ein Kind erzählte, wie sie und Jost sich schon als Kinder lieb gehabt, wie sie dann größer geworden, aber erst, als Jost von seinem Vater auf einen andern Hof geschickt worden, erfahren habe, „wu laiv“ sie ihn hätte.

Es war eine einfache Geschichte, die sie eben so einfach erzählte, aber es war, als wenn eine Blume ihren Duft ergösse. Sie weiß es selbst nicht, wie lieblich sie duftet!

Die Uebrigen hatten gespannt zugehört, und als Fiken an einen andern Theil des Tisches abgerufen wurde, wo es an Braten fehlte, meinte der Regierungsrath zu Mathilde gewendet: „ist's nicht, als ob ein hochbegabter Dichter eine Idylle erzählte?“

Horst sagte: „Allerdings, und schöner, als Geßner sie erzählen kann, es ist die Geschichte des Stilllebens eines liebreichen in Gott ruhenden Herzens.“

„Das sind unsere Bauern,“ fügte der Assessor hinzu, „ein Menschenschlag von tiefem Gemüth und eben so klarem Verstande.

Beides entfaltet sich, wenn der Sonnenstrahl der Gnade Gottes das Herz berührt."

Mathilde wiegte leise, wie zusagend mit dem Kopfe und der Regierungsrath schien in tiefes Nachsinnen verloren.

„Nein, danzen dröfft Ji nich!"[1] ließ sich die Stimme des Schäfers an dem andern Ende der Tafel vernehmen, als die Violinen, die zur Hornmusik gekommen waren, ein verdächtiges Stimmen hören ließen.

„Danzen ist auf einer christlichen Hochzeit nich erlaubt!" accompagnirte Schweppe dem Schäfer.

„Worüm nich?" fragte barsch der Meier zur Holte.

„Das will ich Sie sagen," nahm der Schäfer wieder das Wort, „weil Danzen ein weltlich Geschgäfte is."

„Dummen Snak," rief der Meier zur Holte erbittert, „äten un drinken is auk en weltlich Geschgäft un dat het Ju doch smecket!"

Die beiden Gegner des Tanzes wußten darauf im Augenblick nichts zu erwiedern und das junge Volk freute sich schon, daß die Pietisten „up't Mul schloen wören."[2]

Horst war nun gerade kein Feind eines ehrbaren Tanzes, weil er aber wußte, daß nicht allein diese Beiden, sondern noch andere Gemeindeglieder am Tanz ein Aergerniß nehmen würden, und daß bei einer Hochzeit in so gemischter Gesellschaft, wie diese, der Tanz leicht zu Ungebührlichkeiten führen konnte, so winkte er dem Hermsmeier und bat ihn, Bibel und Gesangbuch zu bringen.

„Lieben Freunde," sagte er, als er sich erhob, „wir können jedenfalls etwas Besseres thun, als tanzen. Die Mahlzeit ist zu

[1] Nein, tanzen dürft ihr nicht.
[2] Auf den Mund geschlagen wären.

Ende, darum laßt uns die Hochzeitsfeier schließen, wie wir sie angefangen haben — mit Gottes Wort!"

Der alte Ehringhausen nickte beifällig, und der alte Paulsiek, Jürgensmeier, der Miesmeier und wie sie Alle hießen, rückten ihre Stühle an den Pastortisch heran, um besser hören zu können. Der alte Bröker aber meinte, indem er die Brauen in die Höhe zog: „So is recht, hett dat!"

Als das Lied gesungen, der Psalm ausgelegt und als dann nach kurzem Gebet noch einmal der Segen über das junge Ehepaar, ihr Haus, die Versammelten und die ganze Gemeinde gesprochen war, da mußten es sich auch die Freunde des Tanzes gestehen, daß dieser Schluß der Feier allerdings passender war, als das wilde Juchen, in das gewöhnlich auf Bauernhochzeiten der Tanz ausartet.

Hermsmeier, dem es darum zu thun war, daß mit dem Weggange des Pastors auch alle übrigen Gäste schieden, dankte für die Ehre, die sie ihm und seiner Frau erwiesen hätten und gab dann, während diese sich allmälig entfernten, mit seiner Fiken und dem alten Ehringhausen dem Pastor und den Seinen, sowie dem Assessor und dem Regierungsrath das Geleit nach den Wagen, die für sie bereit standen.

XVI.

Der Pastor Kranz hatte wirklich der Trauung des jungen Hermsmeier beigewohnt. Die vielen Austrittsanmeldungen, die fast täglich bei ihm einliefen; das Aufsehen, das die Gottesdienste auf dem Ehringshofe anfingen zu machen; die Achtung, die der Gemeinde mehr und mehr auch in fernstehenden Kreisen gezollt wurde; — das

Alles hatte in ihm den Wunsch erweckt, „den Sektenpriester,“ wie er Horst nannte, einmal selbst zu hören.

Gerade nicht in pastoralem Anzuge — in dem, worin wir ihn schon im Keller haben kennen gelernt — in dem grauen Touristenrock, auf das dunkle Lockenhaar den grauen Hut gestülpt, die Beinkleider wegen des tiefen Weges in die Stiefeln geklemmt, so hatte er sich mit seinen Begleitern, die Schweppe nach der Trauung seinem Pastor genannt, unter den Menschenstrom gemischt, der von der Stadt zum Ehringshofe zog.

Es waren darunter Viele seiner Gemeindeglieder und er merkte wohl, wie hier und dort der Eine den Andern anstieß und ihn auf den Pastor und seine Begleiter aufmerksam machte. Aber das kümmerte ihn nicht.

Als die Trauung beendet war, und der Literat sich an ihn wendete: „Nun, Kranz, was sagen Sie zu dem?“ meinte er achselzuckend: „Ja, das ist der Glaube!“

Ein sehr richtiges Urtheil, welches den Beweis lieferte, daß es dem Manne nicht an Einsicht fehlte. Und wenn auch die Art und Weise, wie er es aussprach, einen scheinbar wegwerfenden Charakter trug, wer konnte sehen, was, dem Sprecher selbst vielleicht unbewußt, in der Seele vorging? — —

„Mon chère ami,“ hatte am folgenden Morgen seine Frau bei'm Frühstück zu ihm gesagt, „Sie müssen sik susammennehmen, hab' ik doch geöhrt, daß Monsieur le pasteur 'Orst très bien predike, und daß alle Leut' sagen, mit Monsieur Kranz sei nix mehr!“

Kranz schwieg, aber es war ihm im höchsten Grade zuwider, daß seine Frau ihm gegenüber in einer Gouvernantenstellung sich gefiel.

„'Aben Sie geöhrt, mon chère?“ Ein kurzes „Oui“ seinerseits und er stand auf und ging auf sein Zimmer.

Es war allerdings seine Lage peinlich genug. Sein Gehalt war ihm zwar gesichert, aber er hielt es für unwürdig, eine Einnahme für Handlungen zu empfangen, die er nicht verrichtete.

Seine Kirche war zwar nie sehr gefüllt gewesen, aber allmälig wurde sie so leer daß er schon die Zeit kommen sah, in der er sie schließen lassen könne.

Hätte er Vermögen gehabt, so würde er vielleicht sofort das Amt an einer Gemeinde aufgegeben haben, die, wie er sich tröstete, für die tiefere philosophische Erkenntniß der Wahrheit noch nicht reif war.

Dazu der Schlag, der die Demokratie getroffen hatte!

Franz war, wie wir wissen, mit Leib und Seele Demokrat, und zwar ein ehrlicher. Er war fern davon, aus der Demokratie Kapital schlagen zu wollen. Er dachte gar nicht an sich und seinen Vortheil. Er hielt nun einmal diese Geistesrichtung für die Gesundheit des Volkslebens. Er schwärmte für Volksfreiheit, Gleichheit und ein einiges Deutschland. Sein Ideal war die Republik. Er meinte, nur auf diese Weise könnten die Schranken weggeräumt werden, die Fürstengewalt zwischen den einzelnen deutschen Stämmen gezogen habe. Die Majorität des damaligen Frankfurter Parlaments war ihm noch viel zu monarchisch gesinnt, und deshalb freute er sich, daß der edle Fürst der norddeutschen Großmacht die dargebotene Kaiserkrone abgelehnt habe.

Und nun hatte er es erleben müssen, daß die demokratische Hoffnungsschaar seiner Stadt so schmählich war auseinander gesprengt worden.

Das Alles lastete auf seiner Seele und er ging in großen Schritten in seinem Zimmer auf und nieder.

Es war ihm unangenehm, als ihm Gemeindeglieder gemeldet wurden.

„Gewiß wieder eine Austrittserklärung," sagte er unwillig vor sich hin.

So war es. Dieses Mal waren es aber keine Männer, sondern zwei Nätherinnen, von denen die Eine sogar oft von seiner Frau beschäftigt wurde.

„Was wollen Sie, Cathrin?" wendete er sich in unfreundlichem Tone an diese.

„Ihnen anzeigen, Herr Pastoor, daß wir willens sind, zur Gemeinde zu treten" — das war der gewöhnliche Ausdruck.

Kranz ging einige Male auf und ab, dann fragte er wider seine Gewohnheit nach dem Grunde.

„Das will ich Ihnen sagen," nahm die Andere — Dörte — die einige Jahre älter als Cathrin war, das Wort: „Sie predigen uns nicht die Wahrheit."

Kranz gereute es schon, daß er sich in ein Gespräch eingelassen hatte und sagte, halb wegwerfend, halb schmerzlich: „Was ist Wahrheit?"

„So hat schon 'mal Einer gefragt," erwiederte Dörte schnell, die in ihren Kreisen wegen ihrer Bekanntschaft mit der heiligen Schrift die Bibeldörte genannt wurde.

Kranz ging zu seinem Schreibpult, um die nöthige Austrittsbescheinigung zu schreiben und meinte nur: „Ihr seid viel zu einfältig, um zu wissen was Wahrheit ist."

„O, Herr Pastoor," gab Dörte rasch zur Antwort, „Sie wissen doch, was der Herr sagt: „„Ich preise Dich Vater, daß Du solches verborgen hast den Weisen und Klugen und hast es geoffenbart den Einfältigen!""

Was sollte Kranz auf dieses Wort sagen? Er überreichte Beiden ihre Bescheinigung, nahm das Geld dafür aber nicht an und

sagte nur zu Cathrin in mildem Ton: „Cathrin, das hätt' ich von Dir nicht gedacht!"

Als sie weg waren, warf er sich, den Kopf in die Hand gestützt, auf sein Sopha nieder.

Es war ihm lieb, daß der Lehrer Märtens eintrat, und ihn aus seinem dumpfen Hinbrüten riß.

„Was bringen Sie mir, lieber Märtens," rief er diesem entgegen, als er vom Sopha aufsprang.

„Ich wollte Sie fragen, Herr Pastoor," erwiederte dieser in seiner langsamen schleichenden Weise, „wie ich mich dabei zu verhalten habe, es wollen viele Kinder von den Bauern schon um zehn Uhr die Schule verlassen, um zu dem Horst in die Kinderlehre zu gehen." —

„Nun?" fragte Franz.

„Muß ich sie denn in den Tanzsaal gehen lassen?" erwiederte Märtens.

„Herr Syndikus Krämer," meldete die Magd in diesem Augenblicke. —

Der Syndikus war der Erste im Kirchencollegium der Jacobi-Gemeinde. Er wollte zwar ebenso wenig wie sein Pastor vom positiven Glauben etwas wissen, aber es war ihm der Austritt so vieler Gemeindeglieder höchst fatal.

Herr Märtens zog sich in eine Ecke zurück, als sich der Syndikus in das Sopha warf.

„Verwettert viele Treppen bei Ihnen!" sagte er Athem schöpfend.

„Was ich sagen wollte," fuhr er fort, „das geht nicht länger so — die Kirche wird immer leerer. Und so eben bekomme ich vom Regierungsrath von Ehren und seiner Schwester eine schriftliche Austrittserklärung, die ich Ihnen übergeben soll — hier ist sie." Damit warf er den geöffneten Brief auf den Tisch.

Kranz schwieg.

„Das geht nicht länger so," fuhr der Syndikus fort, dem muß Einhalt geschehen." Und dabei stieß er mit seinem spanischen Rohr heftig auf den Fußboden.

„Sie können als Mitglied des Kirchencollegiums vielleicht Herrn Märtens einen Rath geben," sagte nun Kranz, um das für ihn so peinliche Gespräch abzubrechen.

Herr Märtens trat vor und referirte dem Syndikus.

„Versteht sich, die entlassen Sie nicht," rief dieser, „dann wollen wir doch einmal sehen, wann der da seine sogenannte Kinderlehre halten will!"

„Was ich noch sagen wollte," hob wieder in seiner gewöhnlichen Weise ein Gespräch zu beginnen das Mitglied des Kirchencollegiums an, als Herr Märtens sich entfernt hatte, „Sie hätten doch die Trauung des Hermsmeier nicht so bald zu Stande kommen lassen sollen."

Kranz sah ihn fragend an.

„Nun, was ich sagen wollte, ich weiß, daß Sie ihm den Integritätsschein, so heißt er ja wohl, endlich hätten geben müssen, aber erst weigern — dann muß der Prädikant dort an die Regierung berichten, die dann wieder an das Consistorium, das an Sie — da gehen denn so eine drei bis vier Wochen mit hin. Und wenn Sie's dann klug anfangen, kann die Sache noch länger verzögert werden. Darüber werden die Leute müde und das Austreten hat ein Ende!"

Kranz stand einen Augenblick stumm vor seinem Kirchencollegiumsmitgliede, dann sagte er: „Herr Syndikus — klug mag das sein, was Sie mir da rathen, aber ehrlich ist es nicht und ein ehrlicher Mann will ich bleiben."

„Na, was ich sagen wollte," erhob sich der Syndikus — „dann

bleiben Sie ein ehrlicher Mann, wir aber, die Mitglieder des Kirchencollegiums haben nach dem Rechten zu sehen."

Damit empfahl er sich, und Kranz hatte eine Sorge mehr auf seinem schon so sehr belasteten Herzen! —

XVII.

Consistorialrath Landrier stand theologischem Verkehr gegenüber fast eben so isolirt als Horst.

Mit dem Propst kam er fast nur in den Sitzungen zusammen. Mit Herrn Tikötter und Kranz konnte der liebe gläubige Mann natürlich nicht verkehren. Degen, den er um seiner theologischen Bildung und sonstigen Ehrenhaftigkeit willen hochachtete, war ihm ein zu schroffer Lutheraner. Der Schloßprediger bewegte sich in den Kreisen der höhern Aristokratie und machte nur in schöngeistiger Conversation. Die hier und dort in der Provinz zerstreuten reformirten Prediger, deren Vorgesetzter er war, wohnten zu entfernt. Der einzige Mann unter seinen Amtsbrüdern, dem er näher stand, war der Archidiakonus Rothmann an St. Petri, zwar ein treuer Lutheraner, aber von jener echt christlichen Weitherzigkeit, die das in omnibus caritas nicht vergißt, und von einer Milde des Urtheils, in der Landrier etwas seiner Seele Verwandtes fühlte.

Landrier that es leid, daß Horst ihm keinen Besuch gemacht hatte. Seine reformirte Anschauung ließ ihn die Gemeindebildung mit andern Augen ansehen, als es die Lutheraner thaten. Er mußte der Gemeinde das Recht der eigenen Constituirung einräumen, und wenn diese, wie hier, aus einem so schriftgemäßen Grunde und nach gesetzlichen Bestimmungen geschehen war, so mußte er auch die Be=

rufung eines eigenen Geistlichen als im Rechte der Gemeinde beruhend ansehen.

Allerdings war ja das Bekenntniß der Gemeinde das lutherische und er selbst dem Bekenntniß treu ergeben, das seine Väter unter Blut und Thränen hoch gehalten hatten. Darum schmerzte ihn wohl der Uebertritt Einiger seiner Gemeindeglieder zu der lutherischen Kirche, aber er meinte, man dürfe in Glaubenssachen Niemandem Zwang anthun, und wenn der Uebertritt aus, wenn auch irre geleiteter, Ueberzeugung geschehen sei, so wolle er doch die Leute nicht nöthigen, bei seiner Kirche zu bleiben. — Wenn ihm wohl gesagt wurde, er möge die Kinder der Ausgetretenen bedenken, so meinte er, die Aeltern hätten ein Recht, über ihre Kinder zu bestimmen, und wenn es Gott gefalle, so könne er dieselben auch wieder zur reformirten Kirche zurückführen.

Er hatte mancherlei Gutes über den Pastor der Gemeinde gehört. Etliche seiner Gemeindeglieder, die keineswegs Willens waren, sich jener Gemeinde anzuschließen, die aber doch auch einmal ihn predigen gehört, hatten ihm treulich über die Predigt berichtet und er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß der neue Pastor, wenn er in der eingeschlagenen Bahn einer heiligen Milde bleibe, zum Segen für die St. Jakobi-Gemeinde werden könne.

Seine Frau hatte nach jenem Kaffee bei der Oberbürgermeisterin gemeint, wenn doch die neuen Pastorsleute ihnen einen Besuch machen wollten!

Auch die Freundlichkeit, die Horst's Damen namentlich den ärmeren Gemeindegliedern zuwandten, war Landrier nicht entgangen.

Das Alles erweckte in ihm das Verlangen, mit Horst und seiner Familie in einen näheren Verkehr zu treten.

Aber wie das anfangen? „Geh Du doch zu ihm!“ hatte seine Frau ihm mehrere Male gesagt. Das mochte er aber nicht. Nicht

etwa darum, weil er gefürchtet hätte, sich, wie man sagt, dadurch etwas zu vergeben. Landrier war nicht allein ein milder, sondern auch ein von Herzen demüthiger Mann, der nicht den eigenen Werth zum Maßstabe seines Handelns machte. Aber er scheute sich, eine Sache selbst zu machen. Er antwortete seiner Frau zuletzt, als sie wieder in ihn drang, wenn es Gott gefiele, daß er in Verkehr mit Horst treten solle, dann werde der es schon machen.

Und der machte es wirklich so. —

Eines Tages, es war Anfangs November, wurde er zu der kranken Frau Bröker auf dem Berge gerufen. Er wunderte sich, da er wußte, daß Frau und Mann seit Jahren sich zur lutherischen Kirche gehalten und jetzt zur Gemeinde getreten seien. Beide Eheleute wußten auch nichts um diese Einladung. Sie ging von der Schwester der Kranken aus, die in der Stadt verheirathet und reformirt geblieben war.

Landrier theilte dieser seine Bedenken mit, sie war aber unwahr genug, ihre Behauptung aufrecht zu erhalten.

Der Consistorialrath machte sich bei dem klaren Frostwetter, das seit einigen Tagen eingetreten war, zu Fuß auf den Weg. Als er in das ihm wohlbekannte Haus und in die Stube trat, fand er Deele und Stube leer.

Die Thür zur Schlafkammer war angelehnt. Er hört beten. Er horcht, er kennt die Stimme des Betenden nicht, aber sie ist so innig, und die Worte des Gebets sind so herzandringend, daß er gar nicht mehr daran denkt, wer es wohl sein könne, der da betet, er wird mit in das Gebet hineingezogen, und beugt unwillkürlich seine Knie, und als es in der Kammer Amen heißt, da spricht auch er ganz laut Amen, Amen!

Ein Geräusch entsteht, man erhebt sich in der Kammer von den Knieen, und der alte Bröker öffnet die Thür, da steht auch Landrier auf.

„Je, Herr Pastoor, wo kümp Se denn her hett dat?" fragt der alte Bröker, indem er seine Stirne hoch in Falten zieht.

Der Irrthum war bald aufgeklärt, und wiewohl es ihm leid that, daß ein Gemeindeglied ihm die Unwahrheit gesagt hatte, so meinte Landrier doch, als er nun auf den Beter, den Pastor Horst, zutrat und ihm herzlich die Hand reichte: „Dieses mal hat eine That der Finsterniß Licht gebracht, ich habe mit Ihnen gebetet, Herr Bruder!"

Es war Horst, als wenn ein warmer Frühlingshauch sein Herz berührt hätte. Bei den Amtsbrüdern seines Bekenntnisses hatte er theils frostiges, theils gar unfreundliches Entgegenkommen erfahren, und dieser reformirte Consistorialrath kommt ihm und zwar in dem Hause seiner früheren Gemeindeglieder mit mehr als Herzlichkeit, mit der Weihe wahrhaft christlicher Liebe entgegen!

Horst nahm die dargebotene Rechte und drückte sie innig. Als sich dann Beide erquickt und vom alten Bröker, der allerdings dem Consistorialrath gegenüber etwas verlegen schien und um so öfter „hett dat" sagte, Abschied genommen hatten, wanderten beide mit einander der Heimath entgegen.

Der Weg wurde ihnen sehr kurz. Horst erkannte mit Freuden, daß Landrier der Mann war, mit dem er in einen theologischen Verkehr treten könne. Die Milde seines Urtheils, als die Rede auf Kranz und die übrigen Amtsbrüder kam, heimelte ihn eben so sehr an, als so mancherlei tiefsinnige Gedanken, die ganz von selbst, wie ein Leuchten dahinflogen und ihm die Ueberzeugung gaben, daß er von dem Manne viel lernen könne. Was für ein stilles mildes Licht, sagte er sich, muß in dem Geiste dieses Mannes seine Heimath haben, daß so ungesucht seine Strahlen hervordringen!

Landrier sah bestätigt, was er von Horst gehört hatte. Wenn ihm durch dessen Gebet schon das Herz bewegt war, so fand er nun

bei ihm eine Empfänglichkeit für Belehrung, wie er sie bei jungen Männern, die schon einige Jahre im Amte sind, selten gefunden hatte.

Allerdings stand Horst an theologischer Erkenntniß hinter dem Consistorialrath weit zurück, aber es ist ja auch für den älteren Mann etwas Angenehmes, dem jüngeren aus dem Schatze der Erfahrung und des Wissens bieten zu können, wenn die edlen Perlen eine gemäße Fassung finden.

Unter gegenseitigem Austausch von Ansichten und Mittheilungen aus dem Amtsleben waren beide zur Stadt gekommen, aus der das Lichtmeer der Gaslaternen ihnen entgegenleuchtete.

Als an einer der Straßenecken ihre Wege sich trennten, meinte Landrier: „Nun, mein lieber Bruder, darf ich wohl auf einen Besuch von Ihnen hoffen.“

„Ich werde mich glücklich schätzen, Herr Consistorialrath,“ erwiederte Horst, „wenn Sie mir einen Besuch gestatten.“

„Dann bringen Sie aber auch ihre liebenswürdige Frau und Schwester mit,“ bemerkte noch der Consistorialrath freundlich.

„Gewiß, gewiß,“ sagte Horst erfreut.

Landrier reichte Horst die Hand und rief ihm noch nach, als dieser sich schon einige Schritte entfernt hatte: „Grüßen Sie die Ihrigen unbekannter und doch bekannter Weise von mir!“

XVIII.

Der Rath des Syndikus Krämer hatte den entgegengesetzten Erfolg gehabt. Als Herr Märtens ihn ausführte, entschloß sich der Vorstand der Gemeinde, um ferneren Plackereien zu entgehen und die Kinder vor dem Märtens'schen Unglauben zu behüten, auf Grund des

Schulgesetzes, das Privatschulen gestattete, eine eigene Schule zu gründen.

Ein Lehrer hatte sich bald gefunden. Der Sohn des Kürschnermeisters Tospann war gerade vom Seminar mit der ersten Nummer zurückgekehrt. Er nahm um so lieber die ihm dargebotene Stellung an, als er in der Gemeinde den Glauben an den Herrn vertreten sah, dem unter der Leitung des trefflichen Seminardirektors sein Herz sich zugewendet hatte.

Zum Schullokal bot der alte Ehringhausen die jetzt noch leerstehende Leibzucht auf seinem Hofe. Es war dem alten Manne eine innige Freude, wenn er seinen Hof nun alle Tage von einer fröhlichen Kinderschaar belebt sehen konnte und oft saß er stundenlang in einer Nebenkammer, um dem Unterrichte des frischen, lebendigen jungen Mannes zuzuhören. Freilich verstand er Manches nicht, was der staatlich befohlene Lectionsplan forderte.

Weil die Deele auf dem Ehringshofe zum Gottesdienste viel zu wenig Raum mehr bot, und bei dem nahenden Winter der luftige Vorbau keinen hinreichenden Schutz gewährte, so war der Beschluß gefaßt werden, vorläufig eine Kirche von Brettern auf dem Ehringhäuser Hofe zu errichten, und Zimmermeister Oldenkott ließ es sich angelegen sein, da die Kirche am ersten Weihnachtstage sollte eingeweiht werden, Alles in Stand zu setzen, damit der Bau schleunig begonnen und rüstig zu Ende geführt werden könne. —

Horst hatte schon in seiner früheren Stellung neben den Sonntagsgottesdiensten, in der Woche Stunden eingerichtet, in denen er bestimmte Abschnitte der heiligen Schrift erklärte. Er hatte sich von dem Segen solcher Bibelstunden, wie er sie nannte, überzeugt und er beschloß daher, diese Einrichtung auch in seine jetzige Gemeinde zu verpflanzen.

Er verlegte, als seine Wohnung die Zahl der Besucher nicht

mehr zu fassen vermochte, die Stunden unter freudiger Zustimmung des Fleischermeisters Treppelmann in den uns bekannten Tanzsaal, sein Confirmandenlokal, und es war ihm und seinem lieben alten Ehringhausen eine wahre Herzensfreude, wenn zu dem Bibelstundenabende nicht allein seine Gemeindeglieder von Stadt und Land, sondern auch Viele von denen kamen, die nicht zur Gemeinde gehörten.

Horst begann mit der Auslegung der Bergpredigt, als der magna Charta des Königreiches Jesu, wie weiland der treffliche Rudolph Stier sie genannt hat. Und indem er Schritt vor Schritt, unterstützt von dieses Mannes tiefsinniger Auslegung, auf den Zusammenhang der Gedanken des Herrn hinzuweisen suchte, fand er die reichste Gelegenheit, auf den Unterschied und Zusammenhang zwischen Gesetz und Evangelium aufmerksam zu machen, vor der Meinung, durch das Gesetz selig zu werden, eben so zu warnen, als vor der Ansicht, durch einen todten Glauben das Himmelreich zu gewinnen, und so die Hörer auf den Ernst wahrhafter Heiligung des ganzen Menschen hinzuleiten.

Nach der Bibelstunde geleitete gewöhnlich der Assessor, der Regierungsrath und seine Schwester Horst's in deren Wohnung und im freundlichen Zusammensein wurden noch so manche Gedanken durchgesprochen, die in der Bibelstunde angeregt waren.

Eines Abends — Horst hatte gerade über das gewaltige Wort des Herrn geredet: „ihr seid das Salz der Erde, wo nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen“ — warf der Consistorialrath Landrier, der zum ersten Male der Bibelstunde mit seiner Frau beigewohnt und auf der Pastorin Bitte sich dem Freundeskreise angeschlossen hatte, die Frage auf: wodurch werden wir Salz der Erde? — „Denn,“ fügte er hinzu, „daß uns Alle das Wort angeht, das hat unser lieber Bruder uns gesagt.“

Als die Uebrigen schwiegen, meinte Fräulein von Ehren, „ich meine durch die Bekehrung."

„Allerdings," sagte Landrier, „muß Etwas mit uns vor sich gehen, daß die ursprüngliche Fäulniß, in die wir durch die Sünde gerathen sind, aufhört und wir geschickt werden, dem irdisch gesinnten Menschen Salzkraft mitzutheilen."

„Gewiß," meinte der Assessor, indem er die Tasse niedersetzte, „gewiß muß Etwas mit dem Menschen vor sich gehen — Sie, mein gnädiges Fräulein," wendete er sich an Fräulein von Ehren, „nennen es Bekehrung. Aber ich möchte die Herren Theologen fragen, was unter diesem Worte, das man so oft auf der Kanzel hört, eigentlich gemeint ist."

Der Assessor begnügte sich niemals mit Worten, er wollte den Sinn der Worte begreifen, klar erkennen, was man bei ihnen sich zu denken habe.

„Darf ich meine Meinung äußern?" fragte Mathilde schüchtern. Und als Landrier und ihr Bruder ihr zunickten, sagte sie: „Sollte der Mensch nicht als ein Bekehrter angesehen werden dürfen, der von ganzem Herzen seinen Nächsten, auch seinen Feind lieb hat?"

„Sicherlich," erwiederte der Consistorialrath. Es war ihm das ja nach seinem milden Herzen ganz aus der Seele gesprochen.

„Aber," warf der Assessor seufzend ein, „wo ist dann wohl Einer zu finden, der mit dem Salz verglichen werden dürfte!"

Er mußte sich sagen, daß er gegen die Demokraten und die Läugner der Gottheit des Herrn eine tiefe Bitterkeit in seinem Herzen empfinde.

„Zu dieser völligen Liebe, die meine Schwester meint," warf Horst ein, „führt gewiß die Bekehrung, aber ich glaube, daß sie selbst doch noch etwas Anderes ist."

Der Assessor sah gespannt den Pastor an, als dieser fortfuhr:

„Die Bekehrung bezeichnet meines Erachtens den Zustand der Seele, in dem sie in der Anerkenntniß, daß alles Leben, welches sie ohne wahre Liebe zu Gott und zum Nächsten verlebt hat, verloren ist, im Blute Christi die Vergebung ihrer Sünden sucht, und das zu hassen beginnt, was sie bisher in selbstischer Weise geliebt, und das zu lieben anhebt, was ihr bisher — wenigstens gleichgültig gewesen ist."

Der Assessor schien mit dieser Erklärung einverstanden zu sein und der Regierungsrath, der bisher schweigend vor sich hingesehen hatte, sah mit leuchtenden Augen auf den Sprecher.

Wir kennen die frühere Stellung dieses von Natur so edel angelegten Mannes. Es war, ohne daß er sich dessen klar bewußt geworden, durch die Theilnahme an den Gottesdiensten eine Wandlung mit ihm vor sich gegangen. — Seine fromme Schwester hatte diese Wandlung mit inniger Freude wahrgenommen. Sie liebte ihren Bruder über Alles und darum war es ihr so unaussprechlich schmerzlich gewesen, daß er früher der ewigen Wahrheit so fern geblieben. Das war anders geworden. Während er sonst die Abende meistentheils im Casino oder im Theater zugebracht hatte, blieb er jetzt, wenn er nicht Fels besuchte, zu Hause, und nicht selten fand sie ihn mit der Bibel beschäftigt.

Seine bisherigen Bekannten beklagten es, daß der liebenswürdige Ehren Pietist geworden war, aber seine Lebensstellung und die Achtung, die er in jenen Kreisen genoß, bewahrte ihn davor, daß man ihn das Mißfallen fühlen ließ.

Die Bibelstunden hatte er von ihrem Beginn unausgesetzt besucht. Er hatte dort schon manchfache Aufschlüsse über Fragen bekommen, die unter dem Lesen der Bibel in ihm angeregt waren.

Daß sein früheres Leben nicht nach der Ordnung Gottes war eingerichtet gewesen, das hatte er erfahren. Auch jene Traurigkeit war schon durch seine Seele gezogen, von der die Schrift sagt, daß

sie Niemand gereue. Aber er hatte noch keine Klarheit über seinen gegenwärtigen Herzenszustand.

Er hatte in der Predigt und Bibelstunde, wie der Assessor so eben darauf hingewiesen, so oft das Wort Bekehrung und von der Nothwendigkeit gehört, daß sich jeder bekehren müsse, der selig werden wolle: aber es war ihm wie dem Assessor gegangen, er hatte bisher mit diesem Worte keinen klaren Begriff verbunden. Es versetzte ihn dieses Wort in eine große innerliche Angst, weil er, wenn er sich die Frage vorlegte, ob er bekehrt sei, sich keine deutliche Antwort darauf zu geben wußte.

Jetzt hatte er sie, und er durfte sich sagen, daß er wirklich sich zu Gott gewandt habe, und das fliehe, was früher sein Herz ausgefüllt, das aber liebe, was ihm ehedem gleichgültig gewesen war! — —

Daher die große Freude, die seine Seele erfüllte, und der leuchtende Blick, den er auf „seinen lieben Pastor,“ wie er Horst fortan nannte, [illegible]

Es wurde theils von Landrier, theils von Horst noch Mancherlei zu jener Schriftstelle beigebracht. Namentlich hob der Erstere hervor, wie die lutherische Uebersetzung, nach der es heiße: „womit soll man salzen“ nicht ganz genau sei, wie im Gegentheil das Wort nach dem Grundtexte, in dem es laute: womit soll man ‚es‘, nämlich das dumm gewordene Salz, wieder salzen, einen viel schneidigeren Sinn gebe. Es treibe nach ihm jeden Bekehrten in den Ernst der Heiligung und jenes unausgesetzte Wachen, damit er nicht dem dumm gewordenen Salz, das die Salzkraft verloren habe, ähnlich werde.

So war der Abend dahingeflogen, und nachdem man noch über die neueingerichtete Schule und den bevorstehenden Kirchenbau sich eine Zeit lang unterhalten und Gott gedankt hatte, daß er über die

Gemeinde sichtbar seine Gnade ergieße, trennte man sich erst in später Abendstunde.

„Einen schönern Abend," sagte der Regierungsrath zu seiner Schwester auf dem Heimwege, „habe ich noch nicht erlebt."

XIX.

Der Bau der Kirche auf dem Ehringshofe war in Angriff genommen.

Bolten up den Böhn hatte wegen des Holzes, das er in der Versammlung zugesagt, Wort gehalten. Er war mit seinem Statthalter in den Wald gegangen, und hatte ihm die stärksten Eichen zu Eckpfeilern und Säulen für die Kirche bezeichnet. Die Sägemühle, die von dem Bache gespeist wurde, der den Hermshof vom Ehringshauser schied, war schon seit einiger Zeit in voller Thätigkeit, die Bretter für die Kirche zuzurichten.

Das Heranfahren überließ man aber nicht allein dem holzreichen Bolten. Die Felder waren bestellt, und jeder wollte sich nun wenigstens mit seinen Gespannen an dem wichtigen Gemeindewerke betheiligen. Auf dem Ehringshofe sah es zuweilen aus, als wolle man eine ganze Stadt bauen, so reihten sich Wagen an Wagen, die mit Bäumen und Brettern beladen waren.

Der Zimmermeister Oldenkott hatte zwar alle seine Zimmergesellen auf dem Bauplatz, aber wegen der Kürze der Zeit war er genöthigt, noch mehrere Zimmerleute aus der Stadt zur Hülfe zu nehmen.

Der alte Ehringhausen hatte ein Stück seines Gemüsegartens gerade dem Eingange zur Deele gegenüber jenseits der Mauer, die

den Hof umgab, zum Kirchplatz hergegeben. Es war zwar ein sehr tragfähiges Stück und der Weiskohl gedieh fast nirgends auf seinem Grundbesitz besser als gerade dort, aber er meinte „to 'ner Kerke ist't beste Land nich tau gud."

Horst glaubte, daß solch Werk nicht ohne Gebet dürfe begonnen werden. Er war deshalb am Morgen des zweiten December, einem jener etwas umwölkten aber doch, da der Novemberfrost wieder nachgelassen hatte, verhältnißmäßig warmen Tage, die für die nöthige Erdarbeit zum Bau sehr geeignet waren, zum Ehringshofe hinausgewandert und hatte, als die Handwerker sich versammelt hatten, den ersten Spatenstich mit einer kurzen Ansprache an die Bauleute und mit Gebet gesegnet.

„Nu, Kinners[1] lustig heran!" hatte der alte Ehringhausen gerufen, als die Feier beendet war, und lustig und fröhlich im Herrn ging Meister Oldenkott an seine Arbeit. Wo aber der Meister mit kräftig Hand an's Werk legt, da säumen die Gesellen auch nicht.

Der alte Ehringhausen, der zwar nach Horst's Rath seinem Anerben den Hof noch nicht förmlich abgetreten, überließ doch diesem, den er seit der Hochzeit bei sich behalten hatte, die Geschäfte. Desto mehr hatte er Zeit, dem Bau zuzusehen. Das that er denn auch fast den ganzen Tag, und man sah es ihm an, was für eine Freude sein Herz bewegte, wenn nun wieder eine Stütze in die Höhe gerichtet war und er dann Meister und Gesellen mit Bier und Stuten mit Auflage regaliren konnte.

In der Stadt blieb man auch nicht unthätig.

Fräulein von Ehren hatte sich heimlich mit der Consistorialräthin Landrier vereinigt und die Frauen der städtischen Gemeinde-

[1] Kinder.

glieder bei sich zusammenberufen, um mit ihnen die Beschaffung einer Altar= und Kanzelbekleidung zu berathen.

Fräulein von Ehren meinte, wenn auch die Kirche vorläufig nur ein Bretterhaus sei, so gezieme es sich doch, daß die Stätten, an denen des Herrn Leib und Blut gereicht und das Wort Gottes verkündigt werde, würdig geschmückt seien.

Frau Treppelmann gab ihr darin vollkommen recht, und die Frau des Kürschnermeister Tospann meinte, es müsse nicht blos Kanzel und Altar bekleidet werden, sondern auch ein Teppich über die Stufen zum Altar und vor diesem sich hinbreiten. Sie wolle ihren Teppich schenken, den sie in ihrer Putzstube liegen habe.

„Dann will ich," sagte Frau Oldenkott, „ein paar Vasen mit gemachten Blumen auf den Altar setzen — ich habe so ein Paar und mein Mann wird nichts dagegen haben."

Man berieth sich jetzt über die Farbe der Bekleidung. Die Consistorialräthin rieth zu schwarz, das entspreche dem Ernste einer Kirche. Die übrigen Frauen wollten roth, weil das die Farbe in der Jakobi=Kirche und den übrigen lutherischen Kirchen der Stadt sei. Endlich einigte man sich aber doch für das von Fräulein von Ehren vorgeschlagene Dunkelblau.

Fräulein von Ehren wußte sich über diese Wahl weiter keine Rechenschaft zu geben, als daß sie meinte, schwarz erinnere zu sehr an Trauer und roth sei zu schreiend, die Mitte halte blau. Von der Verschiedenheit der Farben in der Bekleidung der kirchlichen Stätten, wie sie die alte Kirche angeordnet hatte, wußte sie noch nichts.

„Aber was sticken wir denn auf die Altardecke?" fragte Fräulein von Ehren.

Die Consistorialräthin war dafür, daß gar keine Stickerei angebracht, sondern die Decke nur mit einer Silberborte eingefaßt und

an der untern Seite mit Fransen von gleichem Metall versehen werde. Dem widersprachen aber die Bürgerfrauen. Sie meinten, das sähe zu kahl aus.

In dem Gegenstande der Stickerei gingen allerdings die Ansichten sehr auseinander. Die Einen meinten, ein passender Bibelspruch, die Andern ein Kelch, Frau Treppelmann entschied sich für das bekannte Sinnbild der Dreieinigkeit, ein Auge in einem Dreieck. Fräulein von Ehren gab endlich dahin den Ausschlag, daß man ein einfaches gothisches Kreuz in Silber wählen möge — das sei auch bei der Kürze der Zeit am leichtesten auszuführen. —

Nachdem Frau Oldenkott, die Zimmermeistersfrau, noch zugesagt, von ihrem Manne das Maaß des Altars und des Pultes auf der Kanzel schleunigst zu beschaffen, wurde Fräulein von Ehren beauftragt, Tuch, Fransen und Borten anzuschaffen und die Frauen machten sich anheischig, unter den Gemeindegliedern in Stadt und Land zur Beschaffung der Ausgaben zu collectiren. —

Fräulein von Ehren reichte sofort ihren bedeutenden Beitrag der Schlächtermeisterin, die sich zur Kassirerin zu diesem Zwecke erboten hatte, und sagte außerdem die Deckung der Ausgaben zu, wenn etwa wider Erwarten die Sammlung nicht den gehofften Ertrag geben sollte. Das erwies sich allerdings nachher als unnöthig, da die collectirte Summe die Auslagen bei weitem überschritt.

Die Frauen thaten aber auch ihr Möglichstes. Sie theilten sich die ganze Gemeinde in Reviere ein, und eine jede übernahm eines derselben für ihre Collecte. Die beiden jüngeren, Frau Oldenkott und Tospann hatten die Landgemeinde übernommen und um es ihnen in dem oft schneeigen und nassen Decemberwetter bequemer zu machen, ließ der brave Treppelmann anspannen und die Frauen nach den verschiedenen Höfen fahren.

„Süh, süh,“ sagte der alte Paulsiek, als Frau Tospann ihm

ihr Anliegen vorbrachte, „dat is jo nüdlik, dat Ji de Kerke smuck moken willt, hier sün sif Dahler." Und der alte Ehringhausen, den Frau Oldenkott heimsuchte, lachte mit seinem ganzen Gesicht, als er hörte, was die Frauen vorhatten, und meinte, indem er zehn Thaler aus seiner Kammer holte und der Meistersfrau in die Hand drückte: „dat's recht, dat Ji dat doth — as Künig Salomo sinen Tempel buggete,[1] vor brachte auk Jedder to, wat in sin Vermögen was. Dat is so'n Stück Einigkeit im Geist."

„Wirst Du denn nichts zum Schmuck der Kirche beitragen?" fragte Fräulein von Ehren ihren Bruder, als er an ihren Stickrahmen trat und die Fortschritte bewunderte, die das Kreuz unter ihren kunstfertigen Händen machte.

„Vielleicht doch," antwortete dieser schalkhaft lächelnd.

„Und der Assessor?" examinirte sie weiter.

„Nun, der wird sich ja auch wohl eine Freude machen," erwiederte der Regierungsrath.

Weiter brachte sie aber aus ihrem Bruder nichts heraus, und wenn sie auch von dem weiblichen Erbtheil, der Neugierde, gewiß nicht ganz frei war, so war sie doch taktvoll genug, nicht weiter in ihren Bruder zu dringen.

Daß dem Pastor und seinen Damen, wie heimlich auch die Sache betrieben wurde, wenigstens die Thaten des Comité's, an dessen Spitze Fräulein von Ehren stand, nicht ganz verborgen blieben, dafür sorgten schon Anspielungen des alten braven Ehringhausen, den seine Herzensfreude nicht ganz reinen Mund halten ließ. Was aber eigentlich im Werke war, das erfuhren sie doch nicht, und Horst mochte auch, um Fräulein von Ehren die Weihnachtsfreude nicht zu verderben, nicht weiter nachforschen.

[1] baute.

XX.

Herr Märtens war in die Grube gefallen, die er Andern gegraben hatte. Da sein Gehalt, neben Wohnung und Land, aus dem Schulgelde zusammen kam, so hatte er durch die Errichtung der Gemeindeschule unter dem wackern Lehrer Tospann keine geringe Einbuße zu erleiden. Verwendungen bei seiner Behörde hatten nichts gefruchtet, und Pastor Kranz hatte ebenfalls seinen Klagen gegenüber die Achseln gezuckt. Er bedauerte zu spät, daß er dem verkehrten Rath des Syndikus Krämer gefolgt war und sann nach, wie er den Schaden wohl repariren könne.

So saß er am Nachmittage des heiligen Abends vor sich hinbrütend in seiner Stube. Seine Frau hatte ihm Vorwürfe wegen des Ausfalls des Schulgeldes gemacht, der ihn verhinderte, seinen Kindern den Weihnachtsbaum so auszuschmücken, wie sie es gewünscht hatte.

Nachdem er eine Zeit lang so da gesessen und sogar vergessen hatte, die lange Pfeife, die er sonst zu Hause immer im Brand hielt, wieder anzustecken, sprang er plötzlich auf — setzte die Pfeife in die Ecke, zog seinen Sonntagsrock an und sagte vor sich hin: „das muß gehen!“ —

Er machte sich auf den Weg zum Vollmeierhof von Jürgen-Klost. —

Er fand ihn zu Hause. Der Vollmeier las gerade im großen lutherischen Katechismus, den Horst seinen Gemeindegliedern in einer der letzten Predigten empfohlen hatte.

„Was bringen Sie mich denn, Herr Cantor?“ fragte Jürgen-Klost in seinem halb hochdeutsch, halb platt. Er meinte nämlich, ein Vollmeier müsse hochdeutsch sprechen, war aber mit der Grammatik etwas sehr gespannt.

„Oh," erwiederte Märtens, „ich wollte nur einmal sehen, wie es Ihnen geht!"

„Dat ist ja recht fründlich von öhr," erwiederte der Vollmeier, setzte aber gleich hinzu, „äwerst die Kinders habe ich zu Herrn Tospann geschgickt."

Als Märtens schwieg, fragte der Vollmeier: „Hevt Sie all Koffe gedrunken?"

Als der Lehrer das verneinte, rief er seiner Frau aus der Thüre zu, sie solle doch „Koffe moken, der Herr Cantor wöre dor."

„Sie haben ja wohl einen recht düchtigen Prediger," meinte jetzt Märtens, als er sich niederließ und die Cigarre sich zündete, die der Vollmeier ihm geboten hatte.

„Das heven wir," war die Antwort.

„Er soll sehr gut predigen," meinte Märtens.

„Das dut er, un dörbi is er lutttersch dör un dör!" bemerkte der Vollmeier, der allerdings wenig mehr von dem Unterschiede beider Kirchen wußte, als daß die Reformirten „unser Vater" und die Lutheraner „Vater unser" beteten. Er hatte auch noch so Etwas von einem Unterschied in der Abendmahlslehre gehört, aber er wußte nicht, worin der bestand. Dabei hielt er aber große Stücke auf das Lutherische und war ein abgesagter Feind der „Reformeerden." Das wußte Märtens.

„Hm!" machte dieser und sagte: „Nun ja, es mag wohl nicht wahr sein, was ich über Ihren Prediger gehört habe."

„Was haben Sie denn hört?" fragte der Vollmeier und legte den großen Katechismus, in dem er übrigens nur sehr wenig verstanden hatte, aus der Hand.

Unterdessen war der Kaffee von der Vollmeierin, die auf den Ruf ihres Mannes eigentlich den Lehrer Tospann erwartet hatte, hereingebracht, und Herr Märtens ließ sich nicht lange nöthigen, dem

schönen frischen Stuten und der frisch gekirnten Butter tapfer zuzusprechen.

„O, es ist gewiß nicht wahr," sagte Herr Märtens kauend, als der Vollmeier von Neuem fragte, was er denn gehört habe.

„Er ist gewiß gut luttersch," sagte Märtens, „denn sonst hätten Sie ihn ja doch nicht gewählt."

„Ne," sagte der Vollmeier, schwer mit der Hand auf den Tisch schlagend, „wenn hei nich ein guter Lutheraner wäre, dann hätt' wi em nich wählt."

„Das meine ich auch," sagte Märtens.

„Ja," ereiferte sich der Vollmeier, der sonst sehr gutmüthig war, und nur dann aufbrauste, „wenn sein „luttersch" angetastet wurde, „un wenn ik't wüßte, dat hei't nich wöre, dann träde ik hüt noch ut de Gemeinde."

Sobald er böse wurde, ließ er das Hochdeutsche fahren.

„Nun," meinte Märtens, und schmierte sich zu der neuen Tasse Kaffee, die ihm die ab und zugehende Vollmeierin eingeschenkt und zugleich, wie es bei den Bauern Sitte, mit Zucker und reichlicher Milch versehen hatte, das zweite mächtige Butterbrod — „es ist ganz gewiß eine Verläumdung, man weiß das ja, der Eine sagt dieß, der Andere das."

„Wat ist's denn, herut met de Sprake!" rief der Vollmeier heftig.

„Nun, ich habe gehört," sagte Märtens langsam, damit jedes Wort dem arglosen Manne wie ein Tropfen Gift in die Seele gehen könne, „daß Euer Pastoor, zwar luttersch scheint, es aber nicht ist, er soll reformirt sein!"

„Dat Dich der Deuker!" brauste der Vollmeier los. — „Is dat wehr? He bet't doch Vater unser un nich unser Vater!"

„Beruhigen Sie sich, Herr Vollmeier!" sagte der Lehrer in be-

sänftigendem Tone, „ich sage noch einmal, es kann ja Alles Verläumdung sein!"

Allerdings," setzte er hinzu, nachdem er eine neue Tasse zu sich genommen, „der Schein spricht wider ihn!"

„Wu so?" sagte der Vollmeier schnell, der, durch den sanften Ton des Lehrers getäuscht, meinte, der Lehrer glaube selbst nicht an die Sache.

„Es ist bekannt," erwiederte dieser, „daß er mit keinem der lutherischen Pastoren in der Stadt verkehrt, sondern allein mit dem reformirten Consistorialrath Freundschaft hält."

„Is dat wohr?" fragte der Vollmeier aufgeregt, „dann go ik to em nich mehr in de Kerke, dann segg'k[1] mi weer los van de Gemeinde!"

„Nicht das allein ist wahr," sagte Herr Märtens triumphirend, „sondern auch das ist wahr, der reformirte Consistorialrath geht zu Euerem Pastor in die Abendstunden — ich glaube, sie nennen's Bibelstunden.

Können Sie sich denken, Herr Vollmeier," setzte Märtens lauernd hinzu, „daß der das thun würde, wenn Euer Pastor nicht reformirt lehrte?"

„Nich mehr, min Pastoor — dat verbidde ik mi," sagte der Vollmeier, stand auf und ging mit gewichtigen Schritten in der Stube auf und ab. —

„Ick bün luttersch," sagte er vor sich hin, „met 'nen reformeerden Papen will'k nicks to daun hebben.

Herr Cantor," blieb er jetzt vor Märtens stehen, „no't Fest schgicke ik öhr mine Kinner weer un de Annern ward dat auk dohn, wenn se erst hört, wat för'n Vagel se fangen heft."

---

[1] sage ich.

Herr Märtens aß nach seiner Heldenthat in aller Gemüthsruhe sein drittes Butterbrod und trank seine vierte Tasse Kaffee aus, während der ehrliche, aber etwas beschränkte Vollmeier heftigen Schrittes in der Stube auf und ab ging und vor sich hinmurmelte: „we het dat dacht, so'n Kierl, süht ut as en Engel un bedriegt de Lüe[1] so — ne, dat sall anners warden!

Ik dank öhr, Herr Märtens, dat Se mi den Staar stoken heft," sagte der Vollmeier, als er ihm zum „Adjüs" die Hand reichte. —

„Dörte — Dörte," rief der Vollmeier seiner Frau zu, als Herr Märtens abgezogen war. Diese aber wäre schon von selber gekommen. Sie hatte theils bei'm Aus- und Eingehen, theils in der Nebenstube das ganze Gespräch mit angehört. Sie war eine verständige Frau und hatte schon längst einen geheimen Widerwillen gegen den schleichenden Märtens gehabt. Sie konnte zwar die Aeußerungen des Lehrers nicht widerlegen, aber sie rieth doch ihrem Manne, dem Märtens nicht so blindlings zu vertrauen, und jeden falls bevor er irgend einen entscheidenden Schritt thue, mit den Andern sich darüber zu berathen.

„De Annern süllen't auch weeten,"[2] sagte ihr Mann, „vor heft wi 'ne Kerke bugget un de drin predigen sall, is reformeerd! Ne, dat gait nich!"

„Nu man nich so hastig,[3] Vadder!" besänftigte seine Frau, „meinst Du, wenn he würklich reformeerd wöre, dat dann de olle Ehringhusen em so unbändig laiv hedde?"

Der alte Ehringhausen war bei Jürgen-Klost die höchste Instanz. Was der sagte und that, das that und sagte er gewiß nach.

[1] die Leute.
[2] sollen es auch wissen.
[3] schnell.

Darum sagte er in etwas beruhigtem Ton, „dat is wull wohr, Dörte, äwer he weit noch nich, wat ik nu weit."

„Nu, dann go doch up Stun's[1] to em un seggt em, dann kannst jo hören, wat he dortau seggt."

„Js nu all to late,"[2] antwortete er, als er seine kartoffelrunde silberne Uhr mit dickem Silbergehäuse aus der Hosentasche zog. „Äwers morren[3] an Dage," setzte er hinzu.

Märtens hatte, als er nach Hause gekommen war, seiner Frau flüchtig gesagt, daß er Jürgen-Klost's — und wahrscheinlich auch der Andern Kinder nach dem Feste wieder bekomme, und war dann noch zu dem Anerben vom Schulten von der Beke hinab gegangen. Der Hof lag etwa eine halbe Stunde thalwärts von der Schule. Es ließ ihm keine Ruhe, diesem, den er in einen wahren Ingrimm gegen die Gemeinde hinein gehetzt hatte, mitzutheilen, daß der Vollmeier Jürgen-Klost von der Gemeinde zurücktreten und seine Kinder ihm wieder in die Schule schicken werde.

„Dat's recht," hatte dieser gesagt.

„Du mußt Deinen Alten auch so weit bringen," sagte Märtens. Der junge Mensch war noch bei ihm zur Schule gegangen, darum nannte er ihn Du.

„Dat gait nich, min Olle hölt de Ohren stief."

Als der junge Mensch den Lehrer ein Stück Weges zurückbegleitete, ließ Herr Märtens das Wort fallen: „wenn man nur der Gemeinde einen rechten Schabernack anthun könne." Es zeigte das natürlich nicht von einer freundlichen Gesinnung — aber zu seiner Rechtfertigung muß ich bekennen, daß er sich in der That nichts Bestimmtes dabei gedacht hatte.

[1] sogleich.
[2] ist nun schon zu spät.
[3] aber morgen.

„Dat will wi dohn!“ hatte der Anerbe schnell geantwortet, weiter dann aber nichts gesagt, sondern war gerade da wieder umgekehrt, wo in der Wegeskrümmung bei'm Mondschein das neue Dach der „Arche Noah,“ wie die neue Kirche im Volksmunde hieß, sichtbar wurde. —

XXI.

Die Glocken der Stadt läuteten zur Christmette. Es klang wie der Engelsgesang in der heiligen Nacht! —

Zu den erleuchteten Kirchen eilte, dicht in Mäntel gehüllt, Alt und Jung.

Es war sehr kalt, so daß man sich freuen konnte, daß in der Nacht Schnee gefallen war, der die Saaten deckte.

Die Sterne funkelten auf die feiernde Erde hernieder und der helle Morgenstern redete von dem ewigen Morgenstern, der in dieser Nacht der Welt einst aufgegangen war.

Horst hatte am letzten Adventssonntage der Gemeinde angekündigt, daß am ersten Festtage um sechs Uhr früh auch in der neuen Kirche Christmette solle gefeiert werden, der dann um neun Uhr der Hauptgottesdienst mit der Feier des Sacraments folgen werde. Er wußte, daß für die Erleuchtung der Kirche durch Kerzen von eigen gezogenem Wachs auf Kronen, die ein Drechsler der Stadt aus Holz sehr geschickt hergestellt hatte, würde gesorgt sein. —

Als er in der Morgenfrühe mit seiner Frau und Mathilde in der uns bekannten Kutsche des alten Ehringhausen unter dem Glockengeläute hinausfuhr, und als er die große Anzahl von Leuten sah,

die desselben Weges wanderten und die trotz Kälte und knisterndem Schnee das „Vom Himmel hoch" ertönen ließ, da trat ihm die helle Freude in's Herz und er stimmte im Wagen sammt Gertrud und Mathilde in das herrliche Weihnachtslied mit ein.

Je näher sie dem Ehringhäuser Hofe kamen, desto größer wurde die Menschenmenge, die sich schon früh mußte auf den Weg gemacht haben.

Da lag die Kirche mit ihrem kleinen Thürmlein, das allerdings jetzt noch ohne Glocke war. Aus allen ihren Fenstern leuchtete der Lichtschein und durch die Fenster der nach kirchlicher Ordnung ostwärts gelegenen Absis schien es, als wenn hundert Sternlein flimmerten.

Jetzt waren sie angekommen. Es öffnet sich vor ihnen die Kirche! Wirklich etwas Schöneres hatten sie nie gesehen. Die Emporen zu beiden Seiten waren durch Tannenzweige, aus deren Grün Wachskerzen funkelten, in eine Laube verwandelt. Drei Kronen hingen von der Decke und verbreiteten Licht und Duft durch das reine Wachs ihrer Lichter.

Horst wandte sich zum Altarraum. Zwei mächtige Tannenbäume, eine Gabe von Fräulein von Ehren, mit Hunderten von Wachslichtern standen zu beiden Seiten des Raumes und redeten von der Liebe, die, wie das Tannenreis Sommer und Winter grün, ewig dieselbe ist, und von dem Licht, das in Dem der Welt erschienen, der ihr Licht ist.

Und dort der Altar! Er mochte seinen Augen nicht trauen. Diese herrliche Bekleidung mit silberfunkelndem Kreuz. Und auf dem Altar ein hohes Ebenholzkreuz mit einem corpus in mattem Silber, zur Seite zwei silberne Leuchter mit mächtigen brennenden Wachskerzen!

Und was ist das? silberne heilige Gefäße glänzen vom Altar

hernieder und eine Prachtbibel liegt vor ihnen aufgeschlagen und zeigt St. Lucä Weihnachtsevangelium! —

Horst war überwältigt, als er durch die Menge, die jetzt, als das Schiff der sehr geräumigen Kirche gefüllt war, den Emporen zuströmte, zum Altar schritt. Er konnte nicht anders, als auf die Stufen, die ein prächtiger Teppich, das Geschenk der Frau Tospann, deckte, niedersinken und im lauten Gebet dem Herrn danken, daß er so herrlich für die Feier der Geburt seines Sohnes in der Gemeinde gesorgt habe, „denn aus Deiner Hand nehmen wir's, wozu Du die Herzen der Menschen willig gemacht hast" — so schloß er sein Gebet.

Eine neue Ueberraschung! Orgelklang ertönte. Der Lehrer Tospann hatte bei einem Instrumentenbauer eine kleine Orgel entdeckt, die dieser einmal vor Jahren angekauft hatte, und seinen Vater bestimmt, sie der Kirche zu schenken.

Jetzt intonirte er „Vom Himmel hoch, da komm ich her!" Die ganze Gemeinde war in Andacht versunken. Horst blickte selig vom Altarraum zu der Orgel hinüber — da plötzlich ein gewaltiges Krachen!

Die Orgel schweigt, — die Gemeinde steht wie vom Donner gerührt — jetzt noch ein Krachen, als wenn die Kirche einstürzen wollte. Alles schreit auf und will zu den Ausgängen drängen.

Da ruft Horst vom Altar aus laut in die Verwirrung hinein, so daß seine Stimme die Angstrufe übertönte: „Fürchtet Euch nicht, denn Euch ist heute der Heiland geboren! Die Engel Gottes halten den Bau!" —

Horst sagte nachher, es sei ihm wie eine Eingebung gewesen, er sei selbst bis auf den Tod erschrocken, da sei sein Blick auf dieses Wort in der aufgeschlagenen Bibel gefallen, und er habe es in den Schrecken hineinrufen müssen.

In der That, Alles beruhigte sich. Das Krachen ließ sich nicht wieder vernehmen und Horst konnte in tiefer Stille das Festevangelium verlesen, an das er eine kurze Ansprache schloß.

Und „vom Himmel hoch, da komm ich her," sangen jetzt die Kinder vierstimmig vom Orgelchor und beim sechsten Verse fiel die ganze Gemeinde ein: „Deß laßt uns alle fröhlich sein, und mit den Hirten geh'n hinein, zu sehn, was Gott uns hat beschert, mit seinem lieben Sohn verehrt!"

„Was war denn das, mein lieber Oldenkott?" fragte Horst den Zimmermeister, der noch blaß vor Schrecken allein mit Horst in der Kirche zurückgeblieben war.

Der Zimmermeister zeigte auf einen der mächtigen Bäume, die der Kirche ihren Halt gaben und in die durch Zapfen der Träger eingelassen war, auf dem die eine der Emporen ruhte.

„Sehen Sie, Herr Pastoor," sagte Oldenkott, „der Baum ist um drei bis vier Zoll in die Erde eingesunken, dadurch ist der Zapfen bis auf ein Haar breit herausgedrängt. Noch einen Viertel Zoll weiter, dann wäre die ganze Empore an dieser Seite, die gedrängt voll Menschen war, zusammengestürzt."

„O, das Unglück läßt sich ja gar nicht ausdenken," sagte Horst zusammenschaudernd.

„Gott sei gelobt," sagte Oldenkott, „daß der Zapfen nicht ganz gewichen ist, sonst ständen wir jetzt vor Leichen und Verstümmelten! Aber ein Wunder ist es," setzte er hinzu.

„Das hat der Herr gethan," sagte Horst, „lassen Sie uns Ihm danken!" Und die beiden Männer knieten an den Stufen des Altars nieder und Horst dankte Gott inbrünstig für die gnädige Errettung.

„Unerklärlich," bemerkte Oldenkott, als sie wieder aufstanden, „ist mir die Sache aber doch. Ich habe selbst unter jeden Baum, bevor er

aufgesetzt wurde, Steine gelegt, und die übrigen haben sich ja auch nicht von der Stelle gerückt. Ich muß das untersuchen."

Als Horst in die Stube des alten Ehringhausen trat, fand er neben den Seinen den Assessor mit dem Regierungsrath und Fräulein von Ehren, die auch am Hauptgottesdienste Theil nehmen wollten.

„Weißt Du, wer das Alles geschenkt hat?" rief ihm Frau Gertrud entgegen. Dabei wies sie auf die Drei.

„Ich muß doch die Ehre von mir ablehnen," sagte freundlich Fräulein von Ehren, „die Frauen in der Gemeinde haben redlich mitgeholfen, und die Männer haben auch das Ihrige dazu gegeben."

„Aber das Crucifix, die Leuchter und die herrlichen Altargefäße?" fragte Horst.

Die Pastorin zeigte bei den ersten Stücken auf den Assessor — die heiligen Gefäße seien ein Geschenk des Regierungsraths.

„Aber was war das für ein furchtbares Krachen?" unterbrach der letztere Horst, der seinen Dank abstatten wollte.

In dem Augenblick trat der Zimmermeister ganz verstört in das Zimmer und winkte den Männern, ihm zu folgen.

An der vom Hofe abgewendeten Seite waren die unteren Steine hinweggescharrt und Rasenstücke an deren Stelle gelegt. Es war das um so leichter möglich gewesen, als der obere Deckstein liegen gelassen war, und die Säule, so lange sie im Verband stand und noch nicht durch die Menschenlast niedergedrückt wurde, in ihrer Lage blieb. Sobald diese Last kam, gab der obere Stein nach und die Säule sank auf den Rasen hernieder. Wäre nicht in der Nacht Schnee gefallen, so hätte man doch vielleicht noch das Bubenstück vorher an der aufgewühlten Erde entdeckt.

„Verruchte Bosheit!" rief der Assessor.

„Haben Sie auf irgend Jemanden Verdacht?" fragte der Regierungsrath den Zimmermeister.

Der mußte das verneinen.

„Nun, der Herr hat das Unglück verhütet," sagte Horst, „überlassen wir den Thäter der Doppelqual seines fehlgeschlagenen Versuchs und seines bösen Gewissens! — Und — Gott gebe, daß er's bereut," setzte er hinzu.

Daß der Zimmermeister, dessen Gesellen zum ersten Gottesdienst in ihrem Bauwerk ebenfalls gekommen waren, sofort Anstalten traf, vorläufig durch feste Stützen den Schaden zu repariren, versteht sich von selbst, und so konnte, als die Festglocken aus der Stadt herübertönten, der Hauptgottesdienst ohne weitere Gefährdung gehalten werden.

Allerdings hatte das noch dazu die Sache vergrößernde Gerücht Manche abgehalten, den Hauptgottesdienst zu besuchen. Von den eigentlichen Gemeindegliedern fehlte aber bis auf Jürgen-Kloft und den Anerben vom Schulten van der Beke Niemand. Diese beiden waren auch nicht in der Mette gewesen.

Gerade der wunderbare Schutz, den die Gemeinde erfahren, trieb sie um so mehr in ein Haus, das so sichtbar die Engel Gottes beschirmt hatten.

Der alte Ehringhausen trug aber an der Sache sehr schwer. Er meinte nach dem Gottesdienst: „Dat is mi doch tau sganerlik, dat so wat up minen Hof passert is. Ik wull up Stun's hunnert Daler drum given, wenn'k den heruter kriegen künne, de dat dohn heft." —

Als Horst mit den Seinen in des alten Ehringhausen Kutsche und der Pastor, Fräulein von Ehren und ihr Bruder in dessen Wagen abgefahren waren, sagte der alte Mann zu seinem Anerben, er solle „all' Gesinne in den Stoven tausamenropen." —

Nun examinirte er Einen nach dem Andern, ob Keiner von

ihnen irgend einen Menschen des Abends auf dem Hofe gesehen, oder in der Nacht nicht Etwas gehört habe.

Niemand wußte aber Auskunft zu geben, nur die Kuhmagd meinte, daß sie in der Nacht den Hund habe „blaffen" gehört, sie sei aber wieder drüber eingeschlafen.

So blieb die Sache im Dunkel. Aber dem alten Ehringhausen war ein gut Theil seiner Festfreude verdorben. —

XXII.

Für den Abend des ersten Festtages hatte Fräulein von Ehren Pastors zu sich eingeladen. Sie sollten aber auch ja Tildchen mitbringen.

Der Regierungsrath und seine Schwester besaßen ein schönes Haus in der Nähe des früheren, jetzt in Promenaden umgewandelten Festungswalles.

Es war eins jener älteren Gebäude aus der Renaissance, denen die Rampe und die hohen Fenster mit ihren phantastischen Verzierungen ein vorwiegend aristokratisches Ansehen geben.

Durch eine hohe mit reichem Schnitzwerk versehene Flügelthür trat man durch Portieren in ein Treppenhaus mit Marmorestrich, dessen wohlthuende Wärme auch im Winter den Oleanderbüschen und Pommeranzenbäumen eine Heimath gewährten.

Zwei breite bequeme mit Teppichen belegte Treppen, die sich in dem mittleren Absatz wieder vereinigten, führten durch eine Flügelthür mit Glasscheiben in den Corridor der Belleetage, der mit Teppichen belegt und mit Statuen zwischen Topfgewächsen ausgeschmückt war.

Die Equipage des Regierungsraths hatte Horst und die Seinen bald zu dem gastlichen Hause geführt.

„Wenn nur nicht große Gesellschaft ist," meinte Horst, indem er auf die hellerleuchteten Fenster hinwies. Gertrud erwiederte, Fräulein von Ehren habe ihr gesagt, daß nur der Assessor da sein werde.

Nachdem der Diener, dieses Mal in großer Livré, den Damen aus dem Wagen geholfen, empfing sie Fräulein von Ehren an der Treppe und führte sie, indem sie Tildchen auf den Arm nahm, in das Empfangszimmer, einen prächtigen Raum, der mit allem Comfort der Wohlhabenheit ausgestattet war und in dem ein lustiges Kaminfeuer zum traulichen Sitzen einlud.

„Sie entschuldigen noch meinen Bruder, er wird gleich erscheinen!" sagte Fräulein von Ehren und es spielte ein eigenthümliches Lächeln um ihre Lippen.

„Welche Ueberraschung! Geführt vom Regierungsrath, dem der Assessor folgte, trat der Obergerichtsrath Thalberg mit seiner Frau und deren Schwester Therese, einer achtzehnjährigen lieblichen Blondine, in das Empfangzimmer.

„Lieber Obergerichtsrath, wo kommen Sie denn her?" rief Horst, ihn herzlich begrüßend, dem Eingetretenen entgegen.

„Und Sie, liebste Clotilde, hier!" rief die Pastorin, seine Frau umarmend, und Therese und Mathilde, die Freundinnen wußten nicht Worte zu finden, um die Freude des Wiedersehens auszusprechen.

Der Obergerichtsrath hatte die Weihnachtsferien benutzt, seinen lieben Diakonus, wie er ihn noch nach alter Gewohnheit nannte, und zugleich seinen Freund Fels einmal zu sehen. An diesen hatte er geschrieben und der Regierungsrath und seine Schwester machten sich ein Vergnügen daraus, ihre Räume dem Obergerichtsrath und dessen Familie zur Disposition zu stellen. Einige Stunden vorher waren

sie angekommen, nachdem sie den Vormittag des Festes in einer der zunächst gelegenen Städte der Provinz gefeiert hatten.

Der Regierungsrath öffnete jetzt, nachdem die erste Ueberraschung sich gelegt hatte, die Flügelthüren zum Saal.

Heller Lichtglanz strömte entgegen. In der Mitte stand ein prächtiger Tannenbaum von oben bis unten mit Lichtern bedeckt, die auf den reichen Segen der vergoldeten Aepfel und Nüsse ihren Schein warfen.

Alle standen im Anblicke des schönen Weihnachtsbaumes verloren. Tildchen war ganz stumm geworden vor Erstaunen.

Fräulein von Ehren setzte sich an das Instrument und intonirte Luthers: „Vom Himmel hoch!"

Nachdem einige Verse gesungen waren, nahm Fräulein von Ehren ihr liebes Tildchen an der Hand und führte es unter den Baum. Was war da für eine Pracht! Eine Puppe mit wirklichen Haaren, die auch die Augen bewegen konnte, saß auf einem Sopha zwischen einer Puppenstube und einer Küche mit einem Kochherd.

Der Pastor fand auf seinem Platz ein sinnig construirtes silbernes Privatcommunionsgefäß. Die Pastorin freute sich über ein reizendes Nähetui.

„Erlauben Sie, liebe Mathilde," sagte Fräulein von Ehren zu dieser, „daß wir die Kunstfreundin bitten, bei der Besichtigung dieser Bilder des ersten Weihnachtsfestes in Ihrer neuen Heimath sich zu erinnern."

Eine schöne Mappe mit einer Stickerei von der Hand des Fräulein von Ehren enthielt eine Collection der besten Stiche aus der Raphaelsgallerie.

Mathilde wußte kaum, was sie zu dieser eben so sinnigen als reichen Gabe sagen sollte. Sie dankte Fräulein von Ehren tief be-

wegt und reichte dem Regierungsrath die Hand, der Etwas wie Entschuldigung sagte, daß die Gabe so gar gering sei.

„Ich danke Ihnen für dieses Buch," rief der Assessor von seinem Tische zum Regierungsrath hinüber und hielt ein Buch in grünem Saffian und Goldschnitt mit der Aufschrift „Therese" in die Höhe, „ich habe schon so Vieles darüber gehört, jetzt kann ich's in Ruhe lesen."

„Es wird Dich interessiren," sagte der Obergerichtsrath, der mit seiner Frau und Schwägerin auch mit sinnigen Gaben durch die Freundlichkeit seines Wirths bedacht war, „daß der Verfasser, der hier den pseudonymen Namen Walther führt, einer unserer Bekannten von Jena her ist. — Du erinnerst Dich wohl noch des Corpsburschen, der den Spitznamen „der Germane" führte, weil er ganz besonders für das einige Deutschland schwärmte."

„O wohl," sagte der Assessor, „es war ein tüchtiger Bursche, zwar ein wenig salopp in seinem Anzuge, er schlug aber eine prächtige Klinge!"

„Nun," fuhr der Obergerichtsrath fort, „der ist später Oberlehrer am Gymnasium in Z. geworden und ist der Verfasser der „Therese." Leider hat das Buch, wie ich von einem Bekannten in Z. erfahren, ihm sehr trübe Stunden gemacht."

„Wie so?" fragte der Assessor, und die Uebrigen waren auch gespannt.

„Das ist eine kuriose Geschichte," erwiederte der Obergerichtsrath — „aber am besten," wendete er sich an den Assessor, „Du liesest erst das Buch, damit Du Dir die Unbefangenheit des Urtheils bewahrst."

„Ich kenne es auch noch nicht," bemerkte der Regierungsrath, „ich habe auch nur auf die warme Empfehlung der Zeitung geglaubt, es Ihnen, lieber Freund, zur Weihnachtsgabe bieten zu dürfen."

„Die Beurtheilung des Buches ist eine höchst verschiedene," fügte noch der Obergerichtsrath hinzu, „ich für meinen Theil habe es mit großem Interesse gelesen; allerdings," und dabei sah er auf seine Frau, „Klotilde hat Manches an ihm auszusetzen."

„Also Sie haben es auch gelesen?" wendete sich Fräulein von Ehren an die Obergerichtsräthin, lud aber dann ihre Gäste ein, zum Thee in das Gesellschaftszimmer zurückzukehren.

Tildchen zu Liebe, die sich von dem schönen Lichterbaum, ihrer Puppe und Küche noch nicht trennen konnte, blieb der Tannenbaum noch eine Zeit lang in seinem Glanze, während die Erwachsenen sich um das lodernde Kaminfeuer sammelten und der Diener die silbernen Tabletten mit den Tassen und dem Backwerk umherreichte.

„Wie sieht's denn in meiner früheren Gemeinde aus?" wendete sich Horst an den Obergerichtsrath.

„Wir haben Gottes Gnade zu preisen," antwortete dieser, „daß wir in dem Sohne des Hauptpastors einen Mann wiederbekommen haben, der Gottes Wort treulich verkündigt und begabt, ja ungewöhnlich begabt ist er auch."

Es ist ein böser Zug des menschlichen Herzens, daß es nicht gut tragen kann, wenn die Stelle, die man verlassen, nicht allein ausgefüllt, sondern so wieder besetzt ist, daß die Lücke nicht weiter gefühlt wird. Wenn auch der neue Mensch mit Freuden in den Dank für diese Gnade einstimmen möchte, so tritt doch die angeborene Eitelkeit der vollen Freude hemmend in den Weg.

Horst fühlte auch einen Augenblick ein Zucken dieser Eitelkeit. Aber es war auch nur ein Augenblick. Er konnte dann in Wahrheit sagen, daß er sich von Herzen freue, daß Gott es so geführt habe.

„Und was noch besonders dankenswerth ist," meinte der Ober=

gerichtsrath, „der Hauptpastor überläßt seinem Sohne sehr häufig die Hauptpredigt und den Confirmandenunterricht."

„Vortrefflich," rief Horst, „Sie wissen, dahin konnte ich es bei dem alten Herrn nie bringen, daß er mir die Confirmanden überlassen hätte. Sie sehen, die Gemeinde hat durch meinen Abgang doch eigentlich einen großen Vortheil."

„Wenigstens," erwiederte der Obergerichtsrath, „haben wir dem Herrn zu danken, daß er Ihren Weggang uns weniger schmerzlich empfinden läßt."

„Und wir," fügte der Regierungsrath hinzu, „daß er uns den Pastor gesandt hat." — — —

Mathilde und Therese hatten sich in das Anschauen der Blätter aus der schönen Mappe vertieft.

„Haben Sie schon das Original in der Dresdener Gallerie gesehen?" fragte der Assessor die Damen, als sie gerade das Blatt von der Sixtina vor sich hatten.

Sie mußten es verneinen.

„Alle Nachbildungen, auch die besten," sagte der Assessor, „sind nur ein Schatten diesem Bilde gegenüber. Diese Majestät der heiligen Jungfrau, und dabei doch diese zarte edle Jungfräulichkeit, giebt keiner der mir bekannten Stiche wieder!"

„Und doch," mischte sich der Regierungsrath in das Gespräch, „möchte ich jener Maria von Meister Stephan auf der Anbetung der heiligen drei Könige im Kölner Dom den Vorzug geben. Sie macht trotz der Krone mehr den Eindruck — Mutter des Herrn zu sein, während die Raphaelische mir nicht in innerlichem Zusammenhange mit dem Kinde auf ihrem Arme zu stehen scheint. Man könnte sie sich auch ohne das Christuskind denken."

„Das ist wahr," bemerkte der Obergerichtsrath, „und was mir noch besonders an dem von Ihnen genannten Bilde gefällt," wendete

er sich zum Regierungsrath, „das ist das völlige Zurücktreten der Mutter hinter den Sohn. Die heiligen drei Könige beten wirklich das Kind an, während bei dem Raphaelischen das Auge vom Jesusknaben hinweg auf die Jungfrau gewendet wird."

„Jedenfalls," bemerkte der Regierungsrath, „ist es ein Vorzug der deutschen Kunst, daß sie auf den Herrn selbst die Andacht lenkt, während der Italiener und auch der Spanier — ich erinnere an Murillo — mehr zur Anbetung des Menschen auffordert."

„Wie schade nur," sagte Mathilde, indem sie ihre Mappe wieder schloß, „daß unsere Kirchen solche Bildwerke entbehren. Es will mich immer dünken, es fehle ihnen etwas, wenn das Auge nur die kahlen übertünchten Wände sehen muß."

„Da stimme ich Ihnen von ganzer Seele bei," bemerkte der Regierungsrath lebhaft. „Wenn wir unsere Zimmer mit Bildern aus der heiligen Geschichte schmücken, warum denn nicht die Kirchen?"

„Der Ansicht bin ich nicht," warf der Assessor ein, „Bilder in der Kirche stören mich, sie zerstreuen die Seele und ziehen sie von dem Anschauen der Bilder ab, die der Glaube innerlich aufstellt."

So wob sich das Gespräch herüber und hinüber, und es gruppirten sich zwei Parteien, von denen die eine durch Mathilde und den Regierungsrath, die andere durch den Assessor vertreten war. Die Uebrigen waren unentschieden, welcher Partei sie zustimmen sollten. Horst zog es nach seinem Naturell zu der ersteren, aber der Einfluß des Consistorialraths Landrier hatte ihn zweifelhaft gemacht, ob die Kunst in der Kirche dergestalt, wie er es sonst wohl wünschte, ihre Vertretung finden dürfe.

Unterdessen war der Abend weit vorgerückt. Der Wagen des Regierungsraths fuhr vor und Pastors nahmen mit dem Versprechen Abschied, daß die Freunde am morgenden Abende ihnen die Freude des Besuchs schenken wollten.

„Vielleicht,“ sagte Horst, zum Assessor gewendet, „können Sie uns dann schon Ihr Urtheil über Ihre Therese sagen.“

Horst sagte das sehr unbefangen und Frau Gertrud lächelte leise vor sich hin, als der Assessor etwas befangen erwiederte: „Das wird ja wohl nur ein günstiges sein.“

XXIII.

„Worüm woll Jürgen-Klost van Dage up den ersten Fierdag[1] nich in de Kerken komen is, of he krank is?“ hatte der alte Ehringhausen, nachdem die Knechte und Mägde nach jenem Examen wieder entlassen waren, zu seinem Schwiegersohne gesagt, „Du möst woll es heruppergohn!“[2]

Diesem Wunsche war der junge Hermsmeier mit seiner Frau, trotz des tiefen Schneees, der die Höhen bedeckte, gegen Abend nachgekommen.

Der Vollmeier saß mit seiner Frau bei dem warmen Ofen und ließ sich von seiner ältesten Tochter, die nun wieder zu Märtens in die Schule gehen sollte, die Weihnachtspredigt aus Ludwig Hofacker vorlesen. Er war aber über dem monotonen Lesen eingenickt und auch seine Frau hörte nur mit halbem Ohr. Ihr ging es durch den Kopf, daß ihr Mann zum ersten Male in seinem Leben am Weihnachtsfeste nicht zur Kirche gegangen war und so den Festsegen, den sie mit ihren Kindern gehabt, hatte entbehren müssen. „Und dat's de Sliker, de Märtens schüll,“[3] sagte sie für sich hin. —

---

[1] heute auf den ersten Feiertag.

[2] Du müßtest wohl einmal hinaufgehen.

[3] Und daran ist der Schleicher, der Märtens schuld.

„Gun' Owend, Nober!" rief Hermsmeier, als er in die Stube trat. —

„Oha!" machte Jürgen-Kloſt, als er von dem Rufe erwachte und ſich über die Augen wiſchte. „Süh, ſüh!" ſagte er, als er den Hermsmeier und deſſen Frau erkannte, „Gun' Owend, ſett Ju dal!"

Die Kleine hatte ſchnell ihr Predigtbuch zugeſchlagen und war, erfreut daß ſie erlöſt war, hinausgegangen.

Die Vollmeierin hatte Fiken ihren Mantel abgenommen und meinte, das müſſe ſie ihr hoch anrechnen, daß ſie bei dem Schnee und ſo ſpät ſie noch beſuche.

„Ik wull es tokiken,"[1] ſagte der Hermsmeier, „of Ji krank wören, min olle Schweigervader is recht beſorget üm em."

„Ne, krank bin ich nich," erwiederte der Vollmeier und räuſperte ſich verlegen.

„Ji ſün doch nich in de Kerke weſt," bemerkte der Hermsmeier und fing an, ſich aus dem Tabakskaſten, den der Vollmeier ihm hinſchob, ſeine Pfeife zu ſtopfen.

„Dat het ſine Grünne," erwiederte Jürgen-Kloſt mit einem gewiſſen Trotz.

„Draf ik die denn nich weeten?" fragte der Hermsmeier, indem er ſeine Pfeife anſteckte.

„Die ſallt Ju all to Haupe weeten," erwiederte der Vollmeier.

Hermsmeier war im höchſten Grade geſpannt und ſah den Vollmeier fragend an.

„Ju Pape is reformeerd," polterte Jürgen-Kloſt heraus.

„Wat is he? reformeerd?" rief der Hermsmeier erſtaunt, „wat ſall dat bedüden?[2] Wel het dat ſeggt?"

---

[1] zuſehen.
[2] bedeuten.

„Dat's nu ingol," erwiederte der Vollmeier, indem er mit den Fingern auf den Tisch trommelte, „he is reformeerd un tau 'nen Reformeerden kom ik nich mehr in die Kerke!"

„Äwer Nober, ik bidde Ju, wel het dat seggt?"

Die Vollmeierin, die hinausgegangen war, um Abendbrod für ihre Gäste anzuordnen, kam just herein, als der Hermsmeier die dringende Frage that. Sie stellte sich an den Tisch und sagte: „Dat will ik Di seggen, Nober, dat het de Sliker de Märtens minen Ollen gistern in den Kopp sett."

„Märtens?" fragte der Hermsmeier langgedehnt, „wat het he denn tau so 'ne Beschülligung van usen Pastoor för Grünne ängieven?"

„Trifftige nog," erwiederte schnell der Vollmeier. „Segg mi, mit wem De ümgaist, un ik will Di seggen, wel Du büst," setzte er, selbstgefällig, solch' schlagendes Sprüchwort an der Hand zu haben, hinzu.

Hermsmeier konnte sich noch keinen Vers daraus machen und wartete auf weitere Auslassungen.

„He het seggt," nahm die Vollmeierin das Wort, „dat use Pastoor met den reformeerden Kunsteljolroth ümgait."

„Un dorüm sall he reformeerd sün?" lachte der Hermsmeier hell auf.

„De Kunsteljolroth kümp auk to em in de Bibelstunn," fügte Jürgen-Klost hinzu.

„Doröwer künt Ji jo nur früggen,"[1] meinte Hermsmeier, „dat döht söke Heerens süns nich licht, dat se to'n Pastoor in 'ne Bibelstunne kümpt."[2]

---

[1] Darüber könnt Ihr Euch nur freuen.

[2] daß thun solche Herren sonst nicht leicht, daß sie zu einem Pastor in die Bibelstunde kommen.

„Jo, äwer dann möt he doch reformeerde Lähr vordrägen," meinte der Vollmeier.

„O," lachte der Hermsmeier, „ik hef all' den Juden Veilchen, Ji kennt en jo, den Pierdejuden, bi em in de Kerke up den Ehringshofe sain, dorüt möẞte dann auk folgen, dat use Pastoor en Jude wör un Judenlähr preddigte."

Das leuchtete allerdings dem Vollmeier ein.

„Bring es mine lange Pipe!" wendete er sich zu seiner Frau, und das war immer ein Zeichen, daß sein Gemüth ruhiger wurde, wenn er nach seiner langen Pfeife verlangte.

Als er sie langsam stopfte und sie in Brand setzte, meinte er aber doch, indem er bei jedem Zuge ein Wort sprach: „Äwer — Märtens — het — doch — seggt."

„Glöwt Ji denn Alens, wat de seggt?" fragte nun der Hermsmeier, „Märtens is en Demelkrot un en rechten Sliker."

„Dat hev'k em auk seggt," fügte die brave Vollmeierin hinzu, „he sall doch nich Alens gliks glöwen, sall erst den ollen Ehringhusen frogen." — —

„Gun' Owend," ließ sich, als die Thür aufging, die Stimme des Adjutanten und alter ego von Kloppen-Jost vernehmen.

„Schgaiper, wo kümp he denn her?" fragte der Vollmeier.

„Wi wullen us es erkünnigen,[1] of Se krank wören," antwortete der Schäfer und hinter ihm wurde die schmächtige Gestalt des Küsters Schweppe sichtbar.

„Krank is he nich," sagte der Hermsmeier lachend, „und doch is he auk nich gesund — he hett sik van den Märtens wat in Kopp setten laten."

„Van Märtens?" sagten Beide und sahen sich an.

---

[1] erkundigen.

Der Hermsmeier erzählte ihnen nun, während die Vollmeierin mit Fiken den Tisch deckte, die ganze Geschichte.

Als der Vollmeier das Tischgebet gesprochen und Alle zu dem trefflichen Eierkuchen und dem Warmbier zulangten, meinte der Schäfer — „Nai, reformirt is hei nich — he is echt luttersch“ — und das war für Jürgen Kloft eine gewichtige Stimme, die sich jetzt für Horst's Lutherthum erhob.

„Aber eins habe ich doch auch am Pastoor auszusetzen,“ lächelte in seiner süßlichen Weise, indem er sich eines großen Stückes Eierkuchens bemächtigte, der Schäfer — „er is mich etwas zu weltförmig geworden, er war das vor fif Johren noch nich.“

„Wu meint Se dat?“ fragte die Hermsmeierin, die ihren Pastor so sehr lieb hatte.

„Er drägt kein weißes, sondern ein swartes Halsdok und“ —

„Wat för'n Snack,“ sagte unwillig der Hermsmeier, „sitt dat Weltliche denn in de Halsdöker?“

„Das eben nicht,“ erwiederte der Schäfer, „aber an den Federn erkennt man den Vogel und ein frommer Pastoor drägt weiße Halsdöker. —

Ich will damit nich sagen,“ corrigirte er sich, wieder süß lächelnd und mit seinen für die kurze buckelige Gestalt etwas zu lang gerathenen Armen in die Pflaumenschüssel langend, „daß use Pastor nich fromm wäre, das is he nach siner Predigt — aber ein swarzes Halsduch für einen Pastoor ist doch weltlich.“

Schweppe hatte einige Male tief geseufzt und unterdessen, daß seine Kauwerkzeuge sich tapfer bewegten, aufwärts geblickt. Jetzt legte er seine Gabel nieder, faltete die Hände und sagte: „Ich muß dem Bruder recht geben, er ist etwas weltlich un seine Frau noch viel mehr!“

„Sine Fru? dat is jo so'ne leiwe Fru!" vertheidigte nun Fiken ihre abwesende Pastorin.

„Deut niks zur Sache," meinte Schweppe, „weltlich ist sie doch, un etwas weltlich is auch seine Swester."

„Grünne!" rief der Hermsmeier nun, dem die Geschichte mit dem weißen und schwarzen Halstuch mehr als lächerlich gewesen war. —

„O, der Gründe sind mancherlei," erwiederte Schweppe seufzend, „sie drägt einen Hut mit Blumen drin."

„O, dat lött[1] eer gar so sgön!" vertheidigte Fiken.

„Deut niks, is weltlich!" seufzte Schweppe, „un die Swester von Herrn Pastoor," fügte er hinzu, „singt dem kleinen Wurm öfters ein weltlich Lied vor. —

So'n armes Wurm muß dadurch ja auch ganz weltlich werden," sagte er.

Den Hermsmeier ärgerte dieses Afterreden und er sagte darum „Worüm seggt Ji dat usen Pastoor un sine Fruuslüde nich sülwer?"

„Hab' ich all' ihr un seine Swester gesagt," antwortete Schweppe. Wir wissen, wie er Frau Gertrud auf seine Weise gewarnt, und auch Mathilde hatte er gebeten, doch die kleine empfängliche Seele des Kindes zu bedenken.

Man mochte die pietistische Beschränktheit des guten Schweppe bedauern, seine große Aufrichtigkeit und die herzliche Liebe, die sich in seiner Sorge um das Seelenheil seines Pastors und dessen Familie aussprach, machten es möglich, über jene Beschränktheit gerne hinwegzusehen, während die Aeußerungen des Schäfers darum nur unangenehm berührten, weil der Ton, in dem er sie vortrug, viel mehr Selbstgefälligkeit als Liebe verrieth. —

---

[1] läßt.

„Nu, denn holt hier dat Mul!“ sagte der Hermsmeier unwillig zu Schweppe und dem Schäfer gewendet.

Der Tisch wurde abgedeckt und Hermsmeier wollte mit seiner Frau aufbrechen, als der Schäfer meinte, er habe noch etwas Wichtiges mitzutheilen.

Er erzählte nun, wie er heute Morgen nach der Christmette an der Schule vorübergegangen sei, und wie die Frau des Märtens ihn hereingerufen, und ihn wegen des Krachens in der Kirche sehr ängstlich befragt und gemeint habe, es sei doch auf ihren Mann kein Verdacht gefallen.

Er habe darüber auf dem Wege nach Hause weiter nachgedacht, und wenn es auch unchristlich sei, ohne weitere Beweisgründe auf einen Menschen einen Verdacht zu werfen, so habe er doch geglaubt, diesen Vorfall nicht verschweigen zu dürfen.

Alle hatten gespannt zugehört. Hermsmeier meinte aber, Gott habe seine Hand über die Gemeinde gehalten, wenn der es wolle, so werde der Thäter, auch ohne daß die Gemeinde eine Untersuchung einleite, an den Tag kommen — nur sagte er, zum Vollmeier gewendet: „Heude Di, wenn Di de Märtens in de Möte kümp!“[1]

Als alle Gäste den Hof verlassen hatten, fragte die Vollmeierin ihren Mann: „Wußte noch Dine Kinner tau Märtens dohn?“

„Ne,“ sagte er und blies dichte Rauchwolken aus seiner langen Pfeife.

---

[1] Hüte Dich, wenn Dir — in den Weg kommt.

XXIV.

„Nun, Ihr Urtheil über Ihre Therese!“ sagte die Pastorin schalkhaft zum Assessor, als die Gäste am Abende des zweiten Festtages in den zwar etwas engen, aber höchst gemüthlichen Räumen der Pastorswohnung sich versammelt und um den Theetisch Platz genommen hatten.

„Aber der Consistorialrath weiß ja noch nicht, wovon die Rede ist,“ erwiederte der Assessor leicht erröthend.

Landrier war mit seiner Frau und Tochter ebenfalls eingeladen.

Nachdem der Assessor diesem mitgetheilt, was es mit der Therese, nach der die Pastorin frage, für eine Bewandniß habe, meinte er, ganz habe er das Buch zwar noch nicht durchlesen können, aber sein Urtheil stehe doch schon fest. —

Alle waren gespannt. Auf des Assessors Ansicht wurde nicht mit Unrecht ein großer Werth gelegt. Er hatte einen scharfen Verstand, einen gebildeten Geist und was mehr sagen will, ein zartes vom Geiste des Evangeliums geheiligtes Gemüth. Er war ein abgesagter Feind alles Trivialen und Gemeinen und schätzte eine Sache nur nach dem Werthe, den sie für die Entwicklung des Reiches Gottes haben konnte. —

„Ich muß die Tendenz des Buches,“ meinte er, „von der Ausführung, in der sie Gestalt gewonnen, unterscheiden.

Die erstere ist meiner Meinung nach vortrefflich — mir ganz aus der Seele genommen. Ich habe mich unter den Wogen der Novellenliteratur, die jährlich den Büchermarkt überfluthen, lange nach einem Buche umgesehen, das die ernsten Fragen bespräche, die den Kern der Darstellung in der Therese bilden.

Nur die bekannte Gräfin Hahn,“ setzte er hinzu, „hat sich eine ähnliche Aufgabe gestellt. Aber sie ist ja katholisch. Unsere evangelischen christlichen Novellen bewegen sich, abgesehen von den allerdings

trefflichen Volksschriften eines Jeremias Gotthelf, Glaubrecht, Stöber und einiger Anderen, meistentheils in dem engen Kreise mehr oder weniger pietistischer Gefühle." —

Der Obergerichtsrath nickte ihm beifällig zu.

„Und die Tendenz?" fragte Landrier.

„In welcher Kirche kann das suchende Gemüth am sichersten zur Ruhe kommen: — das scheint mir der Grundgedanke des Buches zu sein," antwortete der Assessor.

„Ein vortrefflicher Vorwurf für eine Novelle!" rief Fräulein von Ehren, „das wird Vielen in unsern Tagen der religiösen Wirrniß höchst willkommen sein!"

„Und welcher Kirche schreibt das Buch den Preis zu?" fragte der Consistorialrath.

„Das ist auch Etwas," erwiederte der Assessor, „um des willen ich dem Verfasser sehr dankbar sein muß —: er sieht in allen Kirchen, in ihrer Gesammtheit die eine christliche Kirche, meint, daß eine jede einen Antheil an der Wahrheit und ihre bestimmte Aufgabe in der Entwicklung des Reiches Gottes habe, dann aber reicht er allerdings der lutherischen, als der Bewahrerin des lauteren Wortes und des reinen Sacramentes die Palme."

„Der Verfasser ist wohl Lutheraner," bemerkte Landrier in seiner milden Weise, „da kann man ihm denn nicht verdenken, daß er seiner Kirche den Vorzug giebt."

„Aber Sie scheinen mit der Ausführung dieses Grundgedankens nicht einverstanden zu sein," sagte Fräulein von Ehren.

„Allerdings," erwiederte der Assessor, „will mir die Neigungsgeschichte, die durch das Buch sich spinnt, mit diesem Hauptgedanken nicht in rechter Beziehung stehen, und es würde mich darum nicht wundern, wenn oberflächliche Geister das Buch eine bloße Liebesgeschichte nennen würden."

„Das ist auch geschehen," bemerkte der Obergerichtsrath, „und man hat es unserm Germanen sehr verdacht, daß ein Jugendlehrer seine Zeit mit der Darstellung einer Liebesgeschichte verschwende."

„Verschwenden!" sagte die Obergerichtsräthin, „das ist ein viel zu harter Ausdruck. Die Geschichte der Heldin Therese und des Doktor Hartmann, des Philologen, ist so zart gehalten, daß man das Buch, wenn nicht andere Parthieen darin vorkämen, jedem jungen Mädchen dreist in die Hand geben dürfte."

„Ja — aber eben die anderen Parthieen!" betonte der Assessor. „An und für sich könnte man darüber dem Verfasser keinen Vorwurf machen, daß er in seinem Kaleidoskop, wie er's nennt, das Leben schildert, wie es nun einmal ist, aber da er seinem Buche einen weiblichen Namen an die Stirne gestellt hat, so hätten Schilderungen und Ausdrücke fern bleiben müssen, die ein weibliches Gemüth verletzen."

„Meine Frau sagt," bemerkte der Obergerichtsrath, „das Buch mache den Eindruck, „als ob man plötzlich aus einem Rosengarten in eine Einöde versetzt würde."

„Ich kann Ihnen," wendete sich der Assessor an die Obergerichtsräthin, „nicht so unrecht geben, und ich bedaure, daß ein Buch von so trefflicher Tendenz dieser Art Anstöße bietet."

„Jedenfalls," bemerkte Thalberg, „hat unser Germane über die gottentfremdeten Personen Gottes Gericht hereinbrechen lassen."

„Wohl wahr," erwiederte der Assessor, „aber das wiegt jenes unangenehme Empfinden nicht auf, das Damen bei Parthieen, die Du ja kennst," wendete er sich an seinen Freund, „ergreifen muß."

„Sie würden es also unseren Damen nicht empfehlen?" fragte Landrier den Assessor.

„Ich würde es ihnen vorlesen," erwiederte der Assessor, „dann könnte ich ja die Parthieen überschlagen, die für sie nicht passen."

„Aber Du sagtest," wendete sich der Assessor an seinen Freund Thalberg, „daß unserem Germanen das Buch trübe Stunden gemacht habe?"

„Noch mehr, als das," erwiederte der Obergerichtsrath, „das Buch hat seinen Gegnern, die längst wegen seines etwas schroffen Auftretens gegen den herrschenden Unglauben eine Sache an ihm suchten, eine willkommene Veranlassung gegeben" — —

„Wenn es nun gefällig ist?" unterbrach Frau Gertrud den Obergerichtsrath, die mit Mathilde hinausgegangen war, um den Abendtisch zu bereiten.

Man gruppirte sich um den Tisch, den der Geschmack der Pastorin mit Vasen, in denen Epheu sein dunkles Grün blicken ließ, gar freundlich verziert hatte.

Frau Gertrud freute sich, mit den Weihnachtsgaben ihres lieben Fleischermeisters Treppelmann ihre Gäste erquicken zu können, und als Horst die Gläser füllte, meinte er: „in diesem trefflichen Chateau la Fitte trinken Sie auch die Freundlichkeit eines unbekannten Gebers" — und sah dabei zu dem Regierungsrath hinüber, der aber, in ein Gespräch mit seiner Tischnachbarin Mathilde vertieft, diesen Blick nicht bemerkte.

Ich möchte doch noch einmal den unterbrochenen Faden des Gesprächs wieder aufnehmen," sagte der Consistorialrath.

„Ganz abgesehen von Ihrem Buche," wendete er sich an den Assessor, der mit der Schwester der Obergerichtsräthin sich unterhielt, „ich möchte die Frage aufwerfen, ob es überhaupt wohlgethan ist, eine Tendenz, wie die in ihm vertretene in novellistisches Gewand zu kleiden?"

„Warum nicht?" erwiederte der Angeredete, „hat nicht die schon genannte Gräfin auf dem Gebiete ihrer Kirche das mit Glück versucht? Warum sollten wir nicht auch den Versuch machen?"

„Die katholische Kirche," erwiederte Landrier, „bietet der Novellistik ein passendes Feld, in ihr ist Alles Drama — bei uns aber gilt das Wort aus Richters schönem Liede „„es glänzet der Christen inwendiges Leben.""

Und dieses inwendige Leben," fuhr er fort, „ist so zart und innerlich, daß es mir scheint, als würde es, wie jenes Buch nach Ihrem eignen Urtheile es ja auch zeigt, durch Schilderungen verletzt, wie sie die Novelle oder der Roman von selbst mit sich bringt."

Es lag in dem Ausspruche des Consistorialraths so viel Wahres, daß einen Augenblick ein tiefes Stillschweigen an der Tafel herrschte, als habe jeder erst sich besinnen müssen, was er darauf erwiedern solle. Dann aber nahm der Assessor das Wort.

„Ich gebe zu," wendete er sich an Landrier, „daß es schwierig ist, in passender Weise die Geheimnisse eines gläubigen Herzens in einer Novelle zu entwickeln. Ja, ich füge noch etwas hinzu," fuhr er fort, „die Lehre von der Kirche ist so hoch und so tief, daß eine Novelle, die sich diese zum Vorwurf nimmt, nur leichthin sie behandeln kann und so der tiefer Blickende von dem Lesen gewöhnlich ein Gefühl der Unbefriedigtheit hinwegnehmen wird.

Beispielsweise erinnere ich nur daran," wendete er sich an seinen Freund Thalberg, „daß es der Germane sich doch etwas sehr leicht mit der katholischen Kirche gemacht hat, so leicht, wie es dort geschieht, ist dieser gewaltige Bau doch nicht zu erschüttern.

Dennoch," schloß er, „scheint mir es gerade für unsere Zeit sehr dankenswerth, wenn die Novelle sich aus dem höchst langweiligen Gebiet der Liebesgeschichten auf den ernsten Kampfplan der höchsten sittlichen Interessen — jener Tendenzen begiebt, die in dem besprochenen Buche das Thema bilden." —

Als der Consistorialrath und die Uebrigen ihn fragend ansahen, fuhr er fort: „Sie wissen Alle, wie entfremdet die Mehrzahl der Ge-

bildeten dem religiösen Leben und der Kirche ist, die es doch allein vermittelt.

Schriften, in denen der erbauliche Inhalt in erbaulicher Form vorgetragen ist, lesen sie nicht. Nur die Novelle und der Roman finden noch vor diesen Augen Gnade. Wie, sollte man denn nicht den Versuch machen, diesem Lesepublikum die goldenen Aepfel der ewigen Wahrheit in den silbernen Schalen einer Novelle zu bieten? Ich bin überzeugt," fuhr der Assessor warm fort, „hätte der heilige Paulus, der Allen Alles sein wollte, um ihrer Etliche zu gewinnen, heute gelebt, er würde nach seinem Grundsatze — Alles ist euer — kaum eine Novelle verworfen haben, deren Darstellung den Spiegelglanz des lauteren Evangeliums nicht getrübt hätte." —

Fräulein von Ehren lächelte über den letztern Ausspruch, dann aber meinte sie, der Assessor habe gewiß recht, „aber," setzte sie hinzu, „wenn nur nicht gerade das von jenen Lesern überschlagen würde, was der Seele nützen kann — man hält sich an die Schale und läßt den Kern liegen."

Frau Gertrud erröthete. Sie mußte sich sagen, daß sie selbst an dieser Unart leide, meinte dann aber: „Ja, liebes Fräulein, oft ist aber auch der Ton in solchen christlichen Novellen so predigthaft, daß ich da lieber meinen Mann in der Kirche höre."

„Unsere liebe Pastorin trifft hier den Nagel auf den Kopf," sagte der Assessor, indem er sich gegen sie verbeugte. „Es darf der Leser nicht die Absicht merken — Göthe hat schon gesagt, was ihm dann widerfährt. Meines Erachtens muß die ganze Erzählung so vom christlichen Geiste durchweht und die ewige Wahrheit so mit dem Ganzen der Erzählung durchflochten sein, daß der Leser nichts überschlagen kann — daß jedes Blatt des Buches ihn in die christliche Lebensanschauung hineinführt.

Fühlte man zum Beispiel," fuhr er fort, „in dem besprochenen

Buche mehr, als es der Fall ist, das Sträuben der Feder heraus, Schilderungen zu liefern, wie sie dort gegeben sind, so möchten selbst sie passiren, denn wahr sind die dort geschilderten unsittlichen Zustände und zur Sehnsucht nach der Heiligung führt der Schrecken vor der Sünde und ihren Folgen." —

Horst war der Auseinandersetzung des Assessors mit Aufmerksamkeit gefolgt und meinte dann lächelnd zu Landrier gewendet: „Der Assessor soll uns einmal eine Novelle schreiben."

„Da kommen Sie schön an," sagte der Assessor lachend, „wollen Sie nicht auch dem Professor Rosenkranz, dem trefflichen Shakespeare-Commentator, aufgeben, König Lear zu schreiben?

Uebrigens," setzte er zu Horst gewendet hinzu, „bin ich doch neugierig, was Sie zu dem Buche sagen werden, ich bringe es Ihnen in diesen Tagen."

„Dann lese ich's auch," sagte Frau Gertrud.

„Ich werde es Dir und Mathilden vorlesen — Du hast doch gehört," meinte Horst.

„Gestatten Sie uns theilzunehmen," bat Fräulein von Ehren und der Regierungsrath meinte, diese Lectüre werde eine interessante Unterhaltung für die Winterabende bieten.

„Nur werden wenige in der Woche zu diesem Zwecke übrig bleiben," bemerkte Horst, „Mittwoch Abends ist hier Bibelstunde, an jedem ersten Montag im Monat Missionsstunde, und schon auf mehrere Monate hinaus habe ich auf verschiedenen Höfen Bibelstunden zugesagt."

„Jedenfalls," meinte Landrier, „ist das eine bessere Beschäftigung, als eine Novelle vorzulesen."

„Alles zu seiner Zeit," warf der Obergerichtsrath ein, „ich meine, daß ein Ausruhen der Seele in passender Lectüre doch wohl gestattet ist."

„Gewiß," erwiederte Landrier, „aber in passender Lectüre; ob aber das Buch Ihres Germanen, wie Sie den Verfasser nennen, zur passenden gehört? Nach den Auslassungen des Herrn Assessors dürfte das doch wohl bezweifelt werden."

„Bitte," sagte der Assessor schnell, „ich möchte nur Frauen Manches aus ihm nicht vorlesen."

„Das bestätigt meinen Ausspruch," bemerkte Landrier, „eine Novelle, in der Parthieen vorkommen, die dem Frauenauge sich entziehen müssen, kann ich auch dem Manne nicht empfehlen."

„Der Herr Consistorialrath muß das Buch lesen, damit er unsern Germanen nicht verkehrt beurtheilt," wendete sich Thalberg an den Assessor.

„Noch dieses Glas den Freunden!" rief Horst, als seine Gäste zum Aufbruch sich anschickten.

„Sie bleiben doch noch einige Tage?" wendete er sich an den Obergerichtsrath.

„Morgen Mittag ist meine Zeit abgelaufen," erwiederte dieser.

„Schon?" meinte der Assessor und Frau Gertrud entging es nicht, daß sein Auge trauernd auf der liebenswürdigen Schwägerin seines Freundes ruhte. —

Horst ließ sich von Mathilde die Bibel geben und schloß nach Vorlesung eines Schriftwortes mit Gebet. Mathilde setzte sich an das Instrument und intonirte Zinzendorf's schönes: Die wir uns allhier beisammen finden, schlagen unsre Hände ein, uns auf Deine Marter zu verbinden, Dir auf ewig treu zu sein, und zum Zeichen, daß dies Lobgetöne Deinem Herzen angenehm und schöne, sage Amen und zugleich, Friede, Friede sei mit euch!

Unter diesem Frieden zog ein Jeder seine Straße.

XXV.

Die Lage des Pastors Kranz wurde von Tage zu Tage peinlicher.

Der größte Theil seiner ländlichen Gemeindeglieder war von ihm abgefallen und aus der Stadt hatten sich auch Manche von ihm losgesagt. Von denjenigen, die sich noch zu ihm hielten, kam fast Niemand zu ihm in die Kirche. Den Volksredner hatte man wohl gehört, aber für den Pastor hatte man kein Ohr.

Gerade das Weihnachtsfest hatte ihm seine traurige Lage besonders nahe geführt. Durch die Lichter der Christmette waren noch einige Kinder in die Kirche gelockt worden, aber im Hauptgottesdienste glichen die weiten Räume der Kirche einem Acker, auf dem die Hungerharke hier und dort noch eine Aehre hat liegen lassen. — Zur heiligen Communion hatte sich Niemand bei ihm eingefunden.

Was konnte er der Gemeinde an diesem Feste auch bieten? Er hielt die ganze Weihnachtsgeschichte für eine fromme Legende, und er war ehrlich genug, das den Leuten auch zu sagen. Am zweiten Festtage waren darum noch weniger Zuhörer in der Kirche als am ersten, und hätten nicht hier und dort noch einige alte Frauen gesessen, so hätte er die Kirche können schließen lassen.

Dem alten seligen Pastor waren zum heiligen Christ von den Gemeindegliedern viele Liebesgaben in's Haus gesandt worden und niemals hatte dessen Ehehälfte nöthig gehabt, für einen Festbraten zu sorgen, oder Festkuchen zu backen. Die Pastorin Kranz mußte auf diese Liebesgaben verzichten. Dieser Ausfall war ihr sehr unlieb und versetzte sie ihrem Manne gegenüber nicht gerade in die rosigste Laune.

„Sie müssen sik besser auf die Predik vorbereiten, mon chère ami"

— ähnliche Ermahnungen, wie wir sie schon gehört, vergällten nicht selten dem armen Manne die Kaffeestunde oder den Mittagstisch. —

Das that er allerdings nicht. Die leere Kirche erfüllte ihn mit tiefem Mißbehagen, und weil er für das geistliche Amt selbst kein Interesse hatte, so verwandte er jetzt wenig Fleiß mehr auf die Predigt. Die schönen Phrasen, mit denen er früher noch den am Glaubensleben so dürftigen Inhalt verdeckt hatte, blieben auch weg, und wenn er höchstens eine Viertelstunde auf der Kanzel gestanden und Einiges zum Text gesagt hatte, das mit demselben kaum in irgend einem Zusammenhange stand, so war die sogenannte Predigt beendigt.

So lange der Gutsbesitzer Dünne noch am Ruder war und die Volksversammlungen blühten, hatte er in ihnen Ersatz für die Leere seiner Kirche und für das Mißbehagen gefunden, das ihm sein Amt bereitete. Aber das war ja auch vorbei, und die seit einiger Zeit veränderte politische Strömung ließ auch so bald kein Wiederaufkommen der niedergeschlagenen Partei erwarten. Zuweilen besuchte er noch den uns bekannten Keller und traf dort mit dem Literaten zusammen, der aber auch nur in der Tasche ein Demokratenfäustchen machte. Dazu wurde ihm der Keller durch andere Gäste verleidet. Bürger und Subalternbeamte, die sich nach dem Falle der Demokratie allmälig wieder einfanden, füllten seine Räume.

Zu dem Allen kam noch ein körperliches Unbehagen, das ihm als Rest einer leichten Lungenentzündung, die er sich einige Wochen vor Weihnachten zugezogen hatte, zurückgeblieben war. Er konnte den fatalen Husten, wie er ihn nannte, nicht wieder los werden, that aber auch nichts dazu, ihn zu bewältigen. Er glaubte vielmehr durch fleißige Spaziergänge, wenn das Wetter auch noch so ungünstig war, die Mattigkeit besiegen zu müssen, die ihn seit jener Zeit oft in hohem Maße überfiel.

So schickte er sich eben an, den unangenehmen Gedanken, die

ihn peinigten, und dem körperlichen Unbehagen, das er fühlte, durch einen Spaziergang im Decemberschnee zu entgehen, als heftigen Schrittes der Advokat Bröker zu ihm heraufstürmte.

„Wissen Sie es denn schon,“ rief ihm dieser entgegen, „Märtens ist verhaftet!“

„Warum denn das?“ fragte Kranz erstaunt und erschrocken.

Der Advokat erzählte ihm nun, daß ein so starker Verdacht auf ihm ruhe, den Streich an der Kirche der Gemeinde verübt zu haben, daß seine Verhaftung verfügt sei.

„Sollte das wirklich der Märtens gethan haben?“ fragte Kranz.

Der Advokat berichtete, daß er am heiligen Abende erst spät zu Hause gekommen und als er von dem möglichen Unglück gehört, sehr ängstlich geworden sei.

„Das wäre doch ein ganz niederträchtiger Streich von dem Menschen,“ sagte Kranz unwillig.

„Wissen Sie wohl,“ sagte nun der Advokat, „daß Sie auch verhört werden? — Man weiß ja, daß der Märtens Ihnen nahe steht.“

„Auch das noch!“ sagte der Pastor schmerzlich für sich hin. —

„Haben Sie denn,“ sagte der Advokat lauernd, „gar keine Ahnung von dem Streich gehabt?“

Kranz sah ihn einen Augenblick groß an, dann sagte er, indem er sich vor ihn hinstellte: „Bröker, ich meinte, so weit müßten Sie mich kennen, daß ich weder einen Schurkenstreich begehe, noch um ihn wissen kann — ohne daß ich Alles gethan hätte, ihn zu verhindern.

Nein,“ fuhr er fort, „ich bin kein Freund jener Secte — aber — nein, es kränkt mich tief, „fügte er aufgeregt hinzu, „daß Sie auch nur solch' eine Frage an mich stellen können.“

„Nun, nun," suchte Bröker den aufgeregten Mann zu beruhigen, „so schlimm war meine Frage nicht gemeint."

„Schlimm gemeint, oder nicht," fuhr Kranz erregt fort, „wer solche Fragen an mich thun kann, der hält mich in seinem Herzen dessen fähig, und — mit dem kann ich keine Gemeinschaft mehr haben."

„Wie Sie wollen," antwortete der Advokat spitz, nahm Hut und Stock und eilte zur Thüre hinaus.

Da stand Kranz — nun hatte er auch den Verkehr mit Bröker abgebrochen. Er kam sich wie ein Baum vor, dem ein Ast nach dem andern abgehauen wird.

Er ging in seiner Stube auf und ab und trat dann an das Fenster, vor dem die Schneeflocken auf und nieder wirbelten.

Gedanken hatte er nicht, es war ihm innerlich so dumpf und todt. —

Er warf sich, matt und müde, wie er war, in die Ecke seines Sophas nieder und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Die einzige sichere Zuflucht in solcher Gemüthsstimmung kannte er nicht.

XXVI.

Das neue Jahr fand Feld und Wald von tiefem Schnee bedeckt und ein scharfer, heller Frost ließ auch das letzte Leben der Natur, Bach und Fluß, in Eis erstarren. —

In der Stadt drängten sich die Wintervergnügungen der vornehmen Welt. Zuweilen diente auch die Wohlthätigkeit zur tugendreichen Hülle des Amusements. Es wurden Concerte und Theater-

vorstellungen zur Beschaffung von Brennmaterial für die Armen veranstaltet.

Auf den Meierhöfen hörte man den gemüthlichen Takt der Dreschflegel und die Spatzen fanden schaarenweis ihre reichliche Nahrung am Eingange der Deelen.

So ging Alles in dem gewohnten alten Geleise. Die hochgehenden Fluthen der beiden vorangegangenen Jahre waren, wie wir gehört, zurückgetreten und der Strom des Lebens zog im alten Bette dahin.

Ein tiefer blickendes Auge sah allerdings in den sogenannten Errungenschaften jener Jahre, den Verfassungen und Kammern, die Samenkörner einer Zeit, die den monarchischen Wünschen keine glänzende Zukunft verhießen, und der Assessor meinte, die Prämissen forderten nun einmal ihre Consequenzen und früher oder später werde, wenn nicht Gott diese beklagenswerthe Entwicklung hemme, das constitutionelle Königthum eben so gewiß der Republik weichen müssen, als im Jahre der tiefen Schmach — wie er das Jahr 1848 nannte — die Souveränetät vor der Constitution erblichen sei.

Von alle dem blieb aber die Gemeinde unberührt. Um Politik bekümmerte sich der ländliche Theil ihrer Glieder nicht. Sie dankten Gott für die Freiheit ihrer Existenz, die er ihnen durch Andere geschaffen hatte, und waren nach St. Pauli Wort der Obrigkeit unterthan, die ihnen Gott geordnet hatte.

Es war Bibelstunde auf dem Jürgenshofe.

Wir kennen den Hof auf der Bergeshöhe, die von mächtigem Buchwald umkränzt ist. —

„Seht doch nur diese Winterlandschaft!" sagte Mathilde zu ihrem Bruder und ihrer Schwägerin, als der Schlitten trotz der kräftigen Pferde nur mit Mühe durch den tiefen Schnee des Waldweges auf jener Lichtung angelangt war, von der herab der Blick

über die Wälder zu Füßen in das weite Thal bis zu dem begrenzenden Bergeszuge schweift.

Allerdings ein eigenthümlicher Anblick — diese weite, weiße in der Wintersonne glänzende Fläche, die sich in dem bläulichen Duft der fernen Berge verliert, aus der hier und dort wie Inseln aus weiter blendender Fluth die Waldparcellen bräunlich auftauchen, und welcher der senkrecht aufsteigende Rauch aus den beschneiten Dächern der zerstreuten Meierhöfe trotz des Schnees einen wohnlichen Ausdruck giebt! Und hier die mächtigen Buchen, deren Zweige herniedergebeugt, unter ihrer Schneelast, wie mit Millionen von Diamanten besetzt, in der Sonne erglänzen!

Und diese tiefe Stille! Kein Lüftchen rührt sich, nur daß aus jener Burg — dem jetzigen Pachthof — der gemüthliche Takt der Drescher herübertönt.

„Es ist mir immer," sagte Mathilde, „als sähe ich einen weiten Friedhof in solcher Winterlandschaft. Die beschneiten Wälder sind die Grabhügel und die Häuser und Dörfer mit ihren Thurmspitzen sind die Erinnerungsmaale, und drunter schläft der Greis, um zu ewiger Jugend zu erwachen!"

„Das ist ja ein trübes Bild," sagte Frau Gertrud, „sage lieber, sie ist ein Kind, das im weichen weiß behangenen Wiegebettchen schlummert, und dann kommt die Sonne wieder, und frisch mit gerötheten Wangen schlägt es die Augen auf und lacht der Mutter entgegen!

Auf den Winter kommt doch der Frühling und da ist's, als wenn die ganze Erde dem sonnigen blauen Himmel entgegenlächelte."

„Du wirst ja ganz poetisch," bemerkte Horst lächelnd, freute sich aber doch über das liebliche Bild, das seine Gertrud dem Schnee abgewonnen hatte. —

Die lange hagere Gestalt des Jürgensmeier in seinem weißen

Leinwandrock mit den Silberknöpfen und den vielen Westen, die grüne Sammtmütze mit dem Pelzbesatz in der Hand trat an den Schlitten, aus dessen Fußsäcken und Strohumhüllung die Damen anfingen, sich herauszuschälen.

„Se heft sik auk in die Kölle[1] herutmokt?" meinte er zu den Frauen gewendet und rief seiner Tochter Dörten: „breng doch es 'en Staul,[2] dat de Fruenslüde herute künnen!"

„Bedecken Sie sich doch, lieber Jürgensmeier!" sagte Horst, „Sie erkälten sich sonst!"

„Ne," lachte der Alte, „wi sünn nich so pimperlich as de Stadtlüde!"

Allerdings trug der Jürgensmeier, vielleicht eine Weste mehr ausgenommen, denselben Anzug, den er auch in der Augusthitze an hatte.

An der Wohnstube vorbei, in der eine große Anzahl von Bibelstundengästen versammelt war, ging es in das uns bekannte Visitenzimmer.

Eine dampfende Tasse Kaffee, die von der Jürgensmeierin schon mit Zucker und Milch reichlich versehen war, nebst „Twibak ut de Stadt" erquickte die doch etwas durchgefrorenen Gäste. Dann ging es auf die Deele.

Der Jürgenshof lag ähnlich wie der Mieshof an der Grenze der Gemeinde. So waren denn viel Leute aus den Nachbargemeinden herbeigekommen, um den „nigen Pastoor ens te höhren."

In der That neben manchen Bekannten sah Horst fast lauter fremde Gesichter.

Der Brauch vom Mieshofe und Ehringshofe, durch Bretter,

---

[1] Kälte.
[2] Stuhl.

die auf Holzblöcke gelegt waren, Bänke herzustellen, war auf allen Höfen, auf denen Bibelstunden gehalten wurden, nachgeahmt. —

Damit die Kühe, die, wie wir wissen, an der einen Langseite der Deele ihre Stallung hatten, nicht durch ein zufälliges Gebrüll den Pastor unterbrächen, hatte sich eine der Mägde, der die Predigt auf dem Ehringshofe das Herz gewonnen, in den Kuhstall begeben, und kraute von Zeit zu Zeit den Thieren die Stirn. „Auch ein Gottesdienst," sagte Horst, als er die Sache erfuhr. —

„Ringe recht, wenn Gottes Gnade dich nun ziehet und bekehrt, daß dein Geist sich recht entlade von der Last, die ihn beschwert." Mit diesem Verse von Winklers herrlichem Liede, den Horst vorsagte, begann die Stunde.

Anfangs wollte es mit dem Gesange nicht recht gehen. Den vielen Fremden mochte das Lied wohl unbekannt sein. Als aber Schweppe, der die große Küstertugend besaß, sehr melodieenkundig zu sein, mit seiner etwas näselnden, aber doch durchdringenden Stimme einige Verse fest begleitet hatte, ging es mit dem Gesange recht gut. Freilich mußte man einige Variationen mit in den Kauf nehmen. Variationen aus dem Stegreif hielten die lieben Landleute für eben so erbaulich, wie wohl Prediger dadurch die Salbung ihres Vortrages zu erhöhen meinen, wenn sie die Worte durch ein angehängtes oder eingeschobenes e in die Länge dehnen.

Horst hatte das gewaltige Wort zum Text genommen: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele."

Er ging von dem Grundsatze aus, bei den Bibelstunden auf dem Lande, die keine fortlaufende Schrifterklärung zuließen, entscheidende Schlagwörter der heiligen Schrift zu Grunde zu legen. Sie werden so bald nicht wieder vergessen und er machte nach Jahren die Erfahrung, daß gerade an ein solches Wort sich bei etlichen Seelen

die heilsame Veränderung angeknüpft hatte, die man Erweckung nennt. —

Das gewaltige Textwort übte eine die Herzen mächtig erfassende Gewalt. Der Eindruck war so tiefgehend, daß es selbst keine Störung brachte, als die Hühner, die bei dem nahenden Abend auf der Deele ihre Nester suchten, aufflogen und sich eins dem Pastor einen Moment gerade auf den Kopf setzte. Eine Handbewegung Schweppes entfernte schnell den eigenthümlichen Bibelstundengast. —

„Eile, zähle Tag und Stunden, bis des Bräut'gams Ruf erklingt, und wenn du nun überwunden, dich zum Schauen Gottes bringt" — als Horst nach dem Schlußgebete diesen Vers vorsagte, und die Versammelten mit ihrem Gesange einfielen, war es, als habe Jeder das Eilen innerlich empfunden, so gewaltig brauste der Gesang daher und als er den Segen gesprochen, blieben sie Alle noch eine Zeit lang im Gebete versunken stehen, und dann verließ Einer nach dem Andern still die Deele. — —

„Use laiwe Simon will met öhr küren," sagte der Jürgensmeier, indem er einen jungen Mann Horst zuführte, als dieser nach der Bibelstunde in's Zimmer trat.

Der Mann der diesen Namen führte, war eine hohe Gestalt, den Kopf etwas vorüber zur Seite gebeugt. Sein großes blaues Auge verrieth ein wunderbares inneres Seelenleben, während die Züge um den Mund eine durch Nichts zu trübende Freundlichkeit aussprachen.

„Simon Johanna, hast Du mich lieb?" sagte Horst unwillkürlich vor sich hin, als ihm der junge Mann gegenüberstand.

„Herr, Du weißt, daß ich Dich lieb habe," erwiederte dieser, indem er Horst treuherzig die Hand reichte.

„Ich wollte Sie 'mal fragen, geliebter Herr Pastoor," fuhr

Simon fort, „ob Sie wohl glauben, daß ich dem lieben Herrn Jesus in der Heidenmission dienen kann."

Horst sah ihn überrascht an, als er ihm aber in das strahlende Auge blickte, glaubte er bei dem jungen Manne Eins zu finden, was ihn zu diesem Dienst geschickt machte, die brünstige Liebe zum Heilande.

„Wie kommen Sie denn zu diesem Wunsche?" fragte er ihn.

„O, geliebter Herr Pastoor," erwiederte der junge Mann, „das hat mir schon lange auf der Seele gelegen, und der liebe Kunsmeier, bei dem ich Knecht bin, hat auch nichts dagegen." —

„Aber bedenken Sie," meinte Horst, „daß das ein schwerer Beruf ist." —

„O, geliebter Herr Pastoor," fiel Simon ein, „das weiß ich Alles, wir haben auf unserem Hofe alle Sonntag Abend unsere Versammlung, und da lies't uns der Kunsmeier die Missionsblätter von der Barmer Gesellschaft vor, da habe ich Alles daraus gehört — aber ich meine, daß unser lieber Herr Jesus es doch wohl verdient, daß wir ihm unter den Heiden dienen." Und als er das sagte, da leuchteten seine Augen wieder so wunderbar, daß man es ihm ansehen konnte, wie seine Seele vor Verlangen brannte, seinem Heilande zu dienen.

„Wollen Sie denn nicht mit ihrem Pastor darüber Rücksprache nehmen?" fragte Horst, er wußte, daß der Kunsmeier, von dem er schon Manches gehört, einer andern Gemeinde angehörte.

„Dat gait nich," sagte der Jürgensmeier schnell, „de verstait Simon gor nich un het em seggt — as he hört hadde, dat Simon Missionar werden wolle, he wöre woll dämlig!"[1]

Dem jungen Manne schien es unangenehm, daß der Jürgens-

[1] blödsinnig.

meier so frei mit der Sprache herausging und er meinte nur: „unser lieber Herr Pastoor hat wol andere Ansichten."

„Nun," meinte Horst, „wenn es Gottes Wille ist, dann wird er es ja wohl so führen — bis dahin bleiben Sie ruhig in Ihrem Berufe bei dem Kunsmeier." —

Als der junge Mann der Fürbitte Horst's und auch der lieben Schwestern — indem er auf Frau Gertrud und Mathilde hinwies — sich empfohlen hatte und hinausgegangen war, fragte Horst den Jürgensmeier, was es denn eigentlich mit dem Kunsmeier sei, schon Schweppe habe ihm so viel Gutes von ihm erzählt.

„Hei is in sine Buerschgap achtern Barge dat sülwige, wat bi us de olle Ehringhusen is," antwortete der Jürgensmeier.

„Nümmes döt wat, he möt denn den ollen Kunsmeier froggt hebben. Un wenn de dann Beschgeid gift, denn slöt[1] he de Bibel up, un seggt, dor stait schrewen. Hei weet in de Bibel Beschgeid as Keiner unner uns, de olle Ehringhusen instloten."

„Das muß ja ein ganz besonderer Mann sein," bemerkte Horst.

„Dat is hei," erwiederte der Jürgensmeier, „un as use olle Pastoor noch levede, un hei noch nich so hadder den Kramp hadde — et is nu en ses oder säwen Johr her — dor is hei alle Sündag bi us in de Kerke west."

„Laß uns ihn doch einmal besuchen," meinte Frau Gertrud zu ihrem Mann gewendet, „hast Du denn früher nichts von ihm gehört, als Du bei dem alten Pastor predigtest?"

„Ich erinnere mich wohl seines Namens," erwiederte Horst, „aber ich war ja nur zu kurze Zeit hier, ich habe damals nicht einmal alle Glieder der Jakobigemeinde kennen gelernt."

„In de Tid kam he auk nich mehr tau use Kerke," bemerkte

[1] schlägt.

der Jürgensmeier. „Awer wat dat Besöken anbedreppt," fügte er hinzu, „et is so'n laigen Weg tau'n Kunshofe, de Snee liegt in de Sluchten boven den Barge hüserhoch!"

„Aber mit dem Schlitten geht's doch wohl," meinte Mathilde, die gar zu gerne den Kunsmeier hätte kennen gelernt.

„Hadder,"[1] sagte der Jürgensmeier, „wenn Se vör en poor mol Ümsmiten sik nich frögtet,[2] denn möggt woll gohn!"

„O, nein!" rief Mathilde, „im Schnee fällt man ja weich, und um die Bekanntschaft solch eines Mannes zu machen, läßt man sich einige Beschwerden ja wohl gerne gefallen."

Es war längst Licht angezündet und Horst meinte, daß es hohe Zeit sei aufzubrechen, der Mond gehe erst spät auf und es scheine nach dem Flimmern der Sterne und den gefrorenen Fenstern zu urtheilen, bitterkalt zu werden.

„O ne," sagte die gastliche Meierfrau, die eben beschäftigt war, an die Stelle des Kaffeegeschirrs Eierkuchen und Pflaumen mit geschnittenem Schinken auf den Tisch zu setzen.

„Nu, eten Se," ermahnte die Jürgensmeierin, „wi gift öhr je so gärn!"

Es half nichts — wiewohl schon gesättigt, mußte, um die gute Meierfrau nicht zu verletzen, Horst mit den Seinigen zulangen, dann erst bekamen sie Erlaubniß aufzubrechen.

„Nu komen Se gut över!" sagte die Jürgensmeierin, als sie jede Ritze, die sich noch an den Leitern des Holzschlittens zeigte, gut mit Stroh verwahrt hatte.

„Büs Sündag," sagte der Jürgensmeier, als er mit der Stalllaterne am Schlitten stand und Horst noch die schwielige Rechte reichte.

---

[1] Schwerlich.
[2] fürchten.

„Was ist denn das so warm hier zwischen uns?“ fragte Frau Gertrud, als sie unter dem flimmernden Sternendom thalwärts durch den Schnee sausten.

„Es duftet so nach frischem Brode,“ bemerkte Mathilde.

Richtig! Die Jürgensmeierin hatte Brod, das erst am Nachmittage aus dem Ofen gezogen war, in den Schlitten gepackt.

„Hier können wir nicht verderben!“ lachte Frau Gertrud.

XXVII.

Fräulein von Ehren war mit ihrem Bruder aus einer jener größeren Abendgesellschaften zurückgekehrt, deren einige der Präsident während der Wintersaison zu geben pflegte.

Sie hatte allerlei scherzhafte Anspielungen erdulden müssen, mit denen die muntere Präsidentin auf ein zartes Verhältniß zwischen dem Regierungsrath und Fräulein Mathilde Horst hingewiesen hatte.

Der Schwester war allerdings die tiefe Neigung nicht entgangen, die fast von dem ersten Augenblicke, wo er sie gesehen, ihr Bruder Mathilden zugewandt hatte. Und sie freute sich derselben.

Freilich hatte sie für einen Augenblick den Wunsch nicht unterdrücken können, daß vor dem Namen Horst das bekannte kleine Wörtlein stehen möchte. Aber nach ihrer Weise, Alles aus der Hand des Herrn zu nehmen, war sie bald ihres Wunsches Herr geworden und je mehr sie Mathilde kennen lernte, desto lieber wurde es ihr, daß ihr Bruder sein Herz einer Jungfrau zugewandt habe, deren Aeußeres dieses mal wirklich der Spiegel der schönen Seele war. —

Ihr Bruder hatte zwar nie mit einer Silbe seiner Empfindung

erwähnt, aber ein Frauenauge sieht tief und ein Gemüth wie das Fräuleins von Ehren empfindet, auch ohne daß Worte den Dolmetscher bilden, auf das Klarste, was in der Seele des Andern vor sich geht.

Daß ihr Bruder, der ihr sonst Alles mittheilte, was seine Seele bewegte, ihr nie Etwas davon gesagt, was in seinem Herzen vorging, war ihr Zeugniß von der Tiefe seiner Neigung.

Die wahre Liebe ist einer tiefen Fluth ähnlich, in deren Schooß die Perlenmuschel unbehelligt ruht, wenn auch die Oberfläche vom Winde bewegt wird.

Wie schmerzlich müßte es ihrem Bruder gewesen sein, wenn er von den scherzhaften Aeußerungen der Präsidentin etwas erfahren hätte. Die edelsten Schätze mag man nicht auf den Markt tragen und es verräth, wenn nicht Rohheit, doch einen Mangel an Adel des Gemüths, wenn man die Neigung eines Andern zum Gegenstande scherzhafter Bemerkungen macht.

Die Präsidentin hatte es allerdings nicht böse gemeint. Sie gehörte auch nicht zu jener Art von Frauen, die durch Bemerkungen dieser Art der Sache glauben nachhelfen zu müssen, aber der Weltton, in dem sie lebte, hatte eine Hülle um ihr tieferes Empfinden gelegt.

Als Fräulein von Ehren auf ihr Zimmer gekommen war, während sich ihr Bruder auf das seinige zurückgezogen hatte, fühlte sie ein tiefes innerliches Erbangen über die Aeußerung der Präsidentin.

„Also schon bekannt," mußte sie sich sagen, „was selbst mir eigentlich noch verborgen sein sollte! Wenn es nur Mathilde und Julius" — der Name ihres Bruders — „nicht erfahren, daß sie Gegenstand des Klatsches sind!"

Sie überfiel eine innerliche Angst.

Mathilde? Erwiederte sie denn die Neigung, die der Regierungsrath so innig und so zart ihr entgegentrug?

Fräulein von Ehren mußte sich sagen, daß Mathilde noch nie

auch nur mit einem Blicke etwas der Art verrathen habe. Sie war sich immer gleich geblieben, und obgleich wohl ihr Auge zuweilen in wunderbarem Glanze geleuchtet hatte, wenn sie, die Schwester, dem Pastor von ihrem Glücke erzählt, das sie nun empfinde, weil ihr Bruder, früher ja so fern dem Leben aus Gott, jetzt sich demselben mit ganzer Seele zuwende, so konnte sie doch nicht sagen, ob dieses Leuchten dem Manne oder seiner Bekehrung, also im Grunde der Gnade gegolten habe, die der Heiland wieder einen Menschen habe erfahren lassen.

Wenn Mathilde mit dem Regierungsrath sprach, so war das so unendlich unbefangen, daß sie sich sagen mußte, entweder hat Mathilde eine erstaunliche Gewalt über sich, daß sie das tiefe Regen und Bewegen des Herzens zu verbergen versteht, oder es fehlt daran ganz und gar diesem Manne gegenüber.

Solche Wahrnehmung machte Fräulein von Ehren für beide Theile bei dem Gedanken erzittern, daß sie vielleicht hier oder dort eine Aeußerung hören könnten, wie die, welche die Präsidentin ihr gegenüber gethan hatte.

Es wäre das schon schmerzlich genug gewesen, wenn Mathilde die Neigung ihres Bruders erwiederte, es wäre dann natürlich die bisherige freundliche Unbefangenheit des Verkehrs gestört worden und ihr Bruder würde genöthigt gewesen sein, vielleicht vor der Zeit aus dem heimlichen Stillleben seines Gemüths hervorzutreten.

Wenn aber Mathilde die Neigung ihres Bruders nicht erwiederte, wenn sie auf seine Frage, die er, das wußte sie nach der Kenntniß seines Charakters, sofort an sie stellen werde, wenn er von solchem Gerede höre, nach Pflicht und Gewissen nur mit einem „nein" würde antworten müssen? —

Sie wußte selbst nicht warum, aber sie konnte eine Ahnung nicht zurückweisen, daß es so kommen werde.

Und dann ihr armer Bruder mit seinem wunderbar reichen Herzen! Sie wußte zwar, daß nicht die Liebe zur Schwester des Pastors, sondern dessen Zeugniß von Christo der Quell gewesen war, aus dem sich der Strom des neuen Lebens in das Herz ihres Bruders ergossen hatte, aber jene Neigung war so enge mit seiner geistlichen Verwandelung verflochten, daß sie nur mit tiefem Weh daran denken konnte, daß dasjenige, was, wie es ihr schien, zusammengehörte, auf die schmerzlichste Weise sollte auseinandergerissen werden.

„Wollen sich das gnädige Frölen nicht ausziehen lassen?" fragte ihre bejahrte Jungfer, indem sie an der Thüre stehen blieb.

Schweigend, immer ihren Gedanken nachhängend, ließ sie sich entkleiden.

„Gnädiges Frölen haben wohl keinen angenehmen Abend gehabt," meinte die Jungfer, die an ihrem Fräulein eine solche Schweigsamkeit gar nicht gewohnt war.

Fräulein von Ehren hatte zwar, so lange die Jungfer sie auch schon bediente, sie nie die Grenze überschreiten lassen, die immer zwischen Herrschaft und Dienstbote gezogen bleiben muß und darum sie niemals zur Vertrauten gemacht, aber sie hatte doch immer bei den Diensten, die ihr Janette zu leisten hatte, sich in freundlicher Weise mit ihr unterhalten.

„O ja — sehr angenehm," antwortete Fräulein von Ehren zerstreut.

Als das Nachtkleid angelegt war, und die Jungfer ihre Herrschaft noch immer anstarrend an der Thüre stehen blieb, meinte Fräulein von Ehren: „So, Janette, nun kannst Du gehen; sage Friedrich noch, daß er den gnädigen Herrn fragen solle, ob er noch Thee befehle."

Sie war wieder allein. Sie setzte sich auf den Divan und stützte ihr Haupt in ihre feine Hand.

„Ach," sagte sie zu sich selbst, „wenn ich doch das Unheil abwenden könnte!"

Wäre es die bessere Jahreszeit gewesen, so würde sie ihrem Bruder, um ihn vor den Zungen zu bewahren, eine Badereise vorgeschlagen haben. Nun aber war es Winter und er konnte sich nach seiner Lebensstellung nicht ganz den Gesellschaften entziehen, die sich während dieser Jahreszeit einander jagten, als wolle man der langen Weile, die ein leeres Herz und ein armer Geist mit sich bringen, entfliehen.

Da fiel ihr Auge auf die Bibel.

„Wie kannst Du auch diesen rechten Rathgeber und Tröster aus den Augen lassen!" sagte sie vorwurfsvoll zu sich selbst.

Sie schlug das theuere Gotteswort auf und ihr erster Blick fiel auf den zehnten Vers des sechsten Psalms: „Der Herr höret mein Gebet, mein Flehen nimmt der Herr an!"

Als sie das gelesen, beugte sie ihre Knie, und schüttete ihr Herz vor dem Herrn aus und bat ihn, die Sache, die sie bewege, doch in seine hochheilige Hand zu nehmen und so zu führen, wie es recht sei.

Als sie vom Gebete aufstand, kam ihr plötzlich der Gedanke, sie wolle den Assessor in ihr Vertrauen ziehen. Der stehe beiden Theilen gleich nahe, sei ihres Bruders Freund und habe den Pastor und die Seinen lieb, dabei sei er ein so einsichtiger und Gott ergebener Mann, der werde das Beste rathen.

Sie sah diesen Gedanken als eine Gebetserhörung, als eine Eingebung vom Herrn an und schloß die Silberkrampen ihrer Bibel, des Confirmationsgeschenkes ihres seligen Vaters, mit beruhigtem Gemüth.

XXVIII.

Wir haben Horst's theologische Stellung bei seinem Eintritt in das Amt an der Gemeinde bereits kennen gelernt.

Seine Theologie war, wenn ich so sagen soll, eine Theologie des Herzens. Jesus und nichts als Jesus war sein Wahlspruch und die Bekehrung des Sünders zu Gott die Summa seiner Predigt und seiner Seelsorge. In die Lehre von der Kirche und den Lehrunterschieden ihrer einzelnen Denominationen hatte er sich noch nicht vertieft.

Es blieb dieser Grundzug seines Herzens zu seinem Heilande auch späterhin die Kraft seiner Wirksamkeit, aber er kam dazu, wissenschaftlich sich zu vermitteln, was sein Herz im Glauben ergriffen hatte, und sich so dessen, wenn ich es so ausdrücken darf, auch verständig bewußt zu werden, was ihm der Geist des Herrn aus Gnaden geschenkt hatte.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Kirche, die Trägerin der Wahrheit, in ihrem Gange durch die Welt ihre Lehre von Christo und den Geheimnissen, durch die sein Leben der Welt vermittelt wird, verschieden gestaltet hat.

Je mehr der Mensch mit seinem Geiste den Herrn und seine hohen Geheimnisse zu erfassen gesucht, desto mehr hat sich die Lehre von ihrem himmlischen Ursprunge entfernt; je weniger er sich aber selbst gesucht, je demüthiger er dem Ausspruche des großen Apostels gemäß seine Vernunft dem Gehorsam des Glaubens untergeordnet hat, desto mehr ist es der ewigen Wahrheit möglich geworden, ihre Strahlen in reinem Lichte über die Völker dahinleuchten zu lassen.

Die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts ist ohnstreitig eine Rückkehr zu dem lauteren Worte des Herrn gewesen, und mag man es auch tief beklagen, daß gerade der Theil der Christenheit, der

nach Gottes Vorsehung berufen ist, die Welt in das Königreich Jesu einzuführen, durch dieselbe gespalten ist, und mag es auch mit zu den Menschlichkeiten gehören, daß unter dem Zerbrechen durch den Irrthum entstellter Formen innerhalb der Kirche manches Kleinod verloren gegangen ist, was der Geist des Herrn dem heiligen Weibe Jesu, der Kirche, um das Haupt geschlungen hatte: so ist es doch unwidersprechlich, daß durch die Reformation die Sünderwelt wieder zu ihrem Herrn und Heilande zurückgeführt und Buße und Bekehrung zu ihm wieder die Summa alles Zeugnisses geworden ist. —

Aber auch diese Gnadengabe unseres Gottes, die Reformation, hat sich dem Einflusse nicht entziehen können, dem die göttlichen Dinge unterworfen sind, wenn der menschliche Geist mit seinen Mitteln ihre Geheimnisse verstehen will.

Es ist das unsterbliche Verdienst Luther's, daß er mit seinem „es steht geschrieben" im Gehorsam gegen Gottes Wort geblieben, und daß er nach seinem Grundsatze, in Lehre und Cultus nichts hinwegzuthun, dem die Schrift nicht mit klarem Worte widerspricht, mit der heiligen Tradition, der Ueberlieferung der Kirche, im innigsten Zusammenhange geblieben ist, während die Häupter der reformirten Anschauung mit ihrem Streben, Gottes Geheimnisse in der Schlußfolge menschlicher Schlüsse zu verstehen, die Kirche, die ihnen ihren Ursprung verdankt, in Lehre und Cultus in Gefahr gebracht haben, in mancherlei Lehrstücken von dem einfältigen Schriftsinne zu weichen und mit der Tradition der Kirche in einen unversöhnlichen Gegensatz zu gerathen.

Es ist eine tiefe Wahrheit in dem allerdings etwas schroffen Ausspruche Luther's in dem Marburger Gespräch den Reformirten gegenüber: „ihr habt einen andern Geist!"

In der That, während das geistige Leben der reformirten Denomination, wie die vielen Schattirungen, die sie umfaßt, es beweisen,

in mancherlei Strömen und Bächen dahinfluthet, die in den subjectiven Anschauungen ihrer hervorragenden Theologen oder kräftiger Persönlichkeiten, die ihrer Meinung Achtung zu verschaffen wissen, ihre Quelle finden: — gleicht die lutherische Kirche einem Meere, in dem es zwar an Wogen und Ebbe und Fluth nicht fehlt, dessen Gewässer aber, während in der Zeit der Herr darüber hinwandelt, jenes Ufer bespült, von dem seine heilige Lichtgestalt den Fischern winkt, den letzten Zug zu thun. —

Dieser tiefgreifende Unterschied zwischen der lutherischen und reformirten Kirche kam Horst allmälig theils durch seinen Verkehr mit dem trefflichen Consistorialrath Landrier, theils durch seine eigene Amtswirksamkeit zum Bewußtsein.

Es konnte nicht fehlen, daß bei dem intimen Umgange, in den er mit jenem Manne getreten war, auch der Unterschied der Lehren beider Kirchen zur Sprache kam, und Horst erfuhr es, daß dieser Unterschied so groß war, daß selbst bei einer so milden Persönlichkeit, wie Landrier eine war, doch an eine Versöhnung der beiderseitigen Lehren, ohne daß die eine oder die andere sich aufgebe, nicht zu denken sei.

Er konnte Anfangs den Ausführungen des Consistorialrathes, die sich scheinbar alle auf die heilige Schrift stützten, nichts entgegenstellen. Wir haben schon gehört, daß der Consistorialrath ihn an theologischem Wissen weit überragte. So kam gerade in den Lehrpunkten, in denen jener Unterschied zwischen lutherischer und reformirter Anschauung am entschiedensten hervortritt, Horst in ein gewisses Schwanken und Märtens mochte in der That, wenn es auch seinerseits nur Verläumdung war, nicht so ganz Unrecht gehabt haben, wenn er Horst Hinneigung zu reformirter Lehre vorwarf.

Zum Glück merkten seine Gemeindeglieder davon kaum etwas. Sie führten zwar den Namen Lutheraner, und wir wissen, wie viel der alte Ehringhausen, der Miesmeier und der Vollmeier Jürgen=

Kloß auf ihr „lutterſch“ hielten, aber von den Unterſcheidungslehren beider Kirchen war ſelbſt den beiden Erſteren nicht viel mehr als dem Vollmeier bekannt, höchſtens nur noch, daß ihre Paſtoren bei der Conſecration das Vaterunſer und die Einſetzungsworte ſangen und die Elemente mit dem Kreuzeszeichen ſegneten, was die Reformirten unterließen. Nur der Aſſeſſor und die zur Gemeinde getretenen Reformirten hatten eine tiefere Einſicht in den Lehrunterſchied.

Peinlich war es Horſt aber doch, daß er der Lutheraner, wie er es meinte von ganzem Herzen zu ſein, dem Reformirten ſo wenig Widerſtand zu leiſten vermochte, und er fing daher an, ſich in die Bekenntnißſchriften ſeiner Kirche und in die Zeugniſſe der alten lutheriſchen Väter — obenan Luther's ſelbſt, dann eines Johann Gerhard und Anderer zu vertiefen, und mit ihnen das Wort Gottes zu vergleichen.

Es war eigenthümlich, daß er dieſe Waffenrüſtung gegen die reformirte Anſchauung aus der Bibliothek des reformirten Conſiſtorialraths empfing. —

So wuchs er allmälig in die Lehre ſeiner Kirche hinein. Den nicht hoch genug anzuſchlagenden Vortheil hatte er aber doch durch ſeinen fortgeſetzten freundſchaftlichen Verkehr mit dem ſchriftkundigen und gelehrten Landrier, daß er vor jener, manchen lutheriſchen Amtsträgern anklebenden Einſeitigkeit bewahrt blieb, die auch offenbar Schiefes und Falſches, weil es Gerhard oder Hunnius geſagt hat, als lutheriſche Wahrheit feſthält. So z. B. räumte er Landrier willig ein, daß die Eintheilung der heiligen zehn Gebote nach dem Heidelberger Katechismus den Preis der Schriftmäßigkeit vor der im lutheriſchen voraus habe und daß es nichts als eine Künſtelei ſei, das zehnte Gebot, wie es im lutheriſchen geſchehen, in zwei Hälften zu ſpalten. Ueberhaupt behielt er durch den Einfluß Landrier's, der durch ſein eigenes Naturell und durch ſeinen Zug, in der Hauptſache,

in der Liebe zu Jesu mit der ganzen Christenheit sich eins zu fühlen, unterstützt wurde, einen offenen Blick für die Wahrheit, wo er sie fand, sei es in der reformirten oder auch in der katholischen Kirche, und wahrscheinlich würden ihn Manche von jenen Epigonen Luther's die es dem Meister richtig abgeguckt, wie er räuspert und wie er spuckt, für einen abgefallenen Sohn der lutherischen Kirche angesehen haben.

Ganz besonders diente ihm das Amt selbst, nachdem er einmal durch Landrier's Einfluß aus der Unmittelbarkeit der bloßen Annahme herausgetreten und dahin gelangt war, sich über alles Thun theologische Rechenschaft zu geben, zur tieferen Erfassung der lutherischen Wahrheit.

Er fragte sich, was ihn denn berechtige, nicht allein in Denjenigen, von denen er glaubte, daß sie bekehrt seien, sondern auch in den Uebrigen, bei denen er solche Voraussetzung noch nicht hatte, ja selbst in den Kindern, Christen, mit dem Geiste Gottes Gesalbte, solche zu sehen, die von ihren Sünden gewaschen, von Tod und Teufel erlöst und Erben des ewigen Lebens seien?

Diese Frage führte ihn auf die Lehre von der heiligen Taufe, und er konnte nicht umhin, auch hier der lutherischen Lehre den Preis vor der reformirten zuzuerkennen und seiner früheren Anschauung über die Wiedergeburt entsagend dieselbe jetzt in der heiligen Taufe vollzogen zu finden.

Wenn er jetzt ein Kindlein taufte und gewiß sein konnte, daß es, aus Wasser und Geist von Neuem geboren, nicht mehr einer zukünftigen Geburt zu erharren brauche, so sah er sich dadurch mit Dank gegen den Herrn auf einen sicheren Boden gestellt, auf dem er ohne in die Ungewißheit hineingeworfen zu sein, ob auch dieses Kind dem Himmelreiche angehöre, getrost weiter fortbauen konnte. —

So erging es ihm auch mit dem Sacramente des Altars.

Schon als Student hatte er sich mit dem calvinischen Axiom

von dem Genusse des im Himmel gegenwärtigen Christus nicht vertragen können. Die alles Mysteriums baare Lehre Zwingli's war ihm vollends zuwider. —

Wozu die segnenden Gebete, die Einsetzungsworte, die nach St. Pauli Ausspruch gesegneten Elemente, wenn nichts empfangen wird als Brod und Wein oder wenn es dem Glauben überlassen bleibt, sich mysteriös in den Himmel hinaufzuschwingen und dort an dem gegenwärtigen Christus Theil zu nehmen? Wer kann dann sicher sein, daß er wirklich das Abendmahl gefeiert hat? Ist nicht der Glaube so mancherlei Schwankungen ausgesetzt? Ist nicht die Stärke des Glaubens selbst bei derselben Persönlichkeit zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden? Werden nicht gerade die schüchternen und gewissenhaften Gemüther bei solcher Lehre in allerlei Zweifel gerathen? Ist das heilige Abendmahl dann noch ein Glaubensmittel, wenn es einen so hohen Glauben fordert, wie Calvin es will? Das waren die bangen Fragen, mit denen Horst sich trug. —

Da war es ihm denn eine wahre Herzenserquickung, als dem Allen die Einsicht in die lutherische Lehre ein Ende machte. Und als er erfuhr, daß durch das Abendmahl gleichsam eine Entgiftung von dem in unserer Natur wohnenden Sündengifte und eine geheimnißvolle Vereinigung mit dem Leibe und Blute, ja mit der ganzen gottmenschlichen Natur des Herrn erzielt werde: — da war es ihm, als sei die helle Sonne ihm aufgegangen, in deren Leuchten ihm alle Dunkelheiten auf dem Gebiete der Lehranschauungen der Kirche immer mehr verschwanden.

Ob aber nicht der eingeschlagene Weg, darum der lutherischen Auffassung der Wahrheit die Ehre zu geben, weil sie mit der Schrift und der ihr nicht widersprechenden Tradition am meisten übereinstimmte, ihn noch weiter, ich möchte sagen, in die weitere Entfaltung des lutherischen Geistes führen mußte?

Es ist jedenfalls nichts unlutherischer, als die Bekenntnißschriften zu einer unübersteiglichen Schranke der Entwickelung der Lehre machen und nicht anerkennen zu wollen, daß der heilige Geist, der in alle Wahrheit **führt**, in der Entwickelung der Zeiten auf Grund des Gegebenen immer reichere Kleinodien aus dem unergründlichen Schachte des Wortes Gottes zu Tage fördert. Aber es gehört Weisheit von Oben dazu, das Alte nicht gering zu achten, und das Neue nicht zu überschätzen oder auch umgekehrt, sondern zwischen Altem und Neuem die geschichtliche Verbindung strenge festzuhalten. — —

Herst hatte bei seinem Amtsantritt an der Gemeinde unbewußt einen Schritt gethan, der ihn, wenn er einmal in Studien dieser Art sich vertiefte, über die gewöhnliche Cultusanschauung innerhalb des damaligen Protestantismus weit hinausführen mußte. —

Es war ihm des trefflichen Löhe Agende kurz vor seinem Abgange von X. vom Buchhändler zugesandt worden. Er hatte, angezogen von den dort gegebenen liturgischen Formen, diese, wenn auch nicht im ganzen Umfange, bei seinem Einzuge in die neue Kirche dem Gottesdienste zu Grunde gelegt.

Wie jenes Buch aus den eingehendsten Studien über den Cultus hervorgewachsen ist, so führt es denjenigen, der es mit Verständniß gebrauchen will, in diese Studien ein und weist auf einen tiefgreifenden Mangel hin, der sich aus allerdings naheliegenden Gründen in den Gottesdiensten selbst der lutherischen Kirche eingeschlichen hat.

Luther's Aufgabe war es, Gottes Wort und Sacrament wieder aus dem Schutte menschlicher Satzungen, die Beides umgaben, hervorzugraben und den hohen Trost der Rechtfertigung des Sünders vor Gott der einzelnen Seele gewiß zu machen. Darum darf man es ihm nicht zum Vorwurf machen, daß er die Formen des Cultus, wiewohl ihm für sie ein reicher Sinn innewohnte, unter dem Titel „Ceremonien" in den Hintergrund stellte. Ob aber diese sogenannten Ceremonien

nicht ebenfalls mit zur lebensvollen Erscheinung der Kirche auf Erden gehören, und ob nicht der heilige Geist auch in ihrer Gestaltung sein Wirken zeigt, das ist doch eine Frage, die nicht so leicht von der Hand gewiesen werden darf. Wenigstens meine ich, daß wenn auch der Ausspruch in dem VII. Artikel des Augsburgischen Bekenntnisses recht behält: „es ist nicht noth zu wahrer Einigkeit der Kirchen, daß allenthalben gleichförmige Ceremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden" — doch die Geringschätzung mit dem dieser Ausspruch die Formen des Cultus behandelt, jetzt um so weniger Platz greifen darf, als es die Aufgabe der Kirche ist, das von ihren Schätzen entfremdete Christenvolk durch sinnvolle und das Gemüth ansprechende Darstellung ihres Lebens zu diesen zurückzulocken.

XXIX.

Der stille Glanz der Epiphanienzeit leuchtete über die Gemeinde dahin.

Es ruht auf dieser Zeit eine besondere Poesie. —

Es vermählt sich in ihr die Majestät des Gottessohnes mit der Niedrigkeit des Sohnes der gebenedeiten Jungfrau.

Der heilige Knabe tritt in den Tempel und siehe, da leuchtet's in seine Seele hinein, von wannen er ist, und dennoch geht er, der Mutter und dem Pfleger unterthan, nach Nazareth zurück. —

Vor seinem Wink wandelt sich auf der Hochzeit Wasser in Wein, wird der Knecht des Hauptmanns zu Capernaum gesund, legt sich der Sturm auf dem Galiläermeer — und dennoch bleibt er der arme Pilgersmann, der nicht hat, wohin er sein Haupt legt. —

Worte des ewigen Lebens entfließen seinen Lippen und im Gleichniß vom Unkraut auf dem Acker enthüllt er die Geschichte des Himmelreichs bis an das Ende der Tage, und doch ist Alles, was er sagt, so menschlich einfach, daß der Einfältigste es fassen kann.

Auf dem Berge der Verklärung wird sein Gewand wie das Licht und die Helden des alten Bundes verlassen ihre Behausung und reden mit ihrem Könige — und doch ist es den armen Menschen, seinen Jüngern, so wohlig dabei, daß sie gerne auf jenem Berge Hütten bauen möchten.

Das Wort ward Fleisch, sagt St. Johannes, und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit. Aber daß ein irdisches Auge sie sehen, sich ihrer freuen konnte, das zeigt, wie der Glanz der Gottesmajestät von der Niedrigkeit der edelsten menschlichen Erscheinung umhüllt war; und Beides in Eins, das ist der stille, wunderbare Glanz, den die Evangelien der Epiphanienzeit über die Kirche dahinleuchten lassen.

Es war das eine Frucht der Studien, in die Horst sich versenkt hatte, daß er bei dem Eingehen in die Gedanken des Kirchenjahres, selbst angeleuchtet von diesem Glanz ihn der Gemeinde zurückleuchten ließ. —

Horst war am Sonnabend vor dem zweiten Epiphaniassonntage mit der Vorbereitung auf seine Sonntagspredigt beschäftigt, als ein junger Mann ihm gemeldet wurde, der, wie er bei seinem Eintritt sagte, auf einer Geschäftsreise begriffen war, und die zerstreuten christlichen Brüder bei dieser Gelegenheit aufsuche. Er habe, bemerkte er, in der Zeitung von der Stiftung der Gemeinde gelesen und erlaube sich bei seiner Durchreise ihrem Pastor einen Besuch zu machen. —

Es war Horst die Störung eigentlich unlieb, weil aber der Fremde in der bezeichneten Absicht sich bei ihm einführte, so legte er die Feder nieder und bat ihn, sich zu setzen.

Die Persönlichkeit des jungen elegant gekleideten Mannes hatte etwas sehr Anziehendes. Eine milde Freundlichkeit leuchtete aus seinem großen dunklen Auge und in seinem Gespräche zeigte sich ein gebildeter Geist und eine warme Liebe zum Heilande. —

Er sprach mit einem Verständniß, das auf Erfahrung schließen ließ, über das Elend des natürlichen Menschen und mit einer solchen Innigkeit über die Freude eines Herzens, das sich zu Jesus gewandt habe, daß man es ihm abfühlte, daß er selbst diese Freude empfinden müsse.

Als Horst zu Tische gerufen wurde, bat er den jungen Mann, von dem er während des Gespräches erfahren, daß er der Sohn eines wohlhabenden Fabrikherrn aus dem westlichen Deutschland sei und sich einige Zeit im Auftrage seines Vaters in Hamburg aufgehalten habe, sein Gast sein zu wollen.

Der junge Mann nahm die Einladung mit Freuden an, er meinte, es sei ihm immer peinlich, im Gasthofe speisen zu müssen, wo das Tischgebet allerlei spöttischen Bemerkungen ausgesetzt sei.

Vielleicht würde einer andern Hausfrau der plötzliche Gast unbequem gewesen sein. Die Frauen meinen oft, es würde ihre Hausfrauenehre darunter leiden, wenn sie dem Gaste nicht etwas Besonderes vorsetzen könnten. Frau Gertrud war mit Recht der Ansicht, daß es dem Gaste peinlich sein müsse, wenn er seinethalben die Hausordnung verändert sehe und sie war selbstlos genug, nicht an sich und ihre Ehre zu denken. Darum hieß sie Herrn Ader — so hieß der junge Mann — herzlich willkommen.

Als Horst das Tischgebet gesprochen und Tildchen, die neben ihrer Tante saß, in ihrer Weise ihr kurzes Gebetlein gesagt hatte, meinte Herr Ader, das laute wohl recht schön, nur schade, daß es bei solch' einem kleinen Kinde nichts weiter als auswendig gelernte Worte seien.

Horst wollte das nicht zugeben und meinte, daß die Gnade der Wiedergeburt, der ein Kind durch die heilige Taufe sei theilhaftig geworden, auch ohne daß es dem Kinde zum Bewußtsein komme, seine Gebetlein Gott angenehm machen würde.

Als Horst das höchst unbefangen ausgesprochen hatte, beschäftigte sich der junge Mann eine Zeit lang schweigend mit seiner Suppe, dann aber sagte er: „Herr Pastoor, Sie meinen doch nicht, daß Jemand durch die Taufe wiedergeboren werde, und daß dem Kinde das, was Sie Taufe nennen, irgend etwas nützen könne?“

Wir wissen, Horst war selbst früher der Ansicht gewesen, daß die Wiedergeburt, diese Geburt eines göttlichen Lebenskeimes in einem Menschenherzen, nicht mit der Taufe verbunden, sondern eine That späterer Entwickelung sei. Darum begegnete er diesem Theile der Frage mit der Bemerkung, daß er selbst früher anderer Ansicht gewesen, nun aber durch das Studium der heiligen Schrift und der Zeugnisse der Väter der Kirche zu der Ueberzeugung gekommen sei, daß allerdings die Gnade der Wiedergeburt mit der Taufe vollzogen werde. —

Als er das Wort „Väter der Kirche“ aussprach, spielte unvermerkt um die Lippen seines Gastes ein Lächeln und dieser meinte, aus der heiligen Schrift werde sich schwerlich die ausgesprochene Ansicht erweisen lassen, am allerwenigsten aber, daß die Kinder durch die Wasserbesprengung, wie er sich ausdrückte, sollten wiedergeboren werden.

Mathilde sah den jungen Mann groß an und fragte ihn erstaunt: „Aber, Herr Ader, Sie nennen die heilige Taufe eine Wasserbesprengung?“

„Die Taufe nicht,“ antwortete dieser schnell, „aber was an den kleinen Kindern geschieht und was Sie Taufe nennen.“

Horst merkte jetzt, mit wem er es zu thun habe. Hatte er auch

noch nicht Gelegenheit gehabt, Baptisten kennen zu lernen, so kannte er doch deren Stellung zur Kindertaufe.

Es zog allerdings wie eine Wolke über seine Stirn, aber der junge Mann war sein Gast, darum sagte er ernst, aber doch freundlich: „Haben Sie immer diese Ansicht gehabt, die Sie jetzt über die Kindertaufe äußern?"

„Meine Eltern sind reformirt," erwiederte der junge Mann, „mir ist erst in Hamburg das Licht aufgegangen."

„Was werden denn Ihre Eltern dazu sagen," bemerkte Horst, „wenn Sie erfahren, daß ihr Sohn nicht mehr zu ihrer Kirche gehört?"

Der junge Mann erwiederte mit einem Ausdruck, der seiner Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Sache alle Ehre machte: „Wer Vater und Mutter mehr liebt, denn mich, spricht der Herr, der ist meiner nicht werth!'"

„Das Wort," warf Horst schnell ein, „bleibt fest stehen, aber es fragt sich doch, ob Ihre Anschauung auch die des Herrn ist."

„Hat nicht der Herr gesagt," erwiederte der junge Mann, und es leuchtete ein Triumph über seine einnehmenden Züge, „wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden? Setzt da nicht der Herr den Glauben der Taufe voran? Und," fügte er hinzu, „sagt er nicht ebenso: gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie? — Kleine unmündige Kinder kann man aber doch nicht lehren!"

Auf Mathilden's Zügen spiegelte sich ein banges Erwarten, was ihr Bruder antworten werde. Sie wußte jenen Aussprüchen nichts entgegenzustellen.

Als nun aber ihr Bruder hervorhob, wie die letztere von Ader angeführte Stelle nach dem Grundtexte gerade für die Kindertaufe spreche, indem sie heiße — gehet hin und macht alle Völker zu meinen Jüngern, indem ihr sie taufet und halten lehret Alles, was

ich euch befohlen habe; und wie in dem ersteren Worte des Herrn Absicht keineswegs sei, eine Vorschrift über die Taufe zu geben, sondern die Nothwendigkeit des Glaubens für die Getauften hervorzuheben — da ja nach diesem Ausspruche jeder Getaufte, wenn er nicht glaube, verdammt werde, — da wich jener gespannte Ausdruck aus ihrem Antlitz und der junge Ader meinte: allerdings würden nach dieser Auslegung jene Stellen nicht geradezu gegen die Kindertaufe sprechen, aber das sei doch, fügte er hinzu, eine Thatsache, daß in der ersten christlichen Kirche keine Kinder getauft worden seien. —

Horst meinte, so bestimmt sei das doch nicht zu behaupten, da der heilige Petrus doch am Pfingstfeste bezeugt, daß die Verheißung auch den Kindern gehöre und darauf die Taufe vollzogen habe. Wenn das aber auch, wenn in der ersten christlichen Kirche die Kindertaufe selten gewesen, so habe das nicht anders sein können, da doch, bevor die Kinder getauft, ein Stamm von Erwachsenen hätte vorhanden sein müssen, die jene vom Herrn geforderte Belehrung übernehmen konnten.

Der junge Mann, der keineswegs zu jenen Fanatikern zu gehören schien, die jeder Belehrung unzugänglich sind, hörte gespannt zu, als Horst, dem jetzt seine Studien aus der letztern Zeit sehr zu Statten kamen, auseinandersetzte, daß, wenn auch die gesammte Kirche die Kindertaufe nicht lehrte, die heilige Schrift sie fordere.

„Die heilige Schrift?" fragte der junge Ader gespannt.

„Allerdings," erwiederte Horst, und wies nun nach, daß der Herr, da er in der bekannten Geschichte den unmündigen Kindern durch seinen Segen das Himmelreich gegeben, und damit die Kleinen für alle Zeiten als Erben desselben bezeichnet habe, er auch wolle, daß die Kinder getauft würden, weil er nach seiner Himmelfahrt als Mittel des Eintritts in das Himmelreich die Taufe verordnet habe. —

Dem jungen Manne schien diese Beweisführung überraschend

zu sein. Dann aber meinte er, die Wiedergeburt hinge doch auf das innigste mit dem Glauben zusammen und zum Glauben gehöre doch die Fähigkeit, das Wort, wodurch nach St. Pauli Ausspruch der Glaube komme, in sich aufzunehmen.

Der ersteren Behauptung trat Horst auf das Bestimmteste entgegen und meinte, der Herr nenne nicht umsonst die Abwaschung von Sünden und die Mittheilung eines neuen Lebens, die in der Taufe geschehe, eine Geburt.

Eben so wenig wie ein neugebornes Kindlein — wiewohl es geboren, also das natürliche Leben und alle Fähigkeiten künftiger geistiger Entwickelung besitze — davon etwas wisse, eben so wenig sei die geistliche oder Wiedergeburt Etwas, das in das Bewußtsein des Menschen sofort hineintrete; es sei eine wunderbare Gnadenthat Gottes, die ohne irgendwelches Zuthun des Menschen, an dem sie vollzogen werde, geschehe, und deren Dasein erst die späteren Früchte kund thäten.

„Aber sehen Sie dann die Menge der Getauften an," warf der junge Ader ein, „wo zeigen sich denn bei denen die Früchte?"

„Aber sehen Sie doch nur einen Acker an, der im Herbste wohl bestellt ist, auf dem aber die Saat ausgewintert ist, ist darum der Acker nicht bestellt gewesen, weil im Frühjahr sich keine Saat zeigt?" war Horst's schnelle Gegenfrage.

Als der junge Mann schwieg, fuhr Horst fort: „So ist's mit der Taufgnade und der durch sie geschenkten neuen Geburt. Sie kann zerstört werden, so daß es scheint, als habe der Mensch sie nie erfahren. Wie aber keine Erndte ohne Aussaat, so ist's — wenn nicht Gott, der allerdings nicht sich, sondern uns an seine Gnadenmittel gebunden hat, einmal es anders führt — unmöglich, daß ohne Taufe und die mit ihr verbundene Wiedergeburt ein Mensch die Früchte des Lebens von Oben her zeigt. Das ist," fügte er hinzu,

„die Geburt von Gott, von der St. Johannes redet, die freilich bei der Taufe der Erwachsenen mit ihrem bewußten Glauben zusammenfällt, weshalb auch St. Petrus sie eine Geburt aus dem lebendigen Worte Gottes nennt.“

Man war längst zu dem Ende der Mahlzeit gekommen. Man wollte aufstehen. Da auf einmal sagte Tildchen: „Papa, wir haben noch nicht dem lieben Heilande gedankt!“

Man setzte sich nieder und das Kind sprach in aller Einfalt ihr kurzes Dankgebet.

Herr Ader ging tief bewegt auf das Kind zu und küßte es.

„Onkel,“ sagte nun das Kind, das ja von dem Gespräch — wenigstens soweit Menschen sehen können — nichts verstanden hatte, „hast Du auch den lieben Heiland lieb?“

Horst sah mit einem bedeutungsvollem Blicke seinen Gast an und der äußerte, als er sich dankend empfahl, „Ihr Kind ist mir ein viel stärkerer Beweis als Alles, was Sie, Herr Pastoor, mir gesagt haben. — Uebrigens,“ fügte er hinzu, „verkenne ich keinen Augenblick die Wichtigkeit Ihrer Beweisführung. — Ich muß mir aber das Alles erst innerlich zurecht legen. — Sollte mich wieder mein Weg durch diese Stadt führen, so gestatten Sie mir wohl, Sie wieder besuchen zu dürfen?“

Als Horst darum gebeten hatte, entfernte sich Herr Ader, Mathilde aber meinte zu ihrem Bruder gewendet: „Es ist nur gut, daß Du das Alles gesagt hast, einmal wurde mir selbst etwas bange um die Richtigkeit der Kindertaufe.“

„Ja,“ sagte Horst, „aber sie legt uns auch die ernsteste Verpflichtung Tildchen gegenüber auf — denn ihre Engel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel, spricht der Herr.“

„Aber es leuchtet auch,“ fügte Frau Gertrud hinzu, „durch unser Tildchen etwas von dem Epiphanienglanz in unser Haus,

von dem Du am vorigen Sonntage geredet hast — siehe ein armes Menschenkindlein und doch durch die Taufe begnadet mit dem reichen Leben unseres Heilandes!"

XXX.

„Heute geht's zum Kunsmeier!" sagte Horst, als er aus dem Confirmandenunterrichte zu Hause kam, zu seiner Schwester, die ihn schon mehrere Male an diese Fahrt erinnert hatte.

Die Kälte, die seit jener Bibelstunde, bei der zuerst von einem Besuch bei'm Kunsmeier die Rede gewesen, angehalten, hatte gegen das Ende der Epiphanienzeit in ihrer Strenge nachgelassen und Horst hatte vom jungen Hermsmeier durch einen Confirmanden die Nachricht bekommen, daß er selbst fahren und um zwölf Uhr mit dem Schlitten vor der Thüre sein werde.

Hermsmeier hatte zur Vorsicht vier Pferde vor den starken Holzschlitten mit den mit Stroh wohl ausgestopften Leitern gelegt. Er meinte, es wäre das des tiefen Schnees halber besser.

So ging's mit dem starken Viergespann in gestrecktem Trabe durch die Stadt, zum Thore hinaus, dem Jürgenshofe zu, über den der Weg führte.

„Immer anders," sagte Mathilde, „aber immer prächtig rings umher!"

Die Landschaft war von besonderer Schönheit.

Bei dem Nachlassen des strengen Frostes waren die Nebel zur Geltung gekommen und hatten auch die feinsten Zacken und Zweiglein an den Bäumen mit jenem feinen Reif überzogen, der die Bäume wie candirt erscheinen läßt.

Der Himmel trug jene schmalteblaue Färbung, gegen die der Wald mit seinen weißlichen Zweigen eigenthümlich sich abhob. Weiterhin verloren sich die Conturen der Bäume im Nebel.

Wollte man eine verhallende Trauermelodie malen, so müßte man solch einen in Nebelduft allmälig immer undeutlicher werdenden winterlichen Wald skizziren.

Um Zeit zu sparen, wurde auf dem Jürgenshofe nicht vorgesprochen. Durch den mächtigen Buchwald über die Bergpläne hin brauste das Viergespann auf der hier ziemlich ebenen Straße, dem „Criminalwege," wie Küster Schweppe die gut angelegten und sorgfältig unterhaltenen Communalwege der Umgegend nannte.

Allerdings wurde die Fahrt schwieriger, als dieser Weg verlassen werden mußte, und es ziemlich steil in die Tiefe bergab und dann wieder in einem von Buchen überdeckten Hohlwege aufwärts ging. Aber die kräftige und kundige Hand des Hermsmeier wußte die Pferde immer so zu lenken, daß die Vorhersagung des Jürgensmeier nicht in Erfüllung ging. Dazu gewährte diese Tiefe von der Höhe herab einen so eigenthümlichen Anblick, daß ihn Mathilde auch um den Preis eines Umwerfens in den Schnee hinein nicht gerne gemißt hätte.

Der Nebel hatte sich in ihr gesammelt und einzelne Aeste der mächtigen Eichen, die in ihrem Grunde standen, streckten sich wie flehende Arme aus dem Nebelmeer aufwärts.

„Ist's nicht," sagte Mathilde, „wie wenn die Geister der Unseligen aus des Todes Schatten sich mit ihrer Bitte zum Lichte wendeten?"

„Ein grauses Bild!" wendete sich Frau Gertrud hinweg.

„Sie denkt an Dante," lächelte Horst.

Jetzt ging's wieder über eine Hochebene und dann thalwärts. Der Schlitten stand vor dem Kunshofe. —

Der Kunshof lag ähnlich wie der Ehringshauser Hof in einer Thalsenkung, durch die sich ein Bach schlängelte, dessen Lauf von Weiden und Erlengehölz, das aus dem Schnee hervorragte, bezeichnet wurde. Das Wohnhaus war, wie bei den übrigen Höfen, ein langgestrecktes Gebäude, das in dem uns bekannten Giebel auslief, auf dem ein mächtiges jetzt mit Schnee bedecktes Storchnest Platz gefunden hatte. Zur Seite die Nebengebäude, die Leibzucht und Einliegerwohnung. An der Umfriedigungsmauer entlang die Eichen, deren starke Zweige mit den braunen welken Blättern es ahnen ließen, welch' einen traulichen Schutz ihr Laubdach in der Sonnengluth gewähren mußte.

Eins war besonders am Kunshofe. Ueber den Deeleingängen der übrigen Bauernhäuser, waren, wie wir das am Hermshofe gesehen haben, zwar auch wohl Bibelsprüche angebracht, vor allen Dingen aber der Name des Erbauers mit Jahreszahl und Datum. Hier fehlte Name und Jahreszahl. Es war blos ein Bibelspruch zu lesen. Und dieser Bibelspruch — keine Bitte, wie bei den übrigen Höfen, um Schutz und Schirm, sondern das Wort aus dem achten Psalm: „Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkst und des Menschen Kind, daß Du Dich sein annimmst."

Als der Schlitten vor dem Hofe vorfuhr, kam auf das Gebell der Hunde Simon aus der Deelenthür.

„O, geliebter Herr Pastoor," sagte er, als er die Pferde abschirrte, „das freut mich doch, daß Sie uns besuchen."

„Is de Olle binnen?" fragte der Hermsmeier.

„He schlöppt noch," sagte Simon, der nur mit dem Pastor hochdeutsch redete. Es war erst zwei Uhr.

„Lot em schlopen!" mahnte der Hermsmeier, indem er Horst und seinen Damen vom Schlitten half.

In der Stubenthür war eine ovale Scheibe angebracht. Ein

Kopf wurde an ihr sichtbar, als unsere Gäste von der dunkeln Deele in die Küche traten. Ein Rücken und Schieben entstand, und das Schnurren der Spinnräder, das sie in der Küche gehört, verstummte plötzlich.

„Ji brukt Ju nich tau schganeeren!"[1] sagte der Hermsmeier, der zuerst eintrat, zur Kunsmeierin, die eilig ihre vom Flachsstaub bedeckte Schürze abband.

„Use Pastoor un sine Frunslüde wullen öhr besöken," setzte er hinzu und richtete so in einfachster Weise das Geschäft der Vorstellung aus.

Die Kunsmeierin war eine kleine kugelrunde Persönlichkeit mit einem Paar lebhaften braunen Augen und frischen Farben. Daß sie schon eine Sechzigerin war, merkte man weder an ihren schnellen Bewegungen, noch an ihrem noch völlig kastanienbraunen Haar, das unter der kleinen Mütze mit der bekannten Schneppe hervorquoll.

„Ik will gliks den Ollen wecken," sagte sie, während sie noch beschäftigt war, die Spinnräder bei Seite zu stellen, die ihre Tochter und die Mägde, die eilig hinausgegangen waren, hatten stehen gelassen.

„Lassen Sie den Kunsmeier ruhig schlafen," ermahnte Horst und Frau Gertrud fügte hinzu: „nein, wecken Sie ihn ja nicht, wir haben Zeit!"

Ob sie dennoch hinging ihn zu wecken, weiß ich nicht, sie ging aber mit Hermsmeier, der nach den Pferden sehen wollte, aus der Stube, nachdem sie den Damen behülflich gewesen war, ihre Winterumhüllungen abzulegen und zu Horst gesagt hatte, daß sie das „den Heeren Pastoor hoch anräken möšde,[2] dat hei in so'ne Kölle komen wöre."

---

[1] Ihr braucht Euch nicht zu geniren.
[2] anrechnen müßte.

Die Stube war, wie auf allen größeren Bauernhöfen, geräumig. An der Küchenseite stand der mächtige eiserne Ofen auf steinerner Unterlage, von der Küche her heizbar. Der große Tisch, die Bänke an der Wand hin und der mächtige lederüberzogene Großvaterstuhl — auch das Schapp — Alles wie auf andern Höfen. —

Aber dem Schapp gegenüber auf der andern Seite der Thür, die zur Schlafstube führte, war noch ein Bücherbret angebracht, dessen Inhalt eine gute Voraussetzung auf den Geist gewährte, der hier wehte.

Die ganzen neun Bände der bekannten Starke'schen Synopsis standen dort aufgestellt. Und daß sie nicht blos dort standen, sondern fleißig gebraucht wurden, das zeigten rothe Striche, mit denen in dem Bande, den Horst gerade zur Hand nahm, Stellen häufig angemerkt waren.

Außer dem Starke hatte noch Johann Arnd's wahres Christenthum, Tersteegen's Paradiesgärtlein, Bunyan's Pilgerreise und Freilinghausen's Gesangbuch nebst verschiedenen Blättern des Barmer und Hermannsburger Missionsblattes dort Platz gefunden.

Unter diesem Bücherbehälter stand ein Stuhl mit einem tief eingesessenen von karrirtem blauen Zeuge überzogenen Kissen, und vor diesem ein kleiner Tisch, auf dem eine mächtige alte Bibel in dunklem gepreßten Leder mit Messingkrampen aufgeschlagen lag.

Einige von der Barmer Missionsgesellschaft herausgegebene Bilder, der Ochsenwagen, der mühsam über die Felsen Südafrikas sich schleppt, und andere in einfachem Rahmen hingen, allerdings nicht sehr nach den Regeln der Symmetrie, an den Wänden.

„Man sieht, hier regiert Gottes Wort," sagte Horst.

Man entwirft sich gewöhnlich ein Bild von einem Menschen, von dem man Manches gehört und auf den die Aufmerksamkeit gerichtet ist.

Mathilde dachte sich den Kunsmeier als einen hageren Greis von hohem Wuchs mit einem edlen von weißen Locken umwallten Haupt und mit einem Antlitz, auf dessen Zügen die Majestät priesterlicher Ruhe wohne.

Jetzt geht die Thüre zur Schlafkammer auf, und hereintritt im geblümten Leinwandwamms, mit Kniehosen und Strümpfen allerdings eine hohe und hagere Gestalt — aber mit einem wahren Spitzbubengesicht. Scharf markirte Züge, die gewaltige gebogene Nase von kleinen grauen Augen unter buschigen Brauen flankirt. Man wußte nicht recht, ob das eine Auge schiele, oder was mit dem war. Ueber dem straff herabhangenden fast schwarzem Haar eine bunte wollene Zipfelmütze.

Ist das der Kunsmeier? Das ist er, der Patriarch der ganzen Bauerschaft und das geistliche Orakel der dortigen Gegend.

Mathilde war wie erstarrt vor dieser Erscheinung. Auch Horst schien sehr enttäuscht und Frau Gertrud, die sich wohl kein so ideales Bild wie Mathilde entworfen hatte, wollte doch ihren Augen nicht trauen, daß sie den Kunsmeier vor sich sehe.

Aber dieser Eindruck dauerte nur einen Moment. Als er zu sprechen anfing, war es, als wäre plötzlich der ganze Mann verwandelt. Er hatte ja noch dasselbe Gesicht, dieselbe Nase, dieselben Augen, aber man rechnete es sich fast zur Sünde an, daß man einen solchen Eindruck von diesem Gesicht hatte haben können.

Das Auge leuchtete in einem wunderbaren Glanz und um den Mund legte sich eine so ungemeine Freundlichkeit, daß man es vergaß, daß der Kunsmeier ein so ernster und heiliger Mann sein solle.

„Wir haben Sie einmal besuchen wollen, lieber Kunsmeier," sagte Horst.

„Dat is mi laiw," sagte er mit jener herzgewinnenden Freundlichkeit und die Stimme klang wie Glockenton.

„Ik wör all längst bi Ihr west,[1] Herr Pastoor," setzte er hinzu, „wenn mi de Kramp nich te hadde[2] schüddeld hädde."

„Leiden Sie noch daran?" fragte Frau Gertrud theilnahmsvoll.

„'t is nu beter," antwortete der Kunsmeier, „de laiwe Heer tüchtigt jo nich immer. De laiwe Apostel Paulus seggt in de erste Epistel an de Corinther in tainde Cappiddel in den drüttainden Ves: Gott ist getreu, der euch nicht läßt versuchen über euer Vermögen, sondern macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr es könnet ertragen."

Diese genaue Bezeichnung des biblischen Capitels und Verses war so wenig gesucht, kam so natürlich heraus, daß man den Eindruck hatte, der Mann lebt in der Bibel, und eine Eigenthümlichkeit war es nicht allein bei ihm, sondern auch bei den übrigen Landleuten, daß sie das Bibelwort immer hochdeutsch anführten.

„Das ist richtig," sagte Horst, „Gott legt nie mehr auf, als wir tragen können."

„Awer he weit am besten," erwiederte der Kunsmeier, „wu veel Last he up den Wagen leggen draff, ohne dat de Asse bröckt."[3]

„Darum sollen wir ihm getrost stille halten," bemerkte Horst.

„Wenn dat man nich so swor wöre för use laige upsternotsche[4] Natur!" sagte der Kunsmeier lächelnd. „Un wenn de Heer nich sich sülwens under dat Krüz stennde, dann mügten wie't kaum begripen, dat et wohr wöre, wat schrewen stait in den Brief an de Ebräer in dat twölfde Cappiddel in den söften Ves: Welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er, er stäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt."

---

[1] gewesen.
[2] zu hart.
[3] die Achse bricht.
[4] widerspenstige.

Das Gespräch wurde durch den Eintritt der Meierin unterbrochen, die ein weißes Laken über den Tisch breitete. Nach ihr setzte die Tochter des Kunsmeier die Tassen auf den Tisch. Dörten, so wurde sie genannt, war ein Mädchen von einigen zwanzig Jahren, mit einem unbeschreiblich lieblichen Ausdruck. Sie war in der Größe dem Vater, im Gesicht der Mutter ähnlich, nur daß ihre Züge einen geistigeren Ausdruck zeigten.

„Süh Hermsmeier!" sagte der Kunsmeier zu diesem, als der in die Stube trat.

„Hest nu Din Fiken? Hädde de laiwe Heer mi Verleuw gieven,[1] wör ik so geren up Dine Hochtid komen; — nu — de Heer segne Di un Dine Fru," setzte er mit einer Innigkeit hinzu, als ob er die Fülle des Segens Gottes über ihn habe ausschütten wollen.

„Wu gait denn Din ollen Schwaigervadder den laiwen Ehringhusen?" fragte jetzt der Kunsmeier.

Als Hermsmeier erwiederte, daß er seit einigen Tagen nicht so ganz recht wäre, was auch Horst und den Seinigen noch neu war, meinte der Kunsmeier: „Ja so is't, wenn de Winter kümp, dann susel de Wind dör de fahlen Bläder, dat se affallen, dann hebben in't Fröjohr de Knuppen Rum."[2]

„Ik will God bidden, dat de Winter, den he meint, för em noch nich so bolle kümp," sagte der Hermsmeier.

„Wu de laiwe Heer will," meinte der Kunsmeier.

Als die Kunsmeierin die Tassen ihren Gästen bereitet hatte und sie auf Brod und Butter hinweisend ermahnte, doch frisch zuzulangen, trat ein Mann in die Stube, der einige Zwanzig zählen mochte.

Eine hohe kräftige und für einen Landmann doch feine Gestalt. Aber die sah man kaum. Sein edles von dunkelm gelocktem Haar

[1] mir Urlaub gegeben.
[2] dann haben im Frühjahr die Knospen Raum.

umschattetes Antlitz nahm die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Es lag etwas Träumerisches in diesem dunkeln, tiefliegenden Auge unter den kräftigen und doch fein gezeichneten Brauen. Auf der hohen vortretenden Stirn ruhten allerlei Gedanken und die feinen geschlossenen Lippen, — man meinte, sie könnten sich nur zu Liedern öffnen.

„Na, Gottfried, wat moken de Schgope?“ fragte der Kunsmeier den Eingetretenen.

Gottfried Hölter war der Schäfer des Kunsmeier und hatte eben nach einem kranken Schafe im Schafstall sich umgesehen.

„Et frett, Gott sie Dank, meer“ — ein paar einfache Worte, aber die Stimme des Mannes klang wie Gesang.

Als Gottfried seinen Schäferhut an den Nagel gehängt, zögerte er, sich an den Kaffeetisch zu setzen und sah seinen Meier an, als erwarte er etwas.

Kunsmeier, der diesen Blick zu verstehen schien, sagte zum Pastor; „Heer Pastoor, et is bi us Sidde, dat wi auk vörn Kaffedrinken en Bibelwurd läsen und en Gebed hollen, nu sün Se bi us, nu döt Se dat woll, denn wel en Amt hat, de warte des Amts!“

Horst und die Seinen fühlten sich eigentlich beschämt, sie hatten schon eine Tasse getrunken, Horst setzte sich aber sofort, als nun auch Simon eintrat, an den kleinen Tisch, an den ihn der Kunsmeier wies, schlug den 23. Psalm auf und bereitete sich einen Augenblick in stillem Gebet zum Vorlesen.

Der alte Kunsmeier nahm seine Mütze ab und faltete die Hände und ebenso saß der Schäfer und Simon und die Uebrigen mit gefalteten Händen.

Als Horst gelesen und dann den Herrn in tiefer Bewegung gebeten hatte, daß er immer ihr, seiner Schäflein Hirte sein und bleiben wolle, wiederholten die drei Männer, der Kunsmeier, der

Schäfer und Simon sein Amen und langten nun auch frisch bei'm Kaffee zu.

„Es muß Ihnen recht eigenthümlich vorkommen," wendete sich Mathilde an den Schäfer, „daß Sie Ihre Heerde, die Sie im Sommer über die schönen Höhen führen, nun im Stalle pflegen müssen."

„Se hefft recht," antwortete der Schäfer, „wenn de Früling kümp, un all de Vögel pipen und jubiliren in Faild und Busg, un wenn de Sünne up de gräunen Saaten öhre laiwen Strahlen schgütt, dat et is, as wörense lutter blenkend Glas: — da lacht enen dat Hart in Liwe. Awer ik meine, de Schgopstall seggt enen ok allerlei. Ik denke mi, dat wör de Iwigkeit un de Schgope wören alle Minschgken, die dör des Heeren Gnade dört Leewen hinerdörbracht wören un nu all bi een sammelt wören üm eenen Heeren."

„Da habt Ihr eine gute Predigt aus Euerem Schafstall mitgenommen," meinte Horst, — Mathilde aber sah erstaunt den Schäfer an. —

„Ja," antwortete der Schäfer und zwar dem Pastor gegenüber in einem Hochdeutsch, wie es Horst unter den Landleuten bisher nur bei dem Hermsmeier gehört hatte, „die Schafe predigen ja immer."

Man kam auf die Gemeinde zu sprechen. Der Kunsmeier hielt ihre Bildung für eine besondere Gnade Gottes. Wer das Amt habe und dann nicht Gottes Wort lauter und rein predige, sagte er, der sei der Gemeinde gegenüber ein Fremder, ja, wie der Herr sage, ein Dieb und ein Mörder; einen solchen müßten die Schafe fliehen.

„Un alle Gemeinden in use Provinz hett öhren Nutzen dorvan," setzte er hinzu; „dat Consilstorium ward sik in't taukünfte wol heuden, so enen weer intesetten, de so is, as use Heer seggt in Evangelio Johannis in't tainde Cappiddel in tainden Vers: „„Ein Dieb kommt nicht, denn daß er stehle, würge und umbringe.""

Seine ganz besondere Befriedigung sprach der Kunsmeier darüber aus, daß die Gemeinde sich nicht lutherisch genannt habe.

Er gehörte zwar von ganzem Herzen dem Bekenntnisse der Landeskirche an, aber er hatte auch unter den zerstreuten Reformirten der Umgegend seine christlichen Freunde und da war es ihm immer schmerzlich, wenn der Name „Lutherisch“ unter denjenigen den Unterschied hervorhebe, die doch, wie er sagte, „an dersülwen Borst[1] lägen un die sülwigte Melk des Evangeliums drünken.“[2]

In den tiefgehenden Unterschied zwischen lutherischem und reformirtem Bekenntniß hatte sich der Kunsmeier nie vertieft. Die Reformirten, die ihm nahe getreten waren, fanden, wie er selbst, in dem einfachen Bekenntniß zum Herrn und in jenem Versenken der Seele in ihn, wie es der theuere Tersteegen vertritt, ihre ganze Befriedigung. Was wunder, daß ihm bei solcher Herzensstellung der Name „Lutherisch,“ der, wie er sagte, das, was im Glauben eins ist, trenne, unangenehm war, und daß er den Namen „Evangelisch,“ der zugleich keines Menschen Name sei, wie er mit dem Schäfer des Kloppen-Jost betonte, mit Freuden begrüßte.

„Um Eins möchte ich Sie nur bitten, Herr Pastoor,“ sagte der Schäfer, der bis dahin dem Gespräche aufmerksam gefolgt war.

„Und das wäre?“ fragte Horst.

„Sehen Sie,“ antwortete er, „Sie haben es doch nun in Ihrer Gewalt, den Gottesdienst einzurichten, wie Sie wollen, da möchte ich Sie bitten, daß Sie es so machten, wie unser Herrgott es mit seiner Schöpfung macht!“

Horst und Mathilde sahen ihn groß an, und auch Frau Gertrud, die unterweilen ein kleines Nebengespräch mit der Kunsmeierin über

---

[1] Brust.
[2] trinken.

Haushaltungsangelegenheiten geführt hatte, wurde aufmerksam. Der alte Kunsmeier aber langte aus seinem Wamms eine Schnupftabaksdose, prieste und lächelte still vor sich hin, während Simon den Arm, in den er den Kopf legte, auf das Knie gestützt, den Schäfer erwartungsvoll von der Seite ansah.

„Herr Pastoor," sagte der Kunsmeier lächelnd, indem er die Dose wieder schloß und in die Seitentasche seines Wammses steckte, „dor kümp Gottfried up sin Flagg!"[1]

„Sehen Sie," fuhr der Schäfer fort, und sein dunkles Auge bekam einen wunderbaren Glanz, „Gott der Herr hat so mancherlei Art und Gestalt, Klang und Sang, Ton und Stimme in seine herrliche Schöpfung hineingeschaffen, daß wir Menschen auf Schritt und Tritt immer was zu hören und zu sehen haben, und das dringt durch Auge und Ohr in die Seele und da können wir denn nicht anders, als Gott anbeten, loben und preisen."

Der Schäfer hielt einen Augenblick inne, als habe er den Tönen der Saiten, die er angeschlagen, selbst lauschen wollen. Dann fuhr er fort:

„Und das ist alle Jahreszeiten anders. Jetzt deckt der Schnee mit weißem Kleide Feld und Wald. Das ist die Ruhe der Seele. Dann im Frühjahr singen die Vögel und die Bäume und Sträucher singen und sagen auch: Wach' auf, o Mensch, und wende dich zu Gott! Dann kommt der heiße Sommer und zeigt uns, wie das Herz arbeitet unter dem Kreuz der Anfechtung. Und dann ist der Herbst da mit seinen Früchten. Da muß ich immer an die zwölferlei Früchte im neuen Jerusalem denken, und wenn dann die Kraniche

[1] Flagg so viel als Sache, die das Herz bewegt, wenn's im geistlichen Verstande genommen wird, sonst Ackerstück, wie z. B. Weitenflagg.

nach Mittag fliegen, dann ist mir, als sähe ich die Seelen nach der Heimat ziehen, wo Jesus ist."

Der Schäfer schwieg.

„Nun?" fragte Horst.

„Ja nun, sehen Sie, Herr Pastoor," fuhr der Schäfer fort, „es will mir immer so scheinen, als müßte es bei den Gottesdiensten in der Kirche auch so sein. — Da müßte Auge und Ohr Etwas haben, was die Seele zum Nachsinnen und zum Anbeten brächte, und müßten auch die Gottesdienste so wechseln, wie die Jahreszeiten. Die Schöpfung Gottes ist immer dieselbe, aber sie sieht zu verschiedenen Zeiten anders aus, und der Mensch, der sie ansieht, hat andere Gedanken, wiewohl immer dasselbe Ziel — Jesus."

„Sehr schön, lieber Schäfer," sagte Horst, als Gottfried inne hielt. „Etwas davon haben wir auch schon in unserem Gottesdienste. Am Weihnachtsfeste haben wir zwei schöne Tannenbäume mit Lichtern in der Kirche gehabt und wenn die Passionszeit kommt, wird kein Halleluja mehr gesungen und die Gebete wechseln nach der Ordnung, die ich eingeführt, mit den verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres."

„Ich habe von der schönen Weihnachtsfeier gehört," sagte der Schäfer, „und mein Herz ist in Sprüngen gegangen, als ich das hörte, aber ich meine, es muß noch mehr werden."

„Ja, lieber Schäfer," erwiederte Horst lächelnd, „ich kann darüber aber nicht allein bestimmen, der Kirchenvorstand hat auch ein Wörtlein drein zu reden, und ich weiß nicht, ob der einverstanden sein würde."

„O," warf der Schäfer schnell ein, „die werden doch wohl — und Sie sind doch der Pastoor und müssen es am besten wissen, was für uns Schafe gut ist, und die Schafe müssen sich das gefallen lassen, was der Hirte ordnet, wenn's nur nicht wider Gottes Wort ist."

„Nun, wir wollen sehen," meinte Horst.

Er wußte noch nicht, daß gerade in einer Gemeinde, die sich selbst gegründet hat, der Einzelne seine subjektive Ansicht auf das entschiedenste geltend zu machen sucht.

„Wenn Se Veskes[1] bruket," sagte nun der Kunsmeier, „dann kan öhr Gottfried dormet deenen, he het ganz nüdlike moket."

„Also Sie sind auch Dichter?" wendete sich Mathilde an den Schäfer.

„O," sagte dieser lächelnd, und blickte beschämt vor sich nieder, „wat eenen so insöllt, wenn man vör sine Schgope hergait un up't Faild stait un in den Busg kiket of in den Hemel süht un de Schgope öhr Fudder söket."

„Bitte, sagen Sie doch Eins von ihren Gedichten!" bat Mathilde.

Der Schäfer besann sich einen Augenblick, dann hob er an:

„Wenn die Schäflein auf der Weide gehen,
Und die Blümlein auf dem Felde stehen,
Wenn die Knospen aus den Zweigen dringen,
Und die Vöglein in den Büschen singen:
Dann denk' ich Dein, o mein Herr Jesu Christ,
Daß Du mein Gott und auch mein Heiland bist.

Ich bin Dein Schäflein, das Du selig führest,
Dein Blümlein bin ich, das Du mild berührest,
Die Knospe auch, wenn Du Dein heilig Leben
Mir in das Herz so freundlich hast gegeben;
Ein Vöglein, sing' ich dann, Herr Jesu Christ,
Daß Du mein Gott und auch mein Heiland bist.

So zieh' ich hin; wenn dann der Abend glühet,
Und wenn die Heerde stille heimwärts ziehet,
Ich zieh' voran, sie alle nach mir gehen,
Bis wir mitsammen vor dem Schafstall stehen:
Dann denk' ich Dein, Du treuster Hirt und Christ,
Daß Du mein Gott und auch mein Heiland bist."

[1] Verse.

Der Schäfer hatte etwas schüchtern angehoben, dann aber wurde seine Stimme klar und sie klang wie Gesang zum Wort. Als er aber zu den Schlußworten kam:

Dann denk' ich Dein, Du treuster Hirt und Christ,
Daß Du mein Gott und auch mein Heiland bist,

da lag ein so tiefes Empfinden in seinem Ton, daß Mathilde mit hineingezogen, unwillkürlich Amen sagte.

Eine Zeit lang saßen Alle schweigend, und Simon schlang seinen Arm um den Schäfer und der alte Kunsmeier nickte vor sich hinlächelnd mit dem Kopfe.

Dann erhob sich Horst und der Hermsmeier, der dem Schäfer, als er aufstand die Hand reichte, trieb auch zum Aufbruch, weil der Abend schon anfing hereinzudunkeln.

Nachdem noch der letzte bekannte Imbiß genommen war, „Pankauken met Plumen un Schginken" und Horst auf den Wunsch des Kunsmeier ein kurzes Gebet gesprochen und allen Hausleuten, auch den Mägden und den Pferdejungen, die zum Gebet hereingerufen waren, den Segen ertheilt hatte, hüllte die Kunsmeierin mit ihrer Tochter „de Frunslüde" sorgfältig in ihre Pelze und unter den Segenswünschen des Patriarchen der Bauerschaft flog das Viergespann mit seinem Schlitten der Heimath zu. —

XXXI.

Fräulein von Ehren's banges Ahnen hatte sich erfüllt.

Der Assessor, an den sie sich gewendet, und der ihr vollständig beigestimmt hatte, daß die Sache, bevor der Klatsch zu den Ohren

ihres Bruders komme, nach irgend einer Seite hin zum Austrage gebracht werden müsse, hatte einige Tage nach jener Tour zum Kundmeier seine delikate Mission bei dem Pastor ausgerichtet.

Horst war gerade nicht überrascht gewesen, ihm war ebenfalls die Neigung des Regierungsraths zu seiner Schwester nicht entgangen. Ob diese sie aber erwiedere, darüber war er mehr als zweifelhaft.

Er meinte, Mathilden's Seele ruhe so ganz in der Liebe zu ihrem Heilande, daß er schwerlich glaube, daß eine andere Liebe in ihrem Herzen Raum gewinnen könne. —

Aber, sagte er, allerdings vermöge er eine entscheidende Antwort nicht zu geben, da ja bei aller dringenden Vermuthung es doch noch nicht gewiß sei, ob der Regierungsrath wirklich ernstliche Absichten seiner Schwester gegenüber hege. Fräulein von Ihren, äußerte er, habe ja selbst noch gar nicht mit ihrem Bruder darüber gesprochen, er könne darum unmöglich an seine Schwester eine Frage stellen, die sie aus ihrer Unbefangenheit wecken und ihren Frieden stören müsse.

Der Assessor mußte das zugeben und die beiden Männer beschlossen, die ganze Angelegenheit bei sich zu bewahren, und es Gott zu überlassen, wie er die Sache führen werde.

Schneller, als es die Beiden vermutheten und hofften, kam es doch zur Entscheidung.

Der Regierungsrath war einige Tage nach dieser Unterredung mit seiner Schwester vom General zur Abendgesellschaft geladen worden, hatte aber, weil letztere seit einiger Zeit an einem Katarrh litt, persönlich abgelehnt.

Bei dieser Gelegenheit hatte er von der Generalin ähnliche scherzhafte Aeußerungen hören müssen, wie die Präsidentin sie seiner Schwester gegenüber gethan hatte.

Es stand, wie seine Schwester vermuthet, nun sofort bei ihm fest, sich zu erklären.

Er machte seiner Schwester kein Hehl mehr aus seiner Neigung, und theilte ihr, als diese ihm ihre Freude über seine Wahl aussprach, den Entschluß mit, den er gefaßt hatte. —

Fräulein von Ehren überlegte einen Augenblick, ob sie ihrem Bruder sagen solle, was sie schon gethan habe. Dann aber entdeckte sie ihm offen, wie die Sorge um ihn und Mathilde sie seit jener Aeußerung der Präsidentin bestimmt habe, dem Assessor und durch ihn dem Pastor Mittheilung zu machen.

Dem Regierungsrath war das nicht ganz recht, aber er kannte die unbegrenzte Liebe seiner Schwester zu ihm und verzieh um deretwillen gerne, daß man hinter seinem Rücken Unterhandlungen vorgenommen habe, die sein Herz so nahe berührten.

„Und was hat Mathilde gesagt?" fragte er mit bangem Erwarten.

„Die weiß noch nichts," beruhigte ihn Fräulein von Ehren, verschwieg ihm aber auch nicht, was der Pastor über sie geäußert habe, und ihre bange Ahnung.

Der Regierungsrath saß eine Zeit lang schweigend mit in die Hand gestütztem Haupte neben seiner Schwester, dann sprang er auf, ging einige Male in der Stube auf und ab, und sagte: „Ich werde heute noch an den Pastor schreiben, ich muß Klarheit haben!"

„Warum an den Pastor, warum nicht an Mathilde selbst?" meinte seine Schwester.

„Der Pastor vertritt Vaterstelle bei Mathilde," äußerte der Regierungsrath, „und dann," setzte er bewegt hinzu, „wenn — was Gott verhüten wolle, es würde mich das unsäglich unglücklich machen — wenn Deine böse Ahnung sich erfüllen sollte, dann erspare ich Mathilde den Schmerz des ‚Nein'.

O daß ihr das Schmerz bringen würde, auch wenn sie nicht bieten könnte, um das ich sie bitten will — das weiß ich," sagte der Regierungsrath mit tiefem Weh in seinen Zügen, „ich kenne sie ja," fügte er hinzu, „ihre Freude ruht nur in Anderer Glück." — —

Der Brief an den Pastor war bald geschrieben. Er war der Art, daß dem Pastor und Frau Gertrud, welcher er nun die Sache mittheilte, die Thränen in die Augen traten, wenn sie daran dachten, daß vielleicht Mathilde den lieben Regierungsrath nicht mit ihrem „Ja" erfreuen könne. —

Es war der schwerste Tag, den Horst bis jetzt in seiner neuen Heimath durchlebt hatte.

Mathilde stand bleich wie ein Marmorbild, als ihr Bruder ihr den Brief vom Regierungsrath vorgelesen hatte.

Das hatte der Regierungsrath eigentlich gar nicht beabsichtigt, Horst solle nur leise Mathilden's Herzensstellung erforschen und ihm dann erwiedern, ob er hoffen dürfe oder nicht. Horst hielt es aber, nachdem er die Sache mit seiner Frau reiflich erwogen hatte, für das Beste, seiner Schwester den Brief mitzutheilen. Er glaubte, da es einmal so weit gekommen, sei eine schnelle und klare Entscheidung das Beste.

„Liebe Mathilde," sagte Horst, indem er ihr die Hand reichte, „Du weißt, ich rede Dir nicht zu. — Du kennst den Mann, der hier so innig um Deine Hand wirbt, Du weißt auch, daß Du an seiner und seiner liebenswürdigen Schwester Seite ein beneidenswerthes Loos haben würdest — aber Du mußt selbst entscheiden!"

Als sie noch immer schweigend dastand, und helle Tropfen ihr aus den Wimpern perlten, sagte Horst: „Ich dränge Dich nicht zur Entscheidung, bist Du Dir noch nicht klar, so nimm Dir einige Tage Bedenkzeit." —

„Nein — nein," rang es sich nun aus ihrem Innern los, „ich bin mir klar, ich bedarf keiner Bedenkzeit."

„Und was darf ich denn dem edlen Manne antworten — darf ich ihm Hoffnung machen?" fragte Horst bewegt.

„Du weißt, lieber Theodor," und dabei warf sie sich weinend in ihres Bruders Arme, „wem mein ganzes Herz gehört! Ich achte, ich ehre den Regierungsrath, ja, ich darf wohl sagen, daß ich ihn neben Dir am liebsten zum Bruder haben möchte — aber," setzte sie mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme hinzu, „mein Herz gehört Jesus, und ihm allein will ich als eine gehorsame Magd dienen."

„Liebe Mathilde," nahm nun Frau Gertrud das Wort und schlang weinend den Arm um ihre Schwägerin, „ich hatte mir das so schön gedacht, wenn Du die Frau des lieben Regierungsrathes wärest und die liebenswürdige Franziska unsere Schwägerin und wir kämen, wenn Dein Bruder des Tages Last und Hitze getragen hat, zu euch, und Tildchen spielte in den schönen Stuben herum — — aber das sind nun Alles schöne Träume, die vor Deinem noch schöneren Vorsatz wie vor dem Tage zerrinnen!"

Mathilde schwieg eine Zeit lang und blickte wie sinnend vor sich hin, während ihr Bruder sie forschend ansah. Dann aber wiegte sie leise mit ihrem Haupt und sagte fast tonlos: „ich kann nicht!"

„Soll ich das dem Regierungsrath schreiben, ist das Dein letztes Wort?" fragte Horst betrübt und doch erfreut, weil er wußte, daß der Grund dieses „ich kann nicht" ihre unendliche Liebe zu dem Herrn war. —

Er gehörte nicht zu jener Classe von Leuten, für die der Ausspruch des Herrn Matthäi 19 Vers 12 nicht in der Bibel zu stehen scheint. —

„Tilde, liebe Tilde besinne Dich!" rief Frau Gertrud, die trotz

ihrer Einsicht in die Herrlichkeit der Wahl ihrer Schwägerin doch ungern das Gebäude ihrer schönen Hoffnungen zusammenstürzen sah.

„Ich habe mich längst besonnen," erwiederte Mathilde gefaßt, „ich reiche nie einem Manne die Hand, mit der ich meinem Heilande in seinem Reiche allein dienen will — aber," setzte sie zu ihrem Bruder gewendet hinzu, „er ist es werth, daß ich ihm selbst antworte."

„Amen!" sagte Horst tief bewegt und zog sich aus Mathilden's Zimmer in seine Studirstube zurück.

Frau Gertrud ging betrübt zu ihrem Kinde um in seinem Anblicke Trost zu finden. —

Mathilde saß noch lange auf ihrem Sopha und reichliche Thränen drangen durch die Finger, mit denen sie ihr Antlitz bedeckte.

Sie mußte sich sagen, daß sie nach dem gewöhnlichen Urtheile der Menschen die lieblichste Zukunft von sich stoße. Sie konnte es auch nicht verkennen, daß unter allen Männern, die sie kennen gelernt, der Regierungsrath den ersten Platz einnehme.

Sie hatte darüber vor dieser Stunde zwar nie nachgedacht. Sie hatte unbefangen mit ihm verkehrt und seine zarten Huldigungen nur als einen Beweis seines freundlichen dem Herrn zugewendeten Herzens hingenommen.

Jetzt war ihr klar geworden, daß er eine andere Stellung, als die eines Bruders der Schwester gegenüber zu ihr eingenommen habe und — sie sagte sich, er ist dir sehr lieb und werth — aber — nein, was er verlangt, verlangen muß, dein ganzes Herz, deine völlige Liebe, die kannst du ihm nicht bieten. Es zog sie mit tiefem Sehnen in jenen Dienst hinein, der ihr als der erschien, in dem das Weib ihrem Jesus mit ungetheilter Seele dienen kann.

Sie stand auf und setzte sich an ihren Schreibtisch. Ein Blatt mit der Aufschrift: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen," fiel ihr ungesucht in die Hand.

Sie schrieb:

„Wenn die tiefe Hochachtung, die mein Herz gegen Sie empfindet, vergelten könnte, was Sie so freundlich mir geboten haben, dann müßte diese Gabe Ihnen ein Ersatz dafür sein, daß ich dieses unschätzbare Gut nicht das meine nennen darf.

„Ich gestehe es Ihnen gern, daß meine Hochachtung gegen Sie unbegrenzt ist, und daß es der erste tiefe schneidende Schmerz ist, den ich bis jetzt empfunden habe, daß ich die edle Gabe, die Sie mir bieten, nicht annehmen darf. —

„Das hohe Vertrauen, das Sie mir geschenkt haben, glaube ich nur dadurch würdig vergelten zu können, daß ich Ihnen mit gleichem Vertrauen entgegenkomme.

„Von Jugend auf habe ich meinen Herrn und Heiland lieb gehabt. Bei meinen frommen seligen Eltern konnte es nicht anders sein.

„Seit der Zeit, daß mein Bruder in's Amt getreten und mich in sein Haus aufgenommen hat, ist diese Liebe gewachsen, und ich habe, als ich das Confirmationsgelübde abgelegt habe, dem Herrn Jesus es gelobt, allein sein Eigen zu bleiben und wenn er den Dienst seiner armen Magd annehmen wolle, mich dem Diakonissendienste zu widmen.

„Wenn ich jemals diesem Gelübde untreu werden könnte, so würde Ihr Wunsch, das gestehe ich Ihnen offen, allein mich dazu haben bewegen können. Aber ich darf — ich kann nichts anders thun, als was ich dem Herrn in jener feierlichen Stunde gelobt habe.

„In wie hohem Maße ich mich für verpflichtet halte, in der Erweisung meines Vertrauens Ihnen einen schwachen Entgelt für Ihre edle Gabe zu bieten, beweist Ihnen, was ich Ihnen jetzt mitgetheilt habe. Sie sind der Erste, der von jenem Gelübde erfährt, selbst meinem theuern Bruder, der sonst mein ganzes Herz und Leben kennt, habe ich das bisher verschwiegen.

„Ueben Sie jetzt ein edles christliches Vergeltungsrecht. Lassen Sie mich hoffen, daß ich in Ihnen, edler Mann, einen Bruder gewinne und mir bewahre, indem Sie verlieren, was Ihre schöne Seele wünscht.

„Mein Bruder hat sie unaussprechlich lieb und der Verkehr mit Ihnen und dem Assessor gehört zu den schönsten Stunden seines Lebens. Wie sehr Ihre liebenswürdige Fräulein Schwester ein Bedürfniß für unsere Herzen geworden, wissen Sie, und wie sehr wir Alle uns freuen, wenn wir nach der Bibelstunde Sie Beide den Kreis unserer Freunde verschönern sehen, kann Ihnen auch nicht unbekannt sein.

„Lassen Sie Ihren Wunsch einen schönen Traum gewesen sein, dessen Nichterfüllung dem Tagesleben keinen Eintrag thut.

„Ich weiß, ich, die ich gar kein Recht zu fordern habe, fordere Viel von Ihnen, aber ich weiß auch, daß der Adel Ihrer Gesinnung und die Mannhaftigkeit Ihres Charakters diese Forderung noch weit überragt und daß, was vielleicht Ihnen und mir an eigener Kraft mangeln möchte, des Herrn Kraft reichlich ersetzen wird.

„Und nun reicht Ihnen als Schwester die Hand und bittet Sie, dieselbe nicht von sich zu weisen

24. Februar 18.. Mathilde."

Die Schreiberin überflog noch einmal die Zeilen, faltete sie dann zusammen, siegelte, adressirte und übergab sie dem Dienstmädchen zur Besorgung.

Frau Gertrud trat gerade in das Zimmer ihrer Schwägerin, als das Mädchen die Thüre schloß.

„Also wirklich abgeschrieben!" sagte sie mit einem schweren Seufzer.

„Ich kann, ich darf nicht anders," erwiederte Mathilde. — —

Fräulein von Ehren saß mit einer Handarbeit beschäftigt in

ihrem Zimmer. Ihre Seele war aber nicht bei der Arbeit. Sie wußte ja, daß ihr Bruder um Mittag den entscheidenden Schritt gethan und an den Pastor den Brief abgeschickt habe.

Ihr Herz war voll banger Sorge, weil sie voraussetzte, daß, wenn die Sache eine glückliche Wendung würde genommen haben, Frau Gertrud längst würde zu ihr gekommen sein.

Sie hatte, wiewohl sie ihre bange Ahnung nicht überwinden konnte, doch immer noch gehofft, und jedesmal, wenn die Jungfer in ihr Zimmer trat, erwartet, sie würde die Pastorin Horst melden.

Darüber war es Abend geworden. Sie wußte, ihr Bruder war zu Hause. Im selbigen Augenblicke, als Janette Licht hereinbrachte, trat auch ihr Bruder zu ihr und legte schweigend zwei Briefe vor sie hin, dann ging er mit gekreuzten Armen in der Stube auf und nieder.

Fräulein von Ehren ging es wie ein Stich durch's Herz, als sie die beiden Briefe sah. Der eine war von der Hand des Pastors, der andere von Mathilde.

Sie nahm mit zitternder Hand zuerst den letzteren.

Als sie ihn gelesen, legte sie ihn leise vor sich nieder und einige heiße Tropfen fielen auf die klaren Schriftzüge der edlen Jungfrau.

„Lieber Bruder,“ unterbrach sie endlich das tiefe Schweigen, „nimm die Sache aus Deines Gottes Hand — sieh, sie hat ja selbst Dir als Ueberschrift den schönen Spruch gewählt: ‚Befiehl dem Herrn deine Wege!‘“

Der Regierungsrath stellte sich vor sie hin und eine unendliche Traurigkeit lag auf seinen schönen Zügen.

„Liebe Franziska,“ sagte er, „lieb werde ich sie behalten, so lange ich lebe, jetzt noch lieber — sie ist eine Braut des Herrn und viel zu gut für mich — aber — aber,“ setzte er hinzu, „weh — unendlich weh thut das doch!

Bete für mich, liebe Franziska!" sagte er und reichte ihr die Hand, die sie mit ihren heißen Thränen benetzte.

Dann ging er still in sein Zimmer zurück und seine Schwester warf sich auf ihre Kniee nieder.

XXXII.

Ueber das Weh, das allen Betheiligten, auch dem Assessor, der allein darum wußte, Mathilden's ablehnende Antwort gebracht hatte, half, so gut das möglich war, die Krankheit des alten Ehringhausen hinweg.

Wir hörten, wie der Hermsmeier dem alten Kunsmeier mittheilte, daß es seinem Schwiegervater seit einigen Tagen nicht so ganz wohl sei.

Der alte Ehringhausen war noch nie eigentlich krank gewesen. Wenn solchen gesunden Mann dann einmal im Alter eine Krankheit überfällt, pflegt sie gewöhnlich einen ernsten Charakter anzunehmen. Wir wissen, der alte Ehringhausen war nahe den Siebenzigen. —

Er hatte sich bei der ungewohnten Sache nicht so bald gegeben. Einige Tage hatte er sich so herumgequält und mit allerlei Hausmitteln die Fieberschauer zu vertreiben gesucht. Dann aber ging es nicht mehr, er mußte sich zu Bette legen und der herbeigerufene Arzt erklärte, es sei ein Brustfieber im Anzuge, der Patient dürfe das Bette nicht verlassen.

Das war an demselben Nachmittage, an dem Mathilde ihren Brief an den Regierungsrath geschrieben hatte.

Horst war auf der Stelle mit dem Hermsmeier, der ihn am Abend

abholte, hinausgefahren. Er hatte den alten Vater Ehringhausen, wie er ihn nannte, kränker gefunden, als er erwartet hatte.

Da lag der alte Mann in dem großen Himmelbett in der Schlafstube und athmete hastig und Fiebergluth lag auf seinem Gesichte.

Am Bette saß die junge Hermsmeierin und hielt ihres Vaters glühende Hand in der ihrigen und beobachtete besorgt seinen Athem.

Ihr Bruder, der Anerbe, stand an den Pfosten des Bettes gelehnt und sah mit Bekümmerniß auf seinen Vater.

Allerdings stand der junge Mann dem Glaubensleben seines Vaters und seiner Schwester noch fern, der Einfluß seines Onkels war nach dieser Seite hin ein sehr übler gewesen, aber er verehrte seinen Vater und war ihm von ganzem Herzen zugethan.

Als Horst an das Bett trat, erschrak er über das veränderte Aussehen des alten Mannes.

„Nun, alter Vater, wie geht's?" rief Horst, um ihn aus dem Schlummer zu wecken, in den er immer wieder zurückfiel.

Der Kranke schlug die Augen auf, und als er seinen Pastor sah, lachte sein ganzes Gesicht vor Freuden.

„Dat's gud, dat Se mi besöket!"[1] sagte er und versuchte sich etwas im Bette in die Höhe zu richten.

Fiken sprang auf, und rückte ihm die Kissen zurecht, daß er in eine sitzende Stellung kam.

„Ik hew so'ne Pin in de Borst," meinte er. Das sah man ihm an, als er husten mußte.

Ein Löffel Arznei that seine Wirkung.

„Hew min Leb'sdage so'n Tüg nich drunken, nu möt'k[2] noch up mine ollen Dage," sagte er sich schüttelnd, als er sie genommen hatte.

[1] besuchen.

[2] nun muß ich es.

„Die Arznei wird Ihnen gut thun," meinte Horst.

„Wenn't de Heer nich döht — de Dokters mokt et nich!" fügte der Alte hinzu.

Als er eine Zeit lang stille dagelegen, sagte er zu Fiken, dem Anerben und seinem Schwiegersohne, der neben seiner Frau stand: „latet mi es met den Pastoor allene!"

Als Fiken mit den Uebrigen die Stube verlassen hatte, sagte er zu Horst: „Herr Pastoor — ik weit nich, of düsse Krankheit nich't letzte is; — min Saken sün in Ordnung. Den Hof erwet, wa't jik van sülwers verstait, min Sähn — und de Wieschke tüssen[1] Hermsmeier und minen Hof krigt Fiken un dann noch tindusend Daler —

Awer dat wul'k nich seggen," fuhr er nach einer Weile fort, „ik hew 'nen Grull in minen Harten gegen den Kierl — holle dat was weer nich recht!" corrigirte er sich, „gegen den Pastoor Kranz.

Den wull'k giern los sin un wull auk mol met em küren."

Horst dankte in seinem Herzen Gott, daß er des alten Mannes Herz so weit herumgeholt hatte, daß dieser nicht allein die unrichtige Stellung einsah, die er bisher Kranz gegenüber eingenommen, sondern daß er auch von ihr los sein wollte.

„Gut, gut," sagte Horst, „Ihr Schwiegersohn kann ja den Pastor bitten, zu Ihnen herauszukommen."

„Of he wol kümp?" fragte der Alte zweifelnd.

Darüber konnte Horst natürlich nichts sagen, meinte aber, daß wenn er nicht käme, der Alte doch das Seinige gethan habe.

Nach einer Weile sagte der Kranke: „Herr Pastoor, seggen Se doch Fiken, dat se nich bi mi waken sall, dat's öhr nu nich good!"

„Nein, das wird meine Schwester sehr gern thun," erwiederte Horst schnell.

---

[1] die Wiese zwischen.

Wie ein Blitz fuhr ihm der Gedanke durch die Seele, daß auf diese Weise Mathilde und dem Regierungsrath über das Schwert der ersten Zeit hinweggeholfen werde.

„Ehr Süster?" fragte der Alte erstaunt und erfreut, „würd die dat wol dohn?"

„Wie gerne!" sagte Horst, ermahnte nun aber den alten Mann, der wieder zu husten anfing, stille zu sein, er wolle schon Alles in Ordnung bringen."

Fiken sträubte sich erst, sie wollte „partout bi Baddern bliwen." Als aber Horst ihr vorstellte, wie es ihres Vaters eigner Wunsch sei, daß sie die beschwerliche Nachtwache nicht übernehme, und daß seine Schwester mit Freuden in ihre Stelle treten werde, gab sie endlich nach.

Horst fand die Seinigen in jener stillen Trauer, die ein großer unabwendbarer aber schmerzvoller Entschluß über die Seele dahinbreitet.

Als er ihnen über die schwere Krankheit des alten Ehringhausen Mittheilung gemacht hatte, meinte er zu Mathilde gewendet: „Ich habe für Dich einen Beruf gefunden, mit dem Du, denke ich, einverstanden sein wirst."

Das war sie und sie freute sich, daß der junge Hermsmeier, der mit seiner Bestellung zum Pastor Kranz gefahren war, sie noch an diesem Abende mit seinem Wagen abholen werde. —

Man schien des Haltens eines Wagens vor dem Pastorate zu St. Jakobi nicht gewohnt zu sein. Wenigstens öffnete die Pastorin, als Hermsmeier in den Hausflur getreten war, sofort die Stubenthür, und rief hinausleuchtend mit ihrer schrillen Stimme: „qui vive?"

Als Hermsmeier ihr den Wunsch seines kranken Schwiegervaters mitgetheilt und verlangt hatte, den Pastor selbst zu sprechen, sagte sie: „monsieur le pasteur is selbst très malade — sehr krank — er wird nicht können machen la visite!"

Franz war auf das Halten des Wagens und die Stimme seiner Frau ebenfalls aus seiner Studierstube getreten und rief nun in heißerem Ton die Treppe hinab: „Wünscht mich Jemand zu sprechen, der möge zu mir heraufkommen!“

Hermsmeier folgte dieser Einladung und stand vor Franz.

Seine Frau hatte doch recht gehabt, er war sehr krank.

Hermsmeier hatte ihn seit Jahr und Tag nicht gesehen. Als er ihm das letztemal begegnet war, hatte Franz ihm noch durch seine hohe Gestalt, sein dunkles Haar, sein blitzendes Auge und die Fülle der Gesundheit, die aus seiner ganzen Erscheinung sprach, imponirt.

Ist das derselbe Mann? Eine vornüber gebeugte hagere Gestalt mit mattem Auge, die wirren dunklen Locken grau melirt, und mit jenem eigenthümlichen Roth auf den eingefallenen Wangen, dem unverkennbaren Zeichen der Schwindsucht, stand hüstelnd vor ihm.

Was mußte der Mann innerlich durchgemacht haben, daß die Folgen einer Lungenentzündung diese schnelle Verwüstung hatten anrichten können!

Dem Hermsmeier war aller Groll, den auch er noch gegen diesen Mann in seinem Herzen begte, plötzlich verschwunden. Er hätte weinen mögen, als er auf den gebrochenen Mann sah.

„Gerne,“ erwiederte mit trübem Lächeln der Pastor, als Hermsmeier die Bitte seines Schwiegervaters vorgebracht hatte.

„Morgen Mittag soll mein Knecht Sie abholen,“ sagte Hermsmeier und fuhr dann zu Horst, wo er Mathilde in Empfang nahm, die freudig in ihr Novizenamt eintrat, wie sie ihren Pflegeberuf bei dem alten Ehringhausen nannte. —

XXXIII.

Ob die Arznei ihre Wirkung gethan, oder die freundliche Pflege Mathilden's ihren wohlthätigen Einfluß ausgeübt, oder ob der Umschlag des Frostes in Thauwetter dazu beigetragen hatte: — der Zustand des alten Ehringhausen hatte sich am folgenden Tage entschieden gebessert und er konnte, im Bette aufrecht sitzend und weniger vom Husten geplagt, den Besuch des Pastors Kranz erwarten. —

Gegen ein Uhr Mittags brachte diesen der Wagen des Hermsmeier auf den Hof.

Der alte Ehringhausen hatte ausdrücklich gewünscht, daß die „Frölen", wie er Mathilde nannte, bei seinem Gespräch mit Kranz zugegen sein sollte. Die Uebrigen, auch Fiken, deren Mann und seinen Anerben hatte er aus der Stube geschickt.

Kranz trat ein.

Mathilde hatte ihn noch nie gesehen. Sie hatte sich unter ihm einen Menschen von rohem Aeußern gedacht. Sie konnte sich Jemanden, der die Gottheit ihres Herrn leugne, nicht anders vorstellen. Sie war überrascht, einen Mann vor sich zu sehen, dessen ganze Erscheinung ihr ein gewisses Interesse einflößte.

Kranz war dieses Mal in einem würdigen Anzuge, der seiner hohen Gestalt ein pastorales Ansehen gab.

Als Kranz an das Bette trat, ging es dem alten Ehringhausen wie seinem Schwiegersohne. Er erschrak über das verfallene Aussehen des Mannes und meinte, indem er ihm die Hand reichte: „Herr Pastoor, Se sün doch nich krank?"

Kranz dankte für die freundliche Frage und meinte, er sei allerdings nicht recht gesund, er könne den fatalen Husten nicht wieder los werden, und das Gehen werden ihm schwer, sonst fehle ihm nichts.

Als der alte Mann ihn gebeten hatte, sich an sein Bett zu setzen und Kranz mit einer Verbeugung vor Mathilde auf dem von ihr dargebotenen Stuhle Platz genommen hatte, hob der alte Ehringhausen an:

„Herr Pastoor, ik weit nich, of ik van dat Bedde weer upstohn sall — dat liggt in des Heeren Hand — äwer ik weit, dat schrewen stait: „„Wenn du wirst eindenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so versöhne dich mit deinem Bruder — sei willfertig deinem Widersacher bald, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist, daß er dich nicht dermaleinst überantworte dem Richter““ — odder wu die Würde wörtlich haiten“ — —

Der alte Ehringhausen hielt einen Augenblick inne, während Kranz vornübergebeugt, den Kopf in die Hand gestützt, am Bette saß.

Der Alte fuhr fort: „Herr Pastoor, ik hew wat gegen Sei, odd un Se hewt wat gegen mi“ — —

Er hielt wieder inne. Als aber Kranz noch unbeweglich da saß, fuhr er fort:

„Wat ik gegen Sei hadde, dat is halv göttlich, halv minslik. Un dat Minslike dran, wat ut den ollen Adam komen is, dorüm well ik Se bidden, dat Se mi dat vergiewen füllen!“

Kranz richtete sich auf und sah mit einem trüben Blick den alten Mann an, der zu ihm sprach und ihm dann die Hand entgegenstreckte.

Die nahm er aber nicht, sondern sagte nun in einem Tone, in dem sich ein Kampf zwischen seinem Unwillen und seiner edleren Natur aussprach:

„Ja, es ist wahr, Sie haben mir mein Leben hier vergällt, denn wären Sie nicht gewesen, so wäre schwerlich ein so großer Theil der Gemeindeglieder von mir abgefallen. Aber,“ setzte er jetzt mit mildem Tone hinzu, „ich vergebe Ihnen das von ganzem Herzen!“

Jetzt wollte er dem alten Manne die Hand reichen, aber nun zog dieser sie zurück und sagte in einem zwar freundlich, aber ernsten Tone:

„Herr Pastoor — Se hew mi wol nich recht verstohn — ik meinde, dat ik tom öftern up öhr schgimpt hebbe, dorüm bidde ik öhr üm Vergiewung — äwer," und dabei erhob sich sein Ton und seine Stimme wurde fest, „wat de Gemeindebildunge anbedreppt, so gereuet mi dat up stuns noch kin Hoor, un wenn ik olle Mann, de bolle viellicht vör den witten Staul[1] treden möt, Se bidden draff, Herr Pastoor," und seine Stimme fing an zu zittern, „dann bedenken Se doch nu noch bi der Tid, wat to öhren Freeden deint!"

Franz sah ihn mit seinen eingesunkenen Augen an und in seinen Zügen konnte man es lesen, wie sich in seinem Innern die widersprechendsten Empfindungen jagten.

„Friede!" sprach er, ohne daß er's wußte, daß er's laut gesprochen, in einem Tone für sich hin, daß Mathilde, die hinter den Vorhang des Bettes zurückgetreten war, vom tiefsten Mitleiden mit diesem Manne ergriffen wurde, der so dieses Wort aussprach.

Der alte Ehringhausen, der das Wort wohl nicht gehört hatte, fuhr fort:

„Herr Pastoor — ik möttet[2] öhr seggen — ik weit jo nich, of wi us in düssem Lewen wedderfsain — wel nich Buße döht un nich glöwt an usen Heeren Jesum Christum, Gottes wahrhaftigen Sohn und der hilligen Jungfrawen Kind, de gait verluren in alle Iwigkeit!" —

Der alte Ehringhausen hatte die letzten Worte in einer Weise ausgesprochen, daß es Mathilde durch Mark und Bein gedrungen

[1] weißen Stuhl. Offenb. Joh. 20, V. 11.
[2] muß es.

und es ihr war, als habe die Gerichtsposaune Gottes einen Hall ihres Klanges von den Lippen des alten Mannes ertönen lassen. —

Kranz saß schweigend da und starrte vor sich nieder auf die Erde, und seine Hand zerknitterte einige Strohhalme, die unter den Bettpfühlen hervorragten. —

Dann sagte er nach einer langen Pause, in der auch der alte Ehringhausen geschwiegen und sich in die Kissen zurückgelehnt hatte „Sie sind glücklich, daß Sie den Glauben haben!“

„O, Herr Pastoor,“ richtete sich nun der alte Mann von Neuem auf, „den künnt Se auk hebben, den möſten Se auk eigentlich hebben, dat föddert öhr Amt!“

Kranz seufzte tief. Er mußte dem Manne recht geben. Nach den Bekenntnißschriften seiner Kirche forderte sein Amt diesen Glauben.

Er hatte, wie wir wissen, früher anders gedacht. Er hatte, wie er meinte, das Volk aus dem niederen Standpunkte des Köhlerglaubens, wie er sich ausdrückte, auf den höheren des Wissens erheben wollen.

Als aber Niemand von diesem Wissen etwas wissen wollte, und er in den Tagen seiner Verlassenheit und seines geistigen Elends einmal zu dem Concordienbuche auf seinem Bücherbret gegriffen und das bestäubte Buch aufgeschlagen hatte, da mußte er sich gestehen, daß die Gemeinde ein Recht darauf habe, von ihm als einem lutherischen Geistlichen zu fordern, daß er lehre, was die Bekenntnißschriften enthielten. Und — er konnte nicht, denn er glaubte nicht, was er bekennen und lehren sollte, und um des Brodes willen zu lehren, was er nicht glaubte, davor bewahrte ihn seine natürliche Ehrlichkeit. —

Allerdings hätte er eigentlich sein Amt niederlegen müssen, aber der werfe den ersten Stein auf ihn, der in ähnlicher Lage Muth genug hat, seiner Ueberzeugung eine gesicherte Stellung zum Opfer zu bringen. —

Als der alte Ehringhausen ihn so seufzen sah, fuhr er andringend fort: „Herr Pastoor willt Se mi ene Bidde erfüllen?“

„Wenn ich kann,“ antwortete Kranz, „gern!“

„Dann besöken Se es usen Pastoor,“ bat der alte Ehringhausen.

„Das kann ich nicht,“ antwortete Kranz schnell, „das geht über mein Vermögen!“

„Herr Pastoor — Herr Pastoor,“ drängte nun der alte Ehringhausen, „Se heft gegen den Mann wat in öhren Harten — un wenn Se nu starvet un de Heer frögt Se: — Hast du dich auch mit Allen versöhnet? wat wullen Se denn antwurden?“

Kranz saß wieder stumm da und sah vor sich nieder und es traten ihm dicke Tropfen auf die Stirn. —

„Herr Pastoor,“ ergriff der alte Mann noch einmal das Wort: „Dauens'et,[1] besöken Se usen Pastoor, he is so 'nen argen laiwen Mann, he ward sik früggen, wenn Se to öm kümpt!“ — —

„Lieber Herr Ehringhausen,“ sagte nun Kranz, „dringen Sie nicht in mich, ich kann Ihnen jetzt noch nicht ja sagen, ich würde lügen, wenn ich es thäte!“

„No, denn will ik die Sake dem laiwen Heeren befählen,“ sagte der alte Ehringhausen, legte sich in die Kissen zurück, schloß die Augen und faltete die Hände.

Kranz erhob sich, berührte mit seiner Hand einen Augenblick die gefalteten des alten Mannes, grüßte dann flüchtig Mathilde und ging zur Thüre hinaus.

Das Rollen des Wagens zeigte, daß er sich keinen Augenblick weiter aufgehalten hatte. —

---

[1] thun Sie es.

XXXIV.

Die Saiten, die der Schäfer Gottfried in Horst's Seele angeklungen, hatten heimlich fortgetönt, und weil die Gedanken, die der Schäfer in ihm angeregt hatte, so sehr mit seiner Neigung stimmten, so vertiefte er sich immer mehr in liturgische Studien, und kam zu der Einsicht, daß auf diesem Gebiete die Kirche der Reformation an einer beklagenswerthen Armuth leide.

Freilich war ihm der Grund für diese Armuth noch unbekannt. Ihm war noch nicht der tiefsinnige Gedanke der ältesten Kirche aufgegangen, nach dem der Gottesdienst in einer Darstellung des Opfers gipfeln soll, in welchem die Gemeinde sich Gott mit ihrem Danke für das Opfer darbringt, durch das der Sohn ein für allemal die Welt mit Gott versöhnt hat. Er wußte noch nicht, daß die Formen des Gottesdienstes der alten Kirche mit dieser Darstellung des Gemeindeopfers wie die Zweige mit dem Stamme zusammenhängen und daß mit der Beseitigung dieses Stammes die Zweige nur ein kümmerliches Leben fristen können und schließlich verwelken müssen.

Wären ihm diese Gedanken nahe getreten, so hätte er sich sagen müssen, daß jeder Versuch, das liturgische Leben in seiner ursprünglichen Herrlichkeit wieder herzustellen, die Erneuerung der Opferanschauung aus den Tagen des Irenäus zur Folge, oder vielmehr zu seinem Ausgange haben muß.

Horst glaubte, daß der Armuth, die er schmerzlich erkannte, dadurch abgeholfen werden könne, wenn die das Kirchenjahr bewegenden Gedanken durch eine sinnige Anordnung des Cultus in Wort, Ton und Farbe der Gemeinde zur Anschauung gebracht würden. —

Er huldigte allerdings nicht mehr jenem früheren Dilletantismus,

der sich liturgische Formen eigner Phantasie bildet. Er sagte sich in Folge der Studien, zu denen Löhe ihm Veranlassung gegeben, daß der heilige Geist, der nach dem Ausspruche des Herrn die Kirche in alle Wahrheit leitet, nicht allein die Lehre, sondern auch die Gottesdienste zu seiner Fürsorge haben müsse. Wie, dachte er, tritt in den Gottesdiensten die Lehre zu Tage, sind ihre Formen gleichsam das Gewand, in dem der geistliche Leib der Lehre an die Erscheinung tritt, sollte der heilige Geist sich dann um jenes Gewand nicht kümmern, sondern dessen Gestalt nur dem Belieben des einzelnen Menschen oder der einzelnen Gemeinde überlassen?

Und wenn nun, schloß er weiter, der Herr aus Gnaden durch die Reformation der Lehre wieder zu ihrer ursprünglichen Reinheit verholfen, ja sie durch die Wahrheit, daß der einzelne Mensch sich seines Gnadenstandes göttlich gewiß werden kann, weiter geführt hat: sollte es denn sein Wille sein, daß die Gestalt der Gottesdienste solch eine Armuth zeigten?

Horst, der nach dieser Seite hin ebenfalls den Einfluß, den Landrier auf ihn ausgeübt, überwunden hatte, nahm von Neuem seine treffliche Agende zur Hand und überzeugte sich, daß in dem reichen Material, welches sie ihm bot, Alles enthalten sei, dessen er bedürfe. Es war ihm erquicklich, daß er aus ihr die Gewißheit gewann, daß die Tage der Reformation von der Armuth späterer Zeiten weit entfernt gewesen seien und daß die lutherische Kirche einen Schatz von sinnvollen Formen biete, die nur, wie er meinte, vom Farbenglanz umgeben zu werden brauchten, um das der Gemeinde sein zu können, was er ihr gerne bieten wollte.

Die Fastenzeit war herbeigekommen, und Horst glaubte, diesen Zeitpunkt für geeignet, auch den Ausspruch des Schäfers Gottfried zu verwirklichen, daß der Hirte den Schafen die Ordnung zu geben habe, diese aber sich ihr zu fügen hätten.

Wir wissen, wie am ersten Weihnachtsabend der Regierungsrath sich für den Schmuck der Kirche mit Bildwerk ausgesprochen hatte.

Sein und seiner Schwester Verhältniß zu Horst und dessen Familie hatte sich durch den schmerzlichen Erfolg seiner Werbung nicht allein nicht getrübt, sondern war ein nur um so innigeres geworden. Er nahm in der That, wie seine Schwester ihn gebeten, die Sache aus des Herrn Hand und meinte seinem Pastor gegenüber, daß Gott ihn lehren wolle, Ihm das ganze Herz zu geben und in der Schule der Verläugnung sich zu üben.

Da Mathilde während der Krankheit des alten Ehringhausen, die einen schleichenden, die Kräfte allmählig verzehrenden Charakter angenommen hatte, auf dem Ehringshofe blieb, so war für den Regierungsrath jedes Hemmniß gehoben, seine Besuche bei Horst's fortzusetzen.

„Was meinen Sie," wendete sich Horst an einem Abende nach der Mittwochsbibelstunde an den Regierungsrath, nachdem er ihm seine Gedanken über den Cultus mitgetheilt hatte, „wenn Sie während der Fastenzeit ihr schönes großes Oelbild von dem dornengekrönten Christus auf den Altar unserer Kirche aufstellen ließen?"

Der Assessor war, von Geschäften überhäuft, nicht zugegen, sonst würde er wohl sofort sein Veto eingelegt haben.

Der Regierungsrath ging mit Lebhaftigkeit auf diesen Gedanken ein und versprach für den ersten Fastensonntag die Aufstellung.

„Wollen Sie denn nicht auch Altar und Kanzel schwarz bekleiden?" fragte Fräulein von Ehren.

Als Horst äußerte, daß er das sehr gerne thun würde, wenn er die Kosten nicht zu scheuen habe, meinte sie, daß er sich darum keine Sorge zu machen brauche.

„Wenn ich Sie recht verstanden habe," setzte sie hinzu, „so soll die ganze äußere Erscheinung der Kirche bei dem Gottesdienste mit

der Zeit des Kirchenjahres oder mit dem Feste harmoniren, das gerade gefeiert wird." —

„Und wie jede Harmonie wohlthuend wirkt," antwortete Horst zustimmend, „so dient in diesem Falle Farbe und Gestalt, das Gemüth für den Gedanken der Zeit oder des Festes zu bereiten. — Es ist nun einmal," fuhr er fort, „nicht blos das Ohr, sondern auch das Auge Organ der Seele, und es gehört nicht ein gebildeter, sondern nur ein nicht verbildeter Geist dazu, um durch den Anblick von Farben und Bildern zu Gedanken und Empfindungen geweckt zu werden, die einen empfänglichen Boden für die Aufnahme des Wortes bieten, das nachher gesungen oder gepredigt wird." —

„Nicht das allein," fügte der Regierungsrath hinzu, „mich will bedünken, daß gerade für den weniger gebildeten Theil des Christenvolks ein sinniger Kirchenschmuck nicht allein Hülfsmittel, sondern auch Erzeugungsmittel für die Andacht ist. Was ihm wegen des etwa mangelnden Talents heiliger Popularität von Seiten des Predigers in der Predigt entgehen sollte, das drängt sich ihm durch ein passendes Bildwerk und sonstigen harmonisch gewählten Farbenschmuck in die Seele und weckt ein frommes Gefühl auch bei denjenigen, die nicht fähig sind, ihr gläubiges Empfinden in die Klarheit gläubiger Gedanken zu erheben."

„Da sprichst Du Etwas aus," bemerkte lächelnd Fräulein von Ehren, „mit dem unser Propst nicht übereinstimmen würde — er rechnet das Alles, wie er mir in jener Abendgesellschaft bei Präsident's äußerte, zu katholisirenden Bestrebungen."

„Mag das sein," erwiederte der Regierungsrath, „so würde meines Erachtens damit nur gesagt sein, daß wir auf diesem Gebiete von der katholischen Kirche Vieles zu lernen haben."

„Wie würden Sie denn am Charfreitage es halten?" wendete Horst sich an Fräulein von Ehren.

Nach einigem Besinnen meinte sie: „Ich würde Altar und Kanzel mit schwarzem Krepp bekleiden, die Altarlichter löschen und den Orgelklang verstummen lassen, denn das Licht der Welt ist erloschen und die Lippe ist verstummt, die der Welt das Wort des Lebens gesagt hat.

Dann," fuhr sie fort, „würde ich zu Ostern die Kirche im Lichterglanz erstrahlen lassen, und Altar und Kanzel in weiße Gewande hüllen, denn an diesem Fest feiert ja die Kirche den ewigen Aufgang des Lichtes in der Auferstehung des Herrn, der Gerechtigkeit und Leben für immer uns wiedergebracht hat!"

„Sehr schön!" meinte Horst, „und dann Pfingsten?"

„Da müßte Roth und Gold die feurigen Zungen und die brennende Liebe Gottes symbolisiren, die sich in der Stiftung der Kirche offenbart hat," erwiederte Fräulein von Ehren.

„Was Ihre Fräulein Schwester hier sagt, „wendete sich Horst nun an den Regierungsrath, „zeigt die tiefe allgemeine Bedeutung der Farben für das gottesdienstliche Leben, ich möchte sagen den sensus communis — den Allgemeinsinn — für sie und für eine heilige Symbolik.

Ich habe gestern zufällig gelesen," wendete er sich an Fräulein von Ehren, „daß die von Ihnen gewünschten Farben und zwar an den von Ihnen genannten Festen schon von der alten Kirche angewendet sind; freilich," setzte er hinzu, „trugen in jenen Tagen die Gewänder der fungirenden Geistlichen dieselben für die kirchliche Zeit üblichen Farben."

„Das ist gewiß sehr schön, aber das werden Sie doch nicht einführen?" fragte Fräulein von Ehren mit einer gewissen Besorgniß.

Horst beruhigte sie darüber, meinte aber doch, daß es ihm leid thue, daß nicht wenigstens der Altardienst von dem auf der Kanzel etwa durch Anlegung eines weißen Gewandes unterschieden werde.

„Ich habe doch in mancher lutherischen Kirche das weiße Gewand gefunden — ich glaube, man nennt es Alba," meinte der Regierungsrath.

„Aber auch in dem angedeuteten Wechsel?" fragte Horst.

„Das nicht," erwiederte der Regierungsrath, „aber wenn dieser Wechsel sinngemäß ist, sollte man ihn dann nicht einführen?"

„Jedenfalls," meinte Horst, „muß die Gemeinde auf solche Dinge erst vorbereitet werden. An eine festliche Bekleidung des Altars und der Kanzel ist sie von der Jakobikirche her gewöhnt; wenn ich aber plötzlich in weißem Gewande vor dem Altar erscheinen würde — ich fürchte, sie würde Anstoß daran nehmen."

Der Regierungsrath wollte es nicht zugeben, daß der Anstoß ein genügendes Hinderniß zur Einführung einer guten Sache im Gottesdienste sei. Er meinte, daß die Geltung dieses Grundes selbst jede Kirchenbehörde hindern müsse, passende liturgische Einrichtungen zu treffen, denn der Mensch sei nun einmal so, woran er nicht gewöhnt sei, daran habe er in der Regel zu Anfang dieses und jenes auszusetzen; er habe in einem kirchengeschichtlichen Werke gelesen, wie die höchsten Orts befohlene Einführung einer neuen gottesdienstlichen Ordnung in den Tagen ihrer Einführung in vielen Gemeinden, die sich dieselbe jetzt nicht wieder nehmen lassen würden, den größten Anstoß erregt habe. Doch stimmte er bei, daß es unter den gegebenen Verhältnissen besser gethan sei, den Wechsel der Kleidung noch anstehen zu lassen, es sei schon dankenswerth genug, wenn das von Horst Beabsichtigte erreicht werde.

XXXV.

Es war ein lieblicher Tag, der Sonntag Invocavit in den ersten Tagen des März.

Die warmen Strahlen der Februarsonne hatten bald den Schnee

auf den Bergen und in den Wäldern überwunden und es schien sich die Landmannsregel verwirklichen zu wollen: „Märzen Staub bringt Kraut und Laub."

Als Horst, diesesmal zu Fuß, mit Gertrud durch die üppig grünen Felder wanderte und die Sonne ihm wie ein Sonntagsgruß entgegenleuchtete, da wurde ihm so hoch zu Sinne, als er daran dachte, daß er die Gemeinde zum erstenmale durch Wort, Bild und Ton in den Reichthum der schönen Gottesdienste früherer Tage einführen wollte.

Er hatte für diesen Sonntag die Feier des heiligen Abendmahles angesetzt und schon einige Zeit vorher durch den Lehrer Tospann, der mit Verständniß auf seine Gedanken eingegangen war, die Schuljugend die in der Agende enthaltenen Responsorien einüben lassen.

Die Kirche war außerordentlich besucht, und er freute sich, als er bei seinem Eintritt an eine der hölzernen Säulen gelehnt den Schäfer Gottfried sah, der sein dunkles Auge auf das schöne Bild geheftet hatte, das in der That vom Altar her in herzergreifender Weise von der Marter des Gotteslammes redete.

Noch lieber war es ihm, als er auf dem Orgelchor neben Tospann den Lehrer Märtens bemerkte.

Die Untersuchung gegen diesen hatte mit völliger Freisprechung enden müssen. Ob die Freundlichkeit der Gemeinde, die ihm, da er doch ohne vor Menschen offen liegender Schuld in die Untersuchung gerathen war, das erlittene Uebel durch mancherlei Liebesgaben zu ersetzen suchte — oder ob die Wahrnehmung, daß Kranzen's Sache verloren und die der Gemeinde im Steigen war, und so der Wunsch, sich jedenfalls die Thür zu ihr nicht zu verschließen, der Beweggrund gewesen war: — genug, er hatte seit einiger Zeit sich dem Lehrer Tospann genähert und ihm schließlich die von diesem gern angenommene Beihülfe zur Einübung des Knabenchors angeboten.

Nachdem Horst, an den Stufen des Altars niedergekniet, das Confiteor gebetet und dann auf das Amen der Gemeinde vom Altar herab die Absolution gesprochen hatte, tönte hell vom Chor der Introitus von Knabenstimmen: Er ruft mich an, so will ich ihn erhören; ich will ihn herausreißen und zu Ehren machen. Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste, wie es war im Anfang, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen! —

War es das Neue oder war es die majestätische Einfachheit des Gesanges — man hätte einen Athemzug in der großen Versammlung hören können.

Als nun Horst das Kyrie anstimmte, und die Knabenstimmen das Eleison respondirten, und als dann, wie wenn plötzlich die Sonne durch dunkles Gewölke bricht, auf das von Horst intonirte: „Ehre sei Gott in der Höhe" — der Chor mit seinem „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" antwortete, und dann das „Wir loben Dich, wir benedeien Dich, wir beten Dich an" anstimmte, da schien es, als könne man den Pulsschlag der Anbetung durch die Gemeinde fühlen.

Die übrigen Theile der Gottesdienstordnung von der Salutatio bis zur Predigt waren der Gemeinde bekannt.

Auch das war der Gemeinde nicht neu, daß nach der Predigt, unter Absingung etlicher Verse, die Darbringung der Gaben begann, die von den Gemeindegliedern bei dem Rundgange um den Altar auf diesen niedergelegt wurden. Da Horst ein für allemal, was Stolgebühr hieß, sowie den störenden Klingelbeutel abgeschafft hatte, so wurden auf diese Weise die Gehalte und sonstigen gottesdienstlichen Bedürfnisse reichlich gedeckt.

Wären Horst die Gedanken des Opfers der alten Kirche klar gewesen, so würde er diesen Act als liturgischen Ausdruck des Dankopfers der Gemeinde in die nun beginnende Abendmahlsfeier mit

dazu passenden Gebets- und Segensformen eingeschlossen haben. Nun aber blieb diese Darbringung eine dem Gottesdienst fremde Handlung und die Abendmahlsfeier stand unvermittelt neben dem ersten Theile des Gottesdienstes.

Horst wendete sich nach dem sogenannten Kirchengebet mit der bekannten Salutatio wieder an die Gemeinde, erhielt aber, weil die Gemeinde dessen an dieser Stelle nicht gewohnt war, nur vom Knabenchor und einigen verlorenen Stimmen aus der Versammlung die übliche Antwort. —

Als dann das: „die Herzen in die Höhe — lasset uns dem Herrn Dank sagen, das ist wahrhaft würdig und recht“ und dann das sonst so unaussprechlich herrliche Sanctus kam, da sah man es den verwunderten Gesichtern an, daß der Gemeinde hier etwas geboten wurde, für das ihr auch das Mitempfinden noch fehlte.

Erst bei der Consecration, dem Agnus Dei und dem darauf folgenden Vaterunser, was ja in allen lutherischen Kirchen nach altgewohnter Weise vom Liturgen gesungen wird, fand sich die Gemeinde wieder auf bekanntem Boden.

Die Feier war vorüber. Durch Horst's Seele zog ein peinliches Gefühl. Er sagte sich, daß Alles das an die Gemeinde herangebracht, aber nicht aus ihr hervorgewachsen war. Ihm waren die verwunderungsvollen Gesichter bei dem letzteren Theile des Gottesdienstes nicht entgangen. Er fürchtete mehr ein Schauspiel aufgeführt, als Etwas gethan zu haben, was zur Erbauung der Gemeinde diente.

Da trat der Schäfer Gottfried zu ihm in die bekannte Stube des Hofes, in der er sein Amtskleid ablegte, und die Augen des jungen Mannes leuchteten und seine Stimme zeugten von der innern Erregtheit seiner Seele.

„Ich danke dem Herrn, Herr Pastoor,“ sagte er, daß er es Ihnen

in den Sinn gegeben, so den Gottesdienst zu feiern. Mein ganzes Herz geht in Sprüngen!

Das war mal ein Sonntag in der Fasten! Die schwarze Bekleidung des Altars, der herrliche Gesang der Knaben, Alles, was Sie sangen und sprachen — mir war es immer, als habe der Herr aus dem schönen Bilde auf dem Altar mit Wohlgefallen auf uns Alle herabgeblickt!"

Es wurde Horst unter diesem Ausspruch des Schäfers etwas leichter, er verhehlte ihm aber auch nicht, daß er fürchte, daß die Sache nicht Allen, wie ihm gefallen habe.

„Gefallen?!" rief der Schäfer, „nein, ich bin zur Anbetung gestimmt worden.

Und wenn das auch jetzt noch nicht bei Allen der Fall ist," fuhr er fort, „lassen Sie sich dadurch nicht abhalten, Herr Pastoor, es wird schon kommen, fahren Sie nur so fort!"

Der Eintritt Mathilden's, die ihren Bruder zu dem alten kranken Ehringhausen in der Stube nebenan rief, machte dem Gespräch ein Ende. — —

Daß sich Horst nicht getäuscht, daß diese Weise des Gottesdienstes in der That nicht Allen zugesagt hatte, erfuhr er noch an demselben Sonntage.

Der Abend hatte den engen Freundeskreis in seiner Wohnung versammelt.

Der Assessor war ungewöhnlich stille. Als aber der Regierungsrath im Laufe des Gesprächs auf den Gottesdienst des Vormittags kam und den wohlthuenden Eindruck hervorhob, den die Feier und der Schmuck der Kirche auf ihn gemacht habe, meinte der Assessor, daß er das nicht sagen könne, und er habe gehört, daß viele Gemeindeglieder seine Ansicht theilten. —

„Das begreife ich nicht," rief der Regierungsrath erregt, „es war doch Alles so sinnig und so schön!"

„Das ist Geschmacksache," erwiederte der Assessor etwas gereizt, „ich für meinen Theil bin mehr für die Einfachheit im Gottesdienste. Dieses viele Singen von Seiten des Liturgen und Respondiren vom Chore, wobei die Gemeinde nur den Zuhörer macht, und dann das ewige Umwenden vor dem Altar, das Alles erbaut nicht, sondern zerstreut nur."

Als Horst ihm nun die Gedanken auseinandergesetzt hatte, die ihn zu dieser Weise bewogen, meinte der Assessor, das sei zwar Alles ganz gut und schön, aber die jetzige Gemeinde verstehe das nun einmal nicht mehr, und nach seiner Ansicht, dürfe man namentlich im Gottesdienste der Gemeinde nichts bieten, was über ihr Verständniß hinausgehe.

„Und," setzte er freundlich, aber auch ernst hinzu, „wollten Sie der Gemeinde, wie Sie es nennen, „eine reichere Entfaltung der bisherigen gottesdienstlichen Weise bieten, glaubten Sie namentlich Bilder in der Kirche aufstellen zu sollen, dann hätten Sie doch erst mit ihrem Gemeindevorstande darüber Rücksprache nehmen müssen."

Horst fühlte die Richtigkeit dieser Bemerkung, er hatte ja selbst dem Schäfer gegenüber Aehnliches geäußert, er gab daher darin dem Assessor recht und meinte nur, es sei nun einmal geschehen, und er glaube jetzt nicht wieder ändern zu dürfen.

Der Assessor sann eine Weile nach und meinte dann, daß er unbedingt die Sache der guten Ordnung halber nachträglich vor den Gemeindevorstand zu bringen habe.

Nach seiner unmaßgeblichen Meinung möge, um dem Amtsansehen des Pastors nicht zu schaden, die Sache so eingerichtet werden: für die gewöhnlichen Sonntage solle die bisher gehandhabte Ordnung gelten, für die Feste aber diese reichere in Kraft treten.

Der Regierungsrath und seine Schwester waren damit durchaus nicht einverstanden. Frau Gertrud neigte sich aber zur Ansicht des Assessors. Und weil Horst gegen diesen Ausweg nichts einzuwenden hatte, so wollten auch die Ersteren nicht weiter ihre Ansicht geltend machen. —

Daß nach diesem Vorgange Horst nicht mehr daran denken konnte, seinen Gedanken über den Kultus einen weiteren praktischen Ausdruck zu geben, schien ihm um so gewisser, als es höchst wahrscheinlich war, daß, wenn auch nicht Alle, doch die Mehrheit der Mitglieder des Kirchenvorstandes sich der Ansicht des Assessors anschließen würden. Er dankte nur Gott, daß er gleichsam durch eine Ueberraschung es habe dahin bringen dürfen, daß wenigstens für die hohen Feste jener Reichthum gewonnen war, den, wie er meinte, die alte Kirche den Gemeinden geboten habe.

XXXVI.

Der Zustand des alten Ehringhausen hatte sich seit einigen Tagen sehr verschlimmert. Der Geist des alten Mannes blieb zwar klar, aber seine Leibeskräfte nahmen, trotz Mathilden's treuer Pflege, sichtlich ab.

Die hohe Achtung, in der er nicht allein in der Gemeinde, sondern auch in den weiteren bäuerlichen Kreisen stand, weckte weit und breit die Theilnahme und fast alle Tage kamen Besuchende vom Lande und auch aus der Stadtgemeinde, um sich nach seinem Ergehen zu erkundigen, und, so weit es seine Kräfte erlaubten, noch einmal mit ihm zu sprechen.

Auch der alte Kunsmeier hatte sich in den schönen Märztagen aufgemacht, um noch „ens," wie er sich ausdrückte, „den ollen Broer in düt Jammerthal te sain."

Es war ein wehmüthiges und doch so seliges letztes Sehen und Sprechen.

„Ja, olle Fründ," sagte der Kunsmeier, als er sich an das Bett niedergesetzt und dem Kranken die Hand gereicht hatte: „et is wohr, wat de billige Petrus in seiner ersten Epistel in't erste Cappiddel in den vierundtwintigsten Ves schgrewen het: Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorrt und die Blume ist abgefallen.

Äwer auch dat is wohr, wat derbi stait," fuhr er fort, „Aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit, — un wi dröfft seggen: das ist das Wort, das unter euch verkündigt ist."

Der alte Ehringhausen drückte ihm die Hand: „Du hest recht, Broer, un Gotts Wurd het recht un verkünnigt ist't us, dat wi 'nen Heiland hewt, de us Sünner nich von sich stött, sundern tau Gnoden annöhmt."

„Weeßt Du dat auk för Di ganz wisse?"[1] fragte der Kunsmeier, indem er den Kranken mit jenem bis auf den tiefsten Grund der Seele eindringenden Blicke ansah, der ihm, wenn seine Seele erregt wurde, eigen war.

„Ja, Broer," erwiederte der alte Ehringhausen fest, „de Gewißheit het mi de Heer giewen."

„Dann is't gud, Broer," sagte der Kunsmeier, „dann hest'e wisse dem Hären auk manch Wurd afbeden,[2] wat Du lichtfardig[3] seggt hest."

Der alte Ehringhausen wußte, worauf der Kunsmeier anspielte.

---

[1] gewiß.
[2] abgebeten.
[3] leichtfertig.

Er hatte in seinem raschen Wesen, wenn ihm etwas nicht gefiel, oder er in Zorn gerathen war, manchmal einen leichtfertigen Fluch ausgestoßen. Wir haben es ja auch gehört, wie er etliche mal „tom Deuker" gesagt, was so viel heißt als „zum T....."

„Dat döht mi laid nog," sagte der alte Ehringhausen, „dat ik min Mul to'n öftern to'ne Mürdergrube mokt hef — äwer't is enmol g'schgain — nu — min laiwe Heer ward auk dat Aals in sin Blut smiten!"[1]

Während die beiden Alten so miteinander sprachen und Mathilde in tiefer Bewegung zuhörte, wie Einer dem Andern Dienste für das Himmelreich leistete, trat der Meier zur Holte in die Stube.

Wir kennen diesen jüngeren Bruder des alten Ehringhausen von Fikens Hochzeit her. Es hatte der Hermsmeier an ihn Botschaft geschickt, sich eilend aufzumachen, wenn er seinen Bruder noch einmal sehen wolle.

„Was is mich denn das, Bröerken,"[2] sagte er in seiner Weise, als er an das Bett trat; „Du wußt doch wohl nich sterben?"

„Wu God will," sagte der alte Ehringhausen und reichte seinem Bruder die Hand.

„Du büst aber hell'ich abgefallen," meinte der Meier zur Holte, als er den Kranken näher ansah.

„Himmlisch füllt Se laiwer seggen," bemerkte der alte Kunsmeier, „de hillige Paulus seggt in den tweden Corintherbraiv in't vierde Cappiddel in den sosteinden Ves: Ob unser äußerlicher Mensch verweset, so wird doch der innerliche von Tage zu Tage erneuert."

„Nu lassen Sie mir mit dem ollen Paulus in Ruhe," bemerkte unwillig der Meier zur Holte, „ich sage, er sieht hell'sch laige[3] ut."

---

[1] werfen.
[2] Brüderchen.
[3] übel — schlecht.

„Sett di Broer!" sagte nun der alte Ehringhausen, indem er sich von Mathlide etwas in die Höhe richten und die Kissen zurecht legen ließ.

„Min laiwe Broer," fuhr er nun fort, und seine Stimme klang so kräftig und mild wie in gesunden Tagen, „süh, wi sün Bröers, sün van eenen Vader un hewwen under dat sülwige Harte lägen,[1] un Du wet'st, use Ollen sün ihrlike Christenlüde wesen, un as true[2] Christen storwen — wenn wi nu nich beide in den Hemel kämen, wat wör dat doch!"

„Dummen Snak!" erwiederte der Meier, der durch den Einfluß einer glaubenslosen Umgebung und demokratischer Zeitungen und Broschüren das Erbe des Vaterhauses längst verloren hatte.

„Broer, Broer!" sagte nun der alte Mann mit erhobener Stimme, „Du nümst[3] dat dummen Snak, wenn'k Di an de Iwigkeit un an use fromen Ollen erinnere?

Broer — Broer — besinn Di — et giwt 'ne Iwigkeit un et giwt 'nen Hemel un 'ne Hülle, un Nümmes kümp in den Hemel, de nich Buße döht, un Vergiewung siner Sünnen sind't in dat raude Blod, dat för us up Golgatha floten is!"

Der alte Mann hatte das mit solchem feierlichen Ernste gesagt, daß es einen Augenblick schien, als habe das Wort auf seinen Bruder Eindruck gemacht. Dann aber sagte dieser: „Dat glöwst Du, un ik will Di Dinen Glowen nich nemen, ik sto anners! Un nu, Broer, setzte er hinzu, „lot us van wat anners küren!"

Der alte Mann hatte die Hand seines Bruders losgelassen. Er sah ihn einige Augenblicke starr an, dann wendete er sich um und es war dem alten Kunsmeier, als höre er ein stilles Weinen.

---

[1] haben unter demselbigen Herzen gelegen.
[2] treue.
[3] nennst.

„Loten Se us alleine!“ sagte der alte Kunsmeier zu dem Meier zur Holte in einem Tone, daß dieser unwillkürlich gehorchte.

Als er heraus war, wendete sich Kunsmeier zu seinem alten Freunde: „Si ruhig, Broer — et stait schrewen in Jesaias in't driunfiftigste Cappiddel — het Vesken weit ich nich up stuns — Er soll die Starken zum Raube haben.

Wi willt,“ fuhr er milde fort, „för Dinen armen Broer bäden, dat de laiwe Heer em noch herümmerhalt.“

Der Kranke nickte mit dem Kopfe und sagte mit matter Stimme: „Wat bi Minschegken unmäglich, dat is bi God doch mäglich!“ und damit faltete er seine Hände und seine Lippen bewegten sich und aus den geschlossenen Wimpern quollen heiße Thränen.

So lag er lange, und der alte Kunsmeier saß auch da und man merkte es ihm an — seine Seele lag vor Gott und rang mit ihm um die Seele des Meiers zur Holte.

Ob nicht hier das Wort sich erfüllen mußte: „wo zwei oder drei eins werden, darum sie bitten, das soll ihnen widerfahren?“

Hier waren es in der That Drei, denn Mathilde hatte sich stille hinter dem Bette auf die Kniee gelegt und bat mit den Männern um den Meier zur Holte. —

Selige Stunde, solche Stunde des Gebets! Selig für die, welche bitten, selig für den, für welchen gebeten wird, ohne daß er's weiß! Aber auch — der Mensch hat seinen freien Willen — wer sich durch die Führungen des Herrn, die auf solch Gebet in doppelter Stärke der Seele sich zuwenden, und durch die Bezeugungen des Geistes Gottes nicht zur Umkehr bewegen läßt, für den werden solche Gebete furchtbare Ankläger am Tage des Gerichts. Vergeblich sind sie nie!

XXXVII.

Noch in der Invocavitwoche hatte Horst seinen Gemeindevorstand zusammengerufen. Er wollte am nächsten Sonntage die feste Ordnung der Gottesdienste der Gemeinde bekannt machen.

Außer dem kranken Ehringhausen waren alle Mitglieder des Vorstandes in dem uns bekannten Confirmandenunterrichtslokal versammelt.

Es wollte Horst scheinen, als läge auf manchem Antlitz eine Wolke, und als stände dieser und jener nicht mehr ganz so zu ihm, als vordem. Er fühlte, daß der Gruß, mit dem sie bei seinem Eintritt seine Begrüßung erwiederten, nicht so innig und freudig war wie früher.

Er begann die Sitzung wie gewöhnlich mit einem kurzen Gebet, in dem er auch des alten Ehringhausen gedachte und Gott bat, daß, wenn es sein heiliger Wille sei, ihn nicht länger unter ihnen zu lassen, er ihm doch ein sanftselig Ende schenken und ihn erfahren lassen wolle, daß Alle, die an den Namen des Herrn Jesu glauben, den Tod nicht sehen werden. —

Nachdem dann einige Sachen, die das Kassenwesen der Gemeinde betrafen, erledigt waren, begann er über die Liturgie zu sprechen und den Versammelten die Gründe auseinanderzusetzen, die ihn bewogen hätten, am vorigen Sonntage eine reichere Form derselben anzuwenden und den Altar schwarz zu bekleiden und mit einem Bilde zu zieren.

Als er geendet, lag tiefes Schweigen auf der Versammlung. Es schien, als ob Jeder sich scheute, zuerst das Wort zu ergreifen.

Der Assessor wollte wohl, um die Uebrigen nicht zu bestimmen, nicht zuerst reden.

Auf Horst's Frage, was denn die Brüder — der gewöhnliche Ausdruck, mit denen er in der Sitzung die Vorstandsmitglieder anredete — zu dieser Anordnung sagten, erhob sich der Fleischermeister Treppelmann, der als städtisches Gemeindeglied neben dem Assessor in den Vorstand aufgenommen war und nahm das Wort.

„Herr Pastoor," sagte er, „den schwarzen Behang und das Bild laß ich mir gefallen, in der Fastenzeit ziemt sich schwarz; aber wenn ich über den Gottesdienst am vorigen Sonntage meine Meinung sagen soll, so kann ich nur sagen, daß mir das Ganze so katholisch vorgekommen ist.

Ich war einmal in einer katholischen Kirche in M., da machte es der Priester fast ebenso wie Sie am vorigen Sonntage, er sang auch Alles und ein Chor erwiederte darauf — gerade wie bei uns."

Horst suchte nun Herrn Treppelmann auseinanderzusetzen, daß doch in der katholischen Kirche Alles in einer fremden Sprache — lateinisch — gesungen werde, und daß die von ihm gebrauchte Weise ganz lutherisch, in den Tagen der Reformation so geübt worden sei. — Treppelmann blieb aber bei seiner Ansicht — die Sache sei zu katholisch.

„Und was ist Ihre Ansicht, mein lieber Bröker?" wendete sich Horst an diesen.

Der alte Bröker räusperte sich einigemal, zog die Augenbrauen in die Höhe und legte die Stirne in die bekannten Falten, und meinte dann, indem er leise mit dem Kopfe wiegte:

„Ik meine, hett dat, dat die Sake bliwen künne, as se in Anfang west is, hett dat.

An dat Krüz hew wi uns went[1], hett dat, äwer dat Bild! —

---

[1] gewöhnt.

Et stait schrewen, hett dat, Du sollst Dir kein Bildniß und Gleichniß machen, hett dat."

„Halt!" warf Horst schnell ein, „Sie lassen den Nachsatz weg: „„bete sie nicht an und diene ihnen nicht!"" — sonst," fuhr Horst fort, hätte Gott gegen sein eignes Gebot gehandelt, als er nicht allein für die Stiftshütte, sondern auch dem Salomo für den Tempel allerlei Bildwerk und Gleichniß befahl — denken Sie nur an die Cherubimsbilder über der Bundeslade, und die Stierbilder, die das eherne Meer trugen.

Nur das Anbeten der Bilder verbietet Gott, verbietet aber eben so wenig für die Kirchen, wie für unsere Stuben bildliche Darstellungen heiliger Gegenstände!"

Kloppen-Jost aber, der Andere aus der reformirten Gemeinde, den Horst trotz der Abmahnung des alten Ehringhausen, da er von den Uebrigen genannt war, nicht vom Vorstande hatte fern halten können, schüttelte heftig mit dem Kopfe als Horst das sagte und meinte: „Biller un so'n Tüg gehört nich in de Kerke, 't Krüz will'k mi gefallen loten, dat sün wi mol went."

„Jk bün annerer Meinung," sagte nun der Miesmeier und erhob seine mächtige Gestalt, „hew wi nich auk in de Jacobikerke Biller hat? Biller sün lutter'sch, und lutter'sch sün wi, un wollen't bliwen!"

Horst mußte unwillkürlich über diesen Ausspruch lächeln und doch traf der Miesmeier die Sache.

Allerdings gehört es ja zur Eigenthümlichkeit der lutherischen Kirche, daß sie in keiner Sache, wie die reformirte, mit der Tradition gebrochen hat, wenn diese nur nicht wider die Schrift ist. —

„Aber was sagen Sie denn," fragte Horst den Miesmeier, „zu dem Gottesdienst des vorigen Sonntags?"

„Wenn't lutter'sch wöre, dann wör't mi recht," antwortete der

Gefragte, „äwers Broer Treppelmann het seggt, et wöre kattol'sch, un kattol'sch will'k nich sin."

„Und Sie?" wendete sich Horst an den alten Paulsiek.

„Ik will Se wat seggen, Herr Pastoor," erhob sich dieser, „use olle Pastoor het nich anners sungen, as wenn dat Owendmohl fiert ward, dat sün wi went, äwer de anner Plapperi un Singeri, die laten Se der achter!"[1]

„Aber, lieber Paulsiek," rief Horst, den es tief schmerzte, daß der Freund seines alten Ehringhausen so hart urtheilte, „ich habe schon einmal gesagt, daß es früher in der gesammten lutherischen Kirche so gewesen ist, wie ich's am vorigen Sonntage gemacht habe."

„Deut nicks," sagte kurz der alte Paulsiek, der ganz seine sonstige Freundlichkeit vergessen zu haben schien, „wie sün't nich went!"

Horst's Seele durchzuckte es mit tiefem Weh. Also, was die Leute nicht gewohnt waren, wäre es auch das Beste und Edelste, das wiesen sie einfach von der Hand! —

„Und Sie, Jürgensmeier?" fragte Horst diesen.

„Ik meine so as Gevadder Paulsiek," war die Antwort. —

Der junge Hermsmeier hatte bis dahin stille vor sich hingesessen, — dann und wann sah er auf, und es schien als habe er bei der Aeußerung des alten Paulsiek Horst in der Seele gelesen. Es zog ein Zug des Unwillens über sein edles Gesicht.

Er bat jetzt Horst, ob es gestattet sei, daß er auch seine Meinung sage. —

Wir wissen, er sprach, wenn er nicht mit seines Gleichen redete, nur Hochdeutsch. —

„Ungewohnt," sagte er, als er sich erhob, „ist mir die Weise des Gottesdienstes vom vorigen Sonntage allerdings auch gewesen,

[1] die lassen Sie bei Seite.

aber wenn Alles, was ungewohnt ist, nicht sein sollte und es nöthig wäre, immer und um jeden Preis am Alten festzuhalten, dann hätten wir keine Reformation und keine lutherische Kirche — die war mit ihrem Gottesdienste damals den Leuten auch ungewohnt und vieles alte Gewohnte wurde, wie ich gelesen habe, bei Seite gelassen."

Die Bauern sahen den Hermsmeier erstaunt an. Sie waren einsichtig genug, um diese schlagende Beweisführung wohl zu fassen.

„Sodann," fuhr der Hermsmeier fort, „hat mir und auch noch Andern der Gottesdienst sehr gefallen. Es war mir so, als ob die Engel im Himmel sängen, als die Knaben bei der Orgel ihre Stimme erhoben, und das Bild," setzte er hinzu, „hat mir vollends gefallen, da sieht man den Herrn Christus, wie er die Marter leidet, vor sich, und die Seele wird in sein Leiden mit hineingezogen.

Zudem," fügte er noch hinzu, „was ist denn an einem Bilde so ungewohntes — schon Miesmeier hat gesagt, daß in der Jacobikirche auch Bilder sind.

Miesmeier nickte auf diese Bemerkung ihm freundlich zu.

„Und wenn es mir auch nicht gefallen hätte," fuhr der Hermsmeier fort, „so würde ich doch nichts dagegen gesagt haben. Unser Pastor muß die Sache besser wissen, als wir und ich bin gewiß, daß er nichts thut, wofür er nicht seine guten Gründe hat und was für uns gut ist."

Horst warf dem jungen Manne einen dankbaren Blick zu. Aber der Hermsmeier hatte sie doch nicht Alle umgestimmt.

Kloppen-Jost, der vorher bei seiner Aeußerung auf seinem Platze sitzen geblieben war, erhob sich jetzt und äußerte: das Bild und „die Singeri," wie er sich ausdrückte, seien zu weltlich.

Der Miesmeier sagte lachend für sich hin, aber doch, daß es Kloppen-Jost hören konnte, „dat het em wisse sin Schgaiper seggt!"

„Dat het he ok," sagte nun Kloppen-Jost eifrig, „un he het

ok seggt, dat use Pastoor in sin Huse et ok to weltlich driwe — se drünken to oft Win un sine Fruenslüde süngen weltliche Leeder, un drögen Blaumen up den Hood[1] un moodigte Kledunge un se stricken Sündags" — — —

Eben wollte der Vollmeier Jürgen-Kloft bemerken, daß ihm der Schäfer und Schweppe das auch gesagt und daß der Pastoor auch kein weißes Halstuch trüge, als der Assessor schnell aufstand.

Er hatte gesehen, wie Horst bei jenen plötzlichen Angriffen sich verfärbte und bald blaß bald roth wurde. Ihm selbst aber, dem abgesagtesten Feinde aller pietistischen Anschauungen, waren diese Aeußerungen über allen Spaß.

„Ich glaube nicht," sagte er mit der ihm eigenen Bestimmtheit, „daß wir das Recht haben, über unsern Pastor und seine Familie zu Gericht zu sitzen.

Zudem, wenn ein Glas Wein trinken oder Blumen tragen und derlei mehr weltlich wäre, dann wäre unser Herrgott auch weltlich, der den Wein uns gegeben und die Blumen uns hat wachsen lassen.

Die Weltlichkeit steckt überhaupt nicht in diesem und jenem, sondern in uns, und über Jemanden — besonders über seinen Pastor richten, ist viel weltlicher, als Sonntags den Strickstrumpf nehmen.

Doch," fügte er hinzu, „das Alles gehört gar nicht hierher. Der Herr Pastor hat uns gefragt, was wir von der Liturgie des vorigen Sonntags halten.

Ich stimme nun dafür, daß es an den gewöhnlichen Sonntagen so bleibe, wie es bisher gewesen ist, und daß dann an den hohen Festtagen die Liturgie gehalten wird, wie sie am vorigen Sonntage war.

„Wollen Sie vielleicht abstimmen lassen, Herr Pastor?" wendete er sich nun an Horst.

---

[1] trügen Blumen auf dem Hut.

Alle standen auf, auch der alte Bröker, Kloppen-Jost und der Vollmeier. Solch eine Gewalt übte die Auctorität, die der Assessor nun einmal hatte.

Horst wollte nach dieser Abstimmung, die er eben protokollirt hatte, die Sitzung schließen, als ihn der junge Hermsmeier bat, noch etwas sagen zu dürfen.

„Es hat mich das, was wir vorhin gehört haben," sagte er, „sehr betrübt. Ist es nicht genug, daß wir unserm Pastoor dreinreden, wie er den Gottesdienst einrichten soll? Nun wollen wir ihm auch noch vorschreiben, was er oder seine Frau zu Hause thun oder lassen, oder was die anziehen soll oder nicht?

Ich kann nicht anders," fuhr er fort, „ich halte das für eine große Undankbarkeit.

Der Herr Pastoor hat unsrethalben seine Stelle aufgegeben und hat sich unsrer Noth angenommen, und nun behandeln wir ihn, als ob er unser Knecht wäre" —

„Genug, lieber Hermsmeier," unterbrach ihn Horst.

„Allerdings," fügte er hinzu, „halte auch ich Aeußerungen wie die, auf die Sie anspielen, für unziemlich, aber die Sache ist ja nun abgemacht und wir wollen in Frieden auseinandergehen."

Mit dem Vaterunser und dem apostolischen Friedenswunsche schloß er die Versammlung. —

„Was fehlt Dir?" sagte Frau Gertrud besorgt zu ihrem Manne, als er aus der Sitzung zu Hause kam.

„Nichts, meine liebe Gertrud," antwortete er freundlich.

Er wollte ihr nicht sagen, daß es ihm zu Muthe war, als habe ihm plötzlich ein dunkles Gewölk die Sonne bedeckt.

Horst hatte zum erstenmale erfahren, daß eine Gemeinde, die sich selbst gebildet hat, auch das Recht beansprucht, ihre Ordnungen sich selbst zu setzen und er ahnte es, daß es viel bedenklicher ist, ihrer

subjektiven Willkür preisgegeben, als einem geordneten Kirchenregimente untergeben zu sein, auch wenn dieses Anordnungen treffen sollte, die mit der eigenen Neigung und vielleicht der besseren Einsicht nicht übereinstimmen. — —

XXXVIII.

Es war Palmsonntag. Das Evangelium des Tages ist ja dasselbe, das auch am ersten Sonntage des Advents der Gemeinde verkündigt wird. Aber die verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres sind wie wechselndes Licht auf der Landschaft. Die ist immer dieselbe, aber wie ganz anders erscheint sie am Morgen und wie ganz anders, wenn die Abendsonne ihre letzte Gluth über sie hinbreitet! So ist's mit diesem Evangelium. Am ersten Advent führt es an die Krippe des Königs, der uns geboren ist, am Palmsonntage sieht unser Auge das Kreuz und man hört unter dem Jauchzen des Hosiannah schon den nahen grausen Ruf: kreuzige — kreuzige ihn! —

Und doch — geht nicht der Weg vom Schmerzenskreuz zum Osterjubel hin? So ist das Christenleben! Ein Palmsonntagsschmerz und eine Palmsonntagshoffnung! Die Hoffnung wird gewiß erfüllt, wenn wir den Schmerz nicht gescheut und uns mit Christo haben kreuzigen lassen.

Das waren die Gedanken, die Horst's Palmsonntagspredigt erfüllten. Für ihn war dieser Palmsonntag ein gar schmerzensreicher.

Während er in der Kirche predigte, stand auf der Deele des Ehringshofes der Sarg, der die irdische Hülle seines lieben alten Ehringhausen umschloß. Am Nachmittage sollte er in sein kühles Schlafkämmerlein zur Ruhe gebracht werden.

Der alte Mann hatte noch viel gelitten. Die Brustbeklemmungen raubten ihm jeden Schlaf. Aber seine Seele ruhte in Gott und ein Geruch des Lebens ging von dem Sterbenden aus. Der wurde noch Vielen zur Mahnung und zur Erquickung. —

Am Tage vor seinem Heimgange hatte er Horst seine letzte Beichte abgelegt und dann mit Fiken, deren Mann und seinem Sohne das hochwürdige Sacrament empfangen.

Das war eine selige Feier und man mußte es unentschieden lassen, ob die Augen seiner Tochter vor Trauer oder vor seliger Freude übergingen, als sie mit ihrem Vater das heilige Mahl, diese Wegspeise aller frommen Pilgrimme nach der Heimath empfing.

Horst selbst fühlte sich tief bewegt, als er dem treuen Manne den Leib und das Blut reichte — die Speise, die Zeit und Ewigkeit mit einander verbindet und Leib und Seele zur seligen Auferstehung bereitet.

In der Morgenfrühe des folgenden Tages hatte Fiken ihrem Vater unter heißen Thränen die Augen zugedrückt, während die Hände des Entschlafenen gefaltet auf der Decke lagen und seine Züge von dem seligen Frieden Zeugniß gaben, zu dem seine Seele eingegangen war. —

Nach dem Gottesdienste war der Sarg in die Kirche getragen und vor den Altar niedergesetzt worden. Horst meinte, das sei der alte Mann werth, daß sein Leichnam in der Kirche zur Grabesruhe eingesegnet werde, zu deren Errichtung er so Vieles beigetragen habe. Von dort aus sollte er dann auf den Jacobikirchhof gefahren werden, dessen Mitgebrauch die Regierung der Gemeinde bis auf Weiteres gestattet hatte. —

Gegen ein Uhr versammelte sich eine große Menge auf dem Ehringhäuser Hofe. Außer der Verwandtschaft und den Freunden des Entschlafenen war fast die ganze Gemeinde versammelt. —

Der Tod hat etwas Versöhnendes. So waren denn auch die ländlichen Bewohner aus Nah und Fern gekommen, die während seines Lebens es dem alten Manne nicht verzeihen konnten, daß er von der Jacobigemeinde sich getrennt hatte und denen seine christliche Lebensstellung ein Dorn im Auge gewesen war.

Der Sarg war von einem Wald von Tannenzweigen umgeben. Fräulein von Ehren hatte zu Häupten einen Imortellenkranz niedergelegt. Auf dem Sarge standen nach dortiger Sitte drei brennende Wachskerzen, während auf improvisirten mit Tannenzweigen umwundenen Candelabern zu beiden Seiten des Sarges Wachslichter ihren ernsten Schein auf diesen fallen ließen.

Der Anerbe, seine Schwester und deren Mann standen zur Rechten, der Meier zur Holte mit der ferneren Verwandtschaft zur Linken des Sarges.

Ich weiß nicht, wie es dem Meier zur Holte zu Muthe war. Er stand in sich gekehrt und starrte auf den Sarg hernieder. Ob ihm das letzte Wort seines Bruders in der Seele brannte; ob auf das brünstige Gebet, daß der alte Mann bis zum letzten Athemzuge für seinen Bruder fortgesetzt, der Herr, wie der Kunsmeier gesagt, seinen Segen gelegt hatte: ich weiß es nicht. —

Der alte Kunsmeier hatte sich in der Nähe des Altars in eine Ecke gelehnt und von Zeit zu Zeit fuhr er mit seinem Taschentuch über die Augen.

Auch Simon, sein Knecht, und der Schäfer Gottfried fehlten nicht und während des Ersteren Augen von Thränen gefüllt waren, leuchteten des letzteren Blicke wunderbar. Es war, als ob durch seine sinnende Seele Gedanken zögen, die ihn weit über die Gegenwart und das Leid dieser Zeit hinweghoben. —

Die Feier begann. Nachdem Meyfahrt's „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" mit seiner wunderbaren, das Herz bis in seine tiefsten

Tiefen ergreifenden Melodie den Blick der Gemeinde vom Tod auf's Leben und vom Sarge zur Heimath der Seelen hingerichtet hatte, las Horst das Wort von jenem Gesicht des heiligen Johannes, als er die große Schaar sah, die Niemand zählen konnte, die angethan mit weißen Kleidern, Palmen in den Händen, vor dem Stuhle steht und vor dem Lamm.

Horst liebte es nicht, über den Entschlafenen Viel zu sagen. Er war schon in der früheren Gemeinde, wenn der Hauptpastor ihm die Grabrede überlassen hatte, dem Grundsatze gefolgt, die irdischen Verhältnisse des Heimgegangenen nur so weit zu berühren, als es für die nächsten Verwandten nöthig war. Jene Hervorhebung der irdischen Verdienste des Entschlafenen, wie sie so häufig in Grabreden das Ohr verletzt, hielt er, wenn das Leben abgeschlossen war, für eben so unpassend als ein tadelndes Wort über den, der vor seinem Richter steht. Er meinte, am Grabe gezieme es sich nur, wenn man gegründete Hoffnung hegen dürfe, Gottes Gnade zu preisen, die sich an dem Entschlafenen mächtig erwiesen habe, und glaubte, daß der Seelsorger eine so ernste Stunde, wie die am Grabe, dazu verwenden müsse, die Lebenden auf den Ernst des Sterbens, und was nach dem Tode folge, hinzuweisen.

Heute war's ihm allerdings zu Muthe, als müsse er seinem Herzen, das den Entschlafenen gerne rühmen mochte, Raum geben. Aber der heilige Geist, um dessen Beistand er vorher gefleht, bewahrte ihn auch diesesmal davor. Was er von seinem lieben alten Vater Ehringhausen sagte, war doch nur ein Rühmen der Gnade Gottes, und was er von ihm bezeugte, bestand in nichts als dem Bekenntniß, daß der Entschlafene dieser Gnade nicht widerstrebt habe und deshalb ihr zum seligen Raube geworden sei. —

Das Herz des Redenden wallte über, als er nun des seligen Looses gedachte, das dem treuen Pilgrimme, der Glauben bis an das

Ende bewahrt habe, zu Theil geworden, und als er davon Zeugniß ablegte, wie er nun unter jener Schaar sich befinde, die nicht mehr das Leid der Zeit zu erfahren habe, auf die auch nicht mehr falle irgend eine Hitze, der Gott abwischen werde alle Thränen von ihren Augen — „denn," setzte er hinzu, „unser Freund hat seine Kleider helle gemacht im Blute des Lammes!"

So redete Horst weiter, und Fiken weinte nicht mehr und der Anerbe trocknete seine Augen und Hermsmeier blickte himmelwärts. Es war als hätten die Empfindungen, die schon das Lied geweckt hatte, Gestalt gewonnen und als erblickte das innere Auge die Schaar, die vor dem Stuhle und dem Lamme steht und inmitten unter ihr den alten Ehringhausen mit seinem treuen lieben Gesichte in himmlischer Verklärung.

Nur der Meier zur Holte schien von dieser Stimmung nicht ergriffen. Er stand noch immer da und starrte trocknen Auges auf den Sarg hin. Wer ihn aber genauer beobachtete, der bemerkte doch auf seinem starren Gesichte zuweilen ein Zucken. Es war, wie wenn nach langem Froste der erste Thauwind weht und das Eis kracht und die unteren Wasser sich Bahn brechen wollen. —

Christus, der ist mein Leben,
Sterben ist mein Gewinn;
Dem thu' ich mich ergeben,
Mit Freud' fahr ich dahin.

Mit Freud' fahr' ich von dannen,
Zu Christ, dem Bruder mein,
Auf daß ich zu Ihm komme
Und ewig bei Ihm sei.

Unter den Tönen dieses Liedes ward die Feier beschlossen und die jüngeren Männer der Gemeinde, denen sich auch der Schäfer Gottfried und Simon angeschlossen hatten, ließen es sich nicht nehmen,

den Sarg hinauszutragen und auf den Leiterwagen zu heben, der mit schwarzem Tuch behangen war, und auf dem die vier besten Pferde das irdische Theil ihres alten Herrn zum Kirchhofe fahren.

Alle folgten. Es war ein langer Zug, so daß der Leichenwagen schon an der Kirchhofspforte angekommen war, als die letzten Begleitenden noch von der Höhe in das Thal hinabzogen. —

Als der Sarg vom Wagen herabgehoben war und die jungen Männer ihn auf der Bahre auf die Schultern gehoben hatten, führte ihn Horst, dem nach lutherischer Sitte das Kreuz vorangetragen wurde, zum Grabe.

Es ist das der schwerste Augenblick, wenn nun der Sarg in die Gruft eingesenkt ist und dann nach dem Segen die Schaufeln sich bereiten, ihn für immer zu bedecken.

So lange der Sarg noch im Hause steht, glaubt man noch Etwas von dem lieben Entschlafenen zu besitzen. Nun wird er aber für immer dem Auge entzogen.

Das mochte Fiken wohl fühlen, denn ihre Thränen, die sie schon getrocknet hatte, quollen nun gewaltsam wieder hervor und auch der Hermsmeier und der Anerbe brachen in ein lautes Schluchzen aus.

Der Meier zur Holte stand dicht am Rande der Gruft. Als nun die ersten Schollen dröhnend auf den Sarg herabrollten, da war es, als ob das Eis seiner Seele gebrochen wäre, er rief laut in die Gruft hinein: „Broer, Broer, kannst Du mi vergiewen? Broer, Broer, bidde för mi bi den Heeren!"

Allen wurden die Augen naß und auch dem Miesmeier, der sich bis dahin tapfer gehalten, zuckte es ein paar Mal über sein wettergebräuntes Gesicht, und dann schluchzte er laut wie die Uebrigen. Der alte Kunsmeier aber faltete seine Hände und seine lange Gestalt richtete sich hoch auf und er sah einen Augenblick wie verklärt himmel-

wärts — dann wandte er sich zu Horst und sagte: „nu frügget sich de Engel in Hemel!“

Horst mochte nicht zu dem Leichenmahle zurückkehren, das bei solchen Gelegenheiten nach der Beerdigung auf den Bauerhöfen gehalten wird. — Es war seinem Gefühle zuwider, in dem Hause einer Schmauserei beizuwohnen, aus dem man eben einen Pilgrim zur letzten Ruhe geleitet hat. Seine Seele beschäftigte sich zudem mit andern Gedanken. —

Als er, während seine Schwester mit Fiken zum Ehringshofe dieser zur Hülfe zurückgekehrt war, mit Gertrud seine Wohnung erreicht und sein Amtskleid abgelegt hatte, meinte er zu seiner Frau gewendet: „Was soll nun mit Mathilde werden? Auf dem Ehringshofe ist ihre Thätigkeit zu Ende und hierher zurückkehren, das geht schon um des lieben Regierungsraths willen nicht.“

Frau Gertrud seufzte. Ihr war die Trennung von Mathilde, wiewohl sie bei ihren Besuchen auf dem Ehringshofe sie oft gesehen hatte, schwer genug geworden, und Tildchen hatte fast stündlich gefragt, wann die Tante Tilde denn zurückkehre? —

Als sie rathlos keine Antwort gab, meinte Horst, er habe von einem neugegründeten Diakonissenhause im südlichen Deutschland gelesen, da nun einmal Mathilde das edle Theil sich erwählt habe, dem Herrn in der Krankenpflege zu dienen, so sei wohl das Beste, daß sie so bald als möglich in jenes Haus eintrete.

„Kannst Du Dich denn so leicht von Mathilde trennen?“ fragte Gertrud ihren Mann und die hellen Thränen schossen ihr aus den Augen.

„Leicht?“ erwiederte Horst, „Du weißt, mir wird's unsäglich schwer, sie missen zu müssen, aber Du siehst, es geht nicht anders, der Regierungsrath steht hier einmal und es würde doch wieder Rederei geben, wenn Mathilde hier wäre.“

Frau Gertrud mußte das zugeben, und ob auch schweren Herzens, willigte sie ein, daß ihr Mann gleich heute an den Pfarrer schreibe, der jener Diakonissenanstalt vorstand.

Als Horst auf seinem Zimmer allein war und den Briefbogen sich zurecht legte, sagte er zu sich selbst: „Das ist das Leben — Trennungsschmerz allüberall! — Habe den alten Ehringhausen begraben, nun muß ich auch von dem Liebsten mich trennen, was ich nach Gertrud habe!"

Er stützte seinen Kopf in die Hand — da läuteten die Glocken den Sonntag aus.

„Ha, Palmsonntag ist's ja," rief er, „der Heiland geht seinem Leiden entgegen, sollen's seine Nachfolger besser haben?

Aber künftigen Sonntag ist Ostern. Durch Tod zum Leben, durch Sterben zum Auferstehen und zu ewiger Freude und ewigem Besitz!" —

XXXIX.

Ostern war vorüber und auch Quasimodogeniti hatte den Friedensgruß vom Auferstandenen der Gemeinde ertönen lassen.

Mathilde, die gerne von dem Pfarrer jenes Diakonissenhauses angenommen war, hatte das liebe Bruderhaus, das ihr zum Vaterhause geworden, verlassen.

Wie gewiß sie dessen auch war, daß der Beruf, dem sie entgegenging, ihr vom Herrn aufgetragen sei, so war ihr doch die Trennung von den Ihrigen und Fräulein von Ehren, die in den letzten Tagen sie wahrhaft mit Liebe überschüttet hatte, gar schwer geworden, und

als sie an dem Morgen, als sie abfuhr, noch einmal über Tildchens Bette sich beugte, und einen Kuß auf die Stirne der schlummernden Kleinen drückte, und als sie selbst weinend die weinende Gertrud umarmte und ihrem Bruder zum Abschied die Hand reichte, da gab ihr nur das: Friede sei mit euch! — mit dem die letzte Sonntagspredigt ihres Bruders geschlossen, die Kraft, das heiße Weh zu überwinden, mit dem der Abschied ihre Seele erfüllte. —

Der Mai fing an, seine Schwingen zu entfalten. Er flog dahin über Feld und Wald, und wie er mit leisem Flug über die Erde schwebte, sproßte es auf den Wiesen und auf den Saatfeldern, und in den Gärten begannen die Bäume sich mit Blüthenschnee zu decken und über die Buchenwälder und Eichenforste wob sich jener zarte grüne Schleier, der die tausend Aeste und Zweiglein allmälig verhüllte. — In den Zweigen aber war ein Schmettern und Jubiliren, als ob die Vöglein mit einander gewetteifert hätten, wer am besten den Schöpfer darum loben könne, daß er wieder von Neuem der Erde den Frühling geschenkt habe. —

Und über das Alles goß sich der lichte Sonnenstrahl und die lauen Lüfte trugen den Blüthenduft wie ein Räucherwerk empor, durch das die Schöpfung ihrem Gotte das Dankopfer bringen wollte.

Es ist etwas Wunderbares um solch ein frisches Frühlingsleben. Es webt sich ins Menschenherz hinein und vor seinem Hauch springen die Schlösser auf, die diese und jene verborgene Kammer des Herzens verschlossen haben, und wenn in einer der Kummer sich birgt, so muß er heraus und Gottes Gnade, für die der Frühling ein wunderbarer Dolmetscher ist, zieht hinein und macht das Herz frei und leicht.

Davon empfanden auch die Bewohner des Pastorats, wie man Horst's Wohnung nannte, und ihre Freunde Etwas.

Wenn Horst mit seiner Gertrud am Arm zu den zunächst ge-

legenen Höfen wanderte und die grüne üppige Saat ihnen eine Weissagung auf den Segen wurde, den sie den Gemeindegliedern versprach, und wenn dann der Weg sie in den Wald führte und der Jubel der Vögel sie umschmetterte und der Duft des frischen Waldesgrüns sie umfloß, — dann gingen sie wohl stille mitsammen dahin, aber ihr Herz freute sich an der schönen Gotteswelt und Frau Gertrud, deren Gedanken fast nur bei Mathilde waren, meinte dann: „Ach, daß sie doch noch bei uns wäre und mit uns durch Wald und Feld wandern könnte!"

Auch an dem Regierungsrath ließ sich des Maien linde Hand nicht unbezeugt.

Mathilden's Abreise hatte ihn tief erschüttert. Wie es so dem Menschenherzen geht, es hofft, so lange noch zu hoffen ist. So hielt auch er, ihm selbst unbewußt, noch ihre Nähe als einen Halm fest, den seine hoffende Hand ergriff. Das war nun vorbei; sie war in ihren Beruf eingetreten und er wußte gewiß, daß wenn auch nicht das Gesetz eines Gelübdes, ihr gottergebener Wille es nie zulassen werde, daß sie von diesem Beruf sich wieder trenne. —

Aber der Schmerz wich allmälig, und wenn er und seine Schwester mit Pastors und dem Assessor in den schönen Maiabenden in seinem parkartigen Garten zusammensaßen, so konnte er's über sich gewinnen, den Pastor nach Mathilde und ihrem Ergehen zu fragen und er freute sich von ganzem Herzen, wenn ein Brief von ihr mit guten Nachrichten angekommen war. — —

Wir haben schon gehört, welchen tiefgreifenden Einfluß der Verkehr mit dem Consistorialrath Landrier auf Horst's theologische Entwicklung ausübte.

Mittheilungen, die derselbe aus dem reichen Schatze seines theologischen Wissens hinwarf, wurden von Horst begierig aufgenommen und gaben diesem Veranlassung zum Nachsinnen und zum weiteren

Forschen, zu dem ihm, wie wir gehört, die reichhaltige Bibliothek des Consistorialraths die Mittel an die Hand gab. —

So hatte eines Tages, als Horst dem Consistorialrath über jene Kirchenvorstandssitzung Mittheilung gemacht, durch die eine weitere praktische Entfaltung seiner liturgischen Bestrebungen ein Ziel gefunden hatte, dieser geäußert, daß in der ältesten Kirche nicht allein der Cultus viel reicher gewesen, als in der gegenwärtigen, sondern daß in ihr auch die verschiedenen Handlungen im Gottesdienste verschiedenen kirchlichen Aemtern zugefallen seien, und daß gerade durch die Mannigfaltigkeit der im Presbyter und nachher im Bischofe gipfelnden Aemter der Gottesdienst zu jenem heiligen Drama sich gestaltet habe, das sich als ein irdisches Vorspiel der Herrlichkeit jenes himmlischen Gottesdienstes erweise, den der Herr dem heiligen Johannes einst in den Gesichten auf Patmos gezeigt. —

Von dem Allen hat die Kirche der Reformation ja nur wenig übrig behalten, denn daß der dort herrschende Amtsunterschied unter den Geistlichen meistentheils nur seine Begründung in der Anordnung der staatlichen Obrigkeit hat, das ist ja eben so gewiß, als daß dieser Unterschied kaum irgend einen Einfluß auf die gottesdienstlichen Funktionen ausübt.

Horst legte sich die Frage vor, ob jene Verwischung des Amtsunterschiedes für die gottesdienstlichen Handlungen dem Willen des Herrn gemäß sei. Wenigstens erschien es ihm als eine höchst weise Einrichtung jener Tage, daß die Predigt nur dem Bischofe oder Presbyter, oder nur denjenigen anheimgegeben war, die von dem Bischofe für diese in Bezug auf ihren Erfolg wichtigste Amtshandlung für befähigt gehalten wurden. Er meinte, durch diese Einrichtung würden die Gemeinden vor so manchen Elaboraten bewahrt bleiben, die den Mangel an geistlicher Erfahrung entweder nur mühsam mit einer gewissen Redefertigkeit zu verdecken suchten oder, wenn auch diese nicht

vorhanden, die Gemeinde um so schmerzlicher diesen Mangel empfinden ließen, als der sonstige Cultus nicht im Stande sei, für eine dürftige Predigt Ersatz zu bieten. —

Das Bild, das ihm seine an diese und die Cultusfrage sich knüpfenden Studien von der früheren Kirchengestalt entwarfen, zeigte ihm noch einen Zug, den er in der gegenwärtigen Kirche fast ganz und gar verwischt sah, und dessen Wiederherstellung ihm doch so nöthig erschien, daß er meinte, ohne das fehle der Kirche das Mittel, das nächst Wort und Sacrament allein im Stande sei, in ihr ein heiliges Leben aufrecht zu erhalten — die Kirchenzucht.

Er sagte sich zwar, daß schwerlich die Zuchtgrade, wie sie die alte Kirche besessen, wiederhergestellt werden könnten, aber er war der Ansicht, daß die Kirchenzucht, wie sie in der Kirchenordnung des Landes enthalten sei, nothwendig wieder eingeführt werden und ein offenbarer Uebertreter der heiligen Gebote des Herrn so lange von der Feier des heiligen Abendmahles, dem Pathenamte und sonstigen kirchlichen Aemtern ausgeschlossen bleiben müsse, bis er durch rechtschaffene Früchte der Buße seine Sinnesänderung würde kundgethan haben. Er meinte wohl nicht mit Unrecht, daß es heiße, die Perlen vor die Säue werfen, wenn man Menschen zum Abendmahl zuließe, die in fortgesetztem Sündenleben den Herrn von Neuem kreuzigten, und denen das Pathenamt gestatte, welchen die Wahrheit, daß unser Gott ein dreieiniger ist, eine Thorheit sei. —

Es war an einem jener schönen Maiabende, als die Freunde im Garten des Regierungsrathes versammelt waren, und sich das Gespräch um jene Fragen wob, die Horst's Seele bewegten.

„Sehen Sie doch nur den Reichthum der Gestaltung und der Töne, den Gott in seine Schöpfung hineingelegt hat," sagte Horst zu Landrier, „sollte nicht der Gottesdienst einen ähnlichen Reichthum zeigen?"

Der Assessor, dem es nicht recht war, daß auf dieses Capitel das Gespräch sich wieder gewendet hatte, meinte: „Aber, lieber Pastor, die Sache ist ja für uns durch den Kirchenvorstandsbeschluß erledigt!“

Horst sah traurig vor sich nieder.

„Allerdings,“ nahm Landrier das Wort, der in Horst's Seele las, „allerdings haben Sie recht, lieber Bruder, daß der Gottesdienst viel reicher und sinniger sein könnte, als er ist, im Princip bin ich, wiewohl reformirt, mit Ihnen einverstanden.

Ja,“ fuhr er fort, „Bauwerke, wie die aus den Tagen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts und gute Bilder, wenn sie nur nicht den Herrn selbst darstellen wollen, können vielleicht manchem Auge zur Predigt werden, die sich tiefer einprägt als das flüchtige Wort, wenigstens mit diesem verbunden, dessen Eindruck erhöhen.

Vornämlich gebe ich das zu,“ sagte er, „daß eine passende Anordnung der liturgischen Formen mit ihrem Wechselgesang zwischen Liturgen, Chor und Gemeinde das Gemüth zur Andacht stimmen und so der Predigt den Dienst thun kann, den der Regen dem Erdreich für den einzustreuenden Samen bereitet.

Aber, theurer Bruder,“ fuhr er mit Wärme fort, „Sie haben bei Ihren Wünschen einen Faktor nicht mit in Anschlag gebracht!“

Horst sah ihn groß an und auch die Uebrigen waren gespannt.

Fräulein von Ehren, die mit dem höchsten Interesse dem bisherigen Gespräch gefolgt war, legte ihre Näharbeit in den Schooß.

„Es ist derselbe Faktor,“ sagte nun Landrier, „der auch das Festhalten jener Amtsunterschiede, die allerdings, wie ich Ihnen neulich mitgetheilt,“ wendete er sich an Horst, „die früheren Tage der Kirche kannten, verbieten dürfte und an dem auch wohl die Art und Weise der Zuchtübung der alten Kirche zu Grunde gegangen ist, wenn gleich ich in Bezug auf die Nothwendigkeit irgendwelcher Kirchenzucht gerade für unsere Tage völlig mit Ihnen einverstanden bin.“

„Und dieser Faktor?“ fragte Horst gespannt.

„Die Sünde,“ erwiederte der Consistorialrath ruhig. — „Sie wissen,“ fuhr er fort, „wie sich die in Alles einschleicht, was Menschen rathen und thaten und wie sie gerade, wohl nicht ohne Einfluß ihres Urhebers sich gerade der edlen Dinge zu bemächtigen sucht, die unsern Sinnen Träger himmlischer Gedanken und Empfindungen werden können.

Die Geschichte der Kirche zeigt es ja,“ fuhr er fort, „wozu die Bilder in der Kirche, um nur sie zu nennen, Veranlassung geworden sind — zur Abgötterei!

Und die sonst so edlen Cultusformen? Hat es nicht die katholische Kirche zur Genüge bewiesen, daß der Mensch sie zu einem verdienstlichen Werk herabgewürdigt und zum Ausdruck irriger Lehre gemacht hat?

Unterschied des Amtes? Was hat der menschliche Hochmuth daraus gemacht? Sie wissen selbst, daß schon gegen das Ende des dritten Jahrhunderts aus den Dienern Herren geworden sind und daß mit der Etablirung eines besonderen Priesterstandes im Unterschiede von der Gemeinde sich nicht allein das Bewußtsein über das allgemeine Priesterthum aller Getauften verloren, sondern auch unter den Priestern selbst jener menschliche Unterschied sich gebildet hat, der schließlich im Papstthum seine Spitze finden mußte. —

Allerdings,“ setzte er hinzu, „gebe ich zu, daß auch die Ordnung, wie sie unter uns herrscht, vor den Ausbrüchen des Hochmuths nicht bewahrt, und es gewährt den widerwärtigsten Anblick, wenn ein Hülfsgeistlicher unzufrieden, daß er nicht pfarramtliche Rechte besitzt, sich allerlei Machinationen in der Gemeinde erlaubt, um für sich eine Partei zu gewinnen, oder hinter dem Rücken seines Pfarrers die Stellung desselben durch allerlei Verdächtigungen bei den Oberen der Kirche zu untergraben sucht.“

Der Consistorialrath sprach das Letztere in einer solchen bei ihm völlig ungewohnten Erregung, daß man fast schließen mußte, er rede aus bitterer Erfahrung.

Als Landrier geendet und Alle eine Zeit lang in Nachsinnen versunken waren, unterbrach endlich der Regierungsrath das Schweigen und meinte, er habe sich in der letzten Zeit mit kirchengeschichtlichen Studien befaßt, und daraus glaube er doch entnehmen zu dürfen, daß die erste Kirche, ohne Schaden an ihrer Seele zu nehmen, alle jene Dinge eine lange Zeit besessen habe.

„Allerdings,“ erwiederte Landrier, fügte aber hinzu, daß in den ersten Tagen der Kirche der Strom des heiligen Geistes so mächtig gefluthet habe, daß durch ihn das Menschliche mehr zurückgedrängt worden, und es so möglich gewesen sei, all' das, was Horst wünsche, noch in möglichster Reinheit zu besitzen. Dieser Strom sei seit der Zeit, daß die Kirche ihren Familiencharakter verloren und zur Volkskirche geworden, zurückgetreten. —

„Aber eben darum,“ meinte Horst, „weil die Kirche zur Volkskirche geworden, meine ich, müßten meine Wünsche realisirt werden. Die Masse des Volkes ist in Bezug auf die geistlichen Dinge den Kindern gleich. Warum geben wir unsern Kindern Bilderbibeln? Durch das Auge soll sich der Gegenstand dem Herzen einprägen!“

„Das ist doch etwas Anderes,“ entgegnete Landrier, „einem Kinde wird's, wenn es unter der Leitung von Vater und Mutter die Bilder ansieht, nicht einfallen, diese zu verehren oder gar anzubeten, — wenn aber in den Kirchen, den Stätten der gemeinsamen Anbetung Bilder aufgestellt werden, — nun, ich habe schon,“ fügte er hinzu, „darauf aufmerksam gemacht, daß die Gefahr der Ueberschätzung derselben auf Kosten der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit nicht eine eingebildete ist.“

„Sie würden also auch," warf Fräulein von Ehren traurig ein, „unsere Crucifixe von den Altären verbannen?"

„Unbedingt," erwiederte Landrier schnell, „wenn man in ihnen mehr als ein Bild sehen wollte. Vor diesem Mehr bewahrt aber allerdings in Ihrer Kirche das Wort der Predigt," setzte er hinzu.

„Könnte denn nicht," sagte nun Horst, „dieses Wort auch vor der Ueberschätzung anderer Bilder bewahren?"

„Gewiß," erwiederte Landrier, „so lange das Wort lauter und rein erschallt — aber," setzte er hinzu, „ich habe noch einen andern Grund gegen die Aufstellung von Bildern in den Kirchen und möchte darum doch mein vorhin gegebenes Zugeständniß in Bezug auf die Aufstellung von Bildern in den Kirchen wieder zurücknehmen.

Sind sie schlecht, wie meistentheils die Bilder in den Dorfkirchen sind, so stören sie die Andacht durch das Aergerniß, das sie dem gebildeten Geschmacke geben. Sind sie gut gemalt, so ziehen sie den Geist in eine irdische, sinnliche Form herab, in die er sich durch sie genöthigt sieht, die himmlischen Vorstellungen seiner Seele zu kleiden.

St. Paulus sagt," fuhr er mit Wärme fort, „ich kenne Christum nicht mehr nach dem Fleische! — Steht dem Wort es nicht entgegen, daß wir uns durch ein gut gemaltes Christusbild daran gewöhnen, uns in der Gestalt ihn vorzustellen, die der Künstler uns entworfen hat? —

Ja," setzte er hinzu, „welch' eine Tyrannei übt so ein beliebiger Künstler auf die Gemeinden aus! Seine Vorstellung von dem Antlitz und der Gestalt des Herrn und seiner Apostel macht er oft auf Jahrhunderte hinaus für die ganze Gemeinde maßgebend.

Wie verkehrt das sein kann, sehen Sie z. B. an den üblichen Johannesbildern. Gerade durch die weibische Darstellung dieses Donnersohnes ist er im Bewußtsein so vieler Christen zu jenem süßlichen Apostel geworden, der mit dem Johannes der Schrift auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mehr hat!"

Dieser letzteren Bemerkung mußte Horst von ganzem Herzen zustimmen, es hatte auf ihn jenes Johannesbild mit dem gescheitelten Haar, bei dem man mehr an eine Frau als an einen Mann erinnert wird, immer einen unangenehmen Eindruck gemacht.

„Dennoch," wendete sich der Consistorialrath an Horst, „bin ich, wie ich Ihnen schon gesagt, im Princip mit Ihren gottesdienstlichen Anschauungen, wenigstens, was die Liturgie betrifft, einverstanden. Ja ich glaube," setzte er hinzu, „daß einmal noch eine Zeit kommen wird, in der sich Ihre Gedanken in ungeahnter Herrlichkeit verwirklichen werden."

„Und die Zeit wäre?" fragte Horst gespannt.

Alle lauschten auf die Antwort des Consistorialraths.

„Im tausendjährigen Reich," erwiederte dieser.

Der Assessor machte ein Gesicht, als habe Jemand ihn plötzlich auf Utopien hingewiesen. Dem Regierungsrath war das Wort selbst unverständlich. Wir wissen, wie wenig er sich früher um religiöse Fragen bekümmert hatte. Horst wußte auch nicht, was der Consistorialrath damit sagen wollte. Ihm war die Offenbarung des heiligen Johannes bisher noch ein verschlossenes Buch geblieben.

Fräulein von Ehren war die Einzige in dem Kreise, der einmal die Auslegung der Offenbarung von dem seligen Bengel in die Hand gefallen war. Aus ihr kannte sie das tausendjährige Reich wenigstens dem Namen nach. Weil aber in der Predigt niemals davon die Rede gewesen, so hatte auch sie nicht weiter darüber nachgedacht. — Als jetzt Landrier das Wort aussprach, erwachte in ihr die Erinnerung an jenes Buch und sie fragte eifrig den Consistorialrath, was es doch eigentlich mit dem tausendjährigen Reiche sei.

Landrier lächelte und meinte, das sei so ein Kabinetsstückchen aus den Geheimnissen des Reiches Gottes.

Mit dieser Aeußerung mußte sich die Fragerin und auch die

Uebrigen begnügen. Der Consistorialrath wurde zu einem Kranken seiner Gemeinde abgerufen.

Als er aufstand und sich empfahl, meinte Fräulein von Ehren, indem sie bedauerte, daß er schon aus ihrem Kreise scheiden müsse — „aber das Kabinetsstückchen zeigen Sie uns noch einmal, Herr Consistorialrath!“ —

XL.

Bald nach der Bestattung des alten Ehringhausen hatte die Testamentseröffnung stattgefunden.

Dem Anerben, dem jetzigen Vellmeier zu Ehringhausen, war es schon bei jenem Act nicht recht gewesen, daß sein Vater die uns bekannte Wiese und die Summe von zehntausend Thalern seiner Schwester vermacht hatte. Er meinte, daß sie bei ihrer Hochzeit genug bekommen habe.

Ganz besonders ärgerlich war ihm aber die Bestimmung im Testamente, daß der Platz, auf dem die Kirche stand, so lange als Eigenthum der Gemeinde gelten solle, bis dieselbe im Stande sei, anderswo eine steinerne Kirche zu erbauen. Auch den Weg zur Kirche über den Hof hatte der vorsichtige Alte nicht vergessen und verordnet, daß der Erbe es sich gefallen lassen müsse, wenn man, um zur Kirche zu gelangen, zu Fuß oder zu Wagen den Weg über den Hof benutze. Betreffs der Schule hatte er bestimmt, daß ihr das eingeräumte Haus so lange verbleiben solle, bis die Gemeinde ein anderes passendes Lokal, das sie binnen einer Frist von fünf Jahren erwerben müsse, gefunden habe. —

Hätte der junge Meier den Sinn seines Vaters gehabt, so würden ihm diese Bestimmungen desselben nicht allein heilig, sondern auch, so weit sie Kirche und Schule angingen, lieb gewesen sein.

Aber sein Herz war noch fern von dem Leben aus Gott und er berechnete sich, — wie viel Weiskohl auf dem der Kirche eingeräumten Gartenstücke wachsen und wie viel Miethe innerhalb jener Zeit die Wohnung einbringen könne.

Allerdings überwog anfänglich die Ehrfurcht gegen seinen heimgegangenen Vater sein Mißbehagen, nur daß er seit der Testamentseröffnung nicht mehr auf den Hermshof kam und auch selten zur Kirche ging.

Daß er Horst nicht mehr mit seinem Wagen abholen ließ, verstand sich bei seiner Gesinnung von selbst. Ebenso entzog er dem Lehrer Despann den Mittagstisch, den ihm sein Vater freundlich gewährt hatte.

Beide hatten dadurch allerdings keinen Schaden, da der Lehrer nun mit Freuden auf dem Hermshofe als täglicher Gast gesehen wurde, und der Regierungsrath es sich zur Ehre rechnete, seinen Pastor in seinem Wagen zur Kirche fahren zu dürfen.

Viele in der Gemeinde schmerzte diese Herzensstellung des jungen Mannes und der alte Paulsiek meinte: „Hier is de Appel wiet van sinen Stamm fallen.“

Nicht in jeder Beziehung war das richtig. Die weltliche Erbtugend der Vollmeier zu Ehringhausen — Fleiß und zu Rathe halten, war in hohem Maße ihm eigen. Er gab sich mit ganzem Eifer der Ackerbestellung hin und nahm allerlei Meliorationen vor, die ihn trotz seiner Jugend, als einen erfahrenen Landwirth erscheinen ließen.

Bei seinem Onkel, dem Meier zur Holte, einem sehr tüchtigen Oekonomen, hatte er Manches gelernt, was er jetzt zu verwerthen suchte. Er war der Erste in jener Gegend, der ein überbautes Dung-

gelaß anlegte, die nassen Aecker durch Drainröhren entwässerte und mit großem Glücke auf passenden Ackerstücken den Guano verwandte.

Aber die Sonntage wurden ihm zu wahren Lasttagen. Er mußte die Menschenmassen sehen, die über seinen Hof kamen und manchmal die Ackerwagen bei Seite schieben lassen, damit die Wagen aus Stadt und Land wenden konnten.

Das Alles vermehrte seinen innerlichen Aerger und als er sehen mußte, wie auf der Wiese, die früher zum Hofe gehörte, die Hermsmeier'schen Kühe weideten, und als er daran dachte, daß er, um zu Michaeli, dem Zahlungstermine an seine Schwester, die zehntausend Thaler herbeizuschaffen, ausstehende Capitalien kündigen müsse, da wurde es ihm immer grimmiger in seinem Herzen.

Um dem unangenehmen Anblick der Kirchgänger zu entgehen, ließ er Sonntags gewöhnlich anspannen und fuhr meistentheils auf solche Höfe, auf denen er Altersgenossen wußte. So fuhr er an einem Sonntage Ende Mai auf den Hof des Schulten van der Beke. —

„Worüm gaiht he nich in de Kerke?" hatte ihm dieser, als er ihm begegnete, vom Wagen aus zugerufen.

„O ik wull es öhren Söhn besöken," war die Antwort des jungen Mannes.

„De Slingel is auk so'n Slag,[1] de Gott's Wurd uten Wege löppt," rief der alte Schulten, als er weiter fuhr.

„Jedder no sin Gefallen!" rief der junge Ehringhausen dem Alten nach. Das „Slingel" war seiner Vollmeierwürde sehr unangenehm.

Wir sind dem Anerben des Schulten van der Beke schon zum öftern begegnet. Wir wissen, daß ihm die Gemeinde ein Dorn im

---

[1] gehört auch zu der Art.

Auge war. Ihm schien jeder Thaler, den sein Vater für sie ausgab, eine Schädigung seines Erbes. Das hatte ihm der Märtens, bevor dieser sich zur Gemeinde freundlicher gestellt hatte, beigebracht.

Die beiden jungen Männer hatten sich bald gefunden.

Nachdem die Fohlen aus dem Stall gelassen waren und der Ehringhausen ihren Bau geprüft und von diesem gemeint hatte, es gäbe ein gutes Reitpferd, von jenem „dat het düchtige Knuoken,[1] dat is up den Acker gaud;“ nachdem dann die Zugochsen besichtigt waren, und der Anerbe gemeint hatte: „wenn ik all den Hoff hädde, dann wull ik se alle fettmoken un verkäupen — Pierde sün beter tom Ackern;“ gingen die Beiden in die Stube zurück und der Anerbe bot seinem Gast „'nen Käm.“[2]

Der junge Ehringhausen war der Spirituosen ganz ungewohnt. Zu Hause und bei seinem Onkel war nur ein eigengebrautes Hausbier das Getränk.

Er wollte das Glas zurückschieben, als aber der Anerbe meinte: „Wat büst Du för'nen Kierl, büst jo as min Oller, de süppt auk kinen Käm,“ da nahm er das Glas und leerte es in einem Zuge.

Er schüttelte sich zwar, litt es aber doch, daß der Anerbe das Glas zum zweitenmale füllte.

„Worüm büst Du denn nich in de Kerke gohn, heft se jo vor de Döhr?“ fragte der Anerbe, nicht aus Absicht, sondern um etwas zu fragen. Aber diese Frage wurde Veranlassung zu einem Gespräch, in dem der junge Ehringhausen, dem der „Käm“ die Zunge gelöst hatte, dem Anerben die ganze Testamentsgeschichte mittheilte, und das damit schloß, daß der Anerbe meinte: „wußte nich es taum Afkoten[3] gohn, wat de dortau meint?

---

[1] Knochen.

[2] Kümmel.

[3] zum Advokaten.

Ik weet enen," setzte er hinzu, „de is hell'sch schlau — de het Bröker!"

„Dat will'k dohn," sagte der junge Mann erregt und mit etwas schwerer Zunge.

Der Branntwein hatte die Pietät gegen seinen seligen Vater ersäuft und die Habsucht schoß auf dem von ihm getränkten Boden in die Aehren. —

Am folgenden Tage war wirklich der junge Ehringhausen dem Rathe des Anerben gefolgt.

Er wollte eigentlich den Advokaten Bröker nur erst um Rath fragen, was in der Sache eigentlich zu thun sei, hatte aber, ohne daß er recht wußte, was er damit gethan, zwei Instrumente unterschrieben, in denen er den Advokaten bevollmächtigte, die beiden Processe gegen seine Schwester wegen der Wiese und der zehntausend Thaler und gegen die Gemeinde wegen der Kirche und Schule in aller Form zu führen.

Der Advokat hatte gemeint, es sei keine Frage, daß er den letztern Proceß gewinnen werde, denn die Gemeinde habe keine Corporationsrechte, darum könne ihr auch nichts vermacht werden. Und was den ersteren betreffe, so dürfe nach dem Landesgesetz auch der Hof dem Erben nicht verkürzt werden.

Allerdings fielen ihm auf dem Heimwege vom Advokaten allerlei Aeußerungen seines seligen Vaters über Processe ein — und daß ein magerer Vergleich immer besser sei als ein fetter Proceß: aber er hatte einmal unterschrieben, und Bröker war nicht der Mann darnach, den fetten Proceß um den Preis eines mageren Vergleichs wieder aus der Hand zu geben. —

XLI.

Horst und die Hermsmeierin hatten zu gleicher Zeit die gerichtlichen Vorladungen erhalten, der Erstere als Vertreter der evangelischen Gemeinde.

Horst war gerade aus dem Confirmandenunterrichte heimgekehrt, als ihm Frau Gertrud das amtliche Schreiben, das der Gerichtsbote gebracht hatte, überreichte. —

„Was habe ich denn mit dem Land- und Stadtgericht zu thun?" fragte er befremdet, als er das große Siegel betrachtete und erbrach.

Frau Gertrud hatte so eine Ahnung, daß es nichts Gutes sein werde, und ihm den Brief erst nach Tische übergeben wollen. Aber sie meinte dann wieder, er müsse ihn doch nun einmal öffnen. —

Horst las, las wieder und meinte dann: „Nein, das hätte ich doch nicht vom jungen Ehringhausen erwartet!"

Er gab das Schreiben seiner Frau, die einen Augenblick nicht wußte, was sie sagen sollte. Dann aber faßte sie sich und meinte: „Gott hat Dich hierher geführt, er wird auch diese Sache in seine heilige Hand nehmen!"

„Aber daß der Sohn und Erbe dieses braven Mannes das thut!" sagte Horst.

„Man sieht wieder," setzte er hinzu, „wie gefährlich es ist, einen jungen Menschen mit Solchen in Verbindung zu bringen, in deren Herzen der Glaube an den Herrn keinen Boden gewonnen hat, da wächst die angeborene Selbstsucht riesengroß!" —

„Ob denn seine Klage Erfolg haben wird?" fragte Frau Gertrud.

„Gott weiß es," erwiederte Horst, „so viel ich höre, soll der Bröker ein sehr gewandter Advokat sein!

Und was wird's werden," setzte er besorgt hinzu, „wenn er die Sache durchführt!"

„Geh doch gleich nach Tische zu dem Assessor,“ ermahnte seine Frau, „der wird Dir ja den besten Rath geben können.“

Eben wollte er nach schnell eingenommener Mahlzeit zur Thüre hinausgehn, als der Hermsmeier, hinter ihm Fiken, in das Zimmer traten.

Sie sahen Beide sehr erregt aus.

„Gut, daß Sie kommen!“ rief Horst dem Hermsmeier entgegen, „Sie gehören ja auch zum Kirchenvorstande — das sind mir schöne Geschichten!“

Hermsmeier, der von der Klage gegen die Gemeinde noch nichts wußte, meinte, Horst habe die Sache wider seine Frau im Auge.

„Ja, Herr Pastoor,“ erwiederte er, „wer hätte das von meinem Schwager gedacht!“

„Was Gutes habe ich mich schon seit der Testamentseröffnung nicht zu ihm versehen,“ erwiederte Horst, „er kam ja gar nicht mehr zur Kirche, und „Sie wissen, den Wagen hat er mir auch nicht mehr geschickt.“

„Der Lehrer hat ebenfalls zu uns seine Zuflucht nehmen müssen,“ fügte Hermsmeier hinzu. —

„Aber daß er das thun werde,“ sagte Horst weiter, „das hätte ich ihm doch nicht zugetraut!“

„Wenn der alte brave Mann das wüßte,“ fuhr der Hermsmeier fort, „es drehten sich seine Gebeine noch im Grabe um!“

Fiken fing an zu weinen und rief: „O Broer — Broer — wat däust Du so unbändig Laiges!“[1]

Als Frau Gertrud die Beiden zum Niedersitzen gebracht hatte, fragte der Hermsmeier: „Herr Pastoor, was sollen wir denn nun in

---

[1] so außerordentlich Böses.

der Sache machen? — Es hat doch mein seliger Schwiegervater meiner Frau die Wiese und die zehntausend Thaler vermacht?"

Als Horst ihn fragend ansah, überreichte er diesem die an ihn gelangte Vorladung.

„Also auch mit Ihnen will er einen Proceß führen?" rief Horst erstaunt, als er das Papier überflogen hatte. „Dann wissen Sie wohl noch nicht," sagte er, „was der Gemeinde blüht" — und damit übergab er dem Hermsmeier, die an ihn gelangte Vorladung. —

„O, wat brengt de laige Junge för Herzeleid öwer us un wat för'ne Schgann[1] öwer usen ihrliken Namen!" klagte die Hermsmeierin, als ihr Mann ihr mittheilte, daß ihr Bruder nichts mehr und nichts weniger wolle, als daß die Kirche abgebrochen und die Schule entfernt werde, damit er das Gartenstück und die Wohnung wieder bekomme.

„Das kann unmöglich aus ihm selbst gekommen sein, dazu müssen ihn Andere verführt haben," meinte Horst.

„Wenn er auch kein Gotteskind ist," setzte er hinzu, „so ehrte er doch seinen Vater zu sehr, als daß er von sich selbst dessen Testament würde angetastet haben."

„Da mögen Sie wohl recht haben," erwiederte der Hermsmeier, „wer weiß, wo er Sonntags seine Gesellschaft sucht."

Es wurden allerlei Vermuthungen ausgesprochen, dann aber sagte Horst: „Was hilft's, es ist geschehen!"

„Mit der Kirche und Schule," sagte nun Hermsmeier, „hat es wenig auf sich. Wenn wir sie abbrechen müssen, bauen wir sie auf meinem Hofe wieder auf und Wohnung und Schulraum für den Lehrer findet sich wohl auch noch."

---

[1] Schande.

„Siehst Du, lieber Theodor!“ rief nun Frau Gertrud, „Gott wird diese Sache nicht lassen. Er weiß immer Rath!“

„Und Gott wird ja wohl auch Ihre Sache führen,“ sagte Horst zum Hermsmeier. „Aber es ist gut,“ fügte er hinzu, „daß wir uns mit dem Assessor darüber besprechen. Ich wollte eben zu ihm, nun gehen Sie mit, lieber Hermsmeier!“

Der war sofort bereit. —

Wir finden den Assessor in dem uns bekannten Arbeitszimmer.

Als die Beiden auf seinen Ruf eintraten, legte der Assessor gerade einen Brief aus der Hand, dessen Inhalt ihm sehr erfreulich gewesen sein mußte. Seine sonst so ruhigen Züge waren bewegt. Es zog über sein schönes Antlitz wie ein Glanz der Verklärung.

„Was führt denn diesen lieben Besuch zu mir?“ fragte er, Beiden freundlich entgegengehend und Horst die Hand schüttelnd.

Horst entging zwar nicht die freudige Bewegung des Assessors, aber er war zu sehr mit dem Gegenstande beschäftigt, der ihm Sorge machte, als daß er über den möglichen Grund derselben hätte nachdenken können.

„Wir wollten Sie um Ihren Rath fragen,“ erwiederte er, als er sich auf dem lederüberzogenen Sopha niedergesetzt und Hermsmeier auf einem der Stühle Platz genommen hatte.

Als der Assessor ihn fragend ansah, legte er die beiden Vorladungen vor ihn hin.

Der Assessor nahm ein Blatt nach dem andern und las es aufmerksam durch. Es verschwand zwar auf seinem Antlitz jener innerlich selige Ausdruck von vorher, aber es sprach sich auch keine Besorgniß in seinen Zügen aus.

„Wenn die Sache nicht in Bröker's Hand läge,“ sagte er, als er die Blätter auf den Tisch gelegt hatte, so glaube ich, würde sie sehr bald können abgemacht werden.

Die Sache mit der Kirche und Schule hat allerdings zwei Seiten. Die Gemeinde hat keine Corporationsrechte und darum kann ihr auch nichts geschenkt werden. Aber es soll ja auch nach dem Wortlaut des Testaments keine Schenkung, sondern nur eine Gestattung pro tempore stattfinden. Ob die auf eine Gesellschaft, die noch keine Corporationsrechte besitzt, die aber doch vom Staate genehmigt ist, übertragen werden kann, das ist allerdings eine Rechtsfrage und kann einen langwierigen Proceß hervorrufen.

Was aber Ihre Sache betrifft, mein lieber Hermsmeier," wendete er sich an diesen, „so liegt sie ganz klar, ihr Schwiegervater hat seiner Tochter ein Vermächtniß zugewandt, was will Bröker dagegen einwenden?

Allerdings," setzte er nachsinnend hinzu, „giebt es eine Provinzialverordnung, wonach der Hof ohne Genehmigung der Landesregierung nicht getheilt werden darf. Aber," fügte er hinzu, „die Erbschaft hat bereits die obrigkeitliche Bestätigung. Sie sind im Besitz, und Bröker kann nur noch, um die Sache in die Länge zu ziehen, jene Bestimmung herbeiholen."

Als die Beiden schwiegen, meinte der Assessor, daß es am gerathensten sei, den jungen Ebringhausen zu bewegen, die Sache zurückzunehmen. „Denn," fügte er hinzu, „wir müssen auch bedenken, daß er bis jetzt noch Mitglied der Gemeinde ist.

Was wird dazu die Welt sagen," fuhr der Assessor nachdenklich fort, „wenn sie erfährt, daß ein Gemeindeglied, dazu der Sohn des alten Ebringhausen, eben so viel thue, die Gemeinde zu stören, wie sein Vater zu ihrer Bildung gethan hat und daß er mit seiner eigenen Schwester und seinem Schwager um das Mein und Dein einen Proceß führt."

Dieser letztere und doch eigentlich wichtigste Gesichtspunkt war in ihrer Erregung weder Horst noch dem Hermsmeier vor die Seele

getreten. Sie mußten aber Beide zugeben, daß in der That um des Aergernisses willen, das die Sache geben könne, Alles angewendet werden müsse, daß der Kläger seine Klage zurücknehme.

„Und das muß noch heute geschehen," betonte der Assessor, „denn der Bröker wird schwerlich reinen Mund halten!"

„Das müssen Sie übernehmen," sagte Horst zum Assessor, „Sie müssen den jungen Ehringhausen zu bewegen suchen!"

„Paßte das nicht besser für Sie?" erwiederte der Assessor, „Sie sind sein Seelsorger!"

„Aber diesesmal Partei, ich vertrete die Gemeinde," warf Horst schnell ein.

Der Assessor mußte das zugeben, und entschloß sich daher, gegen Abend den jungen Ehringhausen selbst aufzusuchen.

„Wenn er aber nicht will, den Fall müssen wir doch auch in's Auge fassen" bemerkte der Assessor.

Als Beide — Horst und der Hermsmeier — den Assessor fragend ansahen; meinte dieser, daß es für den Fall nöthig sei, beide Processe in die Hand eines tüchtigen Advokaten zu legen; er schlage dazu den Justizrath Dr. Rosenzweig vor, der sei ein eben so tüchtiger Jurist, als trotz seines übersprudelnden Humors ein treuer Christ.

Als Beide zu diesem Plane ihre Zustimmung gegeben und aufstehen wollten, sagte noch der Assessor zum Pastor:

„Sie sprachen neulich bei dem Regierungsrath von der Kirchenzucht. Landrier stimmte Ihnen bei und ich bin in dieser Sache auch völlig Ihrer Ansicht. Eine Gemeinde kann ohne Zucht nicht bestehen. Lieber gar keine als eine zuchtlose, in der alle Sünden ungestraft wuchern können.

Dieser Fall eignet sich ganz für die Uebung der Kirchenzucht, es sei denn, daß der Ehringhausen seine Klage zurücknimmt!

Wie kann ein Mensch," fuhr er warm fort, „zum heiligen

Abendmahl zugelassen werden und das Pathenamt übernehmen, der der Gemeinde solch großes öffentliches Aergerniß giebt!"

Horst freute sich, daß der Assessor selbst diese Angelegenheit, die ihm so sehr am Herzen lag, in Anregung brachte, und versprach, in der nächsten Kirchenvorstandssitzung die Sache zur Sprache zu bringen. —

„Apropos!" rief noch der Assessor dem Hermsmeier nach, als der schon in der Thüre stand, „aber Kosten wird's auch Ihnen machen, denn wenn Ihr Schwager wirklich die Sache fallen lassen will, so wird Bröker für die Darangabe dieses einträglichen Geschäfts jedenfalls liquidiren — und Halbpart wird Ihr Schwager gewiß sagen!"

Der junge Hermsmeier zuckte mit den Achseln, empfahl sich und ging schweigend neben Horst zu dessen Wohnung, um seine Frau abzuholen. —

XLII.

Der Assessor hatte Recht gehabt, Bröker hatte nicht geschwiegen.

Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht von dem Proceß durch Stadt und Land und wurde, je nachdem die innere Stellung zu der Gemeinde und ihrem Pastor war, aufgenommen.

„Na, hab ich's mir doch gedacht," sagte mit unverholener Freude einer der Herren auf der Resource, „daß die Sache nicht von Bestand sein werde, nun liegen sie sich schon in den Haaren!"

„Flackerfeuer!" meinte ein Anderer, „Anfangs geht's hoch in die Höhe, dann ist nichts als ein Häuflein Asche übrig!"

Ich muß bemerken, daß die beiden Herren der Loge angehörten

und daß darum die Freude erklärlich war, die sie über den, wie sie meinten, nächstens bevorstehenden Zusammenbruch der Gemeinde empfanden.

Wenn es wahr ist, was Lessing in seinen Gesprächen zwischen Ernst und Falk über Freimaurerei andeutet, wenn sie die sittliche Vervollkommnung des Menschen außerhalb der Ordnung des Evangeliums durch die natürliche Kraft des Menschen erstrebt, dann muß ihr eine Gemeinde zuwider sein, in der sich die Kraft des Evangeliums als das einzige Mittel zu einem in heiliger Bruderliebe geführten Leben erweist. —

Ob auch hier und dort Geistliche zur Loge gehören mögen, so schließen sich dennoch Loge und Kirche einander gegenseitig eben so aus, wie Ja und Nein! —

Andere wurden von dem entstandenen Streit schmerzlich berührt.

Zu diesen gehörte außer den Kreisen, die dem Regierungsrathe und seiner Schwester nahe standen, und die Horst und seiner Familie um des genauen Verkehrs mit diesen und dem allgemein hochgeachteten Assessor willen ihre Theilnahme nicht mehr versagten, der Propst, der Consistorialrath Degen und der Archidiakonus Rothmann an St. Petri.

Der Erstere war durch gelegentliche Mittheilungen des Consistorialraths Landrier für Horst gestimmt worden und wahrscheinlich würde sich dieser, wenn er jetzt demselben seinen Besuch gemacht hätte, sich eines andern Empfanges, als des erfahrenen, zu erfreuen gehabt haben.

Rothmann, der selbst unter einem glaubenslosen Pastor zu seufzen hatte, war von vornherein heimlich für die Sache der Gemeinde gestimmt gewesen, und hatte Horst bei öfterem Zusammentreffen bei Landrier achten und lieben gelernt.

Degen schmerzte es zwar noch immer, daß sich, wie er sagte,

eine Sekte in der lutherischen Kirche etablirt habe, aber er ließ doch der Amtswirksamkeit Horst's Gerechtigkeit widerfahren und es freute ihn, daß die Gemeinde das lutherische Bekenntniß festgehalten und etliche Reformirte zu demselben übergetreten waren. —

Innerhalb der Gemeinde erweckte der Vorfall erst Bestürzung und dann eine tiefe Trauer.

Der alte Paulsiek hatte zwar über den Sohn seines entschlafenen Freundes geäußert: „Hier is de Appel wit van sinen Stamm fallen" — aber daß er bis zu solch' einem Schritte vorgehen würde, das hatte er doch nicht erwartet. „Ik bün sin Pathe," rief er, „äwer ik segg mi nu van em los!"

Der Jürgensmeier meinte: „'t is unmüglik, dat sek Stücke ut em kümp!" Der Miesmeier aber sagte geradezu: „em het de Düvel bi'n Giz packet!"[1]

Nur der alte Bröker sagte, indem er seine Augenbrauen in die Höhe zog: „Wi willt noch in use Urdeel töwen, hett dat, he mag noch wol ümkihren, hett dat!" Der derbe Miesmeier aber sagte, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug: „Wat ümkihren! He het de Gemeinde vör de Welt stinkend mokt!"

Etliche aber in der Gemeinde, wie der bucklichte Schäfer vom Kloppen-Jost, meinten auch, das sei das gerechte Strafgericht Gottes für den weltlichen Sauerteig, „den der Herr Pastoor nich ganz un gor ut sinen Huse utfegget hädde un den he auk met all' dem Sing Sang un Biller un wat dat Tüg all' wör, in de Kerke bracht hädde." —

Ihm gab die Bibeldörte Beifall und Küster Schweppe sagte zwar nichts, aber sein Seufzen und Händefalten bei solchen Aeußerungen

---

[1] ihn hat der T..... bei dem Geiz gefaßt.

bezeugten, daß er doch auch noch nicht völlig von den Stufen des pietistischen Richterstuhls herabgestiegen war. —

Horst selbst stimmte darin dem Schäfer, der Bibeldörte und Schweppe zu, daß er in dieser ernsten Führung einen aufgehobenen Finger seines Gottes sah, aber er suchte den Grund hierfür in etwas Anderem als jene. Er meinte, er und die Gemeinde habe wohl, verführt durch den Segen, den sie bisher erfahren, in dem Ernst der gegenseitigen Fürbitte nachgelassen. Es trieb ihn das zu neuer Inbrunst in seinen Gebeten für die Gemeinde und insbesondere für den armen Ehringhausen.

Der Assessor hatte diesen nicht umstimmen können. So mußte denn Horst und der Hermsmeier dem Rathe des Assessors gemäß, den Justizrath Dr. Rosenzweig zu ihrem Mandatar machen.

Das war ein ganz besonderer Mann, der Assessor hatte schon gesagt, er sei neben seiner juristischen Tüchtigkeit, trotz seines sprudelnden Humors, ein treuer Christ. Horst pflegte später zu äußern: „Aus dem giftigen Boden jenes Processes ist mir die edle Blüthe einer segensreichen Bekanntschaft erwachsen!"

Horst trat in dessen Arbeitszimmer in seiner Wohnung.

Mit seinem hohen Spiegel in vergoldetem Barokrahmen und einigen guten englischen Kupferstichen an den Wänden, seinem mit dunkelgrünem Plüsch überzogenen Sopha und seinen Polysandermöbeln machte es den Eindruck der Wohlhabenheit. Aber die Actenbündel, die haufenweis übereinanderlagen und einige Kleidungsstücke, die auf den Stühlen hingen, ließen vermuthen, daß man einen alten Junggesellen vor sich habe.

Horst trat ein Mann von mittlerer Größe mit einem starken Embonpoint entgegen. Aus dem etwas defecten violettenen Sammetschlafrock, dessen Kehrseite die Spuren der fleißigen Arbeit seines Inhabers an sich trug, sahen unten zwei niedliche kleine Füße in

unverhältnißmäßig großen Schlurren hervor, über denen unbefestigte Sprungriemen auf dem Boden nachschleppten. Oben ragte aus ihm ein mächtiger Kopf mit starker Nase und hervortretenden Augen, aber einem feinen und von einem halb ironischen halb freundlichem Lächeln umspielten Munde. Auf dem fast völlig kahlen Schädel des tiefen Funfzigers, den, wenn er ausging, eine dunkle Perücke bedeckte, ruhte ein kleines rothes enganliegendes Käppchen. In der Hand hielt er in einem Meerschaumpfeifchen einen Cigarrenstummel, der aber nicht mehr in Brand war.

„Ah — ich weiß schon," sagte der Justizrath, als Horst seinen Namen genannt, „der Assessor Fels hat mir schon Alles mitgetheilt, — aber, alter Junge," fuhr er fort, „was sind mir das für Streiche, daß ihr euch in der Gemeinde, die eine Mustergemeinde sein sollte, kratzt und beißt!"

Die Anrede war eigenthümlich. Aber sie kam so humoristisch heraus, und sein Gesicht sprach eine so innige Theilnahme aus, daß auch ein Anderer als Horst sie nicht hätte übelnehmen können — sie paßte ganz zu dem Manne. —

„Setzen Sie sich!" mahnte der Justizrath.

„Halt! setzen Sie sich nicht auf meinen Kopf!" rief er lachend, als Horst sich auf den Stuhl niederlassen wollte, auf dem seine Perücke lag.

Als Horst aufsprang, war der Justizrath schon beschäftigt, ein Paar Unaussprechliche, eine Weste und einen feinen Leibrock von einem andern Stuhl hinwegzuräumen. Der Sopha lag voll von Actenstücken und Papieren.

„Na," meinte der Justizrath, als er sein Pürzelchen, wie er sein Cigarrenstümpfchen nannte, wieder in Brand gebracht hatte, und die linke Hand auf den Rücken gelegt, so weit es die Actenstöße erlaubten,

in dem Zimmer auf und ab ging, „die Sache wird wohl so schlimm nicht werden!

Aber wollen wir nicht lieber einen Vergleich versuchen?" sagte er, indem er vor Horst stehen blieb. „Es ist so besser, damit die Geschichte aus dem Maul der Leute kommt!"

Horst wollte eben antworten, daß ihm das auch das Liebste sei, als ein Gesicht à la Tartüffe durch die Thüre blickte.

„Gut," sagte der Justizrath zu seinem Diener, den er, wie Horst später erfuhr, aus Barmherzigkeit, um ihn zu bessern, in seinen Dienst genommen hatte.

„Entschuldigen Sie einen Augenblick!" wendete sich der Justizrath an Horst, nahm das auf seinem Arbeitstische liegende neue Testament und Gesangbuch und schlurrte hinaus.

Horst hörte zu seinem Erstaunen durch die angelehnte Thür verschiedene Frauenstimmen und es schien ihm an dem leiernden Tone, als ob sie etwas hersagten.

Horst schlich sich an die Spalte der Thüre und er wußte nicht, sollte er lachen oder vor Rührung weinen.

Da standen auf der Treppe des Vorhauses eine Menge zerlumpte Bettelweiber, der Justizrath vor ihnen mit auf seinem Bäuchlein gefalteten Händen. Testament und Gesangbuch lagen in der Fensternische. Eine nach der Andern trat vor und sagte einen Bibelspruch oder leierte einen Gesangbuchsvers. Dann bekam jedes Weib eine Gabe an Geld — wie viel, konnte er nicht sehen.

Die Letzte konnte ihren Vers nicht. „Olle Schachtel," brannte nun der Justizrath los, „hat sie nichts gelernt, dann kriegt sie auch nichts!" Als aber das Weib heulend weggehen wollte, rief er sie zurück und Horst meinte, der Justizrath habe durch eine doppelte Gabe es wieder gut machen wollen, daß er sie etwas hart angelassen hatte.

Horst ging schnell zurück. Der Justizrath hatte ihn aber doch bemerkt. Er war etwas verlegen, als er in die Stube zurücktrat. Er lebte in dem Grundsatze: laß deine Linke nicht wissen, was deine Rechte thut, und erst später erfuhr Horst, welche Ströme des Wohlthuens sich von diesem humoristischen Manne in aller Stille in die Hütten der Armen ergossen. —

Ob er seine Gaben immer in der richtigen Weise vertheilte, darüber mag eine kühlere Beurtheilung vielleicht ihre Bedenken haben. Horst war tief von dem bewegt, was er gesehen und gehört hatte, und vor Gott ist das Herz dieses Mannes sicherlich ein Kleinod.

„Ja, was ich sagen wollte," sagte der Justizrath schnell, „das Beste wäre, sich vertragen!"

„Das wünsche ich auch," erwiederte Horst, „aber wie? Der Ehringhausen verlangt Alles und dann noch die Proceßkosten für seinen Advokaten."

„Weiß — weiß," sagte der Justizrath, „ich will nichts haben, wenn ich nur einen leidlichen Vergleich zu Stande bringe. — Wie steht denn der Hermsmeier zu seiner Sache?" fügte er hinzu.

Horst zuckte die Achseln und meinte, der sei zwar ein vortrefflicher Mann, aber die Wiese und die zehntausend Thaler scheine er nicht fahren lassen zu wollen.

„Kann ich ihm nicht verdenken," sagte der Justizrath, „ich thät's auch nicht, und kann es darum auch nicht von einem Andern verlangen!"

Wie viel mehr wahrhaft christlicher Sinn lag in dieser einfachen Aeußerung als in allem Herr Herr sagen jener Christen, die oft an Andere Forderungen stellen, die sie mit keinem Finger anrühren!

„Na, edler Hirte," fuhr der Justizrath in seiner humoristischen Weise fort, „ich will einmal in Ihr Amt fallen, und sehen, ob der Bock nicht wieder zum Schaf werden will.

Morgen will ich auf den Ehringshof gehen, dann sage ich Ihnen Bescheid, wie es abgelaufen ist."

Als Horst zurückgekehrt war, sagte er zu Gertrud: „Es hat doch Alles etwas Gutes, durch diese unangenehme Geschichte habe ich einen Mann kennen gelernt, der einer Perlmuschel gleicht, wenn sie noch nicht aufgebrochen ist. — Komisch ist er in seiner ganzen Erscheinung und doch ein so rührend einfältiges Gotteskind, den mußt Du kennen lernen, morgen kommt er wahrscheinlich zu uns." —

XLIII.

Es war Pfingsten nahe. Horst wünschte, daß vor diesem Feste die unangenehme Proceßgeschichte möge abgethan sein.

Das Fest, meinte er, das die Erinnerung an die Stiftung der Kirche feiere, der Gemeinschaft, die berufen ist, in seliger Einheit mit Christo ihrem Haupte zu leben und in heiliger Bruderliebe der ewigen Heimath entgegen zu wallen, sollte keine Gemeinde treffen, in der auch nur Zwei mit einander uneins wären.

„Wie kann," sagte er zu Gertrud, „der heilige Geist, der Geist der Einigkeit und des Gebets sich über eine Gemeinde ergießen, durch die ein so tiefer, klaffender Spalt der Uneinigkeit geht!"

Der Assessor hatte einige Tage nach seinem vergeblichen Versuch bei dem jungen Ehringhausen und nachdem er, wie wir wissen, dem Justizrath Dr. Rosenzweig den Stand der Angelegenheit mitgetheilt hatte, Urlaub genommen und sich von Horst und seiner Frau Grüße an ihren beiderseitigen Freund Thalberg und dessen Familie erbeten. Er gedachte, wie er sagte, bei diesem das Pfingstfest zuzubringen.

Er hatte weiter nichts geäußert — Frau Gertrud aber hatte ihn, als er sich verabschiedete, schalkhaft angesehen und gemeint: „Bringen Sie aber doch auch uns ein Stückchen von Ihrem Herzen wieder zurück!"

Der Assessor war tief erröthet, und hatte sich mit einem warmen Händedruck schnell empfohlen.

Der Justizrath war an dem verheißenen Abende und auch am folgenden Tage nicht gekommen. Das machte Horst besorgt, daß seine Absicht nicht erreicht sei und es war nur noch zwei Tage vor dem Feste. —

Eben hatte er das Concept zu seinen Festpredigten beendigt und sich angeschickt, den herrlichen Abend des ersten Juni mit Gertrud zu einem Gange zum Hermshofe zu benutzen, als der Justizrath vom Dienstmädchen gemeldet wurde.

Frau Gertrud legte eilend ihren Hut und Shawl wieder ab.

Da stand der Mann vor ihr. — In elegantem schwarzen Leibrock, der trotz seiner Leibesfülle zugeknöpft war und unter dem eine dicke goldene Erbskette hervorhing. An den kleinen zierlichen Füßen Lackstiefeln. Aus einem Paar großen Vatermördern von blendender Weiße, die ein schwarzseidenes Halstuch umschlang, ragte der große Kopf, dem die dunkle Perücke ein jugendliches Ansehen gab. Während die eine vom hellen Glacéhandschuh bedeckte Hand den feinen Kastor hielt, trug die andere ein zierliches Rohrstöckchen mit Elfenbeingriff.

„Ihre Frau Gemahlin?" wendete sich der Eingetretene an Horst, indem er das Stöckchen bei Seite stellte und sich vor Gertrud gar zierlich verbeugte.

Wenn nicht das Bäuchlein und der große Kopf mit der starken Nase und dem freundlichen Ausdruck um den feinen Mund es bezeugt hätte, so würde man sich gefragt haben, — ist das derselbe

Mann, den wir in dem defekten Schlafrocke mit den großen Schlurren in dem rothen Mützchen gesehen haben?

Frau Gertrud bat ihren Gast, auf dem Sopha Platz zu nehmen. Er aber hatte schon einen Stuhl herbeigeholt und setzte sich ihr zur Seite.

„Bedaure sehr," wendete er sich zu Horst, „daß Sie einen solchen Hottentotten in ihrer Gemeinde haben! Mit dem ist nichts anzufangen," sagte er verdrießlich.

„Ah, ein schönes Instrument!" bemerkte er plötzlich, als sein Auge auf den Wiener Flügel fiel, den Fräulein von Ehren in den letzten Tagen Gertrud als Geburtstagsgeschenk hatte in ihr Zimmer bringen lassen.

„Erlauben Sie!" wendete er sich an Gertrud, stand auf, zog seine Handschuh ab und setzte sich vor das geöffnete Instrument.

Ein paar Akkorde, und man konnte hören, daß ein Meister am Flügel saß. Er schien ganz zu vergessen, wozu er gekommen sei, als nun die kleinen weißen Hände über die Tasten dahinflogen und er, in den Sessel zurückgelehnt, die Augen aufwärts gewandt, die herrlichsten Phantasien vortrug. —

Horst und Gertrud waren ganz Ohr und als der Justizrath plötzlich aufstand und mit den Worten das Instrument schloß: „Sie dürfen es nicht aufstehen lassen!" bat Frau Gertrud ihn, doch noch fortzufahren, solch ein Spiel habe sie lange nicht gehört.

Der Justizrath antwortete nichts, setzte sich wieder auf seinen Stuhl, und als wäre das musikalische Intermezzo gar nicht dagewesen, fuhr er fort:

„Ja, es ist nichts mit dem Menschen anzufangen — ja, ja — ich kenne die Bauernzähigkeit, wenn die sich einmal was in den Kopf gesetzt haben."

„Also der Ehringhausen will nicht zurücknehmen?" sagte Horst seufzend.

„O ja," antwortete der Justizrath, „aber der Mensch verlangt nicht allein sofortigen Abbruch der Kirche, sondern auch Schadenersatz für den ruinirten Garten und rückständige Miethe für das Leibzuchtshaus."

„Als Horst ihn staunend ansah, fuhr er fort, „noch mehr mein Lieber — fünfhundert Thaler Abstandsgelder, wenn er den Prozeß wider die Gemeinde aufgebe!"

„Ist der Ehringhausen denn" —

„Ein Narr, wollen Sie sagen," fiel der Justizrath ihm in's Wort, „ja, das hab' ich ihm auch gesagt! — Aber das kommt nicht aus ihm — da steckt sein Advokat dahinter!"

„Und Hermsmeier's Sache?" fragte Horst.

„Na, den will er noch anders anzapfen," erwiederte der Justizrath, „der soll außer Verzicht auf Wiese und Capital noch einmal so viel Abstandsgelder geben als die Gemeinde, weil das Proceßobjekt so groß ist."

Als Horst ihn etwas ängstlich ansah, fuhr er fort: „Na, nur nicht bange machen — will er's nicht besser haben, dann mag er's nehmen wie's fällt, ich hoffe, daß schließlich das Bezahlen an ihm sein wird.

Aber sagen Sie," setzte er hinzu, „trinkt der Mensch? ich sah eine Kümmelflasche auf dem Tische stehen."

„Das müßte er erst jetzt angefangen haben," antwortete Horst, „sein seliger Vater hatte nicht einmal Branntwein im Hause."

„Wissen Sie was," bemerkte der Justizrath, „er ist doch noch Ihr Gemeindeglied, gehen Sie selbst hin und schärfen Sie ihm das Gewissen, mich dauert der arme Mensch. Geiz ist die Wurzel alles Uebels! Wenn er da nicht herauskommt, dann geht er ja doch verloren!"

Dieses letztere Wort sprach der Justizrath mit solcher Trauer und auf seinen Zügen spiegelte sich ein so tiefes Mitleiden, daß Frau

Gertrud von der innigsten Hochachtung vor dem Manne erfüllt wurde und es ihr leid that, als er schon aufstand, sich vor ihr verbeugte und sich von Horst mit einem warmen Händedruck empfahl.

„Was für ein lieber Mann ist das," sagte Frau Gertrud, als er herausgegangen war. „Aber er hat Dich ja nicht einmal edler Hirte genannt!"

„Er schien in Deiner Gegenwart seinem Humor nicht die Zügel schießen lassen zu wollen," erwiederte Horst.

„Aber nun mach' Dich fertig — der Abend ist schön, wir können noch zu Hermsmeiers," mahnte er seine Frau.

Der Abend war wirklich wunderbar schön.

Die Junisonne stand noch am Himmel, aber die Gluth ihrer Strahlen hatte sich gemildert. Es war jene wohlthuende Wärme durch die Natur ausgegossen, die gerade die angenehme Mitte zwischen Hitze und Kühle hält.

Als sie das dunkle Stadtthor — den Rest der früheren Befestigung — verlassen hatten und ihr Weg sie durch die Gärten führte, die nach dieser Seite hin, jenseits der mächtigen Lindenalleen, zu denen die abgetragenen Wälle eingerichtet waren, die Stadt umgaben, drang ihnen der Duft der Fliederdolden und der aufbrechenden Rosen entgegen.

„O, was ist das doch prächtig!" sagte Gertrud, indem sie sich in den Arm ihres Gatten schmiegte.

Nur eine kleine Strecke führte dann der Weg über die staubige Chaussee, sehr bald leitete ein Fußpfad über einen Anger, der mit jenen bekannten gelben Blumen so bedeckt war, als habe eine milde Fee ihn mit Gold überschüttet. Aufwärts ging es dann durch weite Roggen- und Weizenfelder. Der Roggen hatte schon Aehren angesetzt, während der Weizen erst die feinen Spitzen der künftigen Aehre aus der Blattumhüllung hervorblicken ließ.

Ein leichter Lufthauch, der über die Felder dahinzog, ließ diese wie eine wogende Fluth erscheinen.

„Sieh da, die wogende Liebe unseres Gottes, der sich seiner Menschenkinder wieder so freundlich annimmt und sie mit seiner Güte speisen will," sagte Horst zu Gertrud, die stillvergnügt an seiner Seite durch die Saatfelder ging.

Jetzt hatten sie die Höhe erreicht, auf der am Fuße des bewaldeten Bergzuges der Hermshof lag.

„Nun sieh Dich doch einmal um," sagte Frau Gertrud, als sie stehen blieb und zurückblickte.

Es war ein prächtiges Bild, das da in seinen verschiedenen Farbentönen.

Zu Füßen die wogenden Saatfelder, hier und dort durch blühende Hagedornbüsche unterbrochen. Im Grunde der goldübersäete Anger. Drüben hin die Stadt mit ihrem Alleeenkranz, Gärten und Parkanlagen, aus denen freundliche Villen hervorragten. Seitwärts und jenseits in der weiten Ebene zerstreute Dörfer, Meierhöfe, Saatfelder, Waldungen, und über den Waldungen die Thürme der nächsten Nachbarstadt hervorragend. Ueber diesen ganzen bunten Teppich in seinem manchfachen Farbenwechsel, vom saftigsten Grün zu jenem zarten duftigen Blau hinüber, das silberne Band des Flusses gelegt, der die Stadt durchströmte und dort in der Ferne der Höhenzug, der in seinem zarten Blau fast durchsichtig erschien: — es war in der That der Mühe werth, daß Frau Gertrud stillestand und ihren Gatten aufforderte, sich an der Landschaft zu laben.

„So schön haben wir's doch in X. nicht gehabt," sagte Gertrud und sah mit ihrem freundlichen blauen Auge zu ihm hinauf.

„Allerdings nicht," erwiederte er, „da waren wohl Wälder, aber Alles Flachland — wenn ich nur erst die Sorge wegen des Processes los wäre."

„Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigner Pein, läßt Gott ihm gar nichts nehmen, es muß erbeten sein," recitirte Frau Gertrud und Horst drückte ihr warm die Hand.

Der Hermsmeier, der seinen Pastor hatte kommen sehen, begrüßte ihn schon am Eingange zur Deele und Fiken, die auf die Nachricht durch die Kuhmagd schnell aus dem Milchkeller gekommen war, freute sich „unbändig, dat de laiwe Fru Pastörschke se auk besögde."[1]

Frau Gertrud wäre gern bei dem schönen Abende draußen geblieben, aber der Bauer hält es wider den Respekt, seinen Gästen vor dem Hause einen Platz anzuweisen. Es mag das daher kommen, weil das Draußen für ihn das Gewöhnliche ist.

„Wissen Sie schon," hob Horst an, als er mit Gertrud auf dem Sopha in der Visitenstube Platz genommen hatte, während Fiken in die Küche ging, um das Abendbrod zu besorgen, „daß auch der Justizrath nichts bei Ihrem Schwager hat ausrichten können?"

„Ich habe es mir wohl gedacht," erwiederte der Hermsmeier, „er ist zähe wie mein seliger Schwiegervater, und wenn er einmal eine Sache angefangen hat, dann läßt er nicht sobald davon los."

Als Horst ihm die exorbitante Forderung mittheilte, die sein Schwager zur Bedingung der Aufgabe des Processes gestellt hatte, sagte der Hermsmeier ruhig aber bestimmt: „Nein, Herr Pastoor, auch keinen Pfennig — will er seines Vaters letzten Willen nicht achten, so mag er sehen, ob er Recht bekommt!"

„Ja, das ist's," erwiederte Horst, „was mich so sehr betrübt, daß der junge Mensch aller Ehrfurcht, die er seinem Vater schuldet, so in's Angesicht schlägt!"

„Ach, Herr Pastoor," sagte Fiken, die in die Stube zurück-

[1] besuche.

gekehrt, den Tisch deckte, „wenn Se doch noch enen Versök moken wullden — he is doch min laiwlike Broer," und als sie das sagte, wischte sie mit der Schürze über die Augen.

„Das hab' ich mir vorgenommen," erwiederte Horst, „aber ich verhehle es nicht, ich verspreche mir davon bitterwenig.

Gesetzt aber, ich könnte ihn zu einem Vergleich bewegen, was kann ich ihm dann von Ihrer Seite für Vorschläge machen?" fragte er den Hermsmeier.

Der besann sich eine Zeit lang, dann sagte er: „meinetwegen halb Part der Proceßkosten, das will ich übernehmen, damit die Sache nur aus der Welt kommt."

Das war für einen Bauer, selbst wie Hermsmeier einer war, ein großes Anerbieten, und wär's auch noch wohl für andere Leute gewesen!

„Aber, wenn er nun mehr verlangt?" fuhr Horst fort, „wenn er statt zehn nur fünftausend Thaler bietet?"

„Herr Pastoor," erwiederte der Hermsmeier nach einigem Nachsinnen, „ich habe daran schon gedacht, als wir von dem Herrn Assessor gingen, und da habe ich einen schweren innerlichen Kampf gehabt, denn Sie müssen zugeben, fünftausend Thaler, die man mit Fug und Recht zu fordern hat, so hinzugeben, das geht der Natur sauer ein. — — Als ich aber an dem Abende in der Abendlection an die Stelle kam: So Jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel — da dachte ich, das sagt dir der Herr und da war ich mit Fiken eins geworden, eher daß ich einen Proceß führte, die ganze Erbschaft, Wiese und Geld fahren zu lassen.

Dann aber," fuhr der Hermsmeier fort, „habe ich mir die Sache doch noch einmal überlegt und mich gefragt, ob das auch für meinen Schwager gut sein würde, wenn ihm so das größte Unrecht glückte. Und da bin ich dann zu dem Schluß gekommen, daß meine Nach=

giebigkeit für seine Seele wohl nicht gut wäre, — doch das müssen Sie, Herr Pastoor, besser wissen, als ich," schloß der Hermsmeier.

„Allerdings," meinte Horst, der sich über die Herzensstellung seines Beichtkindes von Herzen freute, „wenn er nicht zu einem Vergleich bereit ist, dann wäre es ihrem Schwager nicht gut, wenn er mit hohen Schuhen durch sein Unrecht hindurch ginge!"

„Nun — dann versuchen Sie's noch einmal mit ihm, und will er dann nicht — so führen wir in Gottes Namen den Proceß weiter," sagte der Hermsmeier.

Die Sonne war unterweilen hinter den Bergen herabgesunken und die Abenddämmerung lagerte sich über das Thal, in dem die Stadt lag.

Hermsmeier und Fiken geleiteten ihre Gäste noch eine Strecke Weges und ersterer mahnte:

„Herr Pastoor, gehen Sie doch morgen zu meinem Schwager! Vielleicht, daß der Herr Gnade giebt, dann können wir doch fröhlich Pfingsten feiern!"

XLIV.

Horst's Versuch bei dem jungen Ehringhausen war vergeblich gewesen.

Dem jungen Manne waren zwar unter den Vorhaltungen seines Pastors, der ihn an seinen Vater und daran erinnert hatte, was er diesem einst in der Ewigkeit auf seine Frage, ob er auch seinen letzten Willen treulich ausgeführt habe, antworten wolle, die Schweißtropfen auf die Stirne getreten, aber er hatte dennoch gesagt: „Herr Pastoor, et bliwt so as et is!"

Diese Hartnäckigkeit des Sohnes seines lieben alten seligen

Ehringhausen war ihm ein bitterer Tropfen in den gnadenreichen Kelch seiner Pfingstfreude.

Der war ihm allerdings voll eingeschenkt worden.

Er fand die Kirche in einen Maienwald verwandelt und der Lehrer Tospann hatte in Verbindung mit Märtens sich bemüht, den Knabenchor zu der nach dem Beschlusse des Kirchenvorstandes ihm ja für die hohen Feste gestatteten reicheren Liturgie auf das Beste einzuüben.

Selbst die Gegner von jener Versammlung her — der alte Bröker und Treppelmann und wie sie Alle hießen, mußten nach dem Schlusse des Gottesdienstes es eingestehen, daß er sehr feierlich gewesen sei, und der alte Paulsiek redete nicht mehr von „Plapperi un Singeri."

Das heilige Pfingstfest scheint sich ein anderer Geist auserkoren zu haben, um den Wirkungen des heiligen Geistes hemmend in den Weg zu treten.

Während die vornehmere Welt dieses Fest häufig zu ferneren oder näheren Ausflügen und Landpartien benutzt, sucht der niedere Handwerkerstand seine Pfingstfreude in Tanzlokalen und Tabagieen.

Das war in der Gemeinde anders. — Keiner von den Knechten und Mägden der Höfe, die zu ihr gehörten, ging den Weg früherer Jahre zum Kruge. Als die Gesellen der Fleischerinnung einen Ball in dem uns bekannten Lokale veranstalten wollten, trat dem der Innungsmeister, unser Treppelmann, entgegen und meinte, wenn sie ja tanzen müßten, dann möchten sie sich einen andern Tag aussuchen, am Pfingstfeste gestatte er das nicht. — —

Den Abend des zweiten Pfingsttages hatten die Geschwister von Ehren Horst und seine Gertrud gebeten, bei ihnen in ihrem Garten zuzubringen.

Horst hatte einen Brief von seiner Schwester bekommen, worin sie

geäußert, ihr sei wie einem Fisch im Wasser in ihrem schönen Beruf. Besonders rühmte sie die herrlichen Gottesdienste, denen sie dort beiwohnen könne, sie seien ganz so, wie ihr Bruder sie wünsche. Herzliche Grüße, die sie an Fräulein von Ehren und den Regierungsrath bestellt hatte, wurden von Horst ausgerichtet und der Brief vorgelesen.

Es war eine große Gnade, daß der Regierungsrath sich von Herzen des Briefes freuen konnte. Der Schmerz, den seine Seele erfahren, hatte ihn nur näher zu dem hingeführt, der alle Schmerzen stillt — seinem Heilande und das Pfingstfest hatte ihm von Neuem das Zeugniß gegeben, daß es eine Gemeinschaft der Heiligen giebt, die für das Zerbrechen irdischer Wünsche den reichsten Trost bietet.

Die Gartenpforte öffnete sich, und um die blühenden Jasmin- und Fliederbüsche bog der Consistorialrath Landrier mit Frau und Tochter. In seiner Begleitung war der Archidiakonus Rothmann.

„Ah, lieber Consistorialrath!' ging der Wirth, nachdem er die Damen begrüßt, auf Landrier zu, „seien sie uns willkommen!"

„Ich muß um Entschuldigung bitten," sagte der Archidiakonus, „daß ich so ungeladen in Ihren Kreis trete, aber der Consistorialrath mag das verantworten, ich wollte ihn besuchen und da hat er mich mitgenommen!"

„Da hat uns der liebe Consistorialrath eine große Freude bereitet," antwortete Fräulein von Ehren in ihrer herzgewinnenden Weise. —

Als sich alle niedergelassen, fragte Landrier umherblickend, „aber wo ist denn der Assessor?"

„Der ist verreist," nahm Frau Gertrud das Wort, und sah dabei schalkhaft Fräulein von Ehren an, die lächelnd den Blick erwiederte.

Landrier hatte diesen Blick wohl bemerkt, aber er war taktvoll genug, nicht weiter zu fragen. Die Consistorialräthin aber, der jener

Blick ebenfalls nicht entgangen war, konnte es nicht unterlassen, die Frau Schwester beiseit ein wenig in's Examen zu nehmen. Sie verehrte den Assessor aufrichtig und ein glückliches Ereigniß in seinem Leben würde sie mit ungeheuchelter Freude erfüllt haben.

„Das ist ja, lieber Bruder Horst," wendete sich Landrier an diesen, „eine recht fatale Geschichte in Ihrer Gemeinde.

Läßt sich denn das nicht noch beseitigen?

Die Gemeinde entwickelte sich so lieblich und nun kommt dieser Nachtfrost über die Blüthen," sagte er mit warmer Theilnahme.

Horst theilte Alles mit, was bisher zur Beilegung der Sache geschehen war, und Landrier sowohl wie Rothmann mußten zugeben, daß sich nun nichts weiter thun lasse, als die Sache der guten und gnädigen Hand Gottes zu befehlen.

„Aber wissen Sie," meinte Landrier, „wie die Bäume durch Stürme fester wurzeln, so kann auch diese Sache nur dazu dienen, die Gemeinde fester in den Boden der Gnade einzusenken. Alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater gepflanzt hat, spricht der Herr, kann Niemand ausreißen."

Horst reichte dankend dem Consistorialrathe die Hand.

„In welche Hand haben Sie denn die Führung des Processes gelegt?" fragte der Archidiakonus.

In diesem Augenblicke öffnete sich wieder die Gartenthür und ein eleganter Herrenhut auf dunkelm Haar wurde sichtbar.

„In dessen Hand!" erwiederte Horst lachend, indem er aufstand und dem Justizrath Dr. Rosenzweig die Hand reichte.

Außer Frau Gertrud war der Justizrath den Damen persönlich noch nicht bekannt. Sie wußten aber, daß er neben dem Assessor einer der ausgezeichnetsten Juristen der Stadt war. Dafür zeugte auch sein Doctor utriusque.

Da stand der Mann mit den kleinen Füßchen und dem großen

Kopf und dem ihn gar nicht übel kleidenden Embonpoint im schwarzen zugeknöpften Leibrock mit hellen Pantalons und der saubern Wäsche und hellgelben Glacéhandschuhen.

Es war eigentlich gar nichts Komisches, sondern nur etwas Elegantes in der ganzen Erscheinung, und doch machte sie wegen des unaussprechlichen Humors, der sich in ihr aussprach, einen Eindruck, daß man unwillkürlich heiter gestimmt wurde.

„Justizrath Dr. Rosenzweig," wendete sich der Regierungsrath an seine Schwester, die ihn dann herzlich willkommen hieß und ihn bat, sich niederzulassen.

„Consistorialrath Landrier," wollte der Regierungsrath in seinem Vorstellungsgeschäft, als er die Namen der Damen genannt hatte, fortfahren.

„O, alter Freund, wir kennen uns schon," sagte der Justizrath und reichte Landrier die Hand.

Er besuchte zuweilen dessen Kirche und die Damen des Consistorialraths flüsterten jetzt untereinander, „das ist der, der in der Kirche oft so laut spricht, und so auffallend gestikulirt, wenn ihm etwas in der Predigt zu gefallen oder zu mißfallen scheint!"

„Herr Archidiakonus Rothmann," wies der Regierungsrath auf diesen.

„Alter Bürger hier — und sollte den Blaßmann nicht kennen?" fiel der Justizrath ein.

Ein schallendes Gelächter hätte beinahe den blassen hageren Rothmann verlegen gemacht, wenn nicht der Justizrath ihn auf die Schulter klopfend gesagt hätte: „Na, alter Freund, für die Ironie unserer Namen können wir nun einmal nicht, so heiße ich Rosenzweig, ein zarter Name, der sich recht für mich paßt," und dabei sah er mit solcher Komik auf sein Bäuchlein herab, daß wiederum Alle in ein lautes Gelächter ausbrachen.

„Ich habe Sie aufgesucht, Herr Pastor," wendete er sich nun plötzlich an Horst, „man sagte mir, Sie seien hier, und darum entschuldigen Sie, mein gnädiges Fräulein!" machte er eine Verbeugung gegen Fräulein von Ehren.

„Wünschen Sie mich allein zu sprechen?" fragte Horst.

„Nicht nöthig," meinte der Justizrath, „sind ja Alle Freunde — ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich Bröker's Klage in Händen und auch schon beantwortet habe."

Alle waren gespannt.

„Nun, mit der Hermsmeierschen Sache wird ihn der Gerichtshof einfach zur Ruhe verweisen und die mit der Gemeinde — nun ja, da muß man sehen, wie sie läuft. Ich glaube, daß er auch mit ihr abblitzen wird."

„Das gebe Gott," erwiederte Horst und theilte dann dem Justizrath, so weit er das durfte, den Versuch mit, den er noch selbst bei dem jungen Ehringhausen gewagt habe. — —

„Apropos — wissen Sie denn schon," sagte nun der Justizrath, „daß der arme Kranz heute auf der Kanzel einen Blutsturz bekommen hat?"

„Wie, Kranz!" riefen Alle erschrocken.

„Er sah schon lange Zeit übel aus," sagte Landrier mit Theilnahme.

„Gott gebe, daß der arme Bruder noch in sich geht," meinte der Archidiakonus und man konnte es ihm abfühlen, wie seiner Seele vor dem Gedanken bange war, daß Kranz ohne Umkehr könne abgerufen werden.

Es hatte sich ein tiefes Schweigen der Gesellschaft bemächtigt, das erst durch die Ankunft des Dieners, der die Theemaschine brachte, unterbrochen wurde.

Der Justizrath wollte aufstehen, wurde aber von Fräulein von Ehren dringend genöthigt, doch den Thee mit ihnen einzunehmen.

Als Fräulein von Ehren bei der Theebereitung beschäftigt war und die Männer in ein Gespräch über die möglichen Folgen der Abberufung des Pastors Kranz sich vertieft hatten, die Damen sich aber über Haushaltungsangelegenheiten unterhielten, sagte die Erstere plötzlich zu Landrier: „Sie sind uns noch das Kabinetsstückchen schuldig!"

Landrier mußte sich erst besinnen. „Ah," erwiederte er dann, „Sie meinen die Lehre vom tausendjährigen Reich!"

Der Justizrath horchte hoch auf. „Ei," sagte er, „da bin ich ja zur glücklichen Stunde gekommen!

Ich habe nun die Bibel ein paar Mal ganz durchgelesen, wenn ich aber an die Offenbarung komme, dann klappe ich das Buch zu, davon verstehe ich nichts!"

Der Justizrath stieg außerordentlich in Fräulein von Ehren's Achtung, als sie hörte, daß er die Bibel so fleißig lese. Und wenn sie nun erst gewußt hätte, daß er, wenn er Vormittags in der Kirche gewesen war, den ganzen Sonntag bei dieser Lectüre zubrachte und daß es nur eine Ausnahme war, daß er heute sein Bibellesen unterbrochen hatte!

Der Justizrath war in der That ein frommer Christ, aber das gerade Gegentheil von einem Pietisten! Man hätte ihn wegen seines methodischen Bibellesens vielleicht eher einer Verwandtschaft mit dem Methodismus beschuldigen können, wenn ihn nicht seine sonstige christliche Anschauungsweise auch vor diesem Vorwurfe bewahrt hätte.

„Ja, mein liebes, gnädiges Fräulein," sagte Landrier, „da müßte ich die ganze Offenbarung Ihnen auslegen, so enge ist die Lehre vom tausendjährigen Reiche mit dem ganzen Buche des heiligen Johannes verwoben!"

„Haben Sie denn schon den neuesten Commentar über die Offenbarung gelesen?" fragte der Archidiakonus den Consistorialrath.

„Ah — Sie meinen den von dem theueren Hengstenberg?"

erwiederte Landrier. „Ich bin dabei, gestehe Ihnen aber offen, daß ich mich dieses Mal mit dem lieben Gottesmanne nicht einverstanden erklären kann. Ich muß doch das tausendjährige Reich noch in die Zukunft verlegen."

„Was ist's denn eigentlich mit dem tausendjährigen Reich?" fragte nun der Justizrath.

Jede Spur seines Humors war bei ihm gewichen. Das war immer so, wenn religiöse Fragen seine Seele bewegten, dann trugen seine Züge den Ausdruck des gespanntesten Ernstes und es war oft rührend, welche kindliche Freude sich dann über sein Gesicht hinbreitete, wenn sein Geist einen neuen ihn befriedigenden Aufschluß auf diesem Gebiete empfing.

„So weit ich das Buch des heiligen Johannes verstehe," erwiederte Landrier, „so kommt noch eine Zeit, in der die Gemeinde Gottes, wenn auch nicht ohne Sünde, doch in einer bisher nicht vorhandenen inneren und äußeren Herrlichkeit ihr Leben auf Erden entfalten wird. — Das Babelwesen innerhalb der Kirche hat dann aufgehört, der Antichristus ist umgebracht durch den Odem aus dem Munde des Herrn, und Satan gebunden, so daß er keine Gewalt mehr hat, wie bisher die widergöttlichen Elemente im Völkerleben zu einer imponirenden Macht zu vereinigen. Das Königreich Jesu, auf das bereits der gläubige Schächer hoffte, um dessen Aufrichtung die Jünger den Herrn auf dem letzten Wege zum Himmelfahrtsberge befragten, das die Propheten in allerlei Gesichten erblickt und von dessen Herrlichkeit sie geredet haben, das in der gegenwärtigen Zeit der Kirche innerlich in den Herzen, die sich ihm nicht entziehen, in verborgener Weise sich gestaltet, — das wird dann offenbar erscheinen!

Die Zeit ist das tausendjährige Reich," fuhr Landrier fort und sagte darauf — sich an Horst wendend — „in der Zeit werden sich Ihre und die gottesdienstlichen Ideale des Verfassers der Therese erfüllen,

ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, zur Abgötterei zu verführen oder zu einem bloßen Lippenwerk oder einem Gegenstande der Schaulust zu werden!"

„Das muß ja eine prächtige Zeit sein!" meinte Fräulein von Ehren, und der Justizrath schien ganz hingenommen von der Aussicht auf eine solche Zeit, bemerkte aber doch, daß, wenn er nicht irre, die lutherische Kirche diese Anschauung vom tausendjährigen Reiche nicht theile.

„Ich weiß," erwiederte Landrier, fuhr dann aber fort: „ich habe so eben den Verfasser der Therese genannt, ich habe dem Etwas abzubitten!"

Alle sahen ihn groß an. Das Buch, das am Abend des zweiten Weihnachtstages den Mittelpunkt der Unterhaltung gebildet hatte, war fast vergessen. Horst, der es vom Assessor empfangen, aber keine Zeit gehabt, es zu lesen, hatte es dem Consistorialrath auf dessen Bitte überlassen, und dieser hatte gerade in den letzten Tagen es mit Sorgfalt durchgelesen.

„Allerdings," sagte der Consistorialrath, „hat die Therese mich nicht in meiner am Weihnachtsabend geäußerten Ansicht irre machen können, daß es nicht wohlgethan sei, Fragen, wie sie in diesem Buche behandelt werden, in das Gewand der Novelle zu kleiden, aber mein strenges Urtheil, das ich damals über dasselbe und damit über seinen Verfasser äußerte, muß ich jetzt, nachdem ich es gelesen, doch sehr limitiren, wenn nicht geradezu zurücknehmen.

Ich verzeihe dem Verfasser seine Angriffe auf die reformirte Kirche, um so lieber," fuhr der Consistorialrath fort, „als er nun einmal Lutheraner ist und doch jene Weitherzigkeit sich bewahrt hat, die jeder Kirche ihre Stellung in der Einen heiligen allgemeinen Kirche anweist.

Was mir aber das Buch fast lieb macht, das ist der Ernst eines tief sittlichen Strebens, der in ihm waltet.

Es ist wahr," äußerte der Consistorialrath weiter, „es schildert und geißelt die Erscheinung des selbstsüchtigen fleischlichen Sinnes. Aber überall, auch durch die beißendste Ironie hindurch, leuchtet das Bestreben, der Macht des Herrn in der Kirche, der der Verfasser nun einmal den Vorzug giebt, den Sieg gewinnen zu lassen.

Und wie gewaltig packt in dem Buche," rief der Consistorialrath, „die richtende Hand des lebendigen Gottes den frechen Sünder!

In künstlerischer Beziehung," fügte er hinzu, „läßt sich allerdings außer dem, was schon unser Assessor bemerkt hat, noch Manches an ihm aussetzen. Einige Ausdrücke, darin muß ich dem Assessor recht geben, überschreiten allerdings die Decenz, die ein wahres Kunstwerk fordert. Ich kann mir das nicht anders erklären, als daß der Verfasser zu nachgiebig gegen den herrschenden Geschmack des größern Lesepublikums gewesen ist, um vielleicht seinem Buche auch unter der Welt einen größeren Leserkreis zu gewinnen."

„Aber da steht Ihr Urtheil dem unseres Assessors ja fast geradezu entgegen!" bemerkte der Regierungsrath.

Ich kann," fuhr Landrier lächelnd fort, „des Assessors Urtheil mir nur aus jenem angedeuteten Fehler und daraus erklären, daß das Buch den Namen Therese führt, und daß seine Seele bei diesem Namen von Empfindungen ergriffen war, die ihn den Zusammenhang etlicher in demselben vorkommender Schilderungen mit diesem Namen schmerzlich empfinden ließen."

Der Justizrath hatte gespannt zugehört, und weil er das Buch nicht kannte, so erklärte ihm Landrier, daß der Verfasser ähnliche liturgische Gedanken trage wie Horst und diese, wie es scheine, in dem Gewande der Novelle weiteren Kreisen nebenbei zur Anschauung bringen wolle.

Eben wollte Horst dem Consistorialrath bemerken, daß er nach reiflicher Ueberlegung doch nicht in die von jenem geäußerte Ansicht

einstimme, als ob der liturgische Ausbau des Gottesdienstes wegen des möglichen Einflusses der Sünde auf ihn, nicht der gegenwärtigen Kirchenzeit angehören könne, — als der Diener zwei Briefe brachte, die so eben der Postbote abgegeben habe, der eine sei an den Pastor Horst, den der Bote nicht zu Hause getroffen habe.

Beider Couverts gleich — und beider Aufschrift von der Hand des Assessors.

Horst hatte den seinigen zuerst geöffnet und brach mit Frau Gertrud, die mit hineingesehen, in lauten Jubel aus.

„Der Assessor hat seine Therese!" rief Frau Gertrud.

Jetzt las auch der Regierungsrath — fein auf einem Velinbogen gedruckt:

„Therese Montabauer — Heinrich Fels, Obergerichtsassessor — Verlobte. X. und Y., 31. Mai 18.."

„Das ist doch eine rechte Pfingstfreude!" rief Frau Gertrud ihrem Manne zu.

Landrier mit Frau und Tochter sprachen auch ihre herzliche Theilnahme aus.

Fräulein von Ehren nahm das Blatt aus der Hand ihres Bruders und sah diesen einen Moment wehmüthig an.

Der Regierungsrath fuhr mit der Hand über die Stirn, dann sagte er tiefbewegt: „Gott segne ihn und sie!"

Aber im nächsten Augenblicke mußte er hellauf lachen.

Der Justizrath war aufgestanden, faßte den langen Rothmann, der ja ebenfalls alter Junggeselle war, mit komischer Geberde unter den Arm und sagte zu diesem in einem unaussprechlich humoristischen Tone: „Kommen Sie, oller Junge, wir wollen weggehen, hier passen wir nicht mehr hin!"

„Bleiben Sie doch nur!" rief der Regierungsrath noch immer lachend, als der Justizrath wirklich zu Hut und Stock griff.

„Es ist jetzt Zeit für mich," erwiederte er ernsthaft. Ihn trieb sein Gewissen; er hatte noch nicht die Capitelzahl in der Bibel gelesen, die er sich für den zweiten Festtag bestimmt hatte. —

Als aber Fräulein von Ehren ebenfalls dringend bat, sagte er zum Archidiakonus, indem er ihn wieder neben sich niederzog, „wir wollen's einmal riskiren!"

Aus der fröhlichen Laune, die durch jene Briefe geweckt und die der Justizrath nicht wenig gefördert hatte, kam die Gesellschaft auch nicht wieder heraus.

Auf einen Wink des Regierungsrathes an den Diener servirte dieser Champagnergläser und mit dem schäumenden Wein wurde die Gesundheit des Assessors und seiner Braut getrunken.

„Na, Hirte!" wendete sich der Justizrath an Horst, „wenn das aber Ihr Schweppe sähe?"

„Kennen Sie den?" fragte Horst.

„Wer sollte den nicht kennen!" antwortete der Justizrath lachend. „Ehe Sie hier waren und ihn zum ehrsamen Küster avancirten, war er oft bei unserem Consistorialrath in der Kirche — ach, was hat der da gehimmelt!"

Und nun machte er so urkomisch des Schweppe Geberden nach, wenn etwas in der Predigt vorkam, das ihn besonders ergriff, daß wiederum die allgemeine Heiterkeit zur äußersten Explosion kam.

Dann aber setzte er hinzu, als thue es ihm leid, daß er den ehrlichen etwas augenverdrehenden Schweppe lächerlich gemacht habe, „aber es ist ein kreuzbraver Mensch, er ist wirklich fromm. Daß er Champagnertrinken für eine Sünde halten würde, dafür kann er nicht, er hat ihn noch nicht gekostet!"

Auch diese Aeußerung kam wieder so komisch heraus, daß die heitere Laune immer größer wurde.

„Wie, ist das schon zehn?" sagte Landrier, als St. Petri

Thurmuhr ihre klangvolle Baßstimme ertönen ließ, „in der That!“ als er ausgezählt hatte und der Thürmer sein Lied blies.

„Dem Glücklichen schlägt keine Stunde„ — erhob sich der Justizrath — „aber uns beiden Junggesellen,“ fügte er in seinem unverwüstlichen Humor hinzu, und als der Archidiakonus nicht sogleich aufstand, gab er ihm einen leichten Stoß: „na, oller Blaßmann, Dir gefällt es hier wohl?

Ich habe die Ehre, mich Ihnen allerseits bestens zu empfehlen,“ kam mit einem sehr zierlichen Bückling so unmittelbar auf jene humoristische Aufforderung an den Archidiakonus Rothmann, daß man kaum vor Lachen sich die Hand reichen und gute Nacht wünschen konnte.

„Ist das ein komischer Mann!“ sagte Frau Gertrud, als sie am Arme ihres Gatten in dem lauen Juniabend ihrem Hause zuwanderte.

„Aber durch und durch Gold!“ erwiederte Horst.

„Gewiß,“ sagte Gertrud, „überall blickt durch die komische Außenseite das treue gottergebene Herz!“

XLV.

Es waren etwa acht Tage nach jenem Pfingstabende — Horst angeregt durch die Aeußerungen des Consistorialraths über das tausendjährige Reich, war mit Studien über die Offenbarung des heiligen Johannes beschäftigt — als die Magd ihm einen Brief überreichte, den das Dienstmädchen des Pastors Kranz überbracht hatte.

Der Brief war mit unsicherer Hand geschrieben. Pastor Kranz bat ihn mit ein paar Worten darin, wenn er Zeit habe, ihn für einen Augenblick besuchen zu wollen.

Horst kannte durch Mathilde die Bitte, die der alte Ehringhausen auf seinem Krankenbette an Kranz gerichtet und was dieser darauf

erwiedert hatte. Was mußte während der Zeit in der Seele dieses Mannes vor sich gegangen sein, daß er nun selbst den Wunsch nach einem Besuche aussprach!

Ihm fiel unwillkürlich Poul Gerhardts unübertreffliches Wort ein:

Weg hast du allerwegen
An Mitteln fehlt dir's nicht,
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht;
Dein Werk kann Niemand hindern,
Dein Arbeit darf nicht ruh'n,
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun.

„Geh sofort hin!“ drängte Frau Gertrud, als er ihr den Brief gegeben hatte, „Du weißt, er hat ja am zweiten Pfingsttage einen Blutsturz gehabt!“

Es war Horst wunderbar zu Muthe, als er in das Pastorat zu St. Jacobi eintrat. Hier wohnte der Mann, der bis dahin sein entschiedenster Gegner war, und der — menschlich angesehen — ja ein gewisses Recht hatte, ihn als einen Eindringling in sein Amt anzusehen.

Nachdem er gemeldet war, trat er durch die Studirstube in ein Zimmer, dessen Fenster halb verhangen waren, so daß nur ein gedämpftes Licht herrschte.

Eine Dame in Schwarz trat ihm entgegen, grüßte ihn fast kalt und sagte in einem schneidenden Ton, indem sie auf ein Bett an der hinteren Wand hinwies: „Voila, monsieur, dort is mon mari!“ damit entfernte sie sich aus dem Zimmer. —

Franz hatte, wie Horst schon früher erfahren, sein einziges Kind, sein dreijähriges Söhnlein in den Märztagen an der Bräune verloren. Das der Grund des Traueranzuges seiner Frau.

Horst trat an das Bette.

Da lag, den Oberkörper durch Kissen in aufrechte Stellung gebracht, der kranke Mann.

Keine Spur mehr von der früheren kräftigen Gestalt! Todesbleich — die Lippen weiß und schmal, so daß sie die blendend weißen Zähne nur noch mühsam bedeckten, das gelockte Haar wirr um den Kopf — das große dunkle Auge von jenem verrätherischen Glanz, der das sichere Kennzeichen eilend vorschreitender Schwindsucht ist.

Als Horst an das Bett trat, überflog eine plötzliche Röthe das auch jetzt noch schöne Antlitz, um dann wieder einer desto tieferen Blässe Platz zu machen.

„Sie haben meinen Besuch gewünscht, Herr Bruder," sagte Horst, dem es bei dem Anblick des Mannes naß im Auge werden wollte.

Das „Herr Bruder" kam ihm unwillkürlich. Kranz schien es zu fühlen, daß ihm diese Benennung aus dem Munde Horst's eigentlich nicht zukomme, es zog einen Moment ein tief schmerzlicher Zug um seine Lippen.

Dann reichte er ihm die hagere Hand, winkte ihm, sich zu setzen, und sagte mit matter, von Husten unterbrochener Stimme: „Ich danke Ihnen, daß Sie meine Bitte erfüllt haben."

Horst saß schweigend da und hielt die dargebotene Hand in der seinigen.

„Der selige Ehringhausen hat mich an Sie gewiesen," hob nun Kranz an, schwieg dann aber wieder, sichtbar durch die wenigen Worte angestrengt.

„Ich freue mich, daß ich bei Ihnen sein darf," sagte Horst und reichte dem Kranken auf dessen Wink ein Glas mit Limonade, das auf dem Tische neben dem Bette stand.

Erquickt durch den Trank richtete sich Kranz in den Kissen auf,

sah Horst mit einem tiefen durchdringenden Blicke an und fragte laut: „Ist Christus wahrhaftig Gottes Sohn?“

Als Horst auf diese Frage tiefbewegt mit ja geantwortet, legte sich Kranz in die Kissen zurück, starrte vor sich hin und sagte mit gebrochener Stimme: „Dann bin ich verloren!“

Es grauste Horst bei dem Worte. Es war ihm, als wenn eine Seele klagend aus den Schauern der Ewigkeit riefe — „verloren!“

Aber im selbigen Augenblicke durchleuchtete es ihn auch wieder hell und klar — — „nein — nein!“ rief er — „nicht verloren, es ist noch Rettung! Der Herr spricht: Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde! — Wer an Ihn glaubt, der wird nicht gerichtet!“ —

Der kranke Mann sah ihn zweifelnd an und sagte dann, indem er vor sich hinstarrte: „Für mich nicht, meine Sünde ist zu groß, als daß sie mir vergeben werden könnte, ich habe Lügen gepredigt, wenn Christus Gottes Sohn ist.“

„Wer Etwas redet wider des Menschen Sohn, dem wird es vergeben — steht geschrieben,“ sagte Horst sanft aber tief erschüttert, „und St. Paulus,“ fügte er hinzu, „hat auch einmal als Saulus die Gemeinde Gottes verfolgt und hat doch Gnade gefunden, als er an den Sohn Gottes glaubte, ja er ist ein großer Apostel des Herrn geworden!“

Kranz sah noch immer starr vor sich hin, dann schlug er den Blick auf, heftete sein dunkles Auge auf Horst, als habe er tief in dessen Seele lesen wollen und sagte: „Glauben Sie wirklich — täuschen Sie mich aber nicht — glauben Sie wirklich, daß für mich noch eine Hoffnung ist?“

„Ja, das glaube ich, — das weiß ich,“ erwiederte Horst mit fester, gehobener Stimme, „denn es steht geschrieben: Wenn eure

Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich roth ist wie Rosinfarbe, soll sie doch wie Wolle werden!"

Ueber das Angesicht des Kranken zog es wie ein Leuchten der Freude, er faltete seine hageren Hände und sah auf zum Himmel.

So lag er eine Zeit lang, dann aber kam ein starker Hustenanfall, der Horst besorgt machte, es möge der Blutsturz wiederkehren. Er ging vorüber und Kranz wendete sich mit dankbarem Blicke zu Horst und sagte mit matter Stimme, indem er ihm die Hand reichte: „Ich danke Ihnen, wenn Sie können, kommen Sie morgen wieder — jetzt kann ich nicht mehr," und ein neuer krampfhafter Husten erstickte seine Stimme. —

Horst erhob sich, als der Husten vorüber war, drückte des Kranken Hand und sagte: „Lieber Bruder," und jetzt kam diese Benennung aus vollstem Herzen, „ich komme so oft Sie es wünschen, sei es bei Tage oder bei Nacht!"

Er streckte noch wie segnend seine Hand über des Kranken Haupt und ging dann leisen Schrittes zur Thür hinaus.

An der Treppe traf er die Pastorin.

„Nicht wahr, monsieur 'Orst," sagte sie, „mon chère mari ist très malade?"

Horst, noch voll von dem, was er erlebt hatte, antwortete: „Sie irren, Ihr lieber Mann ist jetzt gesund!"

Die kleine Frau sah ihn groß und verwirrt an, er aber ging, ohne eine weitere Antwort abzuwarten, die Treppe hinab.

Die Hausthür öffnete ihm das Dienstmädchen und meinte, indem sie sich mit der Schürze über die Augen wischte: „Ach, Herr Pastoor — besöken Se doch usen Pastoor so öfters, as Sei künnt!"

Horst sah das Mädchen an. Es war seiner Tracht nach vom Lande und er meinte, sie zuweilen in der Bibelstunde gesehen zu haben.

„Morgen komme ich, so Gott will, wieder," erwiederte Horst und ein Blitz der Freude flog über das Gesicht des Mädchens.

Frau Gertrud war tief bewegt, als Horst ihr seine Begegnung mit Kranz mittheilte und meinte: „Da haben sich die Engel im Himmel gefreut!"

Als Horst auf sein Zimmer zurückgekehrt war und das Buch der Offenbarung wieder aufschlug, fiel sein Blick auf das Wort: „Siehe, Ich stehe vor der Thür und klopfe an. So Jemand meine Stimme hören wird und die Thüre aufthun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir!"

„Es war ihm, als sei das Wort ein Amen Gottes auf die Zusage, die er Kranz gegeben hatte. Bei dem war ja die Thüre der Buße aufgethan.

„Nun, Herr Jesu," und seine Gedanken gestalteten sich zum Gebet, „so kehre Du nun zu ihm ein und nimm Dir ihn zum Lohne Deiner Schmerzen völlig hin!" — —

XLVI.

Für den Nachmittag des folgenden Tages hatte Horst eine Kirchenvorstandssitzung anberaumt, um den Mitgliedern desselben Bericht über den Stand des Processes abzustatten.

In dieser Sitzung kam es an den Tag, wer die Veranlassung zu dieser traurigen Proceßgeschichte gewesen — und von wem höchst wahrscheinlich das Bubenstück an der Kirche ausgeübt war. —

Schulten van der Beke war an des seligen Ehringhausen Statt in den Kirchenvorstand eingetreten und theilte den Versammelten tief bekümmert mit, wie „de Slingel" — sein Anerbe, bei einem Streit,

in den er mit ihm über diesen Proceß gerathen, sich gerühmt habe, daß er's gewesen sei, der dem Ehringhausen, „'nen Flau in't Ohr sätt hadde, de up de Gemeinde sprungen wör un se düchtig biten[1] sall!"

„Ik weet nich wisse," sagte der alte Schulten niedergeschlagen, „äwer ik läuwe[2], min Junge het auk den Strik an de Kerke utricht[3] — he brumelte so wat vör sik hin — wenn de Kerke doch tausamenstört wöre!"

„Wir wollen das nicht weiter untersuchen," sagte Horst — als er auf des Miesmeier Gesicht einen Sturm heranziehen sah — „aber das," fügte er hinzu, „ist nöthig, daß wir die Kirchenzucht, wie sie die Landeskirchenordnung enthält, wieder in's Leben rufen!"

Und nun setzte er auseinander, wie nach seiner Ansicht der Verfall der Kirche der Gegenwart auch mit der Darangabe der Uebung der Zucht zusammenhinge. Wenn keine Gesellschaft bestehen könne, meinte er, die zu weltlichen Zwecken zusammenträte, ohne daß ihre Ordnungen streng gehandhabt würden, wie solle dann die Kirche sich rein erhalten, ohne daß diejenigen bestraft, schließlich von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen würden, die das gerade Gegentheil von dem thäten, das Gott von ihnen als Christen forderte. —

Alle waren mit ihm einverstanden, und so wurde denn die Handhabung der Kirchenzucht, wie sie in der lutherischen Landeskirchenordnung festgestellt war, für die Gemeinde beschlossen. —

„Aber, wäre es nicht gut," meinte der Hermsmeier, nachdem dieser Beschluß gefaßt worden war, „daß wir für die Zukunft, so viel an uns ist, die Quelle verstopften, aus der solche übelen Dinge für die Gemeinde erwachsen, wie sie dieser Proceß schon mit sich gebracht hat?" —

[1] beißen.
[2] glaube.
[3] hat auch den Streich an der Kirche ausgeübt.

Als Alle ihn fragend ansahen, theilte er mit, daß er in der gestrigen Morgenandacht gelesen habe, wie der Apostel Paulus die corinthische Gemeinde darum strafe, daß sie bei Fragen um das Mein und Dein zu den weltlichen Richtern gehe, statt die Sache unter sich selbst abzumachen.

Nach seiner Meinung müsse die Gemeinde Vertrauensmänner unter sich ernennen, die unter dem Vorsitze und der Leitung des Assessors alle solche Fragen entschieden und erst dann den Weg der weltlichen Gerichte gestatteten, wenn sich die Parteien diese Entscheidung nicht wollten gefallen lassen.

„Ein vortrefflicher Gedanke!" rief Horst, und auch die Andern stimmten demselben mit Freuden bei, vertagten aber auf den Vorschlag Horst's den Beschluß über diesen Gegenstand bis zur Zurückkunft des Assessors. — —

„Ik hew noch wat up den Harten," sagte der alte Paulsiek, als Horst nun die Sitzung schließen wollte.

„Bringen Sie's herunter!" erwiederte Horst lächelnd.

„Saien'se, Herr Pastoor," fuhr nun der Alte fort, „dor is doch de Junge van minen Sähn bi den Tofpann in de Schgole, kümp de valliden[1] t'Hus un vertellt, he wait nu, wo'r dat Nurdlucht herkümp — und dann vertellt hei wat van't Laxir un van de Jerdmoneten — ik weet nich, wu dat Tüg all het!"

„Elektricität und Erdmagnetismus!" sagte Horst lachend.

„Dor möt ik auk en Wurd tau seggen," erhob sich nun Kloppen-Jost. „Min Deern löpt gistern dör den ganzen Goorn un dann up de Wischke un treckt hier en Strunk ut un dor en Strunk.[2] Fröggt min Fru se — Hanne, wat döhst dor? Seggt dat Lüt — Mutter,

---

[1] vorgestern.

[2] Meine Dirne läuft gestern durch den ganzen Garten und dann auf die Wiese und zieht hier eine Pflanze aus und dort eine Pflanze.

ich botanisire! — Hew't doch min Laiwdage so 'nen Snak nich hört, un as min Olle fröggt — Hanne, büs wol dull! — seggt'se, dat häd öhr de Tospann upgiewen!"

„Ja, wenn't auf die Sake kümp" — fing nun der Vollmeier Jürgen-Klost an, der, wie wir wissen, zwei Kinder in der Schule hatte, „so muß ich doch auch seggen, was nu die Kinders leeren, das is zu viel.

Vadder fröggt mi vor etliken Dagen min Junge, — wet'st Du, wo'r de Schimmelosse liggt? Ik segge — Junge büst wol dämlig, wat is dat vör en Dier de Schimmelosse? Seggt de Junge un ätscht mi ut — Vadder, ik wait, dat is keen Dier, dat is en Barg un liggt in Amerika. Ik segge — Junge, Du lüggst — Ne, seggt he — Herr Tospann het seggt."

„Ach, er hat den Chimborasso gemeint," sagte Horst und unterdrückte nur mit Mühe sein Lachen.

„Herr Pastoor hob nun der alte Paulsiek wieder an, „dat gait nich — so'n Tüg bruken us Gören nich tau hüren, et is naug,[1] wenn se düchtig Gotts Wurd un 'nen Katechismus — un vull Leeder un Läsen, Schriwen un Räken liert:[2] dat künn se in öhren Stann bruken, äwer dat Annere, wat se doch nich begripet, dat mokt öhren Kopp man däsig!"

Horst war im Grunde ganz und gar mit den Männern einverstanden. Er hielt ebenfalls die Ueberfüllung der Kinder mit Lehrstoffen, die ihrem künftigen Berufe fern lagen, nicht allein für überflüssig, sondern auch für verderblich.

Er hatte schon in X. die Erfahrung gemacht, daß ein gut Theil der Aufgeblasenheit mancher Mitglieder des Lehrerstandes auf Rech-

---

[1] genug.
[2] viel Lieder und Lesen, Schreiben und Rechnen lernen.

nung jener Halbbildung zu schieben sei, die eine Folge des mangelhaften Unterrichts in Lehrgegenständen ist, die ihrem eigentlichen Berufe abseits liegen.

Und nun gar die armen Kinder! Geschichte, Geographie, Naturkunde, Botanik, und wie alle diese Disciplinen heißen, die sollen Kindern eingeprägt werden, deren Fassungsvermögen oft nicht ausreicht, die ihnen nöthigen Unterrichtsgegenstände in sich aufzunehmen, und deren Familienleben nichts weniger als pflegend auf das Erlernen von Dingen dieser Art einwirkt!

Horst hatte oft genug erfahren, wie wenig z. B. der Unterricht in den Regeln der deutschen Grammatik auf das richtige Sprechen der Kinder Einfluß ausgeübt hatte.

Im besten Falle, das heißt, wenn die Kinder etwas von dem Wenigen, was ihnen der Lehrer in jenen Lehrgegenständen zu bieten vermag, in sich aufnehmen, werden sie jene aufgeblasenen Zwittergeschöpfe, die weder Bauern noch Bürger, weder ganz Ungebildete, noch viel weniger Gebildete sind, Großsprecher, die eben darum, weil sie nichts gründlich davon verstehen, über Alles meinen raisonniren zu können, und sich in ihrer Aufgeblasenheit über Vater und Mutter erheben.

Noch höher ist der Schaden anzuschlagen, mußte Horst sich sagen, den diese Vielwisserei auf das Gemüthsleben der Kinder ausübt. Die angespannte Verstandesthätigkeit läßt die Bildung des Herzens nothwendigerweise zurücktreten und es reift auf diese Weise ein Geschlecht heran, das über dem Blick in die kleinen Einzelnheiten und die Zergliederung der in Gottes Schöpfung gebotenen Dinge die Fähigkeit verloren hat, die Herrlichkeit des Ganzen zu empfinden und in den Gegenständen dieser Herrlichkeit die Buchstaben zu lesen, in denen Gott seine Liebe, seine Güte und Allmacht an die Tafeln der Welt geschrieben hat. —

Ein Geschlecht, das an der wahren Herzensfrömmigkeit Schiff-

bruch erleide, das — meinte Horst — müsse aus dem Boden der Schulbildung der neueren Zeit hervorwachsen.

Horst wollte aber diese Gedanken seinen Gemeindegliedern nicht mittheilen. Das Schulgesetz, dem auch die Privatschulen unterworfen waren, hatte nun einmal all' jene Unterrichtsgegenstände angeordnet. Er nahm nur den Lehrer Tosrann in Schutz und machte die Vorstandsmitglieder darauf aufmerksam, daß gerade in der Hauptsache, wie sie es wünschten, in Gottes Wort, dem Katechismus, Lesen, Schreiben und Rechnen die Kinder von diesem treulich unterrichtet würden. —

„Dor hewt Se recht, Herr Pastoor," sagte der alte Paulsiek, „dat däut he, un de Jung van minen Sähn weet in de biblischen Geschichten Beschgaid, dat et 'ne Freude is — äwer," setzte er hinzu, „van de Flextertät, oder wu Se dat Tüg nümen — dat bruken Se nich tau weeten!"

Horst schloß die Sitzung, weil ihn die Zeit mahnte, seinen lieben Kranz zu besuchen, wie er ihn jetzt nannte.

XLVII.

Er fand zu Hause schon die Magd aus dem Pastorat zu St. Jacobi. Sie theilte ihm weinend mit, daß der Blutsturz sich am Morgen wiederholt habe und der Arzt wenig Hoffnung gebe.

Kranz ließ ihn bitten, ihm doch das heilige Abendmahl zu reichen.

„Ach, Herr Pastoor," sagte das Mädchen, „komen Se doch so holle as Se künnt!"

„Ich werde sogleich da sein," erwiederte er, „sage nur Schweppe Bescheid, daß er mich abholt." —

„Herr Pastoor," sagte der ehrliche Schweppe, als er bestürzt in das Zimmer trat, „ist es möglich — der Pastoor Kranz will von Sie das heilige Abendmahl haben?"

Als er nun hörte, wie das zugegangen und wie der Pastor Kranz sich von ganzem Herzen zum Herrn gewendet habe, da wurden ihm die Augen naß und mit gefalteten Händen und gen Himmel gehobenen Augen meinte er: „Herr Pastoor, da pfeifen die Engel im Himmel!"

Horst war selbst tief bewegt, aber dieses „pfeifen" hätte ihn doch beinahe aus der Fassung gebracht. Der gute Schweppe meinte in der That, pfeifen sei die höchste Freudenbezeugung der Engel.

Als Schweppe in den blinkenden Kelch, das sinnige Weihnachtsgeschenk des Regierungsraths, den Wein goß und in das Ciborium die Oblate legte, meinte er: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!"

„Wie meinen Sie das, Schweppe?" fragte Horst.

„Nun, ich meine," erwiederte er mit gen Himmel gerichtetem Blick, „der liebe Pastoor Kranz hat Sie damals, als noch die Demokraten ihre Versammlungen hielten, nicht haben wollen, nun will ihn der Herr nicht mehr haben!"

„Nicht doch, Schweppe," sagte Horst, „jetzt will ihn ja gerade Gott haben!"

„Ja, ich meine nicht mehr hier im Amt," erwiederte Schweppe.

„Bete für ihn!" rief Horst noch seiner Gertrud zu, als er die Thür öffnete und den schweren und doch so seligen Gang antrat. —

Es war ein prächtiger Juniabend. Die Kinder spielten auf den Straßen und unter den Linden vor den Häusern plauderten nach des Tages Last und Hitze die Nachbarn.

Hier das frische fröhliche Leben und dort in dem großen Pfarrhause zu St. Jacobi stand der Tod vor der Thür!

Als Horst, wie es dort Sitte war, im Amtskleide der Pfarrwohnung zuschritt, sahen viele Leute verwundert aus den Fenstern und der Fleischermeister Treppelmann, dessen mittelalterliches Giebelhaus an derselben Straße lag, zog ehrfurchtsvoll seine Zipfelmütze und hätte den Pastor gerne gefragt, was das zu bedeuten habe.

Daß Kranz einen wiederholten Blutsturz gehabt und der Arzt ihn aufgegeben habe, das wußte man, aber daß Horst ihm, wie es schien, das Abendmahl reichen werde, das erregte das größte Aufsehen. Was am Tage vorher geschehen war, das war den Leuten noch unbekannt.

Bei dem Eintritte Horst's in das Krankenzimmer zog sich die Pastorin in die Studierstube ihres Mannes zurück. —

Die Fenster waren geöffnet, um der milden Juniabendluft Eingang zu verstatten.

Das Krankenzimmer lag nach dem Garten hinaus. Duft von Rosen und Flieder erfüllte dasselbe und die Nachtigallen in den Büschen des Gartens schienen zu wetteifern, dem müden Manne, der dort auf dem Lager ruhte, von jener Herrlichkeit zu singen, der ihr sehnendes Tönen gilt.

Kranz lag, das Antlitz dem offenen Fenster zugewendet, in das die Abendsonne hineinleuchtete.

Mochte es ihr Licht sein, das über sein blasses Antlitz spielte; es lag auf ihm ein Glanz wunderbarer Verklärung.

In seiner Seele war nach jener Unterredung mit Horst die Gewißheit des Glaubens an den Gottessohn aufgegangen und der heilige Geist hatte ihm Zeugniß gegeben, daß er zu Gnaden angenommen sei. Er wußte jetzt, daß es wahr war, was geschrieben steht: ‚dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen!"

„Sie tragen nach dem Leibe und Blute des Herrn Verlangen, lieber Bruder," sagte Horst, als er die Hand des Kranken ergriff.

Ein leises „Ja" von den bleichen Lippen war die Antwort.

Die heilige Handlung ging vor sich.

Als Horst über ihn die Absolution gesprochen, war es, als ob dem kranken Manne der letzte Stein von seinem Herzen gefallen sei — mit solch' dankbarem Blick sah er Horst an. Und als er dann die werthe Speise empfangen hatte, schloß er seine Augen und die Lippen bewegten sich wie zum Gebet.

Als er die Augen wieder aufschlug, wendete er sich zum Tische neben seinem Bette, nahm ein dort liegendes in Papier eingeschlagenes versiegeltes Packet, legte es in Horst's Hände und bat ihn, den Inhalt zu lesen, wenn er sterben sollte.

„Nehmen Sie sich auch meiner armen Marie an!" sagte er mit fast tonloser leiser Stimme.

Horst versicherte ihn das, indem er ihm die Hand drückte.

Da — plötzlich überfiel den Kranken wieder ein Hustenanfall und das Blut ergoß sich in Strömen von seinen Lippen.

Horst sprang auf, um Hülfe zu rufen.

„O, mon Dieu!" stürzte die Pastorin in das Zimmer.

Auch Schweppe kam herbeigeeilt.

Als der Blutstrom aufgehört hatte, sank der Kranke in die Kissen zurück, blickte aufwärts und dann nahmen seine Züge jene eigenthümliche Veränderung an, die das unwidersprechliche Zeugniß des nahenden Todes ist. —

„Er stirbt — er stirbt!" kreischte seine Frau hellauf und Schweppe faltete die Hände und sagte: „Herr Jesu, nimm seinen Geist auf!"

Hatte er das Gebet gehört? Seine Lippen öffneten sich noch einmal und Horst, der sich über ihn hinbeugte, hörte deutlich: „Herr Jesu, nimm mich zu Gnaden an!" —

Das war sein letztes Wort. Das Haupt sank schwer in die Kissen zurück und der Puls hatte aufgehört. Franz war heimgegangen. —

Horst hatte alle Mühe anzuwenden, um den wilden Schmerz der Pastorin zu bewältigen. Sie fiel schreiend über das Bette hin. „O, mon mari — mon chère mari!" schrie sie einmal über das andere. Sie wollte es nicht glauben, daß er todt sei. Dann stürzte sie hinaus und wollte zum Arzt — es sei nur eine tiefe Ohnmacht — meinte sie. —

Endlich gelang es Horst, sie einigermaßen zu beruhigen und sie der Fürsorge ihrer Magd zu übergeben, die bitterlich weinend den Heimgang ihres Herrn erfuhr.

Horst stand am Lager des Entschlafenen, Schweppe betete kniend am Fußende des Bettes.

Horst drückte dem Heimgegangenen die Augen zu, und wie er nun so dalag — frei von allem Leid, da hatte sein Gesicht einen so unaussprechlich friedensreichen Ausdruck, als schlummere ein Kind am Busen seiner Mutter. —

Horst sah ihn lange an und die Thränen quollen ihm aus den Augen. „Er hat Gnade gefunden!" sagte er dann tiefbewegt.

Nachdem er noch Schweppe beauftragt hatte, das erste Nöthige anzuordnen und dem Arzte schleunige Nachricht zu bringen, verließ er das Sterbezimmer.

Die Pastorin saß in ihrer Stube und starrte mit gläsernem Blicke vor sich hin. Horst versicherte sie, er wolle nach dem Wunsche des Entschlafenen ihr gerne zur Seite stehen und seine Frau ihr senden, die alles Nöthige übernehmen werde; aber die arme Frau gab keine Antwort, sie saß in sich versunken, als habe die ganze sie umgebende Welt für sie die Bedeutung verloren.

Horst verließ das Trauerhaus. Die Kunde von dem plötzlichen

Tode des Pastors Kranz hatte sich schnell über die Straße hin verbreitet und der Fleischermeister Treppelmann trat tief bewegt auf ihn zu und fragte: „Ist es wahr, Herr Pastoor — ist der Pastoor Kranz gestorben?“

„Nicht gestorben — er lebt,“ erwiederte Horst und erzählte nun seinem Gemeindevorstandsmitgliede, welche gnadenreiche Veränderung in diesen beiden letzten Tagen mit dem Entschlafenen vor sich gegangen sei. —

„Gott sei Lob und Dank!“ sagte Treppelmann — und die hellen Freudenthränen rannen dem Manne über die gebräunten Wangen.

XLVIII.

Die amtlichen Feierlichkeiten, die der Tod des Pastors Kranz mit sich brachte, waren vorüber.

Auf den Wunsch der Wittwe hatte Horst die Grabrede übernehmen müssen.

Es war das erste Mal, daß er mit den Geistlichen der Stadt, die mit dem Propste an der Spitze dem Pastor zu St. Jocobi die letzte Ehre erwiesen, in amtliche Berührung getreten war.

Sie schien für ihn keinen ungünstigen Eindruck hinterlassen zu haben.

Der Consistorialrath und Präpositus Degen hatte ihm nach der Feier die Hand gereicht und ihn gebeten, ihn doch zu besuchen. Selbst der Propst hatte ihm warm die Hand gedrückt. —

Dennoch war es ihm überraschend gewesen, als er einige Tage nach dem Begräbniß durch ein amtliches Schreiben des Consistoriums

ersucht wurde, an dem darauf folgenden Sonntage in der St. Jacobikirche die übliche Gedächtnißpredigt für den Verstorbenen zu halten.

Es war dieser Wunsch durch die Bemerkung motivirt, daß die Behörde in Erfahrung gebracht habe, wie er durch Gottes Gnade das Werkzeug gewesen sei, daß der Verstorbene noch vor seinem Heimgange ein gutes Bekenntniß abgelegt habe und er darum wohl über dessen Seelenstellung das beste Zeugniß ablegen könne. —

Horst hatte dieser Aufforderung genügt und es war ihm wunderbar zu Muthe geworden, als er nach mehr als fünf Jahren zum ersten Male und unter so eigenthümlichen Verhältnissen wieder auf der Jacobikanzel stand, und die ganze frühere Jacobigemeinde wieder in den Räumen der prächtigen Kirche versammelt sah. —

Das Alles war nun vorüber und es zog das Leben im gewöhnlichen Geleise dahin. Wäre der fatale Proceß nicht gewesen, und hätte ihm nicht die Herzensstellung des jungen Ehringhausen Sorge gemacht, so hätte man sein und der Gemeinde Leben mit einem lichten Tage vergleichen können.

Freilich — seine liturgischen Wünsche mußte er vergessen und an die richterliche Stellung, die in jener Vorstandssitzung etliche Glieder desselben ihm gegenüber eingenommen, durfte er auch nicht denken, wenn nicht über die heitere Gegenwart ihm ein dunkles Gewölk sich lagern sollte! —

Der Assessor war kurz nach dem Begräbniß des Pastors Kranz von seiner Verlobungsreise zurückgekehrt und der uns bekannte Freundeskreis, dem sich der Justizrath Dr. Rosenzweig und der Archidiakonus Rothmann angeschlossen hatten, vereinigte sich an den herrlichen Juniabenden fleißig in dem Garten des Regierungsraths.

Es war der Abend des achtzehnten Juni. Von den Waldhöhen, die nach der westlichen Seite wie ein weites Amphitheater die Ebene

umgaben, in der die Stadt lag, flammten die Feuerzeichen zur Feier des Tages.

Man hatte in jenen Landestheilen noch nicht des Sieges vergessen, durch den an diesem Tage Deutschlands Freiheit gesichert worden war.

Außer dem Justizrath war nur noch der Consistorialrath Landrier Zeuge jener großen Zeit gewesen, in der das Kreuz von Eisen so manche Heldenbrust geziert hat.

„Wie schade nur," sagte der Letztere, als der Freundeskreis auf einer Anhöhe im Garten Platz genommen, von der man einen Blick auf jene Höhen hatte, „daß der Wunsch der Edelsten unseres deutschen Vaterlandes in jenen Tagen nicht in Erfüllung ging! —

Keine Stadt, ja kein Dorf, wo noch die deutsche Zunge klingt, durfte den Franzosen bleiben und die Beute aus den früheren Jahrhunderten und der schmachvolle Raub des vierzehnten Ludwig mußten ihnen wieder genommen werden!"

„Aber das sagen Sie — der Nachkomme der Hugenotten?" fragte Horst lächelnd.

„Das Volk, das meine Väter aufgenommen, ist mein Volk — ich bin Deutscher durch und durch!" erwiderte Landrier fest.

„Ja," betonte der Regierungsrath, „es will einem deutschen Manne das Herz bluten, wenn er das Münster zu Straßburg in welschem Besitz sehen muß. Es war mir," fuhr er fort, „als ich vor zwei Jahren von der Plattform des Domes auf das weiland deutsche Reichsland und den deutschen Strom herabsah, als töne ein stummes Klagen aus dem herrlichen gewaltigen Bau. August Stöber hat's getroffen, wenn er singt:

Am Tage stehst du still und wie verdrossen,
Die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wann vom Sternenlicht du ganz umflossen,
Verkünd'st du, was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert,
Dann stehst du wie ein Seher, eingetaucht
In alter Zeiten Pracht, und so umflimmert,
Hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht."

„Sehr schön," fügte Horst hinzu, „und Metz, Toul, Verdun, Nanzig, Diedenhofen und wie alle die urdeutschen Städte heißen — sammt Elsaß und Lothringen in des Franzmanns Hand zu wissen — o, es ist eine Schmach!"

„Ei," meinte Landrier, „wär' es damals nach dem Marschall Vorwärts gegangen — dann wäre Frankreich für immer seine Rolle gelegt worden, der Zänker von ganz Europa zu sein!"

„Was hilft's," sagte nun der Assessor, der sich bis dahin mit den Damen über seine Therese unterhalten hatte, „so lange Deutschland nicht einig ist, wird der Franzose unser Meister sein; — und einig," fügte er hinzu, „wird Deutschland nimmermehr, so lange die beiden Vormächte in ihm nicht eins sind."

„Da können Sie lange warten," meinte Landrier lachend, „die eine hat die Energie und die andere das Alter für sich. Die beiden vertragen sich nicht miteinander!"

„Dann hilft's nichts, dann muß die Energie das Alter in seine ihm gebührenden Schranken zurückweisen," sagte der Assessor bestimmt.

„Ah, Sie vergessen," bemerkte der Consistorialrath, „daß hinter der letzteren Macht ein paarmal hunderttausend Bajonette blitzen!"

„Ich bin kein Prophet," sagte nun der Assessor und seine Stimme klang scharf und schneidend, „aber es kommt einmal zwischen den beiden deutschen Großmächten zu einem Zusammenstoß und dann wird Deutschland einig und der schöne Traum unserer Väter erfüllt sich und unser Schmerz wegen des Elsasses und Lothringens wird dann aufhören."

Der Assessor sagte das mit einer solchen Bestimmtheit, als könne das nicht anders sein.

„Nun," rief der Regierungsrath begeistert, „wenn das sich erfüllt, dann wollen wir eine Flasche Johannisberger Cabinet entkorken!"

„Wenn?!" sagte der Consistorialrath bedächtig, „die Energie scheint doch jetzt vor dem Alter sich neigen zu müssen!"

„Thut nichts," meinte der Assessor, „es wohnt in dem Volke, das Sie selbst, lieber Consistorialrath, mit Recht die Energie genannt haben, eine eigenthümliche Federkraft. Ist der Moment gekommen, so springt sie, wie sehr sie auch sich hat beugen müssen, in die Höhe und schnellt Alles mit sich fort! Freilich," fuhr er mit gesenktem Tone fort und es zog wie Trauer über sein schönes Antlitz, „so lange die kirchliche Spaltung fortdauert, wird die erhoffte Einigkeit Deutschlands nur eine äußerliche sein" — —

„Allerseits einen guten Abend!" unterbrach den Assessor der Justizrath, der den Hut in der Hand mit dem gelben Fulard die Stirn trocknend hochathmend die Erhöhung herangestiegen war.

„Haben Sie hier doch einen wahren Chimborasso!" wendete er sich an den Regierungsrath, der ihn erfreut willkommen hieß.

„Das ist ein antiquirter Name!" rief Horst und erzählte nun unter zunehmender Heiterkeit die uns bekannte Episode aus der letzten Vorstandssitzung.

„Habe allerlei Neuigkeiten für Sie in der Tasche, edler Hirte!" wendete sich jetzt der Justizrath zu Horst.

Alle wurden gespannt.

„Erstlich," hob er an, „haben wir die erste Instanz gewonnen — aber es ist schon," dämpfte er den Freudenruf, „die Appellation von Bröker angemeldet! — Na," setzte er hinzu, „wird auch so schlimm nicht sein!

Nummer zwei," fuhr er fort, „Sie sollen Pastor an St. Jacobi werden!"

„Wer, ich?" fragte Horst fast bestürzt.

„Du, Pastor an St. Jacobi?“ rief Frau Gertrud erstaunt.

„Na,“ meinte der Justizrath, „das wäre nachgerade nicht der dümmste Streich, den die Herren am grünen Tische ausgeheckt haben, damit wäre mit einem Schlage die Sache wieder in's richtige Geleise gebracht!“

„Aber woher wissen Sie das?“ fragte der Assessor, dem nichts widerwärtiger war, als ein on-dit — ein unbestimmtes — ‚man sagt es!‘

„Nun der Degen hat es mir gesagt — der ist mir so eben begegnet,“ erwiederte der Justizrath. — — „Aber da sitzt ja so ein Hochwürdiger vom grünen Tisch,“ rief er, als er Landrier bemerkte, „na, der muß es noch besser wissen!“

„Allerdings,“ erwiederte der Consistorialrath erröthend, weil durch seinen Einfluß die Mitglieder des Consistoriums sich für Horst entschieden hatten, „ich wollte aber nicht eher etwas von der Sache mittheilen, als bis sie durch die Bestätigung des Oberconsistoriums definitiv geworden ist.“

Als Horst ihn dankbar ansah — meinte er noch: „Lieb ist's mir aber doch, daß gerade Degen Ihnen, Herr Justizrath, die Mittheilung gemacht hat — das bezeugt, daß ihm dieser Ausgang persönlich lieb ist.“

„Na, ist Ihnen das noch nicht genug von Neuigkeiten?“ fragte der Justizrath, als Alle in ihren Gedanken mit Horst's Berufung beschäftigt, ihn schweigend ansahen, „dann kann ich Ihnen auch noch mittheilen, daß der Hassenpflug verwettert gegen die Demokraten losgeht, und daß in Berlin sich eine kleine aber mächtige Partei gebildet hat, die à tout prix mit der Revolution brechen will, und daß Herr von Radowitz einen schweren Stand hat, und daß ich meinen Kerl, den Spitzbuben, verloren habe, er ist fortgelaufen — eigentlich thut mir der Kerl doch leid“ — fügte er hinzu.

Das Alles, was der Justizrath so in einem Tone ableierte, machte einen so humoristischen Eindruck, daß die Zuhörer in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Anfangs drehte sich das Gespräch um Horst's Berufung an St. Jacobi und der Assessor sagte, daß er diese Lösung der Gemeindefrage als eine Gnade Gottes ansehen müsse — denn, meinte er, auf die Dauer ließe sich doch ein solches außerhalb des Zusammenhanges mit der kirchlichen Ordnung stehendes einzelnes Gemeindewesen nicht halten. —

„Und warum nicht?" fragte der Regierungsrath.

„Weil Jeder schließlich in ihm seine Meinung geltend machen will, unser Pastor hat davon schon etwas erfahren," erwiederte der Assessor und sah dabei Horst an, der an jene Sitzung denken mußte, in der Kloppen-Jost die Kritik seines Privatlebens versucht hatte.

Vielleicht, daß Horst auch an die Beurtheilung seiner Gottesdienstordnung dachte, bei der sich auch des sonst so trefflichen Assessors Subjectivität in nicht geringem Maße geltend gemacht hatte. Wenigstens sah er eine Zeit lang schweigend vor sich nieder.

Und ob Horst nicht durch die eigenthümliche scheinbare Selbstständigkeit seiner Stellung verleitet war, in dem Versuch der Einführung dieser Ordnung auch seine Subjektivität geltend zu machen?

Man kam auf das selige Ende des entschlafenen Kranz.

Fräulein von Ehren meinte, sie habe sich lange über nichts so sehr gefreut, als über die gnadenreiche Umwandlung, die dem Pastor Kranz noch zu Theil geworden sei, es müsse diese ein Gegenstand des Preißes und Dankes gegen den gnädigen Gott für die ganze Gemeinde sein — „wenn es doch auch so mit dem jungen Ehringhausen werden wollte," fügte sie mit einem Seufzer hinzu. — —

„Was ist denn das für eine Röthe am Himmel!" rief mit einem

Male der Regierungsrath, der nach der offenen Seite des Gartens saß, wo der Blick auf die Berge fiel.

Alle sahen dahin.

„Das ist Feuerschein," fügte Landrier hinzu, „aber für ein Freudenfeuer zur Feier des heutigen Tages ist die Gluth viel zu groß — da muß ein Gehöft brennen!"

„Um Gotteswillen," rief Horst erschrocken, „das ist ja die Richtung nach dem Hermsmeierhofe und nach dem Ehringshofe!"

„Der Hermshof ist es nicht," sagte der Assessor, der scharf hingesehen hatte, „der liegt hoch, dann müßte man von hier die Flammen sehen." —

In demselben Augenblicke schossen hohe Feuergarben hinter der Höhe aufwärts, die den Ehringshof verbarg, und ein dicker röthlich brauner Rauch wälzte sich abwärts von dem Hermshofe den Bergen zu.

„Es ist der Ehringshof!" riefen Alle entsetzt.

Da tönte die dumpfe Brandglocke von St. Jacobi und auch St. Petri rief in tiefen Klagetönen die Hülfe der Stadt zum Löschen auf. —

„Gnädiger Herr!" kam der Diener herbeigestürzt, „der Ehringhäuser Hof brennt!" —

„Nur schnell angespannt!" rief der Regierungsrath.

Der Wagen stand in wenigen Minuten bereit und die vier Herren, die Unterhaltung der Damen dem Consistorialrathe überlassend, nahmen in ihm Platz.

Ueber die Straßen rasselten desselben Weges die Spritzen und zahllose Fußgänger liefen mehr als daß sie gingen, zum Thore hinaus.

„Der Ehringshof brennt!" rief es hier, „die Arche Noah — die Pietistenkirche!" dort.

Die Freunde fuhren gestreckten Trabes die Höhe hinan. Jetzt waren sie oben. — Welch ein Anblick! —

Der ganze Hof stand in Flammen. Das Hauptgebäude, die Remisen, der Schafstall, die Einliegerwohnung, die Leibzucht — Alles brannte. Nur die bretterne Kirche stand unversehrt. Der Wind wehte so glücklich, daß er Flamme und Gluth von ihr abwandte. Dazu mochten die Spritzen auch das ihrige beitragen, die über die Kirche ihre Strahlen ergossen, als die Rettung des Hofes sich als vergeblich erwies.

Mit Windeseile flog der Wagen die Strecke abwärts.

Eine sich immer mehr vergrößernde Menschenmenge füllte den Hof. Auch der Oberbürgermeister hatte sich eingefunden und mehrere Officiere und Soldaten sah man unter den Helfenden.

Das Vieh, so weit es nicht auf der Weide sich befand, war noch glücklich vor der Ueberhandnahme des Feuers aus den Stallungen gebracht, und der Hermsmeier hatte mit eigner Lebensgefahr die Pferde gerettet und dann die Werthsachen aus dem Schap genommen und die alte Bibel, in der sein seliger Schwiegervater allabendlich gelesen, in Sicherheit gebracht.

Es war ein schauerlich erhabener Anblick! —

Der ganze Dachstuhl, alles Sparrwerk wie mit Rubinen von rothem Feuer umwunden! — Aus allen Luken und Fenstern züngelten die Flammen. Inmitten der Gluth die Eichen des Hofes, deren frisches Laub sich lange gegen die Flamme wehrte, bis auch sie ihre Aeste wie Arme mit Flammenfingern gen Himmel streckten! —

Die Seele des ganzen Rettungsgeschäftes war der Hermsmeier. Wo ist denn der junge Ehringhausen? Ja — das wußte Niemand. Der Statthalter sagte nur, daß er mit dem leichten Korbwagen gegen Abend, als er vom Felde gekommen, in der Richtung nach Schulten van der Beken's Hofe gefahren sei.

Die Herren waren vom Wagen gesprungen und hatten sich vom Oberbürgermeister ihre Stelle in der langen Kette anzeigen lassen, die vom Bache her die Wassereimer von Hand zu Hand gehen ließ.

Da jagt in wilder Hast ein Gespann die Höhe hinab. Todesbleich springt der junge Ehringhausen vom Wagen. Er steht da und sieht starr in die Gluth. Er ist unfähig, ein Glied zu rühren. Er schien zur Bildsäule erstarrt! —

Als Horst ihn bemerkt, geht er auf ihn zu, faßt seine Hand und sagt zu ihm: „Sehen Sie, Vollmeier, die Kirche steht und Ihr Hof liegt bald in Asche! Verstehen Sie diese Sprache des lebendigen Gottes?"

Weichlichen Christen mag es hart erscheinen, daß Horst in diesem Augenblicke so ernst zu dem jungen Ehringhausen redete. Aber er sah in dem Unglück, das über den jungen Mann hereingebrochen war, das Gericht Gottes und er glaubte wohl nicht mit Unrecht, daß das Eisen, das in dieser Gluth vielleicht erweicht war, mit dem Hammer des heiligen Ernstes geschmiedet werden müsse.

Er hatte sich nicht geirrt.

„Ik hew mi versünniget,"[1] war das erste Wort, was über die Lippen des jungen Mannes kam.

„Dann gilt's wieder gut zu machen, was Sie Uebles gethan haben," sagte Horst ernst.

„Dat will'k dohn!" erwiederte der Vollmeier mit bebender Lippe.

„O, min Vader, min Vader, wat hew'k di in de Jerde Laiges andohn!" rief er dann im Schmerz der Verzweiflung und ein Strom von Thränen brach ihm aus den Augen.

„Gott ist getreu und gerecht," tröstete nun Horst den gebrochenen Mann, „daß er uns die Sünde vergiebt, so wir unsre Sünde bekennen!"

In diesem Augenblicke stürzten prasselnd die Sparren des gewaltigen Daches in die Tiefe des Hauses zusammen und himmelhoch

---

[1] versündigt.

schlug die Lohe. Der schwarze Rauch wälzte sich aufwärts und ein Regen von glühenden Funken in die Höhe wirbelnd sank dann vom Winde gefegt auf die jenseitigen Felder hernieder.

„Herr, mein Gott!“ schrie der junge Ehringhausen, und auch Horst war tief erschüttert.

In Flammen begraben lag da das alte Haus, das so manches Geschlecht der Ehringhauser Vollmeier hatte kommen und gehen sehen, in dem der alte treue Mann gewaltet und gebetet und in dem Horst so manche freundliche Stunde durchlebt hatte!

Aber ihm zog's dennoch wie Trost durch die Seele. „Das irdische Vaterhaus,“ dachte er, „wird seinem Sohne vernichtet, damit er das himmlische finde!“

Es dauerte noch mehrere Stunden, bis alle Gebäude, die das Feuer ergriffen hatte, niedergebrannt waren. Da die Wände der Höfe, wie wir wissen, aus Fachwerk bestanden, so waren auch sie theils zusammengestürzt, theils mit Feuerhaken nach Innen zu niedergestoßen, damit ihr Fall nach Außen hin das Feuer nicht weiter tragen könne.

Nur der alte massive Schornstein ragte wie ein drohender Finger aus der Gluth und es machte einen schauerlichen Eindruck, als aus ihm der Rauch aufwirbelte, der so oft das Kennzeichen der Gastlichkeit seiner Bewohner gewesen war.

Der junge Hermsmeier, der vor Kurzem zum Vorsteher der Bauerschaft gewählt war, bestellte im Verein mit dem Oberbürgermeister Wachen, die mit den Spritzen die Nacht hindurch auf der Brandstätte bleiben und jede wieder auflodernde Flamme dämpfen sollten.

Als er zu seinem unglücklichen Schwager getreten war, der auf die Mauer in der Nähe der Kirche sich niedergesetzt hatte, drängte sich auch der Advokat Bröker heran, der auf die Kunde, der Ehringshof brenne, mit den Uebrigen hinausgeeilt war.

„Ich habe die zweite Instanz angemeldet,“ sagte er sehr zur ungelegenen Zeit zu dem unglücklichen jungen Manne.

„Wat Instanz!“ sagte dieser ingrimmig den Advokaten anblickend, „dor liegt all' mine Instanzen!“ und damit zeigte er auf die Gluth.

„O Sie sind noch wohlhabend genug — Ihre Saaten sind unversehrt!“ —

„Dat Se öhr Mule[1] vullkriegt,“ unterbrach ihn zornig der Vollmeier. — „Ne, Afkot, dat waard niks mihr, den Proceß nüm ik taurügge!“

„Mir recht,“ sagte Bröker spitz, „aber erst gilt's, mir die aufgelaufenen Sporteln bezahlen!“

Hermsmeier hatte bis jetzt ruhig zugehört, nun aber sagte er sehr bestimmt zu Bröker, „Herr Advokat, überschicken Sie mir morgen Ihre Liquidation, Sie sollen sofort bezahlt werden — nun aber verlassen Sie uns!“

Damit nahm er seinen Schwager unter den Arm und zog ihn zu seinem Hofe nach sich, wohin schon Horst mit seinen Freunden vorangegangen war. —

XLIX.

Außer diesen waren auch der alte Paulsiek, der Vollmeier Jürgen-Kloft und der alte Bröker, die nächsten Nachbarn, auf dem Hermshofe versammelt.

Als Fiken ihres Bruders ansichtig wurde, stürzte sie ihm weinend

[1] Mund.

in die Arme. — „O min laiwe — laiwe Broer, wat fröigg'k mi,[1] dat'k di[2] nu weer hew!"

„'Nen Beddelmann," sagte der junge Mann dumpf.

So schlimm war es nun nicht. Allerdings waren die Gebäude nicht versichert. Der alte Ehringhausen hatte gemeint, solch 'ne Versicherung wäre ein rechtes Lotterbett für den alten Menschen, da verlerne man das Beten. —

Aber die Grundstücke, die zum Hofe gehörten, waren so ertragsfähig und so gut bestellt, daß sie die reichste Erndte versprachen. Ja, wäre es nöthig gewesen, so hätte der Verkauf einer einzigen Waldparcelle den Wiederaufbau der Gebäude reichlich gedeckt.

Aber daran dachte Fiken nicht. Aus ihrem vollen Herzen sagte sie: „Ne, Broer, mok di kine Sorgen — hier sün de Tügen[3]" — und dabei wies sie auf die Anwesenden — „ik will nu de tindusend Daler nich hebben."

„Un die sast Du[4] hebben," erwiederte der junge Mann, indem er seiner Schwester Hand drückte, „wenn ik auk minen letzten Acker verkäupen mößte — Du sast se hebben — Vadder het di't vermakt un ik sin Sähn will't hollen."

„Sie scheinen also, mein Lieber," trat der Justizrath an den jungen Mann heran und fuhr sich ein paar Mal mit der Hand über die Augen — aber es perlte ihm doch von jenem Naß darin, das ein Zeugniß seines reichen edlen Herzens war — „Sie scheinen also den Proceß fallen lassen zu wollen?"

„Dat will'k van hüde an — beide — den gegen mine Süster un den gegen de Gemeinde," sagte der junge Vollmeier bestimmt.

[1] freue ich mich.
[2] daß ich Dich.
[3] Zeugen.
[4] sollst Du.

„Wollen Sie das gleich schriftlich von sich geben?“ fragte der Justizrath.

„Recht giern, Herr Justizrath,“ antwortete der Vollmeier.

Während Papier, Tinte und Feder herbeigebracht wurde, fragte der Assessor: „Aber wie steht es mit den aufgelaufenen Kosten? Der Bröker wird nicht so leichten Kaufs die Sache aus der Hand lassen.“

„Die Kosten, die in dem Proceß gegen mich aufgelaufen sind, zahle ich,“ sagte der Hermsmeier.

„Ne, Schweger,“ erwiederte der junge Ehringhausen bewegt, „wenn Du se mi lehnen wust[1], nüm ik't[2] met Dank up stun's an — äwers ik ersett't Di[3] mit sif Procent Tinsen!

Wat äwer de Gemeinde anbedreppt“ — wollte er fortfahren — da erhob sich der alte Paulsiek, der tief bewegt über das ganze Ereigniß in der Ecke auf der Bank hinter dem Ofen gesessen hatte und sagte:

„Min laiwe Sähn, dor lot di kine gruwen Hoore drüm wassen — ik läuwe, de Kerkenvörstand ward inverstahn sin, dat wi de Kosten under us Lanlüe verdeelt, un wenn nich, dann betal ik se — Harvt övert Johr, kanst'se mi, wenn de kanst, wiergiewen.

Dat dau ik giern,“ setzte er hinzu, „all' üm dinen säligen Ollen willen, de min beste Fründ was — un nu dau ik't auk üm dinetwillen, derwilen Du to'r Insicht komen büst!“

Der alte Mann war tief bewegt, als er die letzten Worte aussprach und ging auf den jungen Mann zu und schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Und ike,“ sagte der Vollmeier Jürgen-Klost jetzt, „wull Dir man sagen, daß Du Dir um Tei[illegible]Hof keine Koppin[4] machen brauchst,

[1] leihen willst.
[2] nehme ich es.
[3] ich ersetze es Dir.
[4] keine Kopfschmerzen.

es is gerade noch vier Weken bis zu der Erndte, da helf ich Dich mit all' mein Gespann."

„Dat dau't ok, hett dat — un met Holt dertau, hett dat — 't sall nich lang duern, hett dat, dann stait Din Hof weer dor — hett dat" —; und man sah es dem alten Bröker an, wie er sich freute, dem Sohne seines alten Freundes Ehringhausen unter die Arme greifen zu können.

Dann aber zog er seine Augenbrauen gewaltig hoch und seine Stirne in die bekannten Linien und sagte: „Dat äwer use Kerke in dat Füer bewahrt bliwen is — Kinner, dat's en Wunner!"

Allerdings war das ein Wunder und Horst meinte, es müsse am künftigen Sonntag ein Dankgottesdienst abgehalten werden.

„Und auch dafür," fügte der Justizrath hinzu, „daß Sie den fatalen Proceß nun los sind. Es hätte doch noch vielerlei Aerger absetzen können — und dann — wer weiß!

Aber, meine Herren," und damit zog er seine goldene Repetiruhr aus der Tasche, „wissen Sie was die Uhr ist?"

Eins — zwei — und ein halb — repetirte sie. „Halb drei!"

In dem Augenblick trat die Hermsmeierin mit Kaffee und Zubehör in die Stube.

„Na, edler Hirte," wendete sich nun der Justizrath lachend an Horst, „Ihre Schafe haben Sie gut angelernt — mir war schon ganz flau!"

Was der Regierungsrath mit dem jungen Ehringhausen in der Schlafstube, in die er sich einen Augenblick mit ihm zurückgezogen hatte, besprochen, weiß ich nicht, aber als einige Tage nachher der Kirchenvorstand, der mit Freuden auf den Vorschlag des alten Baulfick eingegangen war, die Kosten des Processes unter sich vertheilen wollte, überreichte der Hermsmeier, der etwas später gekommen war, dem Pastor ein Schreiben des Advokaten Bröker, in dem dieser dem Voll-

meier zu Ehringhausen die Auszahlung aller Proceßkosten aus der Sache Ehringhausen contra Evangelische Gemeinde in aller Form Rechtens quittirt hatte.

„Wir können doch nicht eher auseinander gehen," sagte Horst, als der Kaffee sie Alle erquickt hatte, „bis wir dem Herrn für Alles, was er durch Feuer und Brand an uns gethan hat, gedankt haben."

Der Hermsmeier brachte die gerettete Bibel herbei.

Als die sein Schwager sah, stürzte er auf sie zu — und die hellen Thränen flossen auf den alten Einband.

„Gott si Low un Dank," sagte er freudig bewegt, „dat düt Book nich met verbrand is. — Dor het us Olle seliger all' Dage drut bet't,[1] un ik willt'," setzte er fest hinzu, „auk dohn!"

„Ja," sagte Horst, „Ihre Pferde, Ihr Vieh und sonst Vieles ist gerettet, lieber Vollmeier, aber dieses Buch ist doch der beste Schatz!"

Er las aus dem hundertundvierten Psalm den vierten Vers: „Du machst deine Engel zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen!" und dankte in brünstigem Gebet, daß der Herr in den vergangenen Angststunden dieses Wort so wunderbar habe zur Wahrheit werden lassen. — „Ja, deine Engel haben den Wind regiert," schloß er, „daß unsre Kirche ist verschont geblieben, und deine Diener sind die Flammen gewesen, daß sie das Herz unseres Bruders dir und deinem Volke wieder zugewendet haben — dir sei Lob, Preis und Anbetung — jetzt und immerdar" — und Amen ertönte es in der ganzen bewegten Versammlung und der junge Ehringhausen fiel seinem Pastor weinend um den Hals und bat ihn um Vergebung „üm all' Laiges, dat he dohn hadde."

Die Sonne war schon wieder aufgegangen, als der Wagen des Regierungsraths die vier Freunde wieder zur Stadt führte.

---

[1] gebetet.

Noch einen Blick warfen sie auf die rauchenden Trümmer des Hofes.

Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, als aus dem Erlenholz an der Wiese, die ja eins der Streitobjekte des nun so glücklich beendigten Processes gewesen war, noch eine Nachtigall ihre Stimme ertönen ließ. Es war, als sänge sie mit dem lustigen Schlußtriller nach den langgezogenen Klagetönen Gott ein Loblied, daß er aus der Klage Freude gemacht habe.

„In Feuer und Brand Gottes Hand!" sagte Horst, als sie an den Trümmern vorüberfuhren. —

L.

Die Saaten waren reif zur Erndte. Auf den Höfen rüstete man die Sensen. Die Ackerwagen wurden nachgesehen und das Pferdegeschirr in Stand gesetzt, damit nicht durch irgend einen Defect das Einfahren eine Unterbrechung erleide.

Es war Mitte Juli. Nach acht Tagen sollte mit dem Roggenschnitt der Anfang gemacht werden.

Die Erndtezeit ist für den Landmann die Entscheidungszeit des Jahres. Von ihrem Ausfall hängt sein ganzer Wohlstand ab. —

Auch für Horst war eine Entscheidungszeit eingetreten.

Das Oberconsistorium hatte seine Bestallung an St. Jacobi genehmigt. Die Entscheidung des Kirchencollegiums der Gemeinde war ebenfalls günstig für ihn ausgefallen.

Wir kennen aus der Unterredung des Syndikus Krämer mit Pastor Kranz dessen Beweggründe. Die Herzensstellung der Majorität

desselben dem Evangelio gegenüber war noch keine andere, als sie bei Berufung von Kranz gewesen war. Aber die veränderte politische Lage und vor allen Dingen die nicht ungegründete Voraussetzung, daß mit dem Eintritt des Pastors Horst in das Pfarramt an St. Jacobi der getrennte Theil der Gemeinde zurückkehren und die bisherige Ebbe in dem Aerarium der Kirche schwinden werde, hatte den Ausschlag für seine Zustimmung gegeben.

Es war deshalb jetzt von der Kirchenbehörde die Frage an ihn gerichtet, ob er geneigt sei, die Berufung in das Pfarramt an St. Jacobi anzunehmen.

Wie sollte er sich entscheiden?

Wir haben gehört, daß der Assessor für die Annahme war. Auch die übrigen Glieder des uns bekannten engeren Freundeskreises stimmten mit dem Assessor.

„Zugelangt, edler Hirte!" hatte der Justizrath in seiner humoristischen Weise gemeint, „zweimal fliegen einem nicht so die gebratenen Tauben in den Mund!"

Landrier war vollends für die Annahme. „Sie sind lange genug, verzeihen Sie diesen Ausdruck, ich gebrauche ihn hier in gutem Sinne, Freigemeindler gewesen, lieber Bruder Horst," hatte er gesagt, „jetzt bietet sich Ihnen eine günstige Gelegenheit, mit Ihrer ganzen Gemeinde wieder in die kirchliche Ordnung zurückzukehren!"

Aber in seinem Kirchenvorstande waren die Ansichten getheilt.

Der junge Hermsmeier war entschieden für die Annahme. Der Lehrer Märtens hatte damals nicht mit Unrecht auf dessen Sinn für die kirchliche Ordnung speculirt. Er sah die Gemeindebildung von Anfang als einen allerdings unter den damals obwaltenden Umständen vom Herrn gebotenen Nothstand an. Der war nun beseitigt und somit war für ihn der Grund für den Fortbestand der Separation gefallen.

Ihm schlossen sich alle ursprünglich lutherischen Mitglieder an

und besonders war Treppelmann über die Aussicht erfreut, die ganze Gemeinde wieder in der alten schönen Jacobikirche vereint zu sehen.

Dagegen meinte Kloppen=Jost, wohl auf Anrathen seines Schäfers, daß er den „Minschgennamen lutterisch“ nun und nimmer annehmen werde, und auch der alte Bröker sagte: „Mi dücht — hett dat, wi kün bliwen, wat wi sün — hett dat — 'ne Evangelische Gemeinde, hett dat.“ —

Was sollte er thun? Diese zwiespältige Ansicht in seinem Vorstande war es nicht allein, die ihm die Entscheidung erschwerte.

Er unterschätzte die Gründe nicht, die den Assessor für die Annahme der Berufung bestimmten. Es war ihm ja selbst der Gedanke nahe getreten, ob ein solch' separirtes Gemeindewesen auf die Dauer sich der Willkür einzelner Gemeindeglieder oder besonderer Partheiungen in ihm werde entziehen können.

Er dachte auch an den Fall, wenn der Herr ihn etwa durch den Tod abrufen werde. Würde bei der eingetretenen anders gearteten politischen Constellation der Gemeinde das Recht, einen eigenen Pastor zu wählen, eingeräumt werden? Und wenn das — würde sie nicht, losgelöst von dem Ganzen der lutherischen Kirche, der Lehrmeinung jedweden beliebigen Pastors anheimgegeben sein?

Hätten Horst damals schon die Erfahrungen zur Seite gestanden, die in spätern Jahren separirte Lutheraner an andern Orten gemacht haben, so würden diese Gedanken ihm noch schwerer ins Gewicht gefallen sein.

Auf der andern Seite — wie viel Segen hatte er während dieses Jahres erfahren! Wie hatte die wunderbare Lösung der Proceßfrage und die plötzliche Beseitigung aller damit zusammenhängenden schweren Dinge es von Neuem bezeugt, daß der Herr mit der Gemeinde sei! —

Und — gedachte er der Stellung der ursprünglich reformirten

Mitglieder der Gemeinde bei dieser Entscheidung, — sollte er selbst die Veranlassung werden, daß diese dem Geiste des lutherischen Lebens wieder entzogen würden?

Es zeigte sich jetzt wie sehr der Assessor in den Tagen der Gemeindestiftung recht gehabt, wenn er die Frage nach ihrem Namen nicht für eine gleichgültige hielt. In der That, der Name Lutherisch umgrenzt in präcisester Weise nicht allein den Bekenntnißstand, sondern Geist und Wesen der Kirche, die ihn führt und bewahrt vor der Verschwommenheit, in die der sonst so herrliche Name Evangelisch, nachdem er nun einmal nicht mehr der bezeichnende Name der lutherischen Kirche geblieben ist, nur zu leicht führen kann. Horst hatte, wie wir wissen, früher zu dieser Frage anders gestanden. Jetzt aber, nachdem seine theologische Entwicklung ihn in die Klarheit über diese Dinge geführt hatte, fiel es ihm schwer auf's Herz, daß er selbst diesen Namen gewählt hatte.

Die wichtigste Frage für ihn war jedoch Folgendes. Er war sich bewußt, mit der Annahme der ihm in's Haus gesandten Vokation der Gemeinde, Gottes Willen vollzogen zu haben. Jetzt wurde an ihn die Frage gerichtet, ob er die an ihn ergangene Berufung annehmen wolle. Es wurde also die Entscheidung in seine Hand gelegt. Das war, wie wir wissen, für ihn sehr schwer. Er meinte, er könne dann nie ganz gewiß wissen, ob er auch des Herrn Willen erfülle. —

Daß äußerliche Gründe, die Sicherheit des Gehaltes und damit zusammenhängender Dinge auf seine Entschließung keinen Einfluß ausüben konnten, das wissen wir aus seiner Herzensstellung zu diesen Fragen.

Frau Gertrud, der er alle seine Bedenken mitgetheilt hatte, wußte keinen Rath, sie meinte, er möge an den Doktor, seinen Freund, schreiben. Er sei ihm ja überdies seit lange einen Brief schuldig. —

„Da hast Du recht," sagte Horst, „er hat damals mit Freuden zugestimmt, als ich hierher zog, ich will ihn um seinen Rath bitten."

Aber er sollte schon eher zur Gewißheit kommen.

Als er den Brief geschrieben und abgeschickt hatte, fiel bei dem Hinwegräumen von Papieren, die sich auf seinem Schreibtische angehäuft hatten, sein Blick auf das kleine Packet, das ihm Kranz vor seinem Tode mit der Bitte überreicht hatte, es nach seinem Heimgange öffnen zu wollen.

Horst war es unter den vielfachen Geschäften und innerlichen Bewegungen der letzten Zeit ganz aus dem Gesichtskreis entrückt. Er strafte sich darüber auf das ernstlichste und erbrach darum jetzt um so schleuniger das Siegel. Es enthielt einen Brief an ihn und mehrere Blätter mit schriftlichen Aufzeichnungen aus den letzten Monaten.

Die zitternden Schriftzüge und das Datum zeigten ihm, daß der Entschlafene am Abende nach jener für Kranz' inneres Leben so entscheidungsvollen Unterredung den Brief geschrieben hatte. —

Horst las in tiefer Bewegung.

„Theurer Bruder!

Ich darf Sie ja so nennen. Die Gnade, die mir widerfahren, giebt mir das Recht dazu, und die Liebe, die Sie mir erwiesen haben, verpflichtet mich, Sie mit diesem schönsten Namen anzureden, den ich kenne.

Ich danke Ihnen noch einmal, daß Sie meine Bitte erfüllt haben und zu einem Manne gekommen sind, der Ihnen nie Liebe erwiesen hat.

Ich will nicht sagen, daß ich durch Ihre Liebe beschämt bin, ich nehme sie als eine Nothwendigkeit der Liebe an, die Sie gedrungen hat, einem armen verzagenden Menschen den Trost zu bringen, den Sie ihm gebracht haben.

Ich kann es nicht aussprechen, wie mir jetzt zu Muthe ist, ich kann nur sagen, in meiner Seele ist es licht und stille geworden, denn ich glaube jetzt, daß Jesus Christus wahrhaftig Gottes Sohn ist und daß er am Kreuze auch meine schweren Sünden getilgt hat. —

Ich bin nicht werth aller Barmherzigkeit, die mir widerfahren ist.

Sollte mir Gott die Gnade geben und es mir gestatten, noch einmal die Kanzel zu betreten, auf der ich mich so schwer an dem Namen Jesu und an seiner Gemeinde versündigt habe, dann werde ich öffentlich vor der Gemeinde ein Bekenntniß meiner Schuld ablegen und auf diese Weise, so weit mir das möglich, gut zu machen suchen, was ich Uebles gethan habe.

O, wenn mir das doch möglich wäre! Sollte aber Gott anders über mich beschlossen haben, dann bitte ich Sie, theurer Bruder, das an meiner Statt zu thun. Sollte ich sterben, so erhöht das meinen Trost, daß die Gemeinde erfährt, daß ich selbst, ob auch durch Ihren Mund es ihr sage, daß ich sie bisher verkehrte Wege geführt, und daß ich sie bitte und beschwöre, den Weg der ewigen Wahrheit fortan einzuschlagen. —

Gott wird mir die Bitte erhören, daß Sie dann mein Nachfolger im Amte werden. Ich sehe zwar nicht, wie? Aber Gott wird schon Wege wissen. Lassen Sie die Bitte eines wohl bald sterbenden Mannes nicht vergeblich sein, sich der ganzen Jacobigemeinde anzunehmen!

Ich füge einige Blätter hinzu, die ich von Zeit zu Zeit beschrieben habe. Ich vertraue Ihnen, daß sie dieselben, wenn Sie aus ihnen gesehen, wie die Gnade Gottes, ohne daß ich sie kannte, schon lange Zeit an mir unwerthen Menschen gearbeitet hat, vernichten werden.

Ich reiche Ihnen die Hand und danke Ihnen noch einmal für Ihre Liebe und den köstlichen Trost, den Sie von unserm Heiland gewürdigt sind, Ihrem geringen Bruder gebracht zu haben.

O, daß ich jetzt sagen darf — von unserm Heilande!

Den .. Juni 18 .. Ihr Franz."

Horst waren unter dem Lesen die Augen übergegangen.

Er faltete das Blatt zusammen und sagte zu sich selbst: „Gott

hat entschieden. Er hat die Bitte des Sterbenden erhört und meine Aufgabe ist es nun, seinen Wunsch auszuführen.“ —

Er nahm jetzt ein Blatt nach dem andern und durchlas es mit großer innerer Bewegung. Aber er hat auch den Wunsch des Heimgegangenen erfüllt, und alle Blätter, nachdem er sie gelesen, dem Feuer übergeben.

Es ist das schade drum, denn was er nachher seiner Gattin von dem Inhalte der Blätter mitgetheilt, das läßt beklagen, so den tiefern Blick in die Gnadenwege uns abgeschnitten zu sehen, durch die Gott der Herr die edle aber durch politische Verirrung und glaubenslose Gymnasialbildung irre geleitete Natur dieses Mannes endlich zur Verzweiflung an sich selbst und dadurch zur Aufnahme der einzigen wahren Hülfe geführt hat.

Nur ein paar Verse glaubte Horst, ohne gegen den Entschlafenen indiscret zu sein, bewahren zu dürfen. Sie enthielten ja keine Thatsachen, sondern waren nur ein Ausdruck der innern Stimmung aus jenen Tagen, als Kranz selbst sich von allem Verkehr zurückgezogen und als ihn alle seine bisherigen Freunde verlassen hatten.

Da Horst sie seiner Gertrud mittheilte, so dürfen sie auch hier ihren Platz finden.

„Am dürren Zweig hängt dort ein einsam Blatt;
Allein ist's übrig von dem ganzen Staat
Der Blätterpracht, mit der ein grünes Kleid
Den Baum umhüllt des Frühlings erste Zeit!

Im Nordwind weht jetzt hin und her das Blatt,
Es ist so müd', des Lebens ist es satt,
Die Schwestern all' der Tod hat hingerafft,
Der bleiche Tod, der Ruh' den Müden schafft.

Du armes Blatt, wann wirst Du weggeweht
Zum feuchten Staub, drin Alles einst vergeht?
Jetzt — jetzt — o, hab' Erbarmen Wind —
Nimm mich hinweg — hinweg nimm mich geschwind!“

„Der arme — arme Franz — was mag er innerlich gelitten haben!“ sagte Frau Gertrud, als ihr Horst die Verse vorgelesen, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Ja wohl,“ erwiederte Horst, „aber das ist der Weg gewesen, auf dem ihm die Gnade entgegengekommen. Sieh, wie die Julisonne die Saaten gereift hat, die jetzt bald unter der Sense fallen werden, so hat ihn die Hitze der Trübsal der Stunde entgegenreifen lassen, in der ein anderer Wind, als jener, von dem er dort redet, der Hauch des heiligen Geistes, ihn angeweht hat und die ewige Heilssonne ihm aufgegangen ist.“

LI.

Die St. Jacobikirche war ohnstreitig die schönste Kirche der Stadt.

Wurde sie an Größe auch von den drei andern gothischen Kirchen, der zu St. Petri, der Thomaskirche und der Barfüßerkirche übertroffen, so war sie doch diesen in Bezug auf Reinheit des Styles weit überlegen.

Die Schloßkirche, die zugleich bei weitem kleiner war, gehörte der Zeit der Renaissance an.

Die Jacobikirche stammte aus der edelsten Periode der deutschen Baukunst.

Auf ihrem Grundriß, dem lateinischen Kreuz, erhoben sich die schlanken Sandsteinmauern mit ihren in edelverzierten Spitzen auslaufenden Streben.

Hohe Fenster, im feingeschwungenen Spitzbogen mit reichem Maswerk verziert, erhöhten den Eindruck des schlanken himmelwärts strebenden Baues.

Zu den Seitenbalken des Kreuzes führten portalartige Eingänge mit Sculpturen aus der heiligen Geschichte.

Am reichsten war die für zwei Thürme projektirte Westseite der Kirche mit ihren Eingängen verziert. Zwischen zwei kleineren Eingängen, die in die beiden Seitenschiffe führten, erhob sich unter einer mächtigen Fensterrose das Hauptportal, dessen Seitenwangen, nach dem Eingange zu sich verjüngend, mit den fein in Sandstein ausgeführten Statuen der zehn Jungfrauen ausgestattet waren, während in der Krönung des Portals der Herr auf dem Throne seiner Herrlichkeit sichtbar war. Ein gar sinniger Gedanke des alten Meisters, dem Eintretenden die Mahnung zu vergegenwärtigen, des Oeles in den Gefäßen nicht zu vergessen, das durch die schönen Gottesdienste sollte geboten werden. —

Schade, daß, wie bei dem Münster zu Straßburg, nur der eine Thurm zur Ausführung gekommen war. Aber dieser eine war, wie die ganze Kirche, die schönste architektonische Zierde der Stadt. In den edelsten Verhältnissen war er bis zur schließenden Kreuzblume in Sandstein ausgeführt, und zog mit seiner nach oben immer zarter ausgeführten Arbeit unwillkürlich den sinnigen Beschauer himmelwärts. —

Es war ein Glück, daß die Stadt in den Tagen der Reformation keine Karlstädtsche Bilderstürmerei erlebt hatte und daß auch die Windsbraut des dreißigjährigen Krieges an ihr, ohne ihren Bauwerken bedeutenden Schaden zuzufügen, vorübergezogen war. Was der Zahn der Zeit an dem edlen Bauwerke zerstört hatte, das war in den letzten Jahren vor dem Revolutionssturme unter den Auspicien eines eben so frommen als kunstliebenden Fürsten wiederhergestellt worden.

Die Sorgfalt desselben hatte sich vornämlich dem innern Raume der Kirche zugewandt.

All jenes widerwärtige Gestühl, wodurch die Geschmacklosigkeit

späterer Tage die edle Harmonie der Säulen und übrigen Verhältnisse gestört und das den Eindruck gemacht hatte, als hätten Raubvögel drinnen ihre Nester gebaut, war hinweggeräumt, und die Emporen, die den Kirchen immer den Eindruck von Concertsälen geben, waren abgebrochen worden. So sah das Auge ungestört in das hohe Spitzbogengewölbe des dreifachen Schiffs hinein, das in gleicher Höhe in dem hohen Chore seine abschließende Fortsetzung fand.

Die unschöne hölzerne verschnörkelte Wand mit einem schlechten Bilde, womit eine spätere Zeit den Hochaltar hatte zieren wollen, war gefallen, und an dessen Stelle hatte dieser und die ihm auf hoher Empore an der Thurmseite gegenüberstehende Orgel eine nach den Entwürfen des Ritters von Klenze ausgeführte, dem ganzen edlen Styl des Gebäudes entsprechende würdige Gestalt erhalten.

Als man an die innere Restauration der Kirche ging und den Kalkputz der spätern Zeit hinwegräumte, fand man nicht allein die Rippen der Spitzbögen und die Kehlen und Kapitäle der Säulen mit Gold und Farben verziert, sondern auch die Wände des hohen Chors mit Fresken aus der Blüthezeit der mittelalterlichen Kunst bedeckt.

Daß dieses Alles und auch die theilweise zerstörten Fenstermalereien wiederhergestellt waren, durfte man von dem kunstliebenden Fürsten erwarten. —

Das war die Kirche, in der Horst fortan walten sollte. —

Es war ihm die Annahme der Berufung, zu der er sich, wie wir gehört, durch die Bitte des seligen Franz entschlossen hatte, nicht allein durch den völlig zustimmenden Brief seines Freundes des Doktors, sondern auch dadurch erleichtert worden, daß sich der alte Bröker durch das Zureden des alten Paulsiek und des Miesmeier bewogen gesehen hatte, trotz des Namen „luttersch" bei der Gemeinde zu bleiben. Kloppen-Jost war allerdings nicht ohne seinen Schäfer bei seinem Vorsatz geblieben. —

Die Bedingung, die er der Behörde noch gestellt hatte, die in der Gemeinde eingeführte Kirchenzucht in seine neue Stellung herübernehmen zu dürfen, war ihm um so lieber erfüllt worden, als sie — ein Artikel der alten Landeskirchenordnung niemals rechtlich war aufgehoben worden. —

Horst's Seele jauchzte, als er daran dachte, in einem so herrlichen Bauwerke des Amtes warten zu dürfen. Als er den seligen Pastor vertreten hatte, war die Kirche noch in der Restauration begriffen gewesen. Am Tage der Gedächtnißpredigt war seine Seele von andern Gedanken erfüllt, so daß er deren Bau seine Aufmerksamkeit nicht hatte zuwenden können. Jetzt, als er wußte, daß er dort Pastor werden sollte, hatte er sich in die Einzelheiten des herrlichen Baues vertieft und er mußte sich sagen, daß dieser die Salvatorkirche in X. weit an Schönheit überrage — daß in ihm das Ideal erfüllt sei, das ihm von einem würdigen Kirchenbau vorgeschwebt habe. —

„Aber gehört nicht in solche Kirche jene reiche Entfaltung des Cultus, von der wir so oft gesprochen haben?" sagte er zu dem Regierungsrath und dessen Schwester, als er mit diesen etliche Wochen vor seiner Einführung, die auf den elften Sonntag nach Trinitatis gegen das Ende des August festgesetzt war, den schönen Bau besuchte.

„Sie wissen, ich stimme Ihnen bei," erwiederte der Regierungsrath, „und Sie erinnern sich, wie ich früher gegen Sie geäußert habe, daß der Anstoß der Gemeinde kein Hemmniß für die Einführung passender liturgischer Formen sein dürfe; — aber die Geschichte mit Ihrem Kirchenvorstande hat mich doch eines Andern belehrt, man muß Geduld mit den Schwachen haben und auch die liebsten Wünsche, um Aergerniß zu vermeiden, zurückdrängen

Und dann," fügte er hinzu, „so wohlgesinnt Ihnen gegenüber jetzt auch die Behörde sein mag, so glaube ich doch nicht, daß sie

Ihnen eine Aenderung der einmal hier bestehenden Ordnung gestatten wird.“ —

„Aber dann bleibt doch immer eine Disharmonie zwischen diesem Bau und den Gottesdiensten, die in ihm verwaltet werden,“ sagte Horst traurig — und auch Fräulein von Ehren sah ihren Bruder betrübt an.

„Das ist wohl wahr,“ erwiederte der Regierungsrath, „aber das haben Sie ja nicht zu verantworten — das ist nun einmal in unsern jetzigen Gottesdiensten so! —

Und wenn's Ihnen zu schwer wird,“ tröstete er Horst lächelnd, „dann denken Sie an die Aussicht, die uns der theure Landrier eröffnet hat.“

„Da bin ich doch anderer Ansicht,“ entgegnete Horst.

„Ich auch,“ erwiederte schnell der Regierungsrath, „ich glaube nicht, daß wir eine sinngemäße Ausgestaltung des Cultus erst in die Zukunft zu verlegen haben, ich meine, daß keine Zeit so sehr als die unsrige sie fordert — aber was hilft's — gegen den Strom läßt sich nun einmal nicht schwimmen — da muß man warten, bis Gott eine andere Strömung herbeiführt!“ —

Als Horst nach Hause zurückgekehrt war, fand er eine Kiste vor, die eben mit der Post von Mathilde angekommen war.

„Was uns hier Mathilde wohl schicken mag,“ sagte Frau Gertrud, während ihr Mann mit dem Aufbrechen der festverschlossenen Kiste beschäftigt war.

„O, sieh da — welche Pracht!“ rief Frau Gertrud, als sie die obere Umhüllung hinweggehoben hatte und ein Velum in grünem Sammt mit dem in Silber gestickten Monogramme Christi zum Vorschein kam und dann darunter ein Altarantipendium von gleicher Farbe und gleichem Stoff, in der Mitte ein in Silber ausgeführtes gothisches Kreuz, an den Seiten gothische Arabesken von gleicher Stickerei.

Außer diesen herrlichen Sachen fanden sich noch eine Menge Muster von Altar-, Kanzelbekleidungen und Velen, so wie etliche Leinwandbedeckungen für die verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres.

Der beiliegende Brief sprach Mathildens Freude über ihres Bruders Berufung an St. Jacobi aus und enthielt die Bitte, mit diesen Gaben, den Erstlingen ihrer Arbeit im Paramentenverein, dem sie in der Diakonissenanstalt angehörte, am Tage seiner Einführung den Altar zu schmücken.

„Freust Du Dich denn nicht?“ fragte Frau Gertrud, als sie zu ihrem Erstaunen sah, daß ihr Mann mit trübem Blick die herrliche Arbeit seiner Schwester ansah.

„Ich freue mich wohl darüber, daß Mathilde unserer so freundlich gedenkt und wenigstens durch ihr Geschenk an der Einführung ihres Bruders theilnehmen will,“ erwiederte Horst,“ — „aber packe es nur wieder ein, liebe Gertrud,“ fügte er hinzu, „gebrauchen darf ich's nicht!“

„Warum denn nicht?“ erwiederte Frau Gertrud erstaunt.

„Ach, Du weißt ja,“ sagte Horst, „es gehört das mit zum Cultus und vorhin hat mich noch der Regierungsrath darauf aufmerksam gemacht, daß mir die Behörde schwerlich erlauben werde, daran etwas zu ändern.“

„Aber eine neue und dazu so schöne Altarbekleidung!“ meinte Frau Gertrud.

„Ja, wenn sie roth wäre,“ sagte Horst, „das ist ja die in St. Jacobi übliche Farbe — aber grün? Das fällt gleich auf, und ich muß mich doch hüten, von vorneherein Anstoß zu geben!“

Frau Gertrud konnte dagegen nichts sagen, aber es war ihr auch um ihres Mannes willen kein geringes Leid, als sie Mathildens schöne Gaben wieder sorgfältig zusammenlegte und in der Kiste verbarg.

„Ach," sagte sie, „daß doch keine Freude ohne eine Beimischung von Bitterkeit sein kann. Ich hatte mich so auf Deine Einführung gefreut und nun das!"

Horst aber meinte, es müsse wohl gut sein, daß nicht alle Wünsche erfüllt würden; fügte sich auf Erden Alles so nach des Herzens Gefallen, so möchte die Gefahr der Anklammerung der Seele an das Irdische doch gar zu groß sein. — —

LII.

Es war ein herrlicher Augustmorgen der des elften Sonntages nach Trinitatis.

Horst trieb es in der Morgenfrühe hinaus in die frische schöne Gottesnatur.

Das war ein Zwitschern und Singen in den Büschen und Bäumen der Parkanlagen, die nach der Seite, wohin Horst seine Schritte lenkte, die Stadt besäumten!

Wie er so wegen der Frühe des Tages ungestört dahinwanderte und des Wortes gedachte, das er an dem heutigen Tage der Gemeinde sagen wollte, war er in die Nähe des Kirchhofes von St. Jacobi gekommen.

Er trat ein. Es zog ihn zu zwei Gräbern, die nicht fern von einander lagen.

Unter dem frischen Hügel hier, der erst jüngst mit Rasen bedeckt war, ruhte Kranz. Dort einige Schritte weiter war der Hügel, der die müde Hülle des alten Ehringhausen deckte.

Da ruhen sie beide und beide selig. — Der Eine nach einem

im Glauben an den Herrn wohl vollbrachten Leben — der Andere hat Schächersgnade gefunden — aber beide selig! — —

„Was wird sich der alte Vater Ehringhausen freuen," dachte Horst, „wenn er nun dort an dem Throne der Gnade den Mann sieht, den er noch auf seinem Sterbebette zu dem Lamm gewiesen hat, das für uns geschlachtet ist! Und wie werden beide Hand in Hand die Gnade Dessen preisen, der sie durch all Wirrsal der Zeit hindurch gerettet hat zur seligen Ewigkeit!"

„Ist die Sünde mächtig," drang es Horst in die Seele, „so ist die Gnade noch viel mächtiger, und neidlos steht nun der, der des Tages Last und Hitze getragen, neben dem, der sich noch in der elften Stunde hat in die Weinbergsarbeit rufen lassen — beide gleich selig! — Das ist der Triumph der Gnade!" rief er unwillkürlich.

In diesen Gedanken versunken, hatte er es nicht gemerkt, daß sich Schritte nahten.

Es war der junge Ehringhausen, seine Schwester und deren Mann, die sich ebenfalls, um ungestört zu sein, in der Morgenfrühe aufgemacht hatten.

Sie freuten sich, als sie ihren Pastor an derselben Stätte sahen und Hermsmeier sagte zu Horst, als er sich bemerklich gemacht hatte: „Wir wollten das Grab unseres Vaters besuchen, — es war uns so, als müßten wir gerade heute, wo wir in die alte Kirche zurückkehren, ihm dafür danken, daß er ein Hauptwerkzeug gewesen, daß es so gekommen ist."

Der junge Ehringhausen und seine Schwester knieten an dem Grabe ihres Vaters nieder und die Thränen beider rannen auf den Hügel, und darüber hin reichten sie sich die Hand.

„Im Leben und Tod eins in Jesu, wie Euer Vater ihm gedient hat bis an sein Ende!" sagte Horst, als beide sich von den Knieen erhoben.

„Hei is nich storwen!“ sagte Fiken und lächelte unter Thränen.

„Nein,“ sagte Horst, „er lebt und wir werden auch leben, ob wir sterben, wenn wir an Ihn glauben, der für uns den Tod verschlungen hat in den Sieg!“

Da begannen wie ein heiliges Amen die Glocken der Stadt ihr Geläut, womit sie den Sonntag einläuteten. Es klang so feierlich in den stillen Morgen hinein und zu dieser Stunde und an diesem Ort! Horst war es zu Muthe, als berühre ein Klang aus dem oberen Jerusalem die Erde.

Sie wanderten schweigend mitsammen der Stadt zu.

Schon sah man von der Höhe die blauen langen Röcke der Bauern mit den Silberknöpfen und die schwarzen Feierkleider der Bäuerinnen mit den tellerartigen weißen Spitzenkrausen zur Stadt herabziehen und hier und dort fuhr ein Leiterwagen mit vielen Insassen besetzt den Weg zur Stadt entlang.

Als sie in das Stadtthor hineingingen, kam gerade der alte Kunsmeier mit Frau und Tochter und dem Schäfer Gottfried herangefahren. Simon lenkte die Pferde.

„Wie, auch Sie haben sich aufgemacht?“ fragte Horst erfreut, als der Wagen einen Augenblick hielt, dem alten Mann die Hand reichend.

„Moßte doch noch eens in de Kerke gohn, wo'r ik so öfters den ollen laiwen Mann dat Wuurd hebbe seggen hört!“ erwiederte der Kunsmeier und seine Züge nahmen den unaussprechlich lieblichen Ausdruck an, der das Unschöne seiner Züge völlig vergessen ließ.

Gottfried aber, der neben Simon — dem künftigen Missionar — saß, beugte sich über die Leiter des Wagens zu Horst herab und improvisirte:

„Es singen die Vöglein in Feld und Wald
So hell und klar, daß es weithin schallt.
Sie singen von Gottes Liebesthat,
Der ihnen den Sommer gegeben hat!

Soll'n wir denn nicht singen von seiner Huld,
Von seiner Lieb' und großen Geduld
Dort in dem Hause seiner Gnad',
Daß er uns den Sohn gegeben hat?"

„Gewiß — gewiß!" erwiederte Horst, „und wir wollen dem treuen und gnädigen Gott, der Alles so wunderbar hinausgeführt hat, heute ein rechtes ‚Lobe den Herrn, meine Seele' jubiliren!"

Der Wagen fuhr weiter und hinter ihm her kam der Wagen des alten Paulsiek mit den Seinen — und dann der Jürgensmeier und der Miesmeier — und all' unsre alten Freunde und Bekannte kamen Einer nach dem Andern zur Stadt, und man sah es Allen an, welche innerliche Freude ihre Herzen bewegte. —

Als die Glocken ihr Geläut zum Beginn des Gottesdienstes erschallen ließen, kam der Consistorialrath und Präpositus Degen, um den neuen Pastor zur Einführung abzuholen.

Horst hatte außer dem Archidiakonus Rothmann von St. Petri auf Degens Wunsch den Diakonus an der Barfüßerkirche zu seinem Assistenten erwählt. Sein Herz zog ihn, Landrier um diesen Liebesdienst zu bitten, aber er mußte, um Aergerniß zu vermeiden, von diesem Wunsche abstehen. Kloppen-Jost würde an dem reformirten Consistorialrath schweren Anstoß genommen und auch der Präpositus würde kaum zu dieser Wahl seine Zustimmung gegeben haben.

Nach der feierlichen Begrüßung, in der der Präpositus seinen Wunsch aussprach, daß nach trüben Tagen nun für die Jacobigemeinde eine bessere Zeit anbrechen möge, zogen die Geistlichen, von vielen Mitgliedern des bisherigen Kirchenvorstandes der Gemeinde gefolgt, zur Jacobikirche, deren Hauptportal durch die Fürsorge von Fräulein

von Ehren und vielen Frauen und Jungfrauen der Gemeinde reich mit Blumengewinden verziert war. —

Am Eingange empfing das Kirchencollegium von St. Jacobi den neuen Pastor.

Der Syndikus Krämer, dem die Begrüßung übertragen war, meinte, nachdem er Einiges über die wiederhergestellte Einigkeit der Gemeinde vorgebracht, in nicht gerade feiner Weise: „Sie müssen sich aber ganz umkrämpeln, Herr Pastoor — Sie sind bisher Freigemeindler gewesen, nun kommen Sie unter's Kirchenregiment!"

Degen schien dieser Schluß der Anrede sehr unangenehm zu sein und er warf dem Fleischermeister Treppelmann einen dankbaren Blick zu, als dieser, der in das Kirchencollegium mit eingetreten war, zu Horst tiefbewegt sagte:

„Predigen Sie uns hier dieselbe Wahrheit, die Sie uns bisher bezeugt haben, dann wird das Königreich unsers Herrn Jesu Christi in unserer Gemeinde sich ausbreiten!"

Der alte Organist, der gemeint hatte: „Nun gehen für die Gemeinde die alten Zeiten unseres treuen seligen Pastors wieder an!" ließ die Orgel bei dem Eintritte der Geistlichen in ihrer ganzen Kraft erbrausen:

König Jesu, streite, siege,
Daß Alles bald dir unterliege,
Was lebt und webt in dieser Welt!
Blick auf deine Friedensboten,
Laß wehen deinen Lebensodem
Durch's ganze weite Todtenfeld!
Erhöre unser Flehn
Und laß es bald geschehn
Amen — Amen!
So rühmen wir
Und jauchzen dir
Ein Halleluja für und für!

Mit diesem Verse geleitete die Gemeinde ihren Pastor auf das hohe Chor der Kirche, in dessen alten Presbytersitzen die Geistlichen Platz nahmen.

Nachdem der Präpositus von der Kanzel aus im Anschluß an das Wort des heiligen Paulus: ‚So sind wir nun Botschafter an Christi Statt' vom heiligen Predigtamt Zeugniß abgelegt und die Gemeinde das ‚Komm heiliger Geist!' angestimmt hatte, trat er mit den Assistenten vor den Altar und sagte zu dem vor ihm stehenden Pastor:

„Ehrwürdiger und geliebter Bruder, dieweil Ihr nach Gottes Rath und Willen hierher zum Pfarrer berufen seid, so werdet Ihr Euch aus Gottes Wort erinnern, was hinfort dieses hohen Amtes Pflicht von Euch fordert und demselben, so lieb Euch Euere Seligkeit ist, nachzukommen suchen.

Erstlich sollt Ihr der Gemeinde rein und unverfälscht vortragen das heilige Wort Gottes, wie es in der heiligen Schrift begriffen und in den drei Hauptsymbolen der Kirche, als auch in den Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche wiederholt ist. Dieselbe christliche Lehre sollt Ihr ohne Zusatz eigner Träume Euerer Gemeinde vorhalten. Was aber wider solche Lehre streitet, sollt Ihr bescheidentlich widerlegen.

Darnach sollt Ihr Eure Gemeinde zu aller Gottseligkeit fleißig ermahnen, sie vor Sünden und Schanden treulich warnen und wo Sünden bei ihr einreißen, mit gebührlichem Ernst dieselben strafen.

Zum Dritten sollt Ihr die hochwürdigen Sacramente nach Christi Einsetzung und Ordnung administriren und reichen, auch in der Beichte betrübte und angefochtene Seelen trösten, die Einfältigen unterweisen, die Kleinmüthigen stärken, den Bußfertigen die Vergebung der Sünden verkündigen, den Unbußfertigen aber die Sünden behalten und sie nicht zum Tische des Herrn zulassen, bis sie Besserung zusagen und im Werk beweisen.

Die liebe Jugend sollt Ihr zum Vierten sonderlich in Acht nehmen, daß sie im heiligen Katechismo und aller Gottesfurcht seliglich erzogen werde.

Zum Fünften sollt Ihr für Euere Gemeinde fleißig beten und derselben Bestes bei unserm Herrgott Tag und Nacht durch eifriges Gebet mit höchstem Fleiß suchen.

Zum Sechsten sollt Ihr Euern Pfarrkindern mit gutem Exempel vorgehen und ein Fürbild der Heerde sein im Wort, im Geist, im Glauben, in der Liebe und in der Keuschheit nach der Vermahnung St. Pauli.

Summa, weidet die Heerde Christi, die Euch befohlen ist und sehet wohl zu, daß Ihr's nicht gezwungen thut um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrund, nicht als die über's Volk herrschen, sondern werdet Vorbild der Heerde, so werdet Ihr, wenn der Erzhirt erscheinen wird, die unverwelkliche Krone empfangen!

Daß Ihr nun diesem Allen mit höchstem Fleiß wollet nachkommen, und Euer Amt führen wollet wie Ihr's künftig vor dem Richterstuhl Christi Euch getraut zu verantworten, wollet Ihr mit Handschlag und Ja bekräftigen!"

Eine lautlose Stille herrschte bei dieser ebenso ernsten als würdigen Vorhaltung und das laute „Ja" des Pastors, „das will ich in Jesu Namen, durch den Beistand des heiligen Geistes!" tönte als ein feierliches Gelübde, das er dem Herrn ablegte, durch die weiten Räume der Kirche. —

Nachdem der Präpositus nun Horst das Pfarramt übertragen, die Vokation überreicht hatte und die beiden Assistenten ihm ein passendes Bibelwort zugerufen hatten, wendete Degen sich an die Gemeinde:

„Dagegen vermahne ich Euch, lieben Freunde, daß Ihr gegenwärtigen Herrn Theodor Horst für Euern Pfarrer und Seelsorger wollet erkennen und halten.

Insonderheit:

Daß Ihr Gottes Wort und Predigt von ihm gern und fleißig wollt anhören, Trost, Strafe, Vermahnung und Warnung willig annehmen, nicht als Menschen-, sondern als Gottes Wort.

Daß Ihr Eure Kinder und Gesinde fleißig zur Schule und in die Kirche, sonderlich zum examine des chatechismi schicket, damit sie an ihrer Seligkeit nicht versäumt noch verwahrlost werden.

Daß Ihr fleißig für ihn betet, auf daß er zu Euerm großen Heil großen Nutzen in dieser Gemeinde schaffen möge und ihr sammt ihm durch seinen treuen Dienst selig werdet. Denn seine Seele ist an Eure und Eure Seele an seine gebunden.

Daß Ihr ihn in gebührlichen Ehren haltet, nicht als einen Sauhirten, sondern als einen Seelenhirten, ihn lieb und werth habet, Euch nicht muthwillig ihm widersetzet, sondern friedlich mit ihm lebet.

Daß Ihr ihm zu seiner Unterhaltung zu rechter Zeit treulich und völlig gebet, ihm auch sonst nach Euerm Vermögen Liebes und Gutes erzeiget, denn ein Arbeiter ist seines Lohnes werth — spricht der Herr und St. Paulus sagt: „So wir euch das Geistliche säen, ist's ein groß Ding, ob wir euer Leibliches erndten?"

Summa: „Gehorchet eurem Lehrer und folget ihm, denn er wachet über eure Seelen, als der da Rechenschaft für euch geben soll, daß er es mit Freuden thue und nicht mit Seufzen, denn das ist euch nicht gut!"

Als der Präpositus auch hierauf das „Ja" der Gemeinde erfordert hatte und die ganze Gemeinde es wie ein Mann gegeben, betrat der Introducirte die Kanzel, während die Gemeinde aus Lazarus Spenglers Lied sang:

Ich bitt', o Herr, aus Herzensgrund
Du woll'st nicht von mir nehmen
Dein heilig Wort aus meinem Mund,
So wird mich nicht beschämen

Mein Sünd' und Schuld,
Denn in Dein' Huld
Setz ich all' mein Vertrauen —
Wer sich nur fest
Darauf verläßt,
Der wird den Tod nicht schauen.

Man sah ihm die innere Bewegung an, in der sich sein Gemüth befand. —

Das Gelübde, das er eben abgelegt — der Gedanke Franz' Nachfolger zu sein — der Versatz, nach dem Wunsche des Entschlafenen dessen Bekenntniß der Gemeinde mitzutheilen, das Alles bewegte seine Seele.

Das Evangelium des Tages gab ihm die so willkommene Gelegenheit, von sich selbst nichts zu sagen, sondern nur die Gnade dessen zu rühmen, der Allen gnädig ist, die mit dem Zöllner bekennen: Gott sei mir Sünder gnädig!

Als er nun den Auftrag des Entschlafenen erfüllte, da blieb kein Auge thränenleer. Es waren die Thränen seliger Freude um Alles, was der Herr an dem nun der Gemeinde so theuern heimgegangenen Mann gethan hatte. Was er Uebles gethan, war völlig vergessen — die Gläubigen in der Gemeinde sahen nur auf sein seliges Ende und umrahmten sein Andenken mit dem Schlußwort des Evangeliums des Sonntages: „Wer sich selbst erniedriget, der soll erhöhet werden!"

Ob Alle Aehnliches empfanden? Ich glaube nicht, denn hinter einer der Säulen der Kirche soll das uns aus der Demokratenzeit her bekannte Trifolium — der Advokat Bröker, der Literat und der Lohgerbermeister gestanden und sich sehr mißliebig darüber geäußert haben, daß der Franz so sei an den Pranger gestellt worden. Auch der Präsident soll, als er davon gehört, einige Worte über Taktlosigkeit haben fallen lassen. —

Es ist nun einmal über solche Dinge das Urtheil der Welt ein anderes als das der Gotteskinder, und es ahnt die Welt nicht, daß es besser ist, hier auf Erden zum Heil offenbar zu werden, als am Tage des Gerichts, an dem doch Alles, auch der verborgene Rath der Herzen an den Tag kommt, zur ewigen Schande und zu nie endendem Unglück! —

Als Horst geendet und Degen vom Altar her den Segen ertheilt hatte, drängte sich der alte Kunsmeier durch die Menge in die Sacristei, in der die Geistlichen sich nach Beendigung der Feier versammelt hatten.

„Herr Cunsteljolroth," sagte er zu Degen, „as de olle Mann noch lewede, de an düsse Kerke stohn het, bün'k met min Fru un Dochter hier tau'n Owendmohl gohn, — nu bün'k to swak,[1] as dat ik immer hertau feueren[2] künde, nu wull'k öhr bidden, dat se den Heren Pastoor hier Verlemw giewen,[3] dat he mi up minen Hof dat Owendmohl reiken künde."

„Wenn Ihr Pastor nichts dagegen hat," meinte Degen, sonst ist's gegen die kirchliche Ordnung!"

Der alte Kunsmeier wiegte leise mit dem Kopfe und sagte: „Herr Cunsteljolroth, et stait schrewen in't Evangelium St. Johannes in tainde Cappiddel in'en fifden Vers: ‚Einem Fremden aber folgen die Schafe nicht, sondern fliehen vor ihm, denn sie kennen der Fremden Stimme nicht.' — Un use Pastoor is je een Frömder!"

„Aber an der Wirksamkeit des Sacraments ändert das doch nichts," meinte Degen.

„Wisse nich," sagte der alte Mann, „äwer man het doch laiwer Eenen, van den man wait, dat he auk glöwt, wat he däut!"

---

[1] nun bin ich zu schwach.
[2] hierher fahren.
[3] Erlaubniß geben.

Nachdem Degen dem Alten angerathen, einen Antrag an das Consistorium mit der Bitte zu richten, daß dem Pastor Horst unter den obwaltenden Umständen ausnahmsweise gestattet werde, in Krankheitsfällen auf dem Kunshofe das heilige Abendmahl auszutheilen — sagte dieser hocherfreut: „Dat sall gschain!“

„Aber die Gebühr fällt Euerem Parochus zu,“ bemerkte Degen.

„De sall em nich verkürzt warden,“ sagte der Kunsmeier, reichte Horst die Hand und ging grüßend zur Thüre hinaus.

„Es hat ein Herr nach Ihnen gefragt, Herr Pastoor,“ meldete der Kirchendiener dem neuen Pastor zu St. Jakobi, „er will Sie in Ihrer Wohnung treffen.“ —

LIII.

„Ah, Herr Ader!“ rief Horst, als er zurückgekehrt, sein Amtskleid abgelegt hatte, und in das Empfangszimmer trat.

„Wie kommen Sie denn hierher?“

„Zur glücklichen Stunde,“ erwiederte dieser, indem er Horst warm die Hand reichte.

„Ich habe einen kleinen Umweg gemacht, um Sie zu begrüßen und Ihnen zu danken, daß Sie in Gottes Hand das Werkzeug gewesen sind, mich von meinen baptistischen Irrthümern zu heilen, und nun bin ich gerade zu Ihrer Einführung gekommen!“

„Wirklich,“ rief Horst hocherfreut, „gehören Sie dieser Sekte nicht mehr an? — Gott sei Dank!“

Herr Ader erzählte ihm nun, wie er seit jenem Mittage, an dem er durch Horst's Auseinandersetzung auf die Unhaltbarkeit der

baptistischen Tauflehre aufmerksam gemacht sei, der Sache weiter nachgedacht habe und wie ihn namentlich ein kleines Schriftchen, das ein lutherischer Geistlicher seiner Gegend über die Taufe herausgegeben, zu der Ueberzeugung gebracht habe, daß wirklich die Taufe das Bad der Wiedergeburt sei und daß jede Taufe, auch die der Erwachsenen, nichts mehr und nichts weniger gebe, als was die kleinsten Kinder empfingen.

„Aber wissen Sie auch," schloß Ader seine Mittheilung, „daß ich zur lutherischen Kirche getreten bin?"

„Das konnten Sie nicht gut anders," bemerkte Horst, „denn wer einmal zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß die lutherische Tauflehre der heiligen Schrift gemäß ist, der wird auch weiter geführt, und wird, nach St. Pauli Ausspruch, auch in Bezug auf die übrige Wahrheit es lernen, seine Vernunft gefangen zu nehmen unter den Gehorsam Christi, und das heißt doch im Grunde nichts anderes," fügte Horst lächelnd hinzu, „als lutherisch werden!"

„Sie haben recht, lieber Pastor," erwiederte Herr Ader; „allerdings meinen Eltern ist es schwer genug geworden," fügte er hinzu, „aber es ist ihnen schließlich doch nicht so unlieb gewesen, daß ich Lutheraner geworden bin, als wenn ich bei den Baptisten geblieben wäre." —

„Wollen Sie mich und meine Frau zu dem Hermsmeier begleiten?" fragte nun Horst seinen Gast. „Sie werden dort die Bekanntschaft eines Mannes machen, der zu den ausgezeichnetsten Männern gehört, die ich kennen gelernt habe, des Assessors Fels!"

Horst hatte das solenne Mahl, das ihm das Kirchencollegium am Tage der Einführung im Resourcensaale der Stadt geben wollte, dankend abgelehnt. Er liebte es nicht, einem opulenten Diner beizuwohnen. Namentlich war ihm das an einem Tage, wie dem heutigen, unangenehm. Er hatte dagegen mit Freuden seinem lieben Herms-

meier und dessen Fike zugesagt. „Wenn de Herr Pastoor un sine Fru met us vörlaiw nöhmen wulle," hatte die Letztere gemeint.

Herr Ader nahm mit Dank das Anerbieten an und der leichte Korbwagen des Hermsmeier führte Horst und Gertrud mit seinem Gast und dem Assessor, der Horst herzlich als den Pastor zu St. Jacobi begrüßte, eilend auf den Hermshof.

Es war mehr Besuch dort als Horst erwartet hatte. Aber lauter auch ihm willkommene Gäste. Der junge Ehringhausen — verstand sich von selbst. Dann der alte Kunsmeier mit den Seinen und dem Schäfer Gottfried und Simon, der alte Paulsiek, der Jürgensmeier und der Miesmeier und auch der alte Bröker, hett dat, waren vom Hermsmeier eingeladen.

Bevor man sich an die gastliche Tafel setzte, wurde von den Männern, während die Frauen zurückblieben, um Fiken zur Hand zu gehen, eine Besichtigung des Neubaues des Ehringhofes vorgenommen.

Die Spuren des Brandes waren bis auf die verkohlten Zweige der Eichen vollständig getilgt. Das angebrannte Holz der Balken hatte der junge Ehringhausen den Armen geschenkt.

Auf den alten Fundamenten stand schon das Fachwerk der neuen Häuser vollständig aufgerichtet. Der Zimmermeister Oldenkott hatte bewiesen, was anhaltender Fleiß und rührige Hände in kurzer Zeit ausrichten können, wenn, wie hier geschehen war, die Liebe einer ganzen Gemeine mit Herbeischaffung von Bäumen und Brettern hülfreiche Hand leistet. —

„Das ist brav," sagte der Assessor zum jungen Ehringhausen, „daß Sie Ihren Hof gerade so wieder aufbauen, wie er war, nicht so städtisch, wie man hier und dort auf den Meierhöfen anfängt, die Wohnhäuser zu bauen."

„Ik will so wohnen, as min Vader wohnt het," bemerkte der junge Ehringhausen.

„'S recht," sagte der Miesmeier mit seiner kräftigen Sinme, „man so nich half Fisg, half Fleesg — so'n städtisch Hus för 'nen Buern kümp mi vör, as ik wull wol, äwer ik kann nich — Buer bliwt Buer, wenn he auk in en staatsch Hus went!" —

„Hest recht, Rober," sagte nun der Jürgensmeier, „un de Buer gait äwer dat staatsche Hus to Grun!

He möt doch auk in so'n Hus utsain as en Här — wu will hei dann met de finen Steweln up den Meßfahl gohn? Un dann Fru un Döchter! — —

Kom ik vor weken Tagen," fuhr er fort, „wull mi Hamels käupen, to'n Bullmeier Knütter dor achtern Barge. De het so'n staatsch Hus.

As ik an de Stowendör kloppe un upmoke, sitt dor sin Fru un sin Deern an't Finster, ik segg ju — upgetakelt as en Truthohn!

Ik segg, ik will Hamels käupen. Wat seggt se? Lieber Freund, das sind nich meine Geschgäfte, da müßt ihr zum Schgäfer gehn, und de Deern? De drait sik af, as ik naiger kome, un höllt sik de Nees tau un seggt: Mama, es is hier so'n Stallgeruch! —

Sün dat noch Buerslüde?"

Horst lachte und gab dem Jürgensmeier vollkommen recht.

„Gut," sagte er, „daß bei uns noch die alte Sitte und die alte Tracht herrscht. In der That, wenn sich ein Bauermädchen einen städtischen Strohhut aufsetzt und Glaceehandschuhe anzieht und mit einem langen kattunenen Kleide, statt des alten deftigen Tuch- oder selbstgewebten Leinwandrockes, über die Erde schleppt, kommts mir gerade vor, als wenn eine Ente sich zum Schwan machen will. Sie reckt ihren Hals, wird doch kein Schwan, aber sie verdreht ihn!"

„Dor het se recht, Her Pastoor, hett dat," fügte der alte Bröker hinzu und zog seine Augenbrauen hoch, „un dor achtern Barge, hett dat — mehren sik leider Gottes de Anten met de verdraiten Hälse, hett dat!"

„Was das Schlimmste ist," sagte nun der Assessor, „mit dem Untergange der alten ererbten Häuser und Trachten wird auch die alte ererbte Sitte und Zucht allmählig schwinden!"

„Sehr wahr, Herr Assessor," bemerkte jetzt Herr Ader, „dort in einer Gegend — meine Reisen führen mich zuweilen hindurch — hat der Bauer schon vollständig den Bauern ausgezogen, man findet in seinen Stuben hohe Spiegel, Mahagonimöbeln, Wiener Flügel und die Töchter werden in der Stadt zugerichtet — aber — aber!"

„Et stait auk schrewen in'en Römerbraiv, in't twölfde Cappiddel in den föstainden Ves," fügte noch der Kunsmeier hinzu, „trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen! — un de fromme Sirach seggt — ik wait up stuns nich, wo et stait — liebes Kind, bleibe gern im niedrigen Stande!"

Unter diesen Gesprächen war der Neubau besichtigt und über den Steg des uns bekannten Wiesenbaches stiegen die Männer durch das Erlenholz und den Eichbusch wieder zum Hermshof hinan. —

„Nu setten Se sik dal!" lud die Hermsmeierin ein, die wegen der vielen Gäste in der Deele hatte decken lassen.

Frau Gertrud wollte es sich nicht nehmen lassen, Fiken bei der Bedienung der Gäste zu helfen, mußte aber der Tochter des Kunsmeier weichen, die es sich „vör'ne Ähre anrekende, uptauwarden!"

„Wissen Sie noch, Herr Pastoor," sagte der Hermsmeier zu Horst, nachdem dieser das Tischgebet gesprochen und Alle ihre Plätze eingenommen hatten, „hier haben wir am Tage meiner Hochzeit auch gesessen!"

„Na, olle Junge," wendete sich nun der alte Paulsiek an den jungen Ehringhausen, dem eben die Tochter des Kunsmeier die Schüssel hinreichte, „wenn wardst Du den Hochtid hollen? Din Hus is bolle fahrig, dann möt'ste 'ne Fru drin hebben!"

Der junge Mann sagte, indem er die junge Bäuerin ansah, verlegen: „Ik hew jo noch kine Brut!"

„Oh," lachte der alte Paulsiek, „dat wöre so'ne swore Sake nich," und schmunzelte, als er dem jungen Mädchen nachblickte, das über und über roth geworden war. —

„Wann wird denn Ihr Hof wohl fertig sein?" fragte nun Herr Ader den jungen Ehringhausen.

„In nen Weken of fiwe!" antwortete dieser.

„Nun, dann will ich Ihnen einen Vorschlag machen, sagte Herr Ader, „ich habe kürzlich einer Hofeinweihung beigewohnt — die bestand in einem Missionsfest! —"

„Ein vortrefflicher Gedanke, Herr Ader!" rief Horst. „Ja, lieber Ehringhausen," sagte er zu diesem gewendet, „das wollen wir thun. Die Erndte ist dann vorüber — dann wollen wir in einem Missionsfest dem Herrn den Doppeldank für die Wiederaufrichtung Ihres Hofes und für die herrliche Erndte darbringen!"

„Dat's recht!" sagte der alte Paulsiek, „un wenn dann tau gliker Tid Hochtid is — dann is't en dridubbelt Fest!"

„Sehr schön," meinte der Assessor, „und die Kirche auf Ihrem Hofe behält so auch ihre Bedeutung — sie wird zur Missionskirche!"

Alle waren über diese Aussicht hocherfreut und Herr Ader versprach, wenn es ihm eben möglich, seine Reise so einzurichten, daß er bei dem Missionsfeste zugegen sein könne. —

„Lieber Herr Pastoor," sagte, nachdem die Mahlzeit vorüber und Horst das Gratias gesprochen hatte, Simon leise zu Horst, „ich möchte Sie bitten, daß Sie mich und Gottfried an dem Missionsfest einsegneten. Wir haben uns bei'm Herrn Pastoor Harms zum Missionsdienst gemeldet, und er hat uns auch versprochen, zu Michaeli uns anzunehmen."

„Wie," rief Horst verwundert und erfreut, „auch Gottfried will Missionar werden?"

„Ja, Herr Pastoor," sagte dieser, der hinzugetreten war, als er sah, daß Simon mit Horst heimlich sprach, „ich glaube, daß es des Herrn Wille ist, daß ich ihm unter den Heiden diene."

„Was sagt denn der alte Kunsmeier dazu?" fragte Horst und sah zu diesem herüber, der nun auch herzutrat.

„Herr Pastoor," sagte dieser lächelnd, „mi geht die beide swor af — äwer ik draf se den laiwen Heeren nich enttüben!"

„Das ist ja eine rechte Freude," wendete sich Horst nun an die Uebrigen, „diese beiden wollen dem Herrn unter den Heiden dienen!"

„Prächtig," sagte Herr Ader, „da ist ja heute Alles beisammen, was zu einer wahrhaften Gemeinde gehört — ein Pastoor, der daheim die Schafe weidet und Boten, die bereit sind, die andern Schafe, die noch nicht auf der Weide des Wortes Gottes sind, herzuführen, daß sie des Herrn Jesu Stimme hören können!"

Der Kunsmeier lachte in seiner Weise stille vor sich hin und äußerte, „Doräwer het use Gottfried all' en nüdlik Vesken mokt!"

„Lassen Sie hören!" rief Frau Gertrud dem Schäfer zu.

Der Schäfer meinte — es wäre eigentlich nicht der Mühe werth, der Vater Kunsmeier mache zu viel daraus.

Als aber Alle ihn baten, hob er mit seiner Stimme an, die selbst wie Gesang tönte:

„Es läuten die Glocken im lieblichsten Ton,
Sie rufen zum seligen Feste —
Sie läuten und rufen zum himmlischen Thron
Des Königes fröhliche Gäste,
Sie rufen, kommt her und esset und trinkt,
Das Mahl ist bereitet, mein Diener es bringt.

Die Gäste, sie kommen in fröhlicher Schaar
Von Nah und von Ferne gezogen —
Das Herz ist so freudig, das Auge so klar,
Dem Könige sind sie gewogen.
Sie essen und trinken, was er ihnen beut,
Die Speise, die sättigt in Ewigkeit!

Und als sie gegessen vom himmlischen Brod,
Da singen sie fröhliche Lieder, .
Sie singen vom Leben, sie singen vom Tod,
Der ihnen das Leben giebt wieder,
Das Leben, das nimmer ein Ende mehr hat,
Das Leben, des Anfang und Ende die Gnad'.

Fort tönen die Glocken im lieblichsten Ton,
Sie hören nicht auf mehr zu klingen,
Sie hören nicht auf, zu rufen zum Thron,
Um den die Engelein singen —
Sie hören nicht auf bis der Tag ist da,
Auf den keine Nacht kommt — Hallelujah!"

LIV.

Der Abend des Tages vereinte die Freunde in dem Garten des Regierungsraths.

Leider hatte Herr Ader der Aufforderung Horst's, ihn dorthin zu begleiten, nicht Folge leisten können. Ihm geboten seine Geschäfte, noch an demselben Tage seine Reise fortzusetzen. Aber Tildchen, das mit seinem Gebetlein und seiner Frage: Onkel, hast du auch den lieben Heiland lieb? — einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, hatte er noch vorher sehen müssen, und als er das Kind auf seine

Arme nahm und es herzlich küßte, hing er ihm als ein Geschenk vom Onkel Ader ein feines goldenes Kettlein um, an dem ein Kreuzlein, mit Rubinen besetzt, befestigt war.

„Aber, Herr Ader — das ist zu viel!“ hatte Frau Gertrud gesagt.

„Zu viel?“ hatte Herr Ader gemeint, „Ihrem Kinde verdanke ich durch Gottes Gnade mehr, als ich ihm vergelten kann!“ — —

„Da ist unser edler Hirte!“ rief der Justizrath, der mit dem Consistorialrath und dem Archidiakonus sich schon früher eingefunden hatte und schüttelte dem „hochehrwürdigen Parochus von St. Jacobi,“ wie er sich ausdrückte, herzlich die Hand.

„Aber, was soll unsereins nun machen?“ sagte er, indem er seine Figur zwischen Landrier und Horst stellte, „mir geht's jetzt wie Buridans Esel!“ und dabei sah er bald den Einen, bald den Andern mit solch komischen Schmerzensbezeugungen an, daß sich die Anwesenden des Lachens nicht enthalten konnten.

„Ich will Ihnen einen guten Rath geben, lieber Justizrath,“ sagte der Regierungsrath, „essen Sie an beider Tisch!“

Einen Augenblick sah der Justizrath ganz bestürzt aus, dann rief er in so komischem Pathos: „Salomo!“ daß die allgemeine Heiterkeit sich nur steigerte.

„Aber, wo bleibt denn unser Assessor?“ fragte Fräulein von Ehren die Pastorin.

„Er hat bei unsrer Rückkehr in die Stadt für einen Augenblick sich empfohlen — wollte aber gleich nachkommen,“ erwiederte Frau Gertrud.

„Ah — er will gewiß sehen,“ meinte lächelnd Fräulein von Ehren, „ob gewisse Briefe für ihn angekommen sind!“

Sie hatte recht vermuthet, denn gleich darauf trat der Assessor freudestrahlend in den Garten und überreichte ihr einen Brief von

der Obergerichtsräthin Thalberg, in der diese ihr für einige Tage einen Besuch mit ihrem Mann und ihrer Schwester ankündigte.

„Das ist ja prächtig," rief Fräulein von Ehren.

„Na, oller Bruder scilicet Junggeselle," wendete sich nun der Justizrath an den Archidiakonus, „dann können wir nur so lange eine Parthie à deux spielen!"

„Warum das?" fragte der Regierungsrath lachend.

„Na, weil wir dann doch drüber sind," meinte der Justizrath mit komischer Traurigkeit.

„Aber wollen wir nicht lieber hereingehen?" fragte Fräulein von Ehren ihren Bruder, „es dunkelt schon und eben ist der Thee bereitet!" —

„Kommen Sie," wendete sich der Justizrath zu Rothmann und nahm ihn unter den Arm, „wir Jünglinge eröffnen den Reigen — mögen die Alten uns folgen!"

Ein schallendes Gelächter ertönte, als der dicke Justizrath und der hagere lange Rothmann — der letztere mit weitem Schritt — der Andere trippelnd, voranschritten.

Die Räume waren festlich erleuchtet.

„Das ist ja wie zu Weihnachten!" sagte Horst. „Zur Feier der Einführung meines lieben Pastors," erwiederte der Regierungsrath verbindlich.

Als Fräulein von Ehren bei dem Kerzenschein den ganzen Brief durchlesen hatte, bestellte sie den Glückwunsch, den der Obergerichtsrath seinem lieben Diakonus, jetzigem Pfarrherrn an St. Jacobi, wie er geschrieben, sagen ließ, und theilte mit, daß neulich Mathilde einige Tage in X. bei Obergerichtsraths sich aufgehalten habe.

Der Pastor, der Vorsteher ihres Diakonissenhauses, war, wie Fräulein von Ehren aus dem Briefe referirte, von Horst's Nachfolger ersucht worden, ihm zwei Schwestern zur Pflege in der Kranken-

anstalt zu schicken, die er vorläufig in einem Privathause gestiftet hatte. Um sich von der Sachlage näher zu unterrichten, hatte der Pastor „Schwester" Mathilde nach X. gesandt.

„Es geht ihr sehr wohl," fügte Fräulein von Ehren hinzu, als sie den Brief zusammenlegte, „und sie fühlt sich glücklich in ihrem Beruf."

„Das glaube ich wohl," nahm nun Landrier das Wort, „es ist der edelste Beruf, dem ein Frauengemüth sich unterziehen kann, und wenn Jemand so zum Herrn steht, so hingebend und selbstlos, wie Ihre Schwester es thut," wendete er sich an Horst, „dann bin ich überzeugt, daß in diesem Beruf jener innere Frieden sich der Seele bemächtigt, der davon Zeugniß ablegt, daß sie Alles gefunden hat, was hinieden das Herz begehren kann."

Der Regierungsrath sagte nichts, aber es schien ihm wohl zu thun, daß derjenigen, der nächst Gott sein ganzes Herz gehörte, in dieser Weise vom Consistorialrath Erwähnung geschah.

„Ja," sagte Horst, „sie ist meine Schwester, aber eine so kindliche Hingabe an den Herrn wie bei ihr und eine so große Kraft des Willens, dieser Hingabe in einer edlen ob auch anstrengenden Thätigkeit einen Ausdruck zu geben, habe ich selten gefunden!"

„Ich noch nie — halt — meine liebe Franziska hält ihr die Wage," sagte der Regierungsrath, indem er seiner Schwester, die erröthend die Augen niederschlug, die Hand reichte.

Ob die übrigen anwesenden Frauen dieses vielleicht etwas zu hochgespannte Lob Mathildens ganz neidlos hörten, weiß ich nicht, wenigstens sahen sie stille vor sich nieder und es war, als wenn über Frau Gertruds kindliches Gesicht ein leichter Schatten der Trauer geflogen wäre.

Horst mochte das bemerken — er fügte wenigstens hinzu: „Uebrigens müsse er sagen, daß man auch ohne Diakonissin zu sein, dem

Herrn mit der kindlichsten Hingabe dienen könne" — und dabei sah er seine Gertrud an, die ihm eben so wie die Consistorialräthin und deren Tochter einen dankbaren Blick zuwarf.

„Das wollte ich auch sagen," bemerkte der Assessor, dem es nicht recht war, daß der Diakonissenberuf so gar sehr erhoben wurde.

Er meinte, so wenig er es auch unterschätzen wolle, wenn eine junge Dame, die vom Herrn eine besondere Gabe dazu empfangen habe, sich diesem Amte widme, so müsse er doch sagen, daß eine jede Hausfrau und Mutter in ihrem Hause, und daß jede unverheirathete Dame, die in ihrer Familie sich der Pflege ihrer Eltern oder Geschwister mit wahrer Liebe um des Herrn willen hingebe, einem Berufe sich unterziehe, der an Würde dem der Diakonissin ganz gleich zu achten sei. —

Alle mußten dieser Bemerkung zustimmen und Landrier meinte: „Der Apostel hat recht: ‚Ein Jeglicher bleibe in dem Beruf, darinnen er berufen ist.'" —

„Aber, meine Verehrten," nahm nun der Justizrath das Wort, der ruhig zugehört hatte, „ich stimme doch für die Diakonissen! — In Krankenhäusern sind sie doch sehr nöthig — und ein Krankenhaus sollte billig jede Gemeinde haben — o, wenn Sie wüßten, was das für ein Jammer ist, wenn so ein armer kranker Mensch daliegt und hat Keinen zur Pflege!"

Das wußte Niemand, daß der Justizrath aus Erfahrung sprach und daß er oft heimlich zu so einem einsamen armen Kranken wanderte und bei ihm die niedrigsten Dienste mit der herzlichsten Hingebung verrichtete.

„Haben Sie denn nicht Lust," fragte nun plötzlich der Regierungsrath Horst, „in Ihrer Gemeinde ein Krankenhaus zu gründen?"

„Lust wohl," erwiederte Horst, „und es wäre auch bei der großen Ausdehnung der Gemeinde und bei der Umständlichkeit bei Krankheits-

fällen auf dem Lande ärztliche Hülfe zu erhalten, sehr nöthig — aber" — —

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," fiel der Regierungsrath ein, „wenn Ihnen nur die Mittel zur ersten Anlage gegeben würden!"

Alle sahen ihn groß an, aber seine Schwester lächelte still vor sich hin.

„Nun, dann würde ich allerdings," erwiederte Horst, „das als einen Wink vom Herrn ansehen, ein Krankenhaus zunächst für zwölf Betten ins Leben zu rufen.

„Ich halte Sie bei'm Wort," sagte der Regierungsrath freundlich, „und damit wir dem Pastor," wendete er sich zu den Uebrigen, „zu seiner Seelenpflege der Gesunden die Leibespflege der Kranken fügen, verpflichte ich mich hiermit, sollte die Gründung einer solchen Anstalt die Summe von zwanzigtausend Thalern nicht überschreiten, diese als ein zinsfreies Darlehen auf fünf Jahre herzugeben!"

„Das ist ja prächtig — das ist ja sehr schön!" riefen Alle.

„Das ist ein würdiger Schluß Ihrer Einführungsfeier!" sagte der Consistorialrath zu Horst.

„Aber, wenn nun die Sache pleite geht?" bemerkte der Justizrath und Alle lachten über den komischen Ausdruck.

„Ja," sagte er unter Zustimmung des Assessors, „man muß alle Eventualitäten in's Auge fassen."

„Sie haben recht, lieber Justizrath," erwiederte der Regierungsrath, „darum wollen wir auch daran in dem Instrumente denken, das morgen unser lieber Justizrath in allen Formen Rechtens über die Sache auszustellen die Güte haben wird."

Die Freunde blieben noch bis in die späten Abendstunden in den gastlichen Räumen zusammen und dem Assessor machte es eine besondere Freude, jetzt an dem von Gott so wunderbar gefügten Ziele

noch einmal die Geschichte der Freigemeindler, wie er sich scherzend ausdrückte, zu überblicken.

„Ich sehe noch den alten treuen Ehringhausen zu mir eintreten," sagte er, „es war ungefähr um diese Zeit im vorigen Jahre, als er mich einlud, an der Versammlung Theil zu nehmen, in der die Bildung der Gemeinde beschlossen wurde.

Ja, der alte Ehringhausen," fuhr er fort, „er war doch ein alter prächtiger Mann — Alles an ihm naturwüchsig — seine Biederbigkeit eben so wohl wie seine Festigkeit. Was er sich einmal vorgenommen hatte, davon ließ er nicht wieder ab."

„Und dabei diese gesunde, lautere Frömmigkeit bei dem Manne," fügte Horst hinzu, „keine Spur von jenem krankhaften Pietismus bei ihm, der in kleinen äußerlichen Dingen und im gesetzlichen Wesen den Ausdruck des Glaubens an den Herrn sieht! Und wie viel er zur gnadenreichen Umwandlung des seligen Kranz beigetragen hat, das wird die Ewigkeit zeigen!"

„Und was war er für ein freundlicher Mann — sein ganzes Gesicht war ein einziges Wohlwollen," erhöhte noch Frau Gertrud das Lob des entschlafenen Mannes.

„Na," sagte der Justizrath, „Ihr Hermsmeier scheint mir aber auch nicht ohne zu sein!"

„Ein trefflicher junger Mann," warf Horst schnell ein, „aber ich möchte sagen, er ist weniger Bauer, als sein seliger Schwiegervater war — schon daß er so geläufig und richtig hochdeutsch spricht, hebt ihn über seine Standesgenossen hinaus."

„Er fühlt auch anders als die," bemerkte der Assessor mit einem bedeutsamen Blick, den er Horst zuwarf und der diesen sofort an die Vertheidigung erinnerte, in der Hermsmeier in jener Versammlung seines Pastors Sache geführt hatte.

„Da müssen wir aber auch seine Frau nicht vergessen," setzte Frau Gertrud hinzu.

„Ach ja," sagte Fräulein von Ehren, „der Tracht und der Sprache nach, wenn man den Ausdruck ihrer Stimme abrechnet, ist sie Bäuerin — aber ich habe, so vortrefflich auch die übrigen Frauen in der Gemeinde sind, doch keine kennen gelernt, die an Herzensbildung und feinem Takt, möchte ich sagen, der Hermsmeierin gleich käme."

„Das ist wahr," setzte die Pastorin hinzu, „Fiken ist eine gar zu prächtige Frau."

„Wenn ich meine Meinung sagen soll," äußerte nun der Regierungsrath, „so kann ich nur sagen, daß ich unsern Pastor glücklich schätze, eine solche Gemeinde zu haben.

Sie haben den Hermsmeier genannt," wendete er sich an den Justizrath, „was sagen Sie denn zu dem alten Paulsiek und unserm lieben alten Hett dat und dem Vollmeier Jürgen-Klost?"

Wir wissen, der Justizrath hatte diese nach dem Brande auf dem Hermshofe kennen gelernt.

„Der Letztere," meinte der Angeredete, „scheint gerade den Verstand nicht mit Löffeln gegessen zu haben — aber brav ist er auch wie die Andern — er war doch gleich bereit, dem Ehringhausen mit all' seinem Gespann zu helfen."

„Da bitt' ich dann aber auch den derben Miesmeier und den Jürgensmeier und den Bolten up den Bön mit seinem langen Rock und den Hümkemeier und den alten Schulten van der Beke nicht zu vergessen," bemerkte der Assessor

„Wenn der Anerbe vom alten Schulten nur anderen Sinnes wäre," sagte Horst.

„Jetzt kann er Ihnen wenigstens nicht mehr aus der Pfanne springen," erwiederte der Assessor, „das macht die kirchliche Ordnung," setzte er bedeutungsvoll hinzu.

Es entstand eine Pause, in der wie es schien, jeder der Anwesenden die genannten Persönlichkeiten und die Situationen, in denen er sie kennen gelernt hatte, an der Seele vorüberziehen ließ.

Dann ergriff der Consistorialrath das vor ihm stehende Glas und sagte:

„Es wird Sie wundern, daß ein Mitglied der Kirchenbehörde Sie auffordert, auf das Andenken der weiland freien Gemeinde Ihr Glas zu leeren.

Aber in der That," fuhr er fort, „wenn alle freien Gemeinden aus einem so schriftgemäßen Grunde sich bildeten, und aus solchen Persönlichkeiten beständen, wie diese, der unser Bruder Horst vorgestanden hat, dann möchte man wünschen, daß eine jede Landeskirche mit dem Weckruf solcher freien Gemeinden für eine Zeit lang begnadigt würde. —

Ich kann nicht leugnen," schloß er, „daß das Beispiel eines wahren werkthätigen Christenthums, eines treuen Glaubens und einer heiligen Liebe, das sie gegeben, auch auf meine Gemeinde einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt hat."

Eben wollten sich Alle erheben, und der freundlichen Aufforderung des Consistorialraths genügen, als der Assessor sein Glas erhob und sagte:

„Und ich möchte den Wunsch aussprechen, daß alle Kirchenbehörden gleich der unsrigen die Zeichen der Zeit verstünden und, wie sie es gethan, zur rechten Stunde die Wege einschlügen, um das, was der Herr außer der kirchlichen Ordnung gefügt, nicht einfach zu beseitigen, sondern für diese und die ganze Kirche zu verwerthen.

Und weil, wie wir wissen," fuhr er fort, zur Handhabung dieser wahren Weisheit einer Kirchenbehörde unser lieber Consistorialrath" —

„Halt," rief Horst nun, „Verzeihung, daß ich Sie unterbreche — ich muß aber noch etwas hinzusetzen — weil unser lieber Con-

sistorialrath auch kein geringes Werkzeug in der Hand Gottes gewesen ist, einen quidam Horst in den Reichthum theologischer Erkenntniß einzuführen" —

„Ich setze noch Etwas hinzu," unterbrach der Regierungsrath, „und weil unser Freund, wiewohl reformirt, doch uns Lutheranern ein warmes Herz entgegengetragen, und in den Tagen, als auf den Freigemeindlern noch eine gewisse Schmach lag, sich zu ihren Bestrebungen bekannt hat — nun vollenden Sie, lieber Assessor," wendete er sich an diesen.

„Nun ja," sagte dieser, „was ist da zu vollenden — wir erheben die Gläser und stoßen darauf an, daß unser lieber Consistorialrath Landrier uns Jacobigemeindegliedern ebenso gewogen bleibe, wie er es den Freigemeindlern gewesen ist!"

Als die Gläser erklangen, meinte Landrier, das sei keine Kunst, einem so liebenswürdigen Kreise gewogen zu bleiben, die gebotene und seinerseits erwiederte Liebe zwinge ihn dazu. —

„Aber nun muß auch unser Assessor leben," sagte die Consistorialräthin, der die Anerkennung wohlgethan hatte, die durch den Assessor ihrem Manne war zu Theil geworden.

„Und seine Fräulein Braut — Therese Montabauer!" fügte Fräulein von Ehren hinzu — und wieder tönten die Gläser fröhlich zusammen.

„Na, oller Blaßmann," wendete sich nun der Justizrath an den langen Archidiakonus in seiner humoristischen Weise, „sollen wir zwei beide denn so leer ausgehen?"

„Nicht — nicht!" rief der Regierungsrath. — „Unser" —

„Halt — ich bitte um's Wort! sagten die weiland Volksversammelten," unterbrach der Justizrath, „daß wir zwei beiden — der Lange und der Kurze — der Magere und der Dicke — der Ernste und der — nun, wie soll ich mich denn nennen?" —

„Sagen Sie der Liebenswürdige," bemerkte lächelnd Fräulein von Ehren.

„Das wäre doch gegen die Bescheidenheit," sagte der Justizrath mit komischem Ernste — fuhr dann aber wirklich ernst fort, und seine Stimme klang weich — „daß wir ein Haus gefunden haben, in dem wir zwei alten Knaben in der Liebe wieder jung werden und nicht blos Bekannte, sondern Freunde sind — das verdanken wir Fräulein von Ehren und ihrem liebenswürdigen ehrenfesten Bruder — lassen Sie auf dieser Wohl Ihre Gläser erklingen und Ihr Hoch ertönen!"

„Höchst liebenswürdig von Ihnen, lieber Justizrath!" sagte Fräulein von Ehren, als das von Neuem angestimmte dreimalige Hoch verklungen war. —

„Und ich trinke auf eine Anwesende und auf eine Abwesende," hob der Regierungsrath das Glas — und Frau Gertrud verneigte sich in ihrem und Mathildens Namen vor dem Regierungsrath. —

„Was sinnen Sie denn?" fragte Fräulein von Ehren den Justizrath, der einen Augenblick stille vor sich da saß.

„Ich denke an den armen Schweppe," erwiederte dieser.

„Ach ja," sagte Horst, „der macht mir auch Sorge, mit seinem Küsteramte ist's ja nun aus."

„Wissen Sie was?" meinte nun der Justizrath, „er kann ja die Hausgeschäfte in Ihrem Krankenhause besorgen, und bis das gegründet ist — kann er bei mir als Diener eintreten, Sie wissen ja, mein Kerl ist mir fortgelaufen!"

Aus dem Vorschlage des Justizraths leuchtete ein so außerordentlich menschenfreundliches Herz, daß alle Freunde, wenn sie auch nicht darüber sprachen, darin einverstanden waren, daß die Bekanntschaft dieses herrlichen Mannes nicht zu den geringsten Segenserweisungen des gnädigen Gottes gehörte, die ihnen Allen, wenn auch nur mittelbar durch die freie Gemeinde geschenkt worden waren. —

„Was Gott thut, das ist wohlgethan", diese Melodie blies der Thürmer von St. Petri, als der zehnte Schlag der Uhr verhallt war. —

Gertrud sah ihren Mann an. Unter den Klängen derselben Melodie waren sie ja vor einem Jahre in die Stadt eingezogen.

Fräulein von Ehren setzte sich an das Instrument und spielte die Melodie weiter und Frau Gertrud intonirte mit ihrer vollen Silberstimme und die Uebrigen fielen mit ein:

Was Gott thut, das ist wohlgethan,
Er ist mein Licht und Leben,
Der mir nichts Böses gönnen kann,
Ich will mich Ihm ergeben
In Freud' und Leid —
Es kommt die Zeit,
Da öffentlich erscheinet,
Wie treulich er es meinet!

Druck von E. Pöschel & Co. in Leipzig.

In gleichem Verlage erschien ferner und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sir Roland Ashton

oder

Des Christen Glück im Unglück.

Von

Lady Catharine Long.

Aus dem Englischen.

Bevorwortet von D. W. J. Besser.

47 Bogen 8° eleg. brosch. Preis 2 Thlr., in feinem Reliefband $2^{1}/_{2}$ Thlr.

Dr. Besser sagt in seinem Vorwort:

„Als vor etwa dreißig Jahren Miß Kennedy's Novellen in deutscher Uebersetzung erschienen, begleitete Menschenfischer-Segen diese anmuthigen und anziehenden Erzählungen. Von der Liebe Christi durchhaucht, sind dieselben für viele eine Angel geworden, die sie zum HErrn gezogen hat. Seitdem hat nicht allein die in der englischen Literatur heimische erbauliche Novelle in Uebersetzungen häufig uns besucht, auch deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen haben sich durch den englischen Reichthum auf diesem Gebiete zur Nacheiferung reizen lassen. Dennoch ist mir unter den deutschen Originalschriften dieser Art keine bekannt, welche in gleichem Maße, wie das hier in deutschem Kleide dargebotene Buch der Lady Catharine Long — einer Geistesverwandten Miß Grace Kennedy's — die Eigenschaften besäße, deren Vereinigung einer Novelle interessante Erbaulichkeit verleiht. Deshalb habe ich die Uebersetzerin zu dieser Arbeit ermuthigt, und sollte meine Einladung zum Lesen gleichgünstigen Erfolg wie die zum Schreiben haben, so weiß ich gewiß genug, daß die Leser an der hier zu genießenden ebenso gesunden wie schmackhaften Kost Freude finden werden.

Dem Titel des Originals ist hier der andre „Des Christen Glück im Unglück" als sachliche Inhaltsanzeige beigegeben. Des Christen himmlisches Glück mitten im irdischen Unglück: das ist das Thema, welches in Sir Roland eine bildliche Gestalt gewonnen hat. Und das Licht zu dem hier dargestellten Photographie-Bilde ist das Wort des HErrn: ‚Den Frieden lasse Ich euch, Meinen Frieden gebe Ich euch. Nicht gebe Ich euch, wie die Welt giebt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.'

Gottes Segen geleite das Buch auch auf dessen deutschem Gange!"

Wirken und Leiden.

Erinnerungen an Elisabeth und Fanny Bickersteth.

Von ihrer Schwester.

Aus dem Englischen.

Mit einer Vorrede von Professor Franz Delitzsch.

Preis geh. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr., fein gebunden 1 Thlr. 20 Ngr.

Ein anspruchsloses, aber bedeutenden Ansprüchen in seltener Weise entgegenkommendes Buch. Es führt in den inneren Lebensgang zweier reich begabten Schwestern aus einem von echter Frömmigkeit durchwebten Hause, deren eine in zarter, schwacher Hülle dazu ausersehen war, während eines vieljährigen Krankseins und unter schweren inneren Anfechtungen den Herrn durch Leiden zu verherrlichen und für ihre Umgebung ebensosehr eine Uebungsschule liebender Fürsorge als eine Quelle unmittelbaren Segens zu werden, während die andere in heiterer Glaubensfreudigkeit und fröhlicher Wirksamkeit als Gattin eines trefflichen Mannes und als Mutter lieblicher Kinder ein schönes Erdenglück genießt, dabei aber für fremdes Leid und namentlich das ihrer Schwester die zarteste, verständnißvollste und ausdauerndste Theilnahme hegt und diese durch einen brieflichen Verkehr bethätigt, der durch seine christliche Tiefe, seine ungeschminkte Lauterkeit, seinen Reichthum an immer neuen, aus dem unerschöpflichen Born des Gotteswortes abgeleiteten und in die manigfachsten und ansprechendsten Formen gekleideten Tröstungen es vor vielem Aehnlichen verdient hat, aus der stillen Verborgenheit des Familienarchivs an das Licht der Oeffentlichkeit versetzt zu werden. Das Buch hat in England eine sehr günstige Aufnahme und viele Verbreitung gefunden durch die innere Wahrheit, die darin waltet und durch den Reichthum an tiefen christlichen Gedanken, die, aus innerster Herzenserfahrung geflossen, zugleich in der edelsten Form, wie sie in dieser Zartheit nur dem Weibe eignet, ausgesprochen werden. Wir dürfen hoffen, daß auch die deutsche, mit vollem inneren Verständniß des Originals und großer Sprachgewandtheit ausgeführte Uebersetzung in unserem Vaterlande eine ähnliche günstige Aufnahme finden werde. Namentlich solchen Lesern und Leserinnen, denen selbst eine lange Leidensschule zur Bewährung ihres Glaubens beschieden ist, oder die in solcher Weise Geprüften zu Seite stehen, wird das Buch mit seinem reichen Inhalt, seinen milden, allem Extremen und Phantastischen abholden und stets auf sicherem christlichen Glaubensgrunde erwachsenen Trostgedanken der Vermittler unschätzbaren Segens werden können. Die von Professor Delitzsch demselben vorangestellte Empfehlung können wir daher auch unsrerseits auf das wärmste unterstützen. —

(Neue ev. Kirchenzeitung.)

Erzählungen von Karl Stöber.

Gesammtausgabe

mit Bildern von Ludwig Richter.

4 Bände, cart. à 1 Thlr., in 2 Reliefleinwandbände gebunden $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Karl Barthel sagt in seiner „Deutschen Nationallitteratur der Neuzeit“ u. a.: „Karl Stöber ist nicht nur unter den neueren Volksschriftstellern christlichen Sinnes einer der Aeltesten, da er schon bald nach Immermann auftrat, sondern zugleich auch wohl der erste nach Hebel, der es aus dem Grunde verstand, eine kurze Erzählung so anziehend zu geben, daß man mit gleicher Spannung eine hinter der andern wegliest. Schon die bloße Darstellungs- und Ausdrucksweise zwingt bei ihm zur Theilnahme, wenn auch nicht meistens das tiefe Interesse der Begebenheiten und die geschickte Anordnung des Stoffes hinzukäme. Vor allem erhebt er durch seinen köstlichen Humor, zumal dieser bei ihm als ein Ausfluß seiner christlichen Tüchtigkeit und Gesundheit auftritt, durch die er so überaus wohlthut. Dabei hat seine Sprache eine Frische, Lebendigkeit und Kraft, die fast mit jedem Satze einschlägt und befruchtet. Er nimmt seine Geschichten aus allen Gebieten des Lebens und der Dichtung, schließt sie aber meist an kirchliche oder [illegible] Verhältnisse an und entwickelt hier, vor allem in der Schilderung des [illegible] kleiner Städte und des [illegible] Familienlebens, eine Meisterschaft, die von [illegible] Auffassungsgabe und von entschiedener [illegible] zeugt.“

„Der ganze reiche Reichthum seines [illegible] entfaltet sich in der Gesammtausgabe seiner Erzählungen, ein wahrer Schatz [illegible] über all die Perle der [illegible] in den mannigfachsten Farben schimmert.“

Enoch Arden.

Ein Gedicht von A. Tennyson

übersetzt von F. W. Weber.

Broschirt 10 Neugroschen. Fein gebunden 15 Neugroschen.

Aylmers Field.

Ein Gedicht von A. Tennyson

übersetzt von F. W. Weber.

Broschirt 10 Neugroschen. Fein gebunden 15 Neugroschen.

„Die Dichtungen Alfred Tennysons haben mit Recht einen unangefochtenen großen Ruf, sie stehen wie Alpenrosen auf den Höhen des Lebens, unbekümmert um das Treiben der Welt in ihrer einfachen von dem Hauche der Poesie geweihten Schönheit. — Die Weber'sche Uebersetzung darf sich den besten Uebertragungen an die Seite stellen.“

(Allgemeine Literatur-Zeitung.)

Lebensbriefe

von

Auguste Teschner.

Mit einer Vorrede

von

Dr. F. W. Besser.

Zwei Theile, eleg. broschirt 3 Thlr., in feinem Leinenband 4 Thlr.

Dr. Besser, der Verfasser der „Bibelstunden" sagt in seiner Vorrede u. a.: „Ich sollte mich von Herzen freuen, wenn meine Einladung: „Kommet und leset!" Etliche oder Viele dazu bewegte, die Erquickung und den Segen mit zu genießen, womit mir selbst diese „Lebensbriefe" geworden sind. Schon mehr als einmal habe ich Bücher bevorwortet, keines aber wie dieses, in so freudiger Ueberzeugung, daß die meiner Einladung etwa folgenden Leser und Leserinnen sagen werden: „Wir haben mehr gefunden, als wir erwarteten."

Wir empfehlen das schön ausgestattete Buch als passendes Festgeschenk für Töchter gebildeter Stände, die eine ernste, geistig anregende Lektüre zu schätzen wissen.

Helene.

Eine Erzählung für christliche Kreise.

Elegant broschirt 18 Ngr., fein in Goldschnitt gebunden 1 Thlr.

„Ein feines Buch. Von Frauenhand geschrieben und namentlich für Jungfrauen bestimmt, aber doch für jedes christliche Gemüth gut und nützlich zu lesen, preiset es die Liebe, die stärker ist als der Tod, die Liebe des HErrn zu uns und die dadurch in uns entzündete Gegenliebe zu Ihm, die selbst den für ein Mädchenherz größten Schmerz, den Verlust des Verlobten, durch Stillesein im HErrn überwindet. „Sie erkannte, daß auch die reinste Liebe zu einem theuern Menschen nicht vergleichbar sei der heiligen Liebe, die wir dem HErrn darbringen sollen — — und Er gab ihr Seinen Frieden dafür." — Die geschichtliche Entwickelung, bald kurz angedeutet, bald ausführlicher dargelegt, ist innerlich wahr, die Darstellung fesselnd, die Ausstattung ansprechend."

(Stader Sonntagsblatt.)